Bayreuther Blätter.

Monatschrift

unter der Redaktion

von

HANS VON WOLZOGEN

herausgegeben

vom

Allgemeinen Richard Wagner-Verein.

BIBLIOTHEK DER UNIVERSITAET ZU WÜRZBURG

Zwölfter Jahrgang 1889.

Bayreuther Blätter.

Monatsschrift

unter der Redaktion

von

HANS von WOLZOGEN.

Herausgegeben

vom

Allgemeinen Richard Wagner-Verein.

Zweiter Jahrgang 1879.

Inhalt des zwölften Jahrganges.

Ein spezifizirtes Generalregister, nach den Beitragsgattungen und den Autoren geordnet, befindet sich am Schlusse des Bandes.

Erstes Stück (Januar): S. 1 — 32.

Richard Wagner. Die Sarazenin. Oper in fünf Akten. Mit einer Vorbetrachtung von *Hans von Wolzogen.* — Geschäftlicher Theil: Mittheilungen der Zentralleitung und der Redaktion. — Vereinsnachrichten. — Berichtigungen. — Beilage: Mittheilungen des Verwaltungsrathes. — (Umschlag: Anzeige von „R. Wagner's Briefen an Uhlig, Fischer und „Heine." — Aufführungen. — Litterarische Anzeigen Nr. 54.)

Zweites Stück (Februar): S. 33 — 72.

Hans von Wolzogen. Urgermanische Spuren. Zweite Fahrt: nach Europa. I. Am Pontus. — *Eduard Schläger.* Betrachtungen über „Tristan und Isolde". — *Rudolf Schlösser.* Eckermann's Gespräche mit Goethe. — Geschäftlicher Theil: Mittheilungen der Zentralleitung. — Vereinsnachrichten. — Sammlung für das Denkmal Schopenhauer's. — Bitte des Hrn. Dr. L. Schemann. — Anzeige des Verwaltungsrathes. — Beilage: Karte zu den „Urgermanische Spuren". — (Umschlag: Aufführungen. — Litterarische Anzeigen Nr. 55. — Preisausschreiben des Allg. d. Sprachvereins.)

Drittes Stück (März). S. 73 — 104.

Wolfgang Körber. Erziehung, Unterricht und Idealismus I. — *Friedrich von Hausegger.* Die Philosophie der Erlösung von Ph. Mainländer. — *Hans von Wolzogen.* Goethe — Schinkel — Boisserée. — Geschäftlicher Theil: Mittheilungen der Zentralleitung. — Vereinsnachrichten. — Beilagen: Richard Wagner-Stipendienstiftung. — Aufruf der Zentralleitung. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 56. — Aufführungen.)

Viertes und fünftes Stück (April-Mai): S. 105 — 168.

Wolfgang Körber. Erziehung, Unterricht und Idealismus. II. III. — *Adolf Wahrmund.* Die Nothwendigkeit genossenschaftlicher Beschränkung. — *Wolfgang Golther.* Die Quellen der Dichtung des „Tannhäuser". — *Eduard Reuss,* „Rienzi". — *R. Frhr. von Lichtenberg.* „Literatur"! — Geschäftlicher Theil: Mittheilungen der Zentralleitung. — Vereinsnachrichten. — (Umschlag: Aufführungen. — Litterarische Anzeigen Nr. 57. — Mittheilungen von R. Ibach Sohn und Dr. P. Simon.)

Sechstes Stück (Juni): S. 169 — 216.

Richard Wagner. An Heinrich von Stein. — *Heinrich von Stein.* Bayreuther Briefe. I. — *Josef Schalk.* Das Gesetz der Tonalität. III. — Geschäftlicher Theil: Mittheilungen der Zentralleitung. — Generalversammlung. — Kassa-Abschluss. — Vereinsnachrichten. — Semester-Bericht des Akad. Wagner-Vereins in Berlin. — Aufforderung. — Verbesserungen. — Beilage: Aufforderung an die Bayreuther Deutschen (Nueva Germania). — (Umschlag: Aufführungen. — Litterarische Anzeigen Nr. 58.)

Siebentes und achtes Stück (Juli-August): S. 217—280.

Wolfgang Körber. Erziehung, Unterricht und Idealismus. IV. V. — *Heinrich von Stein.* Bayreuther Briefe. II. — *Eduard Schläger.* Die Ethik in der neuen Staats- und Volkswirthsschaftslehre. — *Robert Sommer.* Die französische Revolution und der deutsche Idealismus. — *Fritz Poske.* Heinrich von Stein's poetischer Nachlass. — Parsifal-Nachklänge: „Lass du hier künftig die Schwäne in Ruh!" — Geschäftlicher Theil: Mittheilungen der Zentralleitung. Vereinsnachrichten. Einladung zur Subskription auf: „Richard Wagner und die Thierwelt". — Beilagen: Verzeichniss der Mitwirkenden bei den Festspielen. Wiener Sonderzug. — Festspiel-Litteratur. — Die Döpler'schen Nibelungen-Figurinen, mit einem facsimilirten Briefe von *Richard Wagner.* — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 59.) Aufführungen.)

Neuntes und zehntes Stück (September-Oktober): S. 281—352.

Bernhard Förster. Nachruf aus Bayreuth. Nachruf der Kolonisten. *E. Förster.* Ein Sonntag in Nueva Germania. *J. Schärer.* Erwiderung auf die Klingbeil'sche Broschüre. Eines deutschen Mannes Leben und Wirken. — *Heinrich von Stein.* Bayreuther Briefe III. — *Karl Kipke.* Das unsichtbare Orchester. — Geschäftlicher Theil: Bericht über die Generalversammlung. Sitzung des Kuratoriums der R. Wagner-Festspiel-Stiftung. Mittheilungen der Zentralleitung. Vereinsnachrichten. Bitte um Mittheilungen an die Redaktion. Litterarische Neuigkeiten. — Beilage: Ansichten zu dem Aufsatze: „Das unsichtbare Orchester." — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 60).

Elftes Stück (November): S. 353 — 384.

Heinrich von Stein. Bayreuther Briefe IV. V. — Nachträge zu den Mittheilungen aus Nueva Germania. — Geschäftlicher Theil: Mittheilungen der Zentralleitung. Vereinsnachrichten. Bericht über die R. Wagner-Stipendien-Stiftung Berichtigung. — (Umschlag: Anzeige des „Bayreuther Taschenbuchs". Litterarische Anzeigen Nr. 61. Aufführungen.)

Zwölftes Stück (Dezember): S. 385 — 424.

Adolf Wahrmund. Zum fünfhundertjährigen Gedächtniss von Hafisens Tod. — Geschäftlicher Theil: Mittheilungen der Zentralleitung. Anzeige des „Bayreuther Taschenbuches für 1890." — Vereinsnachrichten. — An die Leser. — Zum Weihnachtsfeste. — Generalregister des Jahrganges. — Beilage: Titel des Jahrganges. — (Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 62.)

I.

Ihr seht vor euch ein liebevoll Gedränge,
Gestalten voriger Zeit vorüber flieh'n.
Den bunten Staat, das blitzende Gepränge,
wir bitten, seht nicht flüchtig drüber hin!
Inwendig waltet ehrfurchtsvolle Scheue,
der Liebe Flamme, wie das Licht der Treue.

(Goethe.)

Die Sarazenin.

Von Richard Wagner.

Vorbetrachtung.

Wir lesen in der „Mittheilung an meine Freunde" IV. 332 ff.:

„Wichtig wird es manchem Anhänger der historisch-dichterischen Schule sein, zu erfahren, dass ich zwischen der Vollendung des fliegenden Holländers und der Konzeption des Tannhäusers mich mit dem Entwurfe zu einer historischen Operndichtung beschäftigte; unerfreulich, und als Beweis für meine Unfähigkeit wird es ihm gelten, wenn er erfährt, dass ich diesen Entwurf gegen den des Tannhäusers fahren liess." — —

„Um mich zu vergewissern über das, was ich an der deutschen Heimath, nach der ich mich sehnte, denn eigentlich liebte, führte ich mir das Bild der Eindrücke meiner Jugend zurück, und um diess klar und deutlich zu ersehen, schlug ich im Buche der Geschichte nach. Bei dieser Gelegenheit suchte ich noch nach einem Opernstoffe: nirgends in den grossen Zügen der alten deutschen Kaiserwelt bot er sich mir aber dar, und ohne deutliches Wissen fühlte ich, dass diese Züge, um durchaus getreu und verständlich dargestellt zu werden, ganz in dem Grade sich der Fähigkeit zur Dramatisirung überhaupt entzogen, als sie namentlich auch meiner musikalisch-künstlerischen Anschauung mit unumfangbarer Sprödigkeit sich entwanden. — An einem Zuge endlich haftete ich, weil ich hier ein freieres Gewährenlassen meines dichterischen Gestaltungstriebes mir zu erlauben für gestattet halten durfte. Es war diess ein Zug aus den letzten Momenten der hohenstaufischen Welt. Manfred, Friedrichs II. Sohn, reisst sich aus dem Zustande der Muthlosigkeit und Versunkenheit in lyrische Ergetzung, wirft sich, von äusserster Noth gedrängt, nach Luceria, der Stadt, die von seinem Vater den aus Sizilien versetzten Sarazenen mitten im hochheiligen Kirchenstaate zum Wohnort angewiesen worden war, und gewinnt, zunächst durch die Hilfe dieser streitlichen und leicht zu begeisternden Söhnen Arabiens, das ganze, vom Papste und den herrschenden Welfen ihm bestrittene Reich Apulien und Sizilien; mit seiner Krönung schloss der dramatische Entwurf. In diesen rein geschichtlichen Vorgang wob ich eine erdichtete weibliche Gestalt; ich entsinne mich jetzt, dass sie mir aus dem Anschauen einer bereits längst mir zu Gesicht gekommenen Zeichnung als Erinnerung entsprang; es war diess eine Darstellung Friedrichs II., umgeben von seinem fast ganz arabischen Hofe, aus welchem namentlich singende und tanzende orientalische Frauengestalten lebhaft meine Phantasie fesselten. Den Geist dieses Friedrich's, meines Lieblings, verkörperte ich nun in der Erscheinung einer jungen Sarazenin, der Frucht einer Liebesumarmung Friedrichs und einer Tochter Arabiens. Das Mädchen hatte daheim von dem tiefen Falle des gibellinischen Hauses Kunde erhalten; mit dem Feuer desselben arabischen Enthusiasmus, der noch jüngst dem Oriente Liebeslieder für Bonaparte

eingab, machte sie sich nach Apulien auf. Dort, am Hofe des entmuthigten Manfred, erscheint sie als Prophetin, begeistert, reisst zu Thaten hin; sie entzündet die Araber in Luceria und führt, überallhin Enthusiasmus ausgiessend, den Sohn des Kaisers von Sieg zu Sieg bis zum Thron. Geheimnissvoll verbarg sie ihre Abkunft, um auch in Manfred selbst durch das Räthsel ihrer Erscheinung zu wirken. Er liebt sie heftig und will das Geheimniss durchbrechen: sie weist ihn prophetisch zurück. Bei einem Anschlage auf sein Leben fängt sie den tödtlichen Stoss mit ihrer Brust auf: sterbend bekennt sie sich als Manfred's Schwester und lässt ihre volle Liebe zu ihm errathen. Der gekrönte Manfred nimmt für immer von seinem Glücke Abschied. — Dieses wohl nicht glanz- und wärmelose Bild, das meine heimathsehnsüchtige Phantasie mir in der Beleuchtung eines historischen Sonnenuntergangsscheines zuführte, verwischte sich sogleich, als meinem inneren Auge die Gestalt des Tannhäusers sich darstellte. Jenes Bild war mir von Aussen vorgezaubert; diese Gestalt entsprang aus meinem Innern. In ihren unendlich einfachen Zügen war sie mir umfassender, und zugleich bestimmter, deutlicher, als das reichglänzende, schillernde und prangende historisch-poetische Gewebe, das wie ein prunkend faltiges Gewand die wahre schlanke menschliche Gestalt verbarg, um deren Anblick es meinem inneren Verlangen zu thun war, und die nun eben im plötzlich gefundenen Tannhäuser sich ihm darbot. — Dieser Tannhäuser war unendlich mehr als Manfred; denn er war der Geist des ganzen gibellinischen Geschlechtes für alle Zeiten, in eine einzige, bestimmte, unendlich ergreifende und rührende Gestalt gefasst, in dieser Gestalt aber Mensch bis auf den heutigen Tag.“ — „Durch meine Erzählung erhellt es, wie ganz ungrundsätzlich ich mit dem fliegenden Holländer meine neue Bahn eingeschlagen hatte. Mit der „Sarazenin“ war ich im Begriffe gewesen, mehr oder weniger in die Richtung meines „Rienzi“ mich zurückzuwerfen, um eine grosse fünfaktige „historische“ Oper zu verfertigen; erst der überwältigende, mein individuelles Wesen bei weitem energischer erfassende Stoff des Tannhäusers erhielt mich im Festhalten der mit Nothwendigkeit eingeschlagenen neuen Richtung.“ —

Die erste Skizze des Planes zur „Sarazenin“ gehört in die Pariser Zeit, 1841. Zur weiteren Ausführung, wenn auch noch nicht zur völligen künstlerischen Ausgestaltung, gab nicht mehr nur ein Bild, sondern eine lebendige Persönlichkeit den Anlass, welche dann aber auch die Ursache des Aufgebens der Dichtung werden sollte. Hierüber lesen wir weiter in der „Mittheilung“ S. 341:

„Die Schroeder-Devrient studirte die „Senta“ in meinem „fliegenden Holländer“ und gab diese Rolle mit so genial schöpferischer Vollendung, dass ihre Leistung allein diese Oper vor völligem Unverständnisse von Seiten des Publikums rettete, und selbst zur lebhaftesten Begeisterung hinriss. Mir erweckte diess nun den Wunsch, für sie selbst unmittelbar zu dichten, und ich griff um dieses Zweckes willen zu dem verlassenen Plane der „Sarazenin“ zurück, den ich nun schnell zu einem vollständigen scenischen Entwurfe ausführte. Diese ihr vorgelegte Dichtung sprach sie aber wenig an, namentlich um Beziehungen willen, die sie gerade in ihrer damaligen Lage nicht wollte gelten lassen. Ein Grundzug meiner Heldin ging in den Satz aus: „Die Prophetin kann nicht wieder Weib werden.“ Die Künstlerin wollte aber — ohne es bestimmt auszusprechen — das Weib durchaus nicht aufgeben; und erst jetzt muss ich gestehen, ihren sicheren Instinkt richtig würdigen zu können, wo mir die Erscheinungen, denen gegenüber sich ihr Instinkt geltend machte, verwischt worden sind.“

Diess war in Dresden 1843; und nun folgte die wirkliche dichterische Ausführung des damals in Paris gefundenen Stoffes vom „Tannhäuser,“ womit die „Sarazenin“ und Vieles mit ihr endgiltig aufgegeben war. Von nun an begeisterten nicht mehr Künstler-Persönlichkeiten zu Kunstwerken, sondern Kunstwerke erweckten schöpferisch neue Künstler-Generationen.

Das Bestreben der künstlerischen Phantasie, einen geschichtlichen Stoff dichterisch zu vermenschlichen, tritt uns in dem Plane der „Sarazenin“ auf den ersten Blick fast noch deutlicher entgegen als im „Rienzi.“ Dieser als der politische Römerheld ward dem Dichter zu einer Personifizirung des einzelnen, über seine geschichtliche Welt erhabenen „Menschen“ mit dem grossen germanischen „Wahn.“ Sein Drama behält dabei den Charakter der historischen Handlung, mit welcher sich als Nebenhandlung die Geschichte einer menschlichen Liebe kreuzt. In der „Sarazenin“ bildet das eigentlich Historische noch mehr nur den Hintergrund und die Gewandung der menschlichen Gestalten, welche als solche allein die ganze Tragödie wirken. Der hierin waltende Geist ist der aus tiefstem Liebesempfinden entflammte Enthusiasmus. Während nun Rienzi der Römer uns zwar historisch und s. z. s. „stofflich“ ferner steht, in seiner reinmenschlichen Gestalt hingegen uns als Deutsche besonders fesselt, so bestimmte den Dichter bereits zur ersten Wahl des Stoffes der „Sarazenin“ die sehnsüchtige Liebe zum Deutschen selbst. Der Stoff ward freilich als Opern-Stoff gesucht; aber gefunden hatte ihn der deutsche Geist des Künstlers. Doch die selbe enthusiastische Liebe zum Deutsch-Nationalen, die hier dem Staufenhelden sich zuwandte, erkannte nun gerade in Diesem, in seinem grossen Geschlechte und in der Gestaltung seines Dramas, den universalen Charakter des deutschen Geistes. Es schien ein Symbol gefunden für die Möglichkeit des Reinmenschlichen aus nationalen Wurzeln. Hierin liegt die eigenthümliche Bedeutung des Stoffes der „Sarazenin,“ hierin auch das, was uns dann im Tannhäuser als der „Geist des gibellinischen Geschlechtes“ bezeichnet worden ist. In dem, der Historie künstlerisch entrückten, Drama des Wartburgkrieges klingt hieran noch jener Widerstand gegen den „grimmen Welfen“ gibellinisch an.

Die beste und ausführliche Erläuterung jener Bezeichnung bringt uns die Schrift über die „Wibelungen,“ welche fünf Jahre nach dem Entwurfe zur „Sarazenin“ verfasst ward. „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ waren nun schon geschaffen, und der grosse Nibelungen-Stoff war zwischen dem letzten Staufenbilde „Friedrich Rothbart“ und dem „Jesus von Nazareth“ übergewaltig aufgetaucht. Dieses Dreies: Geschichte, Mythos und Religion zeigt sich vereinigt in dem Grundgedanken jener Schrift: Wie deutsche Art, in der Erscheinungsform eines edelen Urgeschlechtes, von mythischen Anfängen durch alle geschichtlichen Wandelungen sich entwickelt bis zur reinmenschlichen Verklärung im religiösen Ideale. Gibellinen, Wibelungen: so heisst dort der in Asien heimische arische Urstamm der Germanen, jener erbliche Hüter und Mehrer des Nibelungischen Königshortes, der in Franken und Staufen wieder aufblühend, in Kreuz- und Römerzügen die Welt überschattend, das uralte Band zwischen den Erdtheilen und Völkerfamilien zuvörderst auf politisch-kriegerischem Wege wieder zu flechten suchte, bis er in einem heroischen Ende für ein überweltliches oder weltentrücktes Symbol, den „heiligen Gral,“ seine höchste Kraft und edelste Art für alle Zeiten vorbildlich bekunden sollte. Die ursprüngliche Einheit von Urkönig und Urpriester im Wibelungenhelden erscheint in der Geschichte zersprengt zu jenem feindselig verheerenden Gegensatze zwischen dem germanischen Hortherrn und dem römischen „Gralshüter.“ Doch je mehr der Hort, die irdische Macht des Königthums, seine geschichtliche Einbusse zu erfahren hatte, um so mehr auch gewinnt in dem gibellinischen Bewusstsein des Zeitgeistes die Grals-Idee an idealer Kraft, welche nun weit über die argen Fälschungen Roms hinweg bis in das urheimathliche Asien zurückführt. Denn dorthin war der Gral aus dieser Welt entschwunden, und dorthin ruft er, in der Hut eines Priester-Königs aus altem Urgeschlechte, unermüdlich segenskräftig nach seiner echten Ritterschaft. —

Den grossen Wandel vom mythisch-geschichtlichen „Horte“ zum kultursymbolisch-religiösen „Grale“, den die „Wibelungen“ darstellten, ihn erleben wir auch in der Reihe jener Tragödien, deren merkwürdiger Mittelpunkt in jener Schrift liegt. Diese fasste zusammen, was vom Manfred durch den Tannhäuser zum Lohengrin sich ideell entwickelt hatte, und bereitete damit alles vor, was vom Rothbart durch den Nibelungenmythos bis zum Parsifal sich weiter heranbilden und ausgestalten sollte. Ueberall finden wir die gleiche ideale Tendenz: die Erweiterung und Erhebung des deutschen Geistes zu einem edlen Geiste der Menschheit. Geschichtlich verwirklicht, aber auch an der Wirklichkeit tragisch gebrochen, hatte sich diese Tendenz einst gezeigt in der italischen Politik der Staufenfürsten, zuhöchst in ihrer Hinwendung zum grossen Kulturwerke des zweiten Friedrichs. Die Verbindung von Germanenthum und „Orient“ im weiteren Sinne, eine Weltverbrüderung nach dem heroischen Vorbilde jenes hellenischen Alexanderzuges, das war von je eine berauschende Phantasie des deutschen Geistes gewesen. Aber an Stelle von Verbrüderungen brachte es die Geschichte nur mehr und mehr zu stäts sich vertiefenden Zwistigkeiten unversöhnlicher Gegensätze. Wir bemerken nun auch in der Reihe unserer Kunstwerke den Gegensatz als jenen zwischen König (Held) und Priester schon beim „Rienzi“, der selber römischer Gibelline und nach der Sage vom deutschen Kaisergeschlechte war; er tritt uns noch bestimmter entgegen in der „Sarazenin“, im „Tannhäuser“, endlich im „Rothbart“. Das: „Hie Welf! Hie Waibling!“ tönt durch alle diese Tragödien des Deutschthums (auch Rienzi!) hindurch. Im „Jesus von Nazareth“ zuerst weicht Rom mit der Pilatus-Phrase hinter ein noch orientalischeres Priester- und Volksthum zurük. In den Nibelungendramen sind wir an die mythischen Quellen der Urgegensätze geführt: die dämonischen Nibelungen selber treiben ihr schwarzes Wesen wider die Sonnenhelden. Es wird zur Unmöglichkeit, dass fürderhin noch, wie in der „Sarazenin“, das dunkle Element, das „Arabische“, in seiner Mischung mit dem Gibellinen-Blute dazu verwandt werden könnte, auch nur symbolisch den Horizont des Nationalen zum Weltreiche des Reinmenschlichen zu erweitern. „Feirefiz“ weicht dem „Parsifal“. Im „Parsifal“ endlich sind Rom und Orient völlig überwunden. Das Arabische ist da selber das Feindselige, Fremde, Finstere und „Feige“, d. h. dem Untergange geweiht; und die neue Sonne der arischen Helden erglüht im Gottesblute des heiligen Grales. Soweit führt uns die Kunst mit ihren Symbolen in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Wie das Räthsel der „Weltverbrüderung“ gelöst werden könne, welches sich hinter unzähligen geschichtlichen Irrungen und Schiffbrüchen des Ideales immer wieder von Neuem verborgen hält: das durfte einstmals nicht auf westöstlichen Divanen mit Liedergesang und Becherklang für entschieden gelten, — das blieb der deutschen Kunst in ihrem höchsten Aufschwunge vorbehalten. Wir aber sehen nun alle Beziehungen, welche wir hier zwischen diesem erreichten Ziele und den voraufgegangenen Entwürfen, Studien und Werken nachzuweisen suchen möchten, im Voraus gerechtfertigt und bestätigt durch die genannte Schrift vom „Gibellinenthum“, dessen Begriff einst die geistige Brücke bildete zwischen Manfred von Hohenstaufen und Tannhäuser auf Wartburg. —

Schon in der Persönlichkeit des „Tannhäuser“ bemerken wir jenen typischen Zug einer Verbindung sonst gegensätzlicher Elemente, des Germanischen und des Romanischen, welchem dort das Ganze als Dichtung — wie man so zu sagen pflegt — seinen „romantischen“ Charakter verdankt. Tannhäuser, der im „Venusberge“ weilt und hier die antike Mythenwelt (bis zum Symbole der vom kretischen Sonnengotte Zeus Asterion geraubten „dunkeln“ Phönizierin Europa) künstlerisch schauen, enthusiastisch bewundern, aber auch mit deutschem Heimweh von sich weisen lernt, — der alsdann selbst den Kaiser-Zug über die Alpen als Büssender antritt und Rom's Herrlichkeit in ihrer Herzlosigkeit vernichtend wie kein Anderer an sich erfährt: dieser Tannhäuser, eine einzige Gestalt, steht unter seinen eigenen deutschen Landgenossen, wie vor dem römischen Pontifex, als ein Fremder, über sie Alle, auch über Wolfram, durch die gewaltige Energie seines reinmenschlichen Enthusiasmus und seiner damit verbundenen Leidensfähigkeit tragisch erhaben. In ihm lebt eine Macht der Sinnlichkeit, die leidensvolle Freude an der Kraft und Schöne des Lebens, welche das deutsche Wesen selber noch zu bereichern vermöchte, wenn auch die versöhnende und reinigende Kraft gewonnen würde, welche — wie anders als jener römische Papst! — dem Enthusiasmus und der Empfindungsfülle des Herzens ein neues Reich sittlichen und künstlerischen Lebens erschliessen könnte. Doch hier, wo alle Züge der Verbindung im genialen Einzelmenschen bei seiner Berührung mit der Welt, wie in der Geschichte, nur zum Kampfe der Gegensätze wieder auseinander treten müssen: da vollzieht sich diese Erschliessung des höheren Reiches der Harmonie erst im Tode des Helden. Mit dem Rufe: „Heilige Elisabeth!“ spricht er sterbend die reine Erkenntnis jenes neuen „Sternes“ aus, wo deutschem Geiste reinmenschliche Kultur lebendig zu wirken vergönnt wäre. Dieser Stern ist es, der uns auch im „Grale“ leuchtet, um welchen dann wiederum Germanenthum und Orient ihre Tragödie leben und kämpfen. Der Friedenbringer aber erscheint in der reinmenschlichen Erscheinung jenes Parsifal, des fränkischen Jünglings mit dem arabischen Namen aus der Taufe des Todes. Ausgeschlossen bleibt alle Widernatur, von römischen Flüchen bis zu semitischen Zaubern, alles Klingsor- und Herodias-Wesen. Dagegen finden wir in solchen reinmenschlichen Charakteren das heimathlich Deutsche bereits heimgeführt bis zu den tiefen Quellen des reinen Arierthumes, welches auch das reine Christenthum aus sich neu erstehen lässt. Einmal noch ward dieses Geheimniss des arischen Wesens in einer gewissen asiatischen Realität zu erfassen gesucht. Wir erinnern uns des Planes, der einen indischen Buddha zum Verkünder des reinen Menschenthums durch deutsche Künstlerkraft sollte werden lasssen. Doch auch dieses Stück wirklichen Orients — Prakriti, das Tschandalamädchen, wie ein zartester Nachklang aus dem Liebestode jener Asiatin vom Sarazenenstamme — es musste dem christlichen Ideale weichen. Mit dem letzten Seufzer der Kundry opfert der Orient sich und seine Liebe völlig und für immer dem Heiland der Menschheit. —

Allein die „Sarazenin“ weist nicht nur den einen Weg, der durch den „Tannhäuser“ zum Grale führt. Sie leitet auch schon deutlich genug dem Zweiten zu, der mit dem „Lohengrin“ dem selben Ziele sich nähert. Auch hier schon haben wir den Grundzug des „Frageverbotes“, der im „Parsifal“ als das thörige Nicht-Wissen wiederkehrt: das Geheimniss der Herkunft der befreienden Macht. Neben und in der Liebe selber fordert der Glaube sein ernstes Recht. Wohl mochte dieser selbst erdichtete Zug dem suchenden jungen Künstler bei der unmittelbar nach der ersten Skizze der „Sarazenin“ erfolgenden Auffindung der Lohengrin-Sage (als Anhang zum „Wartburg-Kriege“) die fremdartige Gestalt des Schwanenritters unwillkürlich, wenn auch noch unerkannt, als verwandten Genius näher

bringen. Er mochte in jenem schon bei der „Sarazenin“ berührten Geheimnisse etwas Fesselndes empfinden, was ihn bis zum Ende seines Schaffens nicht wieder frei liess. Die „Welt“ freilich brachte im „Lohengrin“ ihre edelste Herzensblüthe, die enthusiastische Weibesliebe, vor jenem Geheimnisse noch zu zweifeldem Erbleichen. Doch wie auch sie durch „tiefstes Leid und höchstes Weh“ zur wissenden Erlösung gelangen könne: das war der Weg, den Wotan- und Tristan-Tragödien blutig bezeichnen; bis sie im Grossen wie im Kleinen als verjüngte Welt der Titurel und der Sachse sich dem freien Glauben an das Gute, Grosse und Edele zu segensreicher Mitthätigkeit im Leben selber erschloss.

1842 — 1882 haben wir als die vierzig Jahre zu nennen, binnen welchen dieser Weg durchschritten ward. Der Entwurf der „Sarazenin“ von 1843 war bis jetzt nicht wieder zu erlangen; der vorliegende Abdruck ward durch die Auffindung einer Abschrift ermöglicht. Diese befand sich im Nachlasse des Domkapellmeisters Greith zu München, welcher zu Anfang der Fünfziger Jahre in St. Gallen die gleiche Stellung innegehabt und dort in freundschaftlichem Verkehre mit einem jungen Freunde des in Zürich wohnenden Meisters gestanden hatte. Nach seinem Tode im vorigen Winter schenkte seine Wittwe die Abschrift unserm Freunde und Genossen Heinrich Porges, welcher die Güte hatte, sie dem Archive in Wahnfried zu übergeben; und so kamen die „Bayreuther Blätter“ dazu, die erste Veröffentlichung des Entwurfes zur „Sarazenin“, fast ein halbes Jahrhundert nach der ursprünglichen Niederschrift, ihren Lesern zum Beginne des 12. Jahrganges darbieten zu können.

H. v. W.

Die Sarazenin,

Oper in 5 Akten.

Personen:

Fatima:	Sopran.
Manfred:	Tenor.
Lancia:	Bass.
Nurredin:	Tenor.
Burello:	Bass.
Ali:	Bass.
Feretrio:	Bass.

Chor sarazenischer Edlen und Streitbaren.

Akt I.

Manfred's Schloss in Laxua. In einer mit orientalischer Pracht geschmückten Halle, welche auf einen Garten führt, wird ein anmuthiges Fest gefeiert. Manfred liegt nachlässig auf einem Kissen ausgestreckt. Galvani Lancia sitzt bei ihm; Ritter und Herren in Gruppen vertheilt: Edelknaben reichen Wein und Erfrischungen herum: sarazenische Tänzerinnen führen einen üppigen Nationaltanz aus. Man bezeugt den Tänzerinnen Beifall; Manfred verlangt nach Abwechslung in den Vergnügungen. Man schlägt vor den Sängern eine Aufgabe zu stellen. Lancia fordert Manfred auf, seine Meisterschaft in der Kunst des Gesanges zu bewähren.

Manfred: „Was soll ich euch singen?
Von Ruhm, von hohen Thaten?
(halb für sich)
Weh' mir! die Zeit der Thaten ist vorbei! —
Von Liebe? Vom Genuss?
O dass sie mächtig wären, diess Herz zu befriedigen! O, Alles, was die Erde enthält an Freuden, könnte ich euch herbeschwören, euch an meine Brust zu lagern, damit ich vergässe, die Welt enthielte ausser euch noch Begehrenswerthes.

Die Sarazenin tritt hervor; sie ist verschleiert, und wirft alsbald den Schleier zurück:

Lass dir antworten, Manfred!
Ich zeige dir, was du begehrst."

Alles ist verwundert über die Fremde und ihre Schönheit.

Manfred. Wer bist du?

Sarazenin. Nur eine Sängerin!

Manfred. Ich sah dich nie an meinem Hof!

Sarazenin. Zum ersten Mal betritt mein Fuss des Abendlandes Boden.

Manfred. Wer sendet dich zu mir?

Sarazenin. Der grosse Kaiser Friederich,
Dein Vater sendet mich!

Manfred erschrickt heftig; alle Anwesenden sind lebhaft ergriffen, und richten ihre Blicke mit der grössten Spannung auf die Sarazenin, welche die eingetretene Pause benutzt, eine Laute ergreift, sich kühn vor Manfred hinstellend, indem sie beginnt:

Sarazenin. Nennt ihr im Abendlande den grossen Kaiser todt, so bringe ich von ihm lebende Kunde aus dem Morgenland: nie stirbt er dort, denn ewig lebt sein hohes Angedenken. Tausend Lieder feiern seinen Ruhm, wollt ihr ein's von ihm vernehmen, so hört zu!

Als sich die Macht der Christenheit, geführt von ihm, auf Palästina warf, das Kreuz, das ihr verehrt, zu erobern, was waren eure Schwerter, eure grimmen Waffen, wenn er allein nicht war, und Frieden euch gewann? Verrath spann gegen ihn der Templer niedre Rotte; um schnödes Gold hatten dem Sultan ihn auszuliefern sie beschlossen, geschworen: doch Zelima war's, der Gläubigen Schönste, die der Ver-

räther Plan zernichtete. Sie hatte ihn gesehen, den grossen Kaiser, und liebte ihn, und den Sultan vermochte sie, den Verrath von sich zu weisen; voll Edelmuth entdeckte er selbst dem Kaiser, was ihm drohte. Da wollte dieser des Sultan's Feind nicht länger sein: sie schwuren ew'ge Freundschaft sich, und herrliche Lieder priesen bald die Liebe Friedrich's und Zelima's. Beglückt umarmte sich Christ und Muselmann: denn er, der grosse Kaiser war nicht Christ, nicht Muselmann, er war ein Gott, und als ein Gott verehrt lebt er noch heut im Morgenland."

Burello ist aufgetreten.

Burello. „Hast dem Gesang du zur Genüge zugehört, Manfred, so schenke auch mir ein gnädiges Gehör!"

Manfred, der wie verzaubert dem Gesange zugehört, erhebt sich verdriesslich:

Manfred. Was treibt dich her, die Freude meines Hof's zu stören?

Burello. Wer wäre vermögend, dich im Taumel der Freude zu stören, so lange du fremdes Gut ungestraft verprassen darfst? Manfred, Fürst von Tarent, Lehensmann des Papstes, unseres Herrn, wie lange noch gedenkst du mir meine Güter vorzuenthalten?

Manfred. Ha! woran wagst du mich zu mahnen?

Burello. An mein Recht! Die Güter, die unser Lehenshaupt mir zugetheilt, fordere ich von dir, und bin entschlossen, nicht länger mehr zu harren, bis dir's beliebt, mein Eigenthum mir herauszugeben! —

Lancia. Begreifst du, Manfred, welche Zeit für dich gekommen?

Manfred. Burello, hör'! Wenn mich das Unglück meines Hauses so weit erniedrigte, dass fremde Hände mein Eigenthum an Männer deinesgleichen vertheilen wollen, so wisse doch, dass ein Hohenstaufe Beschimpfung nimmer duldet. Und musst' ich mich bequemen, der Ruhe des apulischen Reich's willen, ein Oberhaupt anzuerkennen, dem nie solch herrlich Reich gebührt, so steh' ich himmelhoch doch über dir, und ford're so zunächst, dass du dein Haupt vor mir entblössest.

Burello. Höhnisch den Hut abziehend:

Verzeihung, ich verkannte deine Majestät! Ihr Grafen, Herren, und Ritter, wisst, der weibische Gesell dort bildet sich ein, zum mindesten Kaiser zu sein. Wollen wir die Lust ihm gönnen?

Ein grosser Theil der Anwesenden stimmen in Burello's Hohn ein.

Lancia in Uebereinstimmung mit andern:

— — — — — — — — — — — — —

Burello, schamloser Bube, kennst du des grossen Kaiser's Sohn?

Burello. Gut, Lancia, dass du mich dieses frägst! Was gäbst du drum, wenn dieser nicht ein Bastard wär'?

Manfred. Ausser sich, dringt auf Burello ein, und versetzt ihn mit den Worten:

Nimm diess vom Bastard!

einen Schlag.

Burello, schäumend vor Wuth, greift nach seinem Schwerte, seine Freunde halten ihn zurück.

Ensemble.

Burello und seine Anhänger:

„Ha! furchtbar zahlst du mir den Schimpf; gedenk der That! sie weihte dich dem Verderben. Der Ghibellinen letztes Blut fliesse dahin in Schmach und Schande!

Manfred und seine Anhänger:

Schamloser! fort von hier, und freue dich, so zu entkommen. Geh' hin und klage allem Volk, was dir geschehen, da du Kaisers Sohn gelästert!

Beide Partheien trennen sich in der grössten Aufregung; die Tänzer hatten schon früher die Bühne verlassen. Die Sarazenin allein ist zurückgeblieben.

Sarazenin. Gepriesen sei die Macht meines Gesanges, die ihn zur That entflammt! Alla! Gieb mir Kraft, dass ich das hohe Werk vollende.“

Nurredin tritt bestürzt auf, und will in Manfred's Gemächer.

Sarazenin. „Nurredin!“

Nurredin. Ha! Welche Stimme!

Sarazenin. Ich bin's, Nurredin!

Nurredin. In höchster Leidenschaft:

Fatima, Fatima! Wo bin ich? Alla! Wer trug mich über's Meer zum fernen Palmenstrand? Wer haucht mir diesen Kuss aus schöner Heimath zu? Fatima! Oh! Fatima! Bist du es wirklich?

Fatima. Erstaune nicht! wohl hatte ich dir verheissen, mich wiederzusehen, als ich aus unserer Heimath fort dich sandte, im Abendland zu streiten für den Kaiser! Der Lohn, den ich dir einst verheissen, als wir, zwei Kinder, träumend unter Palmen lagen, der Lohn, er soll dir werden!

Nurredin. Fatima! ach! was musst' ich um dich leiden! Wie viele Jahre fern von dir, von meiner Heimath musst' ich in wilden Kriegen streiten! Gefesselt hielt mich dein Gebot; der Tapfersten, der Treusten war ich einer; doch ach! die Blüthe meiner Seele schwand dahin: Sehnsucht nach dir, Sehnsucht nach meiner Heimath zernagten mir das Herz! Doch jetzt, o sag', ich habe mich treu bewährt, jetzt kommst du, mir den Lohn zu reichen; jetzt ziehen wir dem schönen Vaterlande zu?

Fatima. Den Lohn? Erst sei er erkämpft! In Schmach erliegend treffe ich des grossen Kaisers Haus! Erschienen bin ich, Euch anzufeuern! O Nurredin, in deinen Eifer lege ich mein Volk. Jetzt gilt's! Sag', lebt Ali, mein Ohm, an den ich dich gesandt?

Nurredin. Er ist bei den — — — — Luceriern, dort wo uns Friedrich eine zweite Heimath schuf.

Fatima. Auf! eile hin zu ihm! Grosses sei im Werke! Wirb' unsre Brüder für des Kaisers Sohn!

Nurredin. Und du?

Fatima. Bald bin ich selbst bei euch! betet zu Alla! Er muss sicher stellen. (?)

Nurredin. Und dann?

Fatima. Hin über das Meer zur Heimath!

Nurredin verlässt freudetrunken Fatima; sie selbst entfernt sich ebenfalls.

Finale. Lancia tritt eilig auf. Er ruft die sarazenischen Wachen an:

Wo ist der Fürst? Manfred! Manfred!

Manfred. Schnell aus seinem Gemache tretend:

Was gibt's?

Lancia. Manfred! ich bringe schlimme Neuigkeit! Burello! — —

Manfred. Was kümmert mich der Elende!

Lancia. Er verliess dich in Wuth, und versammelte um sich seine Freunde, du kennst sie, die verfluchten Welfen. —

Manfred. Ich kenne auch meine Ghibellinen!

Ritter und Edle, Manfred's Freunde treten auf:

Manfred, sei auf deiner Huth! Es wächst der Haufe deiner Feinde!

Lancia. Sie sind versammelt im Palaste des Legaten!

Manfred: „Der Legat?"

Lancia. Du weisst, Burello ist dem Pabst verwandt!

Neue Anzahl von Rittern nahen sich bestürzt.

Manfred! Es gilt dein Leben; Es naht der Legat!

Manfred. Ich erwarte ihn!

Stimmen: „Platz dem Legaten!"

Der Legat mit Begleitung tritt auf:

„Manfred! Fürst von Tarent! Gewicht'ge Klage ward über dich geführt! Wir laden dich vor unsers Herren Tribunal! Erscheinst du nicht in kurzer Frist, trifft dich der Bann!"

Geht ab.

Manfred. Wer bin ich? Ha! was muss mir widerfahren?

Lancia. Was willst du thun?

Einige Ritter. Füge dich dem Richterspruch!

Lancia. Wenn du dich stellst, gehst du in dein Verderben!

Andere. Nicht doch! Versöhne dich dem Papste!

Die Sarazenin tritt dazwischen:

„Nimmermehr! Manfred! wenn du hier weilst, so bist du verloren! Flieh', flieh' vertraue dich dem Gott der Ghibellinen! Der Kaiser ruft! Zu ihm! Sein Geist wird dich beschützen!"

Manfred. Zu mir, wer mir getreu! Hinaus, in Nacht und Schrecken! Die Entscheidung naht! Wer mich verderben will, der treffe mich, die Waffen in der Hand!

Die Nacht ist angebrochen; Ungewitter ziehen sich herauf.

Lancia. Wir halten zu dir; doch heimlich sei die Flucht bereitet; ihr alle, trennt euch, um vor den Thoren unbeachtet wieder zusammenzustossen: dann sei der weit're Plan euch mitgetheilt!

Die Ritter. Manfred! zähl' auf uns! Wir sind dir treu in Noth und Tod! Verrath sei fern!

Lancia. An welcher Losung soll man uns erkennen?

Die Sarazenin. Kaiser Friedrich sei die Losung!

Alle begeistert:

„Kaiser Friedrich!"

Alle trennen sich zu verschiedenen Seiten; Manfred sucht die Sarazenin fest zu halten; sie deutet auf die (Flucht,) und enteilt.

II. Akt.

Wilde Gebirgsgegend. Zwischen hohen Felsenklüften ein Hospiz, welches als ein ärmliches Gebäude eine Seite des Hintergrundes einnimmt. Es ist Nacht: heftiges Ungewitter. Aus dem Hospiz ertönt die Nona der Mönche. Mehrere derselben treten auf: sie erwarten die Mönche, welche ausgesandt sind auf den gefährlichsten Pfaden verirrte Pilger aufzusuchen.

Aus einer Schlucht treten Manfred und seine Begleiter vereinzelt, und mit den Schwierigkeiten des Weges mühsam kämpfend, auf; ein Bruder des Hospizes führt sie; als sie sich dem Hospiz nähern, werden sie von dem Vorgesetzten desselben begrüsst.

Manfred. Gelobt sei Gott, der uns ein gastlich Obdach in so rauher Wildniss finden liess!

Oberster Bruder:

Und wer bist du, der du mit so vielen Rittern dich in dieser Einöde verlierst?

Ein Bruder tritt hervor:

„Manfred ist's, der Gottverfluchte!"

Andere: Er ist im Bann!

Alle: Zurück, Verfluchter! Betritt nicht diese Schwelle!

Die Brüder haben die Pforte schnell geschlossen.

Heftige Donnerschläge.

Manfred's Begleiter:

Die Wahnsinnigen! Auf! stürmet die Pforte!

Manfred: Zurück! Keine Entheiligung! Hat mich die Kirche verflucht, so soll die Welt doch wissen, dass ich sie nie gelästert.

Lancia: So gönnst du uns keine Ruhe, keine Erholung von den Mühsalen, die ich nie erleben zu müssen glaubte? Auf nie betretenen Wegen ziehen wir durch die wildesten Schluchten: mit tausend Gefahren vermeiden wir jedes Schloss, jeden Ort, weil wir nicht wissen, ob wir

auf Freunde, oder Feinde stossen. So sag' uns denn, wohin gedenkst du noch zu flüchten?

Manfred: Seid ihr ermüdet, Freunde, so ruht euch aus. Seht, das Unwetter lässt nach! Bei Gott, geht es nach meinen Wünschen, soll euch die Mühsal dieser Flucht reich vergolten werden.

Sehet mich, den ihr ihm Ueberfluss schwelgen saht, den ihr oft als Weichling gescholten: so trotz' ich jedem Ungemach, dem Frost, und der Ermattung.

Einige haben ein Feuer angemacht; alle lagern sich um dasselbe, bedecken sich mit ihren Mänteln, und strecken sich zum Schlafe aus. Aus dem Hospiz vernimmt man abermals das Gebet der Mönche — Manfred allein bleibt wach. Er betrachtet die Gruppe der Schlafenden, wendet sich dann ab, und versinkt in tiefes Nachsinnen:

„Und war nicht sie es, die zur Entscheidung mich gedrängt? Wie würdelos, wie arm, wie niedrig stand ich da! Verloren war mein Ruhm, am Erlöschen meines hohen Stammes Glanz; kaum wagt' ich noch auf Thaten zu hoffen: — da trat sie hin vor meine Augen, und meine Seele hauchte sie an mit wunderbar berauschendem Dufte einer fernen, ruhmvollen Zeit. Wer ist sie? Welch ein Zauber brachte sie in meine Nähe? Stäts glaub' ich sie zu sehen, wie sie kühn dahin schreitet über die wildesten Pfade des Gebirges. Oft dünkt es meinem Ohr, von ihrer süssen Stimme gerufen ertöne mein Name durch die rauhen Schluchten! Ist es der Schutzgeist meiner Ahnen, der mich zu ritterlichen Thaten ruft? O süsser Zauber, dir geb' ich mich hin! Aus kalter Wirklichkeit werf' ich, ihr holden Träume, mich in euer Reich!"

— — — — —

Er schläft ermattet ein. Das Unwetter hat gänzlich nachgelassen; der Mond ist durch die Wolken gebrochen: über den Kamm des Gebirges hin zieht die geisterhafte Erscheinung eines Kriegszuges, an dessen Spitze Kaiser Friedrich II., umgeben von seinen Helden. Die Erscheinung des Kaisers hält einen Moment an, und winkt Manfred, welcher im Schlafe eine zuckende Bewegung macht.

Als die Erscheinung vorüber ist, hört man von der Sarazenin Stimme Manfred's Namen rufen: sie selbst erscheint auf einem Felsenvorsprunge des Vordergrundes: Noch einmal ruft sie:

„Manfred!"

Manfred erwacht, und springt mit trunkener Geberde auf:

„Rufst du mich! Ha! so ahnte ich wahr, du bist nicht von dieser Welt!"

Sarazenin. „Du irrst, Manfred! ich bin von dieser Welt; doch ausgesandt zu Glück und Grösse dich zu führen!

Manfred. So frag' ich noch einmal, wer sandte dich?

Sarazenin. Mich sendet der, den du erst jetzt im Traume sahest!

Manfred. Ha! Zauberin, du machst, dass mir die Sinne schwinden! Wer bist du, ach! wer bist du?

Sarazenin. Alla gab mir das Wort, das dich zu Thaten führen soll! Manfred! merk' auf, was ich dir künde: — Diess sei die letzte Nacht, die der Hohenstaufen Schmach gesehen! Sobald die Sonne von neuem diese Felsengipfel röthet, breche der Morgen deines Ruhmes an. Dein sei der Hohenstaufen Reich, und deinem Namen gehorche die Christenheit, denn seinen liebsten Sohn nannte dich der grosse Kaiser: du durftest ihm das Auge schliessen — das deine öffne jetzt, dass dich die Welt erkenne, und des Kaisers Blick erschaue!

Manfred. Ha! Begeisterung, wie nur ein Gott sie wecken kann, hauchst du in meine Seele! In deinen Adern schwillt der Hohenstaufen Blut! Noch einmal! himmlisches Geschöpf! wer bist du? wie darf ich dich nennen?

Sarazenin. Erscheine ich dir als Zauber, so glaube daran, und wag' ihn nicht zu stören! Manfred! Sobald die Sonne, die jetzt des Mondes Licht erbleichen macht, von Neuem sank, sollst du dich vor Luceria's Thore stellen, in seinen Mauern erwarte ich dich!

Manfred. Ha! ich verstehe dich! Wo sollt' ich treuere Seelen finden, als in Luceria, wo einst mein grosser Vater den vertriebenen Sarazenen Siciliens eine neue Heimath gab? Wohl zähle ich auf sie; denn keine ergebeneren Streiter für des Kaisers Sache gäb' es, als diese dankbaren Söhne Arabien's.

Sarazenin. Vertrau' dich ihnen, und dein Heil! Auf keine besseren kannst du zählen! Leb' wohl! Manfred! in Luceria sehen wir uns wieder!"

Manfred. So willst du aus dieser Ferne von mir scheiden — zur Trennung reichest du mir nicht die Hand?

Sarazenin. Leb' wohl, Manfred, in Luceria reich' ich dir die Hand!

Manfred. Nicht doch! steigst du nicht herab zu mir — erklimme ich diesen Felsen — du musst die Hand mir reichen —

Manfred will den Felsenvorsprung ersteigen.

Sarazenin. Zurück, Manfred! entweihe nicht die Stunde der Begeisterung!

Manfred. Ha! sollen die Sinne mir nicht schwinden, so nenne dich! Sag', wer bist du? und welchen Antheil du an mir nimmst?

Die Sarazenin antwortet mit dem Refrain des Liedes aus dem ersten Akt:

„Sie schwuren ew'ge Freundschaft sich,
und herrliche Lieder priesen die Liebe
Friedrich's und Zelima's. etc."

Manfred, der mit abgewandtem Gesichte verwunderungsvoll zuhört, bemerkt nicht, wie Fatima während ihres Gesanges den Felsenvorsprung verlässt und verschwindet.

Der Gesang verhallt in der Ferne.

Manfred blickt auf; er erschrickt, als er Fatima nicht mehr sieht:

„So war auch diess ein Traum."

Die Sonne röthet im dunkelsten Purpur die Felsenspitzen. Im Hospiz wird das Glöckchen zum Morgengebet geläutet.

Lancia und die Ritter erwachen.

Manfred plötzlich aus seinem Erstarren in die höchste Begeisterung ausbrechend:

„Auf! Auf! Ihr Freunde!
Wachet auf, begrüsst den Tag,
der der Hohestaufen Reich
von neuem mir liess
unterthan werden!
Auf! Lancia!
Auf! Genossen meiner Schmach!
Nach Luceria zu unsern Freunden!
Gedenkt des Tages!
Von heute an erobern wir
Das Reich Apuliens.

Lancia und Ritter.

Ha! Woher der hohe Muth?
Welcher Gott hat ihn begeistert?
Manfred! gepriesen sei der Tag,
der dich zum Helden macht.
Führ uns! Wir trotzen aller Welt!
An deiner Seite Sieg oder Tod!

Sie brechen auf; der Vorhang fällt.

III. Akt.

Luceria. Strasse, welche im Fond durch das Hauptthor begränzt wird. Die Gebäude, ursprünglich im mittelalterlich italienischen Style aufgeführt, sind durch die sarazenische Bevölkerung der Stadt mit der Zeit zu arabischem Aussehen umgestaltet worden. Im rechten Hintergrunde springt die Vorderseite einer Moschee heraus; links die Ruinen einer verfallenen christlichen Kirche. Die arabische Bevölkerung der Stadt, streitbare Männer, Greise, Frauen, Kinder, in charakteristische Gruppen vertheilt, erfüllt die Bühne. Die Wachtposten der Thore und der Mauer werden abgelöst, und stärker als vorher besetzt. Reges Leben herrscht durch alle Gruppen. Man begrüsst die Annäherung des Ramasan.

Ali und Nurredin treten hervor.

Nurredin. So sahst du sie noch nicht?

Ali: Mit keinem Auge.

Nurredin. Seltsam! bald hier, bald dort glaub' ich sie zu erklicken. Ach! hat, seit ich von ihr aus unserer Heimath zog, die Sehnsucht nach ihr mich verzehrt, so raubt sie mir jetzt die letzte Kraft, seitdem ich so wunderplötzlich sie wiedersah, um eben so schnell von ihr nur mich wieder trennen zu müssen!

Ali. Du Träumer! Nurredin! Wann wirst du wohl vernünftig werden? Sag'! was fehlt uns wohl hier? Alla segne des grossen Kaisers Gastfreundschaftlichkeit: haben wir nicht alles, was wir begehren?

Nurredin. Ha! du mahnst mich an meine Pflicht! Fatima! oh möchtest du erscheinen, um uns neuen Rath zu ertheilen. Wie sind wir gehemmt am guten Werke, da man seit heute uns Burello zum Befehlshaber gab.

Ali. Das ist der Pfaffen Diener!

Nurredin. Manfred's grimmigster Feind!

Das Gespräch zwischen Ali und Nurredin hatte im äussersten Vordergrunde rechts stattgefunden. Auf der linken Seite, vor der Ruine der christlichen Kirche, hat sich ein grosser Haufe Volkes um eine Verschleierte versammelt, welche auf zertrümmertem Bauwerke erhöht stehend, jetzt die Versammelten anruft:

Die verschleierte Fatima: „Arabiens Kinder, wisst, ich bin zu euch gekommen, um euch vor Untergang zu wahren: Bedroht ist das Asyl, welches der grosse Kaiser Friedrich euch hier gewährte.

Nurredin. Fatima! Fatima!

Fatima. Wisst, der Christen geistliches Oberhaupt, dem nie die Herrschaft über so schöne Lande zusteht, will sich auch über eure Stadt, die euch durch zahllose, treue Dienste zum Eigenthum geworden, Herrschaft, Gewalt anmaassen."

Ali und Nurredin haben sich mit in die Versammlung begeben.

Ali. Ist das Fatima, meiner Schwester Kind?

Fatima fortfahrend: „Nun sagt denn! Brüder, Schwestern! Sagt! wer ist euer Herr?

Alle. Der Kaiser, der Kaiser allein!

Fatima. Doch der Kaiser ist todt! todt ist sein Sohn, König Konrad. Wer ist nun euer Herr? Manfred ist's, des Kaiser's meist geliebter Sohn.

Alle. Manfred, Manfred! ist unser Kaiser!

Fatima. So duldet ihr, dass man Burello, Manfred's Feind, euch zum Herren gesetzt?

Alle. Nimmermehr!

Fatima. So haltet euch gefasst, noch diese Nacht den Sohn des Kaisers zu begrüssen. Bis dahin seid ruhig, lasst niemand Argwohn schöpfen. Freude sei mit euch, denn ich verheisse euch herrliche Zeiten, die Zeit, da Christ und Muselmann Brüder werden sollen."

Ensemble.

Das Volk enthusiastisch auffahrend:

„Alla, Alla, segne die Prophetin!
Gieb uns Muth und Kühnheit!
Im Streit und Kampfe gieb uns Sieg!"

Ali. Wie das Volk.

Nurredin. O wunderbares Wesen, Prophetin! Gottgesandte! Darf ich es wagen, mich Deinen Geliebten zu nennen?

Fatima ist unter dem Volke verschwunden, und tritt jetzt entschleiert dicht neben Nurredin hervor.

Fatima. Ich bin es, Nurredin, Geliebter! bald nennst du mich dein!

Nurredin (ausser sich). Fatima, o Fatima!

Ali. Kennst du den alten Ohm?

Fatima. O Dank, Dank, eurer gränzenlosen Treue,
Ich bin euer, nie trennen wir uns mehr!

(Kurzes Ensemble.)

Stimmen: Platz dem Kommandanten!

Fatima schnell das Volk anrufend:
Ruhig, verrathet euch nicht.

Burello tritt auf mit christlichen Gewaffneten:
Wem galt das Schreien, der Jubel, den ich bis in's Schloss vernahm?

Ali. So ist es unsere Sitte, das Fest des Ramasan zu begrüssen, das morgen uns wiederkehrt; da denken wir der alten Zeit, des Propheten, der glücklichen Zeiten Arabien's. Ihr kennt das nicht, — doch bei uns ist das so hergebracht.

Burello. Ihr wisst es, was ich von euch fordere; gehütet werde diese Stadt, als ob der Feind vor ihren Thoren läge: Niemand darf aus, Niemand darf ein: darum seien mir jetzt der Thore Schlüssel übergeben!

Ali zieht die Schlüssel vom Thore ab. Gewaffnete aus der Begleitung Burello's sehen nach, ob das Thor gehörig verschlossen. Während dem

Burello. Keinen Treueren konnte man senden, dem kühnen Flüchtling Einhalt zu thuen; darum, so lange ich lebe, soll er die Schwelle dieser Stadt nicht übertreten; im Elend vergehe er, der mir so blutigen Schimpf zugefügt!

Fatima, Nurredin, Chor:
„Ha, brüte Rache, du Nichtswürdiger! So wie es finstre Nacht in deinem Busen ist, so soll Manfred's Sonne hell über dieser Stadt leuchten!"

Ali bringt die Schlüssel, und übergiebt sie Burello.

Burello. Noch einmal sei's euch eingeschärft. Jeder Posten der Mauer sei streng bewacht; wer sich saumselig zeigt, büsst es mit dem Kopf! Wer hat die Wache hier am Thore?

Ali. Ich nehme sie selbst, und mit mir Nurredin.

Burello. So wisst ihr, was euer harret, zeigt ihr saumselig euch! Geht auseinander! Niemand störe die Ruhe!

Geht mit Begleitung ab.

Von der Höhe der Moschee rechts hört man während des Sonnenunterganges den Ruf zum Abendgebet: „Alla ist gross“ etc. Alles senkt sich auf die Knie und streckt sich zum Gebet auf den Boden aus. Die Sonne ist untergegangen, als sich alles erhebt und nach verschiedenen Seiten hin trennt; nur Fatima verbleibt in der betenden Stellung: sie hat die Augen in die Hände gedrückt und weint heftig.

Nurredin gewahrt es und springt ihr bei:

Fatima! du weinst? wem gelten diese Thränen?

Fatima erhebt sich, und verbirgt ihr Antlitz an Nurredin's Brust: O Nurredin, sei tapfer, auf dass wir bald zur Heimath wiederkehren.

Nurredin erschüttert. Zu unserer Heimath? Werd' ich sie wiedersehen? Alla! hast du deine Gnade mir aufgespart?

Fatima. Werd' ich sie wiedersehen?

Nurredin. O Fatima! wohl seh' ich, dass Alla dich begeistert; doch sorge nichts, löse mir das Räthsel, was setzest du dein Leben an eine That, deren Ziel dir fremd?

Fatima. Ich muss, Manfred sei Kaiser! Nurredin mein Gatte!

Ali. Komm, Nurredin, auf unseren Posten! Du weisst, für wen mir wachen!

Fatima (plötzlich wiederum begeistert):

„für Manfred!“

Nurredin erschrocken und nachdenklich:

„für Manfred!“

Er geht langsam nach dem Thore zu.

Ali. Fatima! hältst du die Wache wohl mit uns? Sag', kannst du so schön noch singen, wie sonst: du weisst, wie gerne ich lauschte!

Fatima (zu ihnen sich gesellend):

So will ich wach euch halten!
Ich singe euch das Lied vom Palmenbaum!

Sie setzt sich auf den Boden nieder zwischen Ali und Nurredin, und singt ein „Arabisches Nationallied“

mit dem Refrain: O, holder, lieber Palmenbaum!

„O holder, lieber Palmenbaum!
Du meiner Liebe Dach!
Zu dir hin sehn' ich mich!
Dass ich meine Liebe wieder finde!“ etc.

Nurredin sinkt wie betäubt zusammen.

Ali. O Träumerei, dein Lied erhält nicht wach! Hört Kinder, was ich euch singe!

(Während Fatima sich auf seinen Schooss lehnt, und Nurredin mit Rührung betrachtet, singt er ein lustiges, kräftiges, arabisches Lied:

„Mein Ross, mein Ross, das muntre Ross
Kommt mitten durch die Wüste
Den Weg zu meiner Liebe!

Hei! wie es sprengt, und lustig bäumt.
So springt mein Mädchen munter,
Wenn es den Liebsten sieht“ etc.

Während eines Haltes in seinem Liede hört man Nurredin in seinem Schlafe leise den Refrain aus Fatima's Liede singen: „O holder, lieber Palmenbaum, du meiner Liebe Dach!“ etc.

Ali. Wie doch der arme Junge liebt!

Es wird am Thore von aussen stark angeklopft.

Fatima springt auf.

Ali. „Wer da?“

Manfred's Stimme von aussen: „Einlass für Manfred!“

Ali. „Manfred! Manfred!“

Fatima begeistert die Strasse hinrufend:

Des Kaisers Sohn ist da! Auf Luceria! Oeffne ihm die Thore!

Von allen Seiten wird schnell alles wach und strömt herbei: „Auf! auf! das Thor!“

Ali. Da öffnet, holt die Schlüssel!

Alle. Die Schlüssel! Eilet zu Burello!

Fatima. Nicht doch! sprengt das Thor!

Alle. Sprengt das Thor!

Mit Spiessen und Beilen wird schnell das Thor eingeschlagen. Manfred und Lancia, und einige seiner Begleiter zu Pferde sprengen zum Thore hinein!

Volk. „Heil Manfred! Heil des Kaisers Sohn! Alla! Alla mach' dich gross!“

Burello mit Gewaffneten tritt bestürzt auf:

„Welcher Aufruhr!
Ha! was muss ich sehen!
Manfred in Luceria!
Verrath! Verrath!“

Ali und Chor: Verräther du! beug' deine Knie in den Staub!

Burello. Manfred! gieb Rechenschaft!

Manfred. Ich — Rechenschaft? im Reiche meines Vater's!

Alle: Burello! Nieder in den Staub!
Auf die Knie vor des Kaiser's Sohn!

Burello. Nimmermehr!

Man reisst ihn gewaltsam auf seine Knie.

Manfred. Wie Burello! muss dich Arabiens Volk zu solcher Huldigung zwingen?

So wisse denn! von heute an gehört Apuliens Reich auf's neue seinem Königshaus. Ich nehm' es in Besitz, und werd' es nach Recht und Kraft verwalten.

Sag'! ist dein Stamm dir so verhasst? Wer war es, der dich zu einem der Mächtigsten des Reiches erhob? O sprich: „Vergassest du

so ganz des Uebermaasses von Wohlthat, mit dem mein Vater Friederich dich überhäuft? Lass' sehen, ob ich nicht würdig bin, sein Sohn zu heissen: die Milde seiner Gnade leuchte mir voran: Burello stehe auf! die Güter, die du in Anspruch nahmest, sind jetzt dein, und mehr noch, Graf von A.

— — sei mein Freund!"

Burello erhebt sich in Zerknirschung und huldigt Manfred.

Der Chor erhebt die Milde und Gnade Manfred's.

„Wer ist würdiger, Kaiser zu sein?" etc. etc.

Manfred erblickt die Sarazenin:

Ha! du lebst? Du bist kein Traum! Erhabene Zauberin! reichst du mir jetzt die Hand?

Fatima reicht ihm die Hand, er küsst sie feurig.

Ensemble.

Manfred. Dir dank ich's, wenn mein Stern von neuem mir leuchtet etc.

Fatima. Sieh' des Kaisers Stern beginnt mir zu strahlen etc.

Nurredin's erwachende Eifersucht: Burello's unterdrückte Rachewuth.

(Der Tag bricht an: der Moezin ruft zum Morgengebet. Die Sarazenen knieen zum Morgengebet nieder.)

Manfred. Auf! meine Brüder, lasst uns wie Blitze hereinbrechen über die Wirren dieses Landes. Rührt eure Waffen! Apulien ist unser! Durch eure Treue werd' ich siegen.

Enthusiastischer Schlusschor.

IV. Akt.

Palast in Laxua.

(Wie im ersten Akt.)

Burello allein. So ist er denn Sieger! Wie ein reissender Strom brauste sein Glück dahin über Apulien! Kein Widerstand! Manfred ist Herr! Ist es denn nicht möglich, dass ein Eingeborner über das holde Italien herrsche? Ist der süsse Duft unsrer Gefilde nur geschaffen, den Sinnen nordischer Barbaren zu schmeicheln? sind uns're Frauen nur mit Anmuth geschmückt, um die Wollust dieser Eindringlinge zu stillen? Unsre Frauen — — Ha! Manfred! Das ist's, was mir die Macht giebt, dein Todfeind zu sein. Mir ist meines Weibes Schmach bewusst.

Ha! dass ich verrathen bin! Dass er mit Ehre, Reichthum und Gnade mich überschüttet! Dass ich ihm selbst zu seinem frechen Glück

verhelfen muss! Dieser üppige Stamm der Hohenstaufen, der seine reichen Zweige gebietend über die ganze Welt ausstreckte, wie schnell und plötzlich schien er zu verdorren! Gefangenschaft! Ein jäher Tod! Konradin, ein Kind, der einzige Enkel jenseits der Alpen, — wie wäre auf diesen zu achten gewesen, in diesen Zeiten, wo ein Mann, wie Friedrich, unterliegen musste? — Und jetzt — soll Manfred, den wir so tief in Sehmach versenkt, dass keiner ihn noch einer Beschimpfung werth hielt, soll dieser Manfred unser König werden? Nein! Nein, mit welchem Recht? Wie dürft' er's wagen, so lange Konradin lebt? Diess Kind sei unsre Rettung — diess Kind sei König — und wir wissen, dass diess heisst, ohne Herrschaft sein! Meinen Getreuen erwarte ich, den nach Schwaben ich heimlich sandte, um dem Kinde Konradin meine Dienste anzubieten.

Feretrio tritt auf.

Treff' ich euch allein?

Burello. Feretrio! wie? du schon zurück?
Wo kommst du her?

Feretrio. Nicht nöthig hatte ich, die Alpen zu übersteigen, in Siena schon erfuhr ich vom Legaten die geheime Nachricht, die die Kirche in Bestürzung setzt: „Konradin ist todt!"

Burello. Ha! schweig'! was sagst du?

Feretrio. So ist's! doch heute noch das grösste Geheimniss! Du kannst dir leicht denken, wie gut es verwahrt wird!

Burello. Ha! dieses Menschen Glück!
Schnell! Lass' nur noch wenige Tage diese Kunde Geheimniss bleiben; benützen wir die Zeit zu Manfred's Sturz! Eile! triff mich bald bei mir!

Feretrio (ab).

Burello. Will nach einigem Nachsinnen nach einer andern Seite abgehen

Fatima hat die vorige Scene belauscht. Sie ruft Burello an:

Fatima. Burello! wahre dein Haupt!
Du kennst die Strafe der Verräther!

Burello. Bei ihrem Anblick wie erstarrt:
Ha! mein böser Geist!
Sie war's, die das verführerische Lied ihm sang,
das ihn zum Eroberer eines Reiches machte! —
Ich kenne dich — ich sah' dich in Luceria —
Buhlerin, nimm dich in Acht!
Weh' dir! trittst du mir von neuem in den Weg!

Er geht wüthend ab.

Fatima. Ehrloser! Gehe hin! Alla gab mir die Macht, dich zu ergründen! Mein Auge wacht, und schützet Manfred! Jetzt sehe ich's klar — mein Ziel ist da — bald darf ich wieder ein Weib sein.

Manfred tritt auf.

Wie ist mir, soll ich wirklich meinem Glücke trau'n? Endlich! endlich! treff' ich dich allein! Du wirst, du sollst mir nicht entflieh'n!

Fatima. Zurück! Manfred! du darfst mich nimmer halten!

Manfred. Weich' nicht! du wunderbares Wesen! Ich schmachte nach deiner Nähe, nach deiner Berührung! Stäts warst du vor meinem Auge; in der Schlacht, im blut'gen Gewühl, da wo der Mord mich am heissesten umstürmte, da brauste deine hohe Erscheinung an mich her, — wie ein Engel Gottes scheuchtest du die Gefahr! Bald hier, bald dort flammte mir dein Blick entgegen, und strahlte wunderbaren Muth in meine Brust! Doch ach! ich kann dich nicht erfassen! streck' ich die Hand aus, — bist du mir entschwunden: — geschworen hab' ich: — ich muss dich halten, an diese Brust muss ich dich drücken, und müsst' auf immer ich dem Glück entsagen!

Fatima. Entsetzlicher, zurück! ich bin dein Glück, so lange ich dich fliehe; doch Grauen und Entsetzen dir, wenn du mich hältst. — Manfred sei König!

Manfred. Verführerin, was wagst du mir zuzurufen! O Holde, höre mich! Hab' ich diess Reich durch die Wunderkraft, die du in mich hauchtest, erobert, so geb' ich's hin dem Erben meines Hauses! Macht, Ehre, Kronen kann ich entsagen, doch nicht dir! ich frage nicht mehr, wer du bist, — diess einz'ge fleh' ich nur — sei mir nicht Wunder mehr, — sei mir ein Weib. Mit dir zieh' ich, wohin du immer willst: dorthin in jenes Land, von du mir gesungen, wo noch mein Vater lebt.

Fatima (für sich) Alla! sieh' auf meine Pein!

Manfred ist Fatima zu Füssen gesunken.

Burello und Nurredin werden im Hintergrund sichtbar.

Burello. „Bewache sie scharf:
Ich sage dir nicht zu viel!"

Nurredin. Ha! entsetzlich!

Fatima laut zu Manfred:

Unwürdiger! Wie, soll ich dich den letzten Hohenstaufen nennen? Verräther deines Ruhmes, deiner Ehre! Blick' hin, was dir zu thun noch übrig ist! Du hast begonnen, und jetzt willst du schon enden?

Sohn Kaiser Friedrich's! Dein sei das Reich der Christenheit, und eine arme Sarazenin lass' ruhig zu ihrer Heimath ziehn.

Manfred. Ich lasse dich nicht ziehn!

Fatima. Wer will mir wehren, meinem Gatten zu folgen?

Manfred. Deinem Gatten?

Fatima. Dem treuesten deiner Streiter, Nurredin, vermähl' ich mich noch heut'.

Manfred. Entsetzlich! Nurredin —

Fatima. Ist der Geliebte meiner Jugend, der mich erwarb durch tausendfache Noth, die er um dich ertrug!

Nurredin stürzt, ausser sich, vor zu Fatima's Füssen:
„Fatima! Engel des Paradieses!“

Burello langsam vortretend:
Und doch bist du verrathen!

Quartett; Ensemble.

Fatima. „Ja, Nurredin! du Liebling meiner Seele! Die Zeit der Prüfung ist für dich vorbei! Dein bin ich nun — ein Weib darf ich bei dir ja sein, weich, und voll Liebe, wie dein Herz mich wünscht! —

Nurredin. Oh! wie schwindet hin vor meiner Seele, was ich um dich litt! Wie eine Sonne durch düstres Gewölk trifft deine Treue mein Herz, und tausend Thränen der Reue und Freude weine ich dir.

Manfred. Dahin mit einem Hauche schwand die schönste Blüthe meiner Seele! Geheimnissvoll webt sich ein Schleier um mein Haupt: das Glück soll ich durch ihn erschau'n, — und ich, Unsel'ger, kann es nicht erkennen!

Burello. Ha! Werk der Rache! dränge dich zurück in meine Seele! Durch Heuchler-Mienen blick' ich durch, hier liegt Verrath verborgen; Verrath, wie — — — — eingeübt: Verrath, den ich noch nicht gerächt!“

Fatima verneigt sich mit Nurredin tief vor Manfred:
Noch einmal seh' ich dich, als König dich zu grüssen!
Beide gehen ab.

Manfred hat sich abgewendet, und ist wie in Betäubung auf einen Sessel gesunken.

Burello betrachtet ihn, und greift nach dem Dolche, als von der Treppe her, die zum Garten führt, sich der Ruf:
„Heil! Manfred!“
vernehmen lässt.

Lancia, Grafen und Edle treten in zahlreicher Versammlung auf.

Alle: „Heil dir! Glorreicher Sprosse des stolzesten Kaiserhauses!
Wir grüssen dich, den kühnen Sieger, den Helden uns'rer Tage!
Heil! Heil! Manfred dir.“

Lancia. Manfred! hör' mich, durch dessen Mund Apulien zu dir spricht! Diess schöne Reich, das dein grosser Vater zur Zierde dieser Welt erhob, vor kurzem noch lag es in Trümmern, schmählicher Zerstörung preisgegeben: durch Kraft und Muth hast du es dir im Flug erobert, und es zur Einigkeit erhoben; drum sind die Fürsten dieses Reichs

übereingekommen, dem nur zu huldigen, den sie für würdig halten; und so möge es dir belieben, die Krone anzunehmen, die wir dir anbieten.

Alle. Heil! Manfred! unserm König:

Burello. Ha! die Wahnsinnigen!
Ich glaubte es wohl!

Manfred. Hinweg mit eurer Krone! Sie gebührt nicht mir! ich will nicht König sein!

Lancia. Ha! was ist das?
Manfred! fasse dich!

Manfred (für sich) Ach! darf ich euch sagen, was allen Stolz meinem Herzen entwand?
(laut). Ihr Edlen! bedenket, was ihr thut! Wenn mich bei meinem Unternehmen das Glück wunderbar begünstigt, so geschah es, um das Reich dem zu erhalten, dem es durch Gott und Recht gebührt.

Feretrio. Ihr Fürsten, er spricht wahr! wem anders wohl gehört die Krone, als Konradin, des König's Konrad's Sohn?

Einige Edle. Ein Kind darf jetzt und nimmer unser König sein.

Burello. Zu deinem Besten, Manfred, muss ich es dir rathen: hör' die Verlockungen nicht, — es muss dir Unheil bringen, wenn sich der wahre Erbe meldet!

Lancia. Wer ist hier Erbe? Sieh' doch, Burello! wie arm jetzt deine Freundschaft ist! Den Hohenstaufen war diess Reich genommen, und Konradin längst aller Rechte ledig; Manfred hat somit, als er diess Reich sich erobert, kein altes Recht erneuert, nein, — ein neues sich erworben!

Alle. Heil unserm König Manfred!

Manfred. Nicht doch! was streitet ihr! Nie will ich König sein. Das Glück, das sich so kühn mir aufdrang, ich mag es nicht. —

Man hört eine arabische Hochzeitmusik, — aus dem Garten tritt der Hochzeitszug mit Nurredin und Fatima, als Bräutigam und Braut, auf.

Lancia. Ha! die Sarazenin!
Lasst sie nahen! Sie, die so oft entschied, soll jetzt den Ausschlag geben!

Der Zug gelangt in den Vordergrund der Bühne; Nurredin und Fatima verneigen sich tief vor Manfred.

Manfred. Himmel! ertrag' ich den Anblick!

Fatima (sich erhebend).
„Heil, Manfred! gelobt hatte ich, dem Treuesten der Geliebten als Gattin meine Hand zu reichen, sobald ich dich als König dürfte grüssen.
Sieh' mich vermählt!
Und du, Manfred, — bist König!"

Manfred. Nimmermehr! Ist es dir drum zu thun, den König dieses Reich's zu grüssen, so eile hin nach Deutschland; denn dort lebt Konradin!

Fatima. Du irrst! und diese Krone musst du tragen, da sie mit Rechte dir gehört, denn Konradin ist todt.

Grosse Sensation.

Alle. Wie! wär's möglich! Wer brachte diese Kunde? Wer soll sie dir bezeugen?

Fatima. Die Kunde erhielt aus Deutschland in Siena der Legat, und jene beiden dort sind dessen Zeuge!

Lancia. Burello! wie? Feretrio!

Alle. Verräther! Verräther!
Heil! Manfred, König von Apulien!

Manfred. So muss es sein! Wer widerstrebte länger dem Schicksal, das Sie in ihren Händen hält? — Ja, ich will König sein.

Ensemble. Jubel und Begrüssungen der Edlen und des Volkes; im Gegensatz die Hochzeitmusik der Sarazenin.
Zur Krönung! Zur Krönung!

Der Vorhang fällt.

V. Akt.

Das Orchester spielt eine pomphafte Musik, welche an Stärke abnimmt; als der Vorhang aufgeht, wird sie durch ein Musikkorps hinter der Bühne leise fortgesetzt und verhallt in weiter Ferne.

Die Bühne selbst stellt den Hafen und Golf von Neapel dar: unter den Schiffen liegt auch ein sarazenisches zur Abfahrt bereit.

Fatima tritt von dem Hafen her auf.

„Dahin durch die Strassen prangt der stolze Zug:
Zur Krönung zieht der König:
Dem Kaiser-Sohne jubelt Alles zu.
Oh Manfred, mögst du glücklich sein!
Das Wort, das ich in dieser Nacht dir in die Brust gelegt,
Als ich gleich einem Traumbild dir erschien,
Mögst du es vollführen:
Nie höre auf zu streben; dein sei das Reich der Christenheit:
Sieh' wie lustig die Flagge weht —
Wie süsse Weste mein Haupt umweh'n:
Sie führen mich der Heimath zu,
Deren Stimme ich mit sehnsüchtigen, klagenden Tönen mich rufen höre: So will ich scheiden, um dem Morgenlande seinen treuesten Sohn wiederzugeben.

O Nurredin! Wie soll ich deine Treue lohnen?
Die Blüthe deines Lebens hast du mir aufgeopfert —
O lass' mich dich beglücken;
Mich selbst, mein Leben lass' mich nun dir opfern — —
Denn ich verzichte nun auf Glück —
Ich fühl's — ich fühl's — nie kann ich glücklich werden!
Prophetin war ich — jetzt will dein Weib ich sein, —
Dein Weib — verblühn — und welken — dass du glücklich seiest."

Nurredin kommt langsam vom Hafen her, — er ist sehr blass und in Träumereien versunken:

Und wenn sie dennoch mich verrathen?

Fatima. Nurredin, mein Gatte! Sieh', es lächelt uns das Glück! Doch du! scheint ihm noch nicht zu trau'n? Trüb, und düster schleichst du umher?

Nurredin. Klagst du mich an, wenn die Kraft aus meinen Sehnen wich? Wem hab' ich sie geopfert, für wen welkte mein Herz in Sehnsucht dahin? —

O Fatima, die Mühe dieser Jahre war gross!

Fatima. An meiner Brust sollst du neues Leben finden; keine Arbeit soll dich mehr ermüden; dein Tagwerk sei die Liebe. Dort unter dem Palmenbaum wollen wir uns lagern, der Blumen süsseste Düfte einzuathmen; meiner Lieder sollst du lauschen; den Propheten will ich anfleh'n, dir die Freuden des Paradieses schon auf Erden geniessen zu lassen.

Nurredin. O Zauberin! Wie süss ist deine Stimme!
Wann werden wir denn ziehen?

Fatima. Am Bord ist uns're Habe, und die Schätze, mit denen wir hier reich beschenkt. Verweile wenige Augenblicke; noch einmal such' ich Ali auf: er will nicht mit uns zieh'n, denn ihm behagt das abendländische Treiben. Mög' er denn bleiben, um stäts uns Kunde geben zu können vom Glücke Manfred's! Bald bin ich zurück! —

(Sie geht ab.)

Nurredin (düster vor sich).
„Vom Glücke Manfred's!" — Manfred! Manfred!

In einen unscheinbaren Mantel gehüllt, hat Burello seit einiger Zeit an einer Strassenecke gelehnt gestanden und Nurredin beobachtet. Er tritt zu ihm.

Burrello.
„Nurredin! wie du ward noch keiner betrogen."

Nurredin mit fürchterlicher Leidenschaftlichkeit aus seiner Träumerei auffahrend:

Ha! schrecklich sei meine Rache!

Burello. Wie so bereit muss ich dich finden?
Seltsam, und gestern noch wiesest du meine Warnung zurück!

Nurredin sich plötzlich beruhigend.
Wer bist du, dass du solchen Theil an mir nimmst?

Burello. Ein Betrogener, gleich dir!
Doch, ich läugne es nicht, nicht so gross ist dieses üppigen Manfred's Schuld gegen mich, als gegen dich: — nie war ich sein Freund, und brachte er Schande mir, so lohnte ich ihm mit Hass von je. Doch du, ich kenne dich! Du warst der treueste, der zu Manfred hielt; das Mark deines Lebens hast du seit Jahren verprasst, um ihn zu dienen, ihn zu schützen, — ihn gross und herrlich — um ihn zum Buhlen deines Weibes machen.

Nurredin. Zum Buhlen — meines Weibes!

Burello. Willst du Beweise?

Nurredin. Schütze mich, Prophet! Beweise!

Burello. Diese Nacht —

Nurredin. Diese Nacht — ha! diese Nacht —

Burello. Genossest du der Liebe Glück?

Nurredin. Fürchterlich!
Ha! die Erinnerung kommt mir wieder; — sie reichte mir den Trank — und ich sank hin — betäubt — bewusstlos.
Dann träumte ich von unselig süsser Wonne — als ich Morgens dann erwachte, stand sie vor mir in Schmuck und prächtigen Gewändern, — sie lächelte — und ich — — Ha! verruchte Zauberin! du hast mich vergiftet!

Burello. Bei Manfred war sie diese Nacht — — Nicht ich allein — die Wachen haben sie gesehen! —

Nurredin (wie rasend).
Manfred! Fatima! Manfred!
Blut! Blut! Tod! Verderben! —

Man hört aus weiter Ferne Glockengeläute und den Gesang:
„salvum fac regem!

Burrelle. „So räche dich! bald naht der Zug — hieher nimmt er den Weg: tritt ihm — dem König — tritt ihm entgegen — und überreich' ihm diese Schrift — du allein darfst dich ihm nahen, — denn sein Treuester bist du ja, — zeig' ihm die Schrift, — und" —

Nurredin. Diese Klinge; sie ist des besten der Gläubigen werth! Manfred, du musst den Lohn mir zahlen!

Wendet sich rasch zum Abgange.

Fatima tritt auf.

Nurredin prallt bei ihrem Anblicke zurück.

Fatima. Nurredin! Wo willst du hin?

Nurredin. Alla! steh' mir bei!

Fatima. Wild wogt deine Brust — dein Auge brennt in fürchterlicher Gluth, — was hast du vor?

Ensemble.

Burello. Ha! mein Unstern liess diess Weib erschaffen! Welche zauberische Gewalt stellt sie meinem Rachewerk entgegen?

Nurredin. In's Auge nicht kann ich ihr blicken, der Unglückseligen, die mein Herz vergiftet: Schauer des Todes durchziehen meine Brust!

Fatima. Was ist geschehen? Furchtbare Ahnung, namenlose Angst beklemmen meine Seele! in meinem Herzen starrt das Blut.

Burello. Auf! Nurredin! dir habe ich die Schrift vertraut. Zeigst du saumselig dich, sie zu bestellen?

Fatima. Ha, Schändlicher! Treff' ich dich an seiner Seite! Nun weiss ich es; das Unheil ist entfesselt! Nurredin! Was hast du mit dem Buben vor?

Nurredin. Meine Wuth! meine Wuth! Alla! lass' sie mich nicht verzehren! Schenk' mir die letzte Kraft, die Rache zu vollzieh'n.

Fatima. Erbarmen, ach! Furchtbares Wehe fasst mich an! Nurredin! blick' auf; sieh' mir in's Auge!

Nurredin. Verruchte! Zeige mir den Blick, der alles Blut aus meinen Adern sog! Flammen sprühe auf mich her, mit deren Gluthen du dein Herz verbrannt! Fort! Fort! Teufel! Zauberin!

Fatima. Wahnsinniger! Halt ein!
Burello steh' mir Rede!

Burello. Fort, Buhlerin! Wag' es nicht, seiner Rache in den Weg zu treten!

Nurredin Manfred! Manfred!

Die Musik des aus der Kathedrale zurückkehrenden Krönungszuges nähert sich der Bühne:

Fatima. Ha! furchtbar! Alles wird mir klar! Nurredin! halt ein! Ein Nichtswürdiger hat dich betrogen! Aermster, Verrathener!

Nurredin. Wie das?

Burello. Bei Gott! wohl bist du verrathen!

Fatima. Hör mich! Nur einen Augenblick gebiete deinen Sinnen! —

Nurredin. Sie sind vergiftet!
Lass mich, Schändliche!

Burello. Hinweg! Hinweg!

Fatima. Halt ein! Halt ein! Geist meines Vater's! blick' herab! —

Sie ringen. Der Zug hat bereits die Bühne betreten.

Nurredin schwingt den Dolch, und will abstürzen.

Burello hält Fatima zurück. Mit wüthender Gewalt reisst sie sich los und erfasst Nurredin. In der fürchterlichsten Angst schreit sie laut den Wachen zu:

Fatima. Greift ihn! der König ist in Gefahr!

Wachen umringen die Gruppe.

Nurredin. Ha! Verrätherin!

(stösst Fatima den Dolch in's Herz.)

Burello auf das Aeusserste erschreckt, ruft in das Gedränge.

Nieder mit dem Verräther!

Er stösst Nurredin nieder, so dass er lautlos zusammensinkt.

Manfred erscheint jetzt im Zuge, welcher sogleich anhält. Er tritt hervor, und betrachtet mit Entsetzen die Gruppe der Sterbenden.

Fatima, sich an Nurredin aufrichtend:

„Manfred! sieh' die Treuesten, die je dir dienten!" —

Manfred. Allmächtiger, was geschah! —

Fatima. Hüte dich vor diesem Buben, er steht nach deinem Leben.

Die Wachen bemächtigen sich Burello's.

Fatima. Sei glücklich, Manfred! Schreite dahin über unsere Leichen — sei Kaiser der Christenheit, und gedenke deines grossen Vater's! —

Manfred in heftigstem Schmerz.

Wer bist du?

Endlich, endlich sag' mir, wer bist du?

Das Orchester bringt in weichen Anklängen den Refrain der Ballade des I. Aktes:

Fatima mit brechender Stimme:

„Friedrich — Zelima —
Manfred — mein Bruder —
Des Kaiser's Tochter —
Ich — oh mein Nurredin!"

Sie sinkt über Nurredin's Leiche hin und stirbt.

Manfred nach einer Pause heftiger Erschütterung:

Und ich bin König —!

Burello hält Manfred grimmig die Schrift vor, welche er Nurredin übergeben hatte:

Thronräuber, Konradin lebt!

Lancia und die Edlen, sich schnell fassend:

Und dennoch ist er König!

Manfred. Von heut' an ohne Glück!

Trompeten schmettern; der Vorhang fällt.

Geschäftlicher Theil.

I. Mittheilungen der Centralleitung.

1) Die Centralleitung wird in diesem Jahre die Führung der Abonnentenlisten innerhalb des Allgem. Richard Wagner-Vereins übernehmen, wie diess in dem mit der Redaktion abgeschlossenen Vertrage vom 15. Dezember 1883 vereinbart worden ist. Indem wir hierfür die verehrlichen Zweigvereins-Vorstände und Ortsvertreter um ihre gefällige Unterstützung bitten, ersuchen wir ergebenst, vierteljährlich und zwar zum 20. März, 20. Juni und 20. September der Centralleitung eine Nachweisung derjenigen Mitglieder zukommen zu lassen, welche für das dem betreffenden Termine nachfolgende Vierteljahr als Abonnenten der „Bayreuther Blätter" in Zugang oder in Abgang kommen.

Die Centralleitung des Allgem. Richard Wagner-Vereins.

Folgende Veränderungen bei Zweigvereinen und Ortsvertretungen haben stattgefunden:

1) Die bisherige Berliner Ortsvertretung (Hr. W. Tappert) hat sich aufgelöst, nachdem Herr Tappert selbst aus dem A. R. W.-V. ausgetreten ist; ihre 8 Mitglieder sind der Berliner Ortsvertretung (Hr. Dr. Sternfeld) beigetreten.
2) Die bisherige Ortsvertretung in Bonn ist zu einem Zweigverein umgewandelt worden, nachdem sie die hierzu nöthige Mitgliederzahl erreicht hatte. Der Vorstand des neuen Zweigvereins ist wie folgt zusammengesetzt:
   Paul Borchardt, Vorsitzender, Meckenheimerstrasse 4,
   August Lanser, Schriftführer, Sternstrasse 46,
   Fritz Fuchs, Kassier, Neugasse 25.
3) Die Ortsvertretung zu Tirschenreuth in Bayern hat sich aufgelöst, nachdem der bisherige Vertreter Herr Carl Mezger aus dem A. R. W.-V. ausgetreten ist.
4) In Paris hat Herr Sylvio Lazzari, 74 rue de Seine, eine neue Ortsvertretung gebildet.
5) In Wien ist eine neue Ortsvertretung unter dem Namen „Richard Wagner-Museum" durch Herrn Nicolaus Oesterlein, Wien IV, Alleegasse 19, begründet worden.
6) Die Vertretung in Zirndorf ist wegen Ortswechsels des bisherigen Vertreters erloschen.
7) Der neue Vorstand des akademischen R. Wagner-Vereins zu Leipzig besteht aus den Herren stud. Walther Sartorius, als Vorsitzendem, W. Siertz, als Schriftführer, und A. Weissbach, als Kassenwart. Ferienvertreter ist Hr. cand. jur. V. von Hahn. —

II. Mittheilungen der Redaktion.

Die Mitgliederliste wird in diesem Jahre von der Centralleitung an die Ortsvertretungen und Vereinsvorstände versandt und von diesen den Mitgliedern mitgetheilt werden, sodass eine besondere Beifügung zu den B. Bl. für die Abonnenten, welche auch Mitglieder sind, überflüssig geworden ist.

Unsere werthen Herren Vereinsvorstände und Ortsvertreter seien zum Jahresanfange noch einmal erinnert an das bis zum Juli d. J. regelmässig auszufüllende Schema für die „Aufführungen" und an die erbetenen Verzeichnisse litte-

rarischer Erscheinungen (B. Bl. 1888, Beilage zu X). Ferner ersucht die Redaktion die Betreffenden um regelmässige und vollständige Mittheilungen über stattgehabte Veranstaltungen (besonders Vorträge und Vorlesungen) und sonstige in den B. Bl. zu veröffentlichende Vereinsangelegenheiten, soweit diese nicht an die Centralleitung selbst zu melden sind.

Immer noch werden irrthümlicher Weise einzelne Abonnements auf die B. Bl. bei der Buchhandlung von C. Giessel in Bayreuth oder auch an noch anderen Orten, die den Betreffenden zufällig bekannt geworden sind, angemeldet. Es sei daher gestattet, hier nochmals zu erklären, dass Nichtmitglieder durch die Buchhandlungen ihrer Städte abonniren mögen, und die betreffenden Buchhändler alsdann die Blätter durch C. F. Leede in Leipzig zu beziehen haben; dass dagegen Mitglieder durch ihre Ortsvertretung bei der Centralleitung oder auch persönlich gleich bei der Redaktion in Bayreuth abonniren können, welch letztere auf Wunsch auch Mitgliedskarten ausstellt.

(Abonnement für Mitglieder ℳ 6, für Nichtmitglieder ℳ 8, Mitgliedsbeitrag ℳ 4.)

Das Bayreuther Taschenbuch für 1889 kann durch die Redaktion der B. Bl. bezogen werden. (ℳ 1,80.) Die früheren Jahrgänge sind bei der Centralleitung in Berlin zu erhalten. (ℳ 1.)

Die Redaktion verkauft auch ältere Jahrgänge der B. Bl. einzeln zu ℳ 5, mehre zusammen zu je ℳ 4, und einzelne Stücke des laufenden Jahrganges zu je ℳ 0,70, früherer Jahrgänge zu ℳ 0,50.

Ausserdem sind gegenwärtig noch von der Redaktion zu beziehen: H. v. Wolzogen, die Religion des Mitleidens (ℳ 2), der liebe Heiland (ℳ 1), die Idealisirung des Theaters (ℳ 1,50).

Adressen: Centralleitung des Allg. R. Wagner-Vereins, Berlin, N. W. 38/39 Dorotheenstrasse. (Für Geldsendungen und Rechnungssachen Hr. Geh. Rechnungsrath Erdtmann, N. W. 72/73 Unter den Linden.)

Redaktion der Bayreuther Blätter, Bayreuth, Bayern.

Bayreuth, 1. Januar 1889.

Die Redaktion der Bayr. Blätter.

Besondere Mittheilung.

In einem jede Erwartung übertreffenden Maasse sind bis über Weihnachten hinaus von unsern Lesern die Sonderabzüge der Dichtung *„Der liebe Heiland“* bestellt worden, dergestalt, dass jetzt auch von einem drittmaligen Nachdrucke nur noch ein Rest von 10 Exemplaren übrig geblieben ist, welcher nach dem endlich nothwendigen Abbruche des Satzes unsern Lesern also noch zur etwa gef. Verfügung gestellt bleibt.

Der Verfasser benutzt gern diese Gelegenheit, um allen Denen seinen freudigen Dank auszusprechen, welche ihm so zahlreich und so lebhaft von den verschiedensten Seiten her ihre Zustimmung zu seinem Versuche ausgesprochen und damit ihm die tröstlich aufmunternde Ueberzeugung verschafft haben, dass unser Bayreuther Boden dem Deutschen, der seinem Meister folgt, die Intoleranz noch gestattet, in schöner Gemeinsamkeit sich als Christen zu bekennen. —

Bayreuth, 1. Januar 1889.

H. P. Frhr. v. Wolzogen.

Vereinsnachrichten.

Aachen, 1. Januar 1889. — Am hiesigen Orte hat sich im vorigen Jahre endlich auch ein Zweigverein bilden können, der sogar schon bemerkenswerthe Proben seiner Lebensfähigkeit abgelegt hat. Zunächst ist das Zustandekommen des Zweigvereins wohl der künstlerischen Anregung des Herrn Hofkapellmeisters Hans Richter zu verdanken, welcher als Hauptdirigent des vorigjährigen niederrheinischen Musikfestes dem Aachener Publikum Bruchstücke aus den Werken dergestalt vergegenwärtigt hatte, dass die bis dahin geringe Anzahl hiesiger Wagnerfreunde rasch und stätig zu wachsen begann. Da Herr Musikdirektor Schwickerath so freundlich war, die musikalische Leitung des Vereins zu übernehmen, und eine Anzahl tüchtiger Künstlerinnen und Künstler ihre Mitwirkung bereitwillig zusagten, konnte der Verein am 19. Oktober seinen Eröffnungsabend glücklich begehen. (Gebet der Elisabeth, Zwiegesang Senta's und des Holländers, „der Engel", „Träume", Wolfram's erster Gesang, Hans Sachs und Eva, Scene der Waltraute, Tauf-Scene und Quintett, Klaviervortrag des Hrn. Prof. Dingeldey aus Düsseldorf.) Der Verein zählt heute 200 Mitglieder.

Berlin, Wagner-Verein. 46. Vereins-Abend 7. Dezember 1888: Die Feen, Introduktion (Ballet und Chor); Finale I. Akt (Rezitativ des Arindal, Cavatine der Ada, Duett); III. Akt (Arindal im Wahnsinn, Vision, Entzauberung der Ada, Feenchor). Unter Mitwirkung der kgl. Hofopernsängerin Frln. Ida Hiedler, des kgl. Kammersängers Hrn. Heinrich Ernst und der Damen des Klindworth'schen Chores. — Vortrag des Herrn Dr. Heinrich Reimann.

Graz, Zweig-Verein. 1. Abend 3. Dez. 1888: Arie für Alt mit obligatem Violin-Solo aus der Matthäus-Passion, Chaconne für Violine von J. S. Bach; „Gruppe aus dem Tartarus", „der Kreuzzug", Gesänge von Fr. Schubert; das Albumblatt und Siegfried-Paraphrase (Wilhelmj) für Violine. Gesang: Frau Baronin Söll, Violine: Hr. Konzertmeister J. Miersch, Klavier: Hr. Dr. Kienzl. — Vorlesung: „Ein Ende in Paris." — 2. Abend 30. Dez.: IV. Klavierkonzert Op. 58 von Beethoven (Hr. H. Neckheim); Siegfried-Idyll für Orchester; „Waldeslust", gem. Chor mit Orchester von H. Neckheim, Lehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Klagenfurt.

Grossenhain i./S., Zweig-Verein. Im Vereinsjahre 1888 veranstaltete der Vorstand vier Vereinsabende. Am 6. Februar sang Frln. Louise Weisbrodt aus Dresden Lieder von Schubert und Brahms, und Frln. Irma Weiller aus Berlin trug Kompositionen von Bach, Händel und Beethoven vor. Am 8. April hörten wir die G-moll-Fantasie und Fuge von Bach-Liszt, Consolation und Soirée de Vienne von Liszt, auch die B-dur-Sonate von dem Komponisten der letzteren, dem Hrn. Dr. Johannes Merkel aus Leipzig; ferner wurden Glucks Arie aus Orpheus, Duett und Arie des Pagen aus Figaros Hochzeit von Mozart, Elsa's Traum, Duett aus Webers Freischütz, sowie Lieder von Franz u. a. durch die Damen Fräulein Bertha Busch, Alice Maass und Gertrud Neuber, Schülerinnen der Gesangslehrerin Frau Unger-Haupt in Leipzig, vorgetragen. Am 11. November brachten Frln. Klara Blauhut aus Leipzig die Es-dur-Sonate von Beethoven und das Des-dur-Nocturne von Chopin, Fräulein Anna Heinig aus Leipzig: Elsa's Traum und Senta's Ballade, endlich Hr. Gustav Trautermann Lieder von Liszt zum Vortrag. Am 9. Dezember hielt Hr. Schuldirektor Schöniger aus Grossenhain einen Vortrag über Wagners Bühnenweihfestspiel, und Herr Bertrand Roth aus Dresden brachte die drei letzten Sonaten von Beethoven op. 109, 110 und 111 zu Gehör.

Kiel. Am 24. November hielt der I. Vorsitzende des Zweigvereins, Professor Dr. Müller, einen fast zweistündigen Vortrag über „die Meistersinger von Nürnberg"; durch die musikalische Wiedergabe mancher Theile des Werkes am Flügel (A. Keller) und Harmonium (C. Borchers) sowie durch den Gesangvortrag von Pogner's Anrede (Hr. Ziehmann vom hiesigen Stadttheater) und Walther's Liedern aus dem I. und III. Akt (Hr. Wickert ebendaher) ward das gesprochene Wort unterstützt. Auf vielseitigen Wunsch ward der Vortrag mit geringer Abänderung des Programms am 18. Dezember in der Aula des k. Gymnasiums wiederholt; die Gesangvorträge fehlten, dafür ward von den Herren Borchers und Keller das Vorspiel nach der Bearbeitung von C. Tausig vierhändig am Flügel ausgeführt. Die Zahl der Mitglieder unseres Zweigvereins ist auf 88 gestiegen.

Linz, Zweig-Verein. 2. Vortragsabend 7. April 1888: Faust-Ouvertüre; „Mistillo mein", dreistimmiger Frauenchor, und „Soll es denn nun nicht anders sein", fünfstimmiger gemischter Chor, von J. H. Schein (1586—1630); Preghiera von Alessandro Stradella; 1. Satz und Scherzo aus der IV. Symphonie von Anton Bruckner; „Viel schöner Blümlein", Lied für drei Männerstimmen, von J. H. Schein; „Jungfrau, dein schön Gestalt", vierstimmiger gemischter Chor, von J. L. Hassler (1564—1612); Siegfried's Rheinfahrt, für 2 Klaviere; Stücke für Soli und gem. Chor aus dem „Tod Jesu" von Graun (1701—1759). Unter Mitwirkung der Herren Joseph Schalk und Ferd. Löwe aus Wien, der Frau Schmidt-Alizar, der Herren Hartmann, Horzeyschy, Poschler, Ruckensteiner und des Vereinschores. — 3. Vor-

tragsabend 2. Dezember 1888: aus den Werken die Gralsfeier. Unter Leitung des Herrn Theod. Schmidt und Mitwirkung des Männergesangvereins „Gutenbergbund“ und der Solisten: Fr. M. Spängler, Fr. Auinger, Frln. J. Hörzinger.

London. Zweigverein. Die Mitgliederzahl ist gegenwärtig 338. (Mitgliedsbeitrag £ 1. 1s. Vereingsorgan: *The Meister*.) Geplante Unternehmungen für 1889, I. Semester: „Tristan und Isolde“ mit Klavierbegleitung, I. Akt 28. Jan., II. Akt 31. Jan., III. Akt 4. Febr. Vorträge: Ashton Ellis, Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt, im März; Louis N. Parker, Bekenntnisse eines Wagnerianers, im Mai; Ferd. Praeger, Klassisch und Romantisch, im Juni. Orchester-Konzert, im Juni. —

Plauen, Zweig-Verein. Familienabend 16. Dez. 1888: Symphonie D-dur von Mozart; Trio in Es-dur op. 70 von Beethoven; Gesänge am Klavier: Elsa's Traum, Elsa's Ermahnung, Arie der Ada, Lieder von Schubert, Franz u. a. Unter Mitwirkung der Fr. Ida Leo, des Frln. Frieda Gast, der Herren Geiling, H. Lang, H. Lange und O. A. E. Kobien, sowie des Stadtorchesters, Dirigent: Hr. Zöphel.

Reichenberg i. B. Zweigverein. 24. Vereinsabend 9. Jan. 1889: Werke von Beethoven, Händel, Liszt (Loreley), Schubert, nebst Kompositionen von Mendelssohn, Rheinberger und Rückauf. Mitwirkende: Fr. Hieronymus, Frln. Jung, Keck, Lahn, Hern. Adelmann, Bartosch, Engstfeld, Gerhardt, Ginzel, Günther Meissner, Müller, Proksch.

Riga, Wagner-Verein. 23. Nov. Studienabend: Nornenscene. (Erste Norn — Frln. E. Kolberg; zweite Norn — Frau v. Brümmer-Radecke; dritte Norn — Frau v. Zur-Mühlen; Klavier — Hr. Kapellmeister Otto Lohse.) Reihenfolge: Einführung in den dramat. Zusammenhang, Scene; Einführung in den themat. Zusammenhang, Scene. — Konzert-Cyklus O. Lohse (für das „neue Patronat“). Erster Abend, 24. Okt. im Saale der Schwarzhäuser: Chöre von Palestrina (zwei Madrigale: „Blick ich umher, o Fraue!“ und „O süsser Tod“ vier- und fünfstimmig, bearb. von Dr. Druffel); Konzert D-moll für 3 Klaviere und Streichorchester von J. S. Bach (Frln. E. Harff, Frau E. Kühn, Hr. Hans Schmidt); Concerto grosso B-dur für Streichorchester v. Händel (Dirigent: M. v. Haken); 2 Arien für Alt von Händel (Frln. M. Hunnius); „Eine kleine Nachtmusik“ für Streichorchester von Mozart. — Zweiter Abend, 3. Dezember im Saale des Gewerbe-Vereins: Konzert-Aufführung von Orpheus, Oper in 3 Akten von Chr. W. Gluck (Mitwirkende: Orpheus — Frau E. Ruetz-Abely; Euridice — Frln. Toni Grossmann; Amor — Frau Jenny v. Zur-Mühlen; gemischter Chor; Orschester; Dirigent: O. Lohse).

Znaim, Ortsvertretung: Prof. Dr. Carl Pichler. Es fanden in diesem Jahre (in der Wohnung des Hrn. Vertreters) 5 private Musikaufführungen statt, bei welchen unter anderen folgende Werke zu Gehör gebracht wurden: Wotans Zorn und Abschied von Brünnhilde, arrangirt von J. Rubinstein; Meistersinger-Vorspiel, bearbeitet von Tausig; Siegfried-Idyll (Rubinstein); Parsifal-Vorspiel (Humperdink); ferner von Liszt, Rakóczy-Marsch, symphonisch bearbeitet; Prometheus, symphonische Dichtung; Festvorspiel zur Einweihung des Schiller- und Goethe-Denkmals in Weimar; Beethoven's I. Symphonie und Volkmann's B-moll Trio (F. Liszt gewidmet). An diesen Aufführungen betheiligte sich ausser dem Vertreter selbst in hervorragender Weise die Pianistin Frln. Emma Schetz. — Die Zahl der Mitglieder beträgt 69.

Berichtigungen.

In dem „Offenen Briefe an H. v. Wolzogen“ von Bernhard Förster, B. Bl. 1888, X. Stück, muss es heissen:

Seite	357	Zeile	4 ziehen statt zeichnen.
„	358	„	5 mit der Energie, statt mit Energie.
„	358	„	21 Zuschriften statt Zeitschriften.
„	358	„	46 4 1/3 Kilometer statt 3 1/2 Kilometer.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

II.

Auf der universellen Analogie und typischen Identität der Dinge beruht es, dass das Historische allegorisch, das Allegorische historisch werden kann.

(Schopenhauer.)

Urgermanische Spuren.

Mythen und Mären

zur Erinnerung an das erste Auftreten der Germanen in der Geschichte vor 2000 Jahren (113 v. Chr.)

und an das tausendjährige Reich selbständiger deutscher Nation. (888 n. Chr.)

Von Hans von Wolzogen.

Zweite Fahrt: nach Europa.

1. Am Pontus.*)

„Sprachforschung, der ich anhänge und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, dass ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht blos Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es versuchenswerth vor, ob nicht der Geschichte unseres Volks das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologien manchmal Laienkenntniss fruchtet, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigeren Standpunkt der Sache Gewinn entnehmen sollte." „Es kann kommen, dass nun lange Zeit diese Studien darnieder liegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend zumuthen, wenn an's Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, all unsere Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und blos am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unserer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen. Solcher Gesinnung ist im höchsten Grade einerlei, ob Geten und Goten jemals gewesen seien, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Grosse Preussen erhoben habe, das sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unserer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel ob sie fortan Deutsche heissen oder Polen und Franzosen, gelüstet diese Selbstsüchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluthen soll." (Jakob Grimm, Vorrede und Widmung zur „Geschichte der deutschen Sprache".)

Die alte Theilung des arischen Urstammes in Familienzweige erweitert sich zu einer räumlichen Trennung in selbständig verpflanzte Völker-Stammbäume. Das natürliche Wachsthum jedes Einzelnen bedrängt den Nächsten. Hier entsteht ein Bruderkampf, wie er am Anfange der meisten entwickelten Volksgeschichten als dunkle Sage auftaucht. Dort entscheidet sich edlerer Muth für nothreiche Auswanderung der jüngeren Geschlechter, wie es germanische Weise geblieben bis in historische Zeiten. Dazu kommen fremde

*) Vgl. Bayr. Bl. 1887. Stück VIII und XII. Erste Fahrt: nach Asien. 1. Land und Leute. 2. Asen und Asuren. —

Nachbarn, Störenfriede, Bedränger, wenn nicht gar Verführer. Ein grosses umwandelndes Geschick bringt mit der Macht der „Zeit“ auch den Dämon der „Schuld“ über ein ursprünglich ruhendes, harmlos sich selber lebendes Geschlecht. Die „Edda“ weiss davon, dass die Nornen als *Thursameyjar* aus Riesenheim gekommen und von den Wurzeln der Weltesche. Bis zu diesem Ereignisse waren die Asen noch nicht begierig gewesen „goldener Güter“. Aber als sie nun lernten Goldes-Masse in des Hohen Halle mit Speeren stossen:

da brach der Grenzwall der Götterburgen *(âsa borgar)*,
da wussten die Wanen die Walstatt zu stampfen:
da warf über's Heer Wodan den Speer,
da war der Kampf zur Welt gekommen. *(Völu-spa.)*

Als römisches Gold durch Germaniens Grenzwälle einbrach, ereignete sich gleiches Unheil, und wir zehren Alle daran bis auf den heutigen Tag. Die Geschichte eines grossen Volkes spielt sich in Spiralen ab, welche die gleichen Bilder in anderen Kreisen wiederbringen. Sprechen wir dabei von Fügung und Schickung, wir ahnen kaum, was wir sagen. Hier redet wieder mehr als der Sprecher: die Sprache. Es besteht ein Gefüge innerer Eigenschaften und äusserer Fremdnisse, dem zu entrinnen dem Volksgeiste, dem Volksdasein unmöglich scheint. Und es erfolgen aus solchem Gefüge gewisse Schickungen, Botschaften, Nornen-Gäste, Einfuhr und Verkehr, Handel und Wandel, gegen welche alle Zoll-Schranken nichts ausrichten. Der lebendige Burgwall göttlicher Heldensprossen, womit Wotan einst sein Asenreich zu wahren gedacht: das waren seine Hohen-Zollern. Auch ihr hehres Werk verdarb der Fluch des errungenen Hortes. Erlebten wir nicht selber solch ein *Drap Niflûnga* vor kaum einem halben Menschenalter? Da hatten sich Asen und Wanen, Nord und Süd, nicht mehr unter einander bekämpft um Gold und Macht; vereinigt waren sie ausgezogen wider „Turan“, den „Dränger“, dessen urgermanischer Name Frangareiks schon alter iranischer Ueberlieferung nicht fremd war. Denn *Fraghraçiana* hiess jener Turanier, welchen der grosse Kai Chosru, der *Arijaramana* der Keilinschriften, besiegte. Von den *Frengi* im Kaukasus aber erzählen die Tscherkessen, sie haben ihr Land im Tausche gegen tscherkessische Weiber aufgegeben. Ein wunderliches Nachspiel des mythischen Wanen-Kampfes, der geschlichtet ward durch Hingabe Freia's mit dem Goldschmuck Brisingamen an die Asen, wonach die Riesen-Nöthe begannen. Diesmal gewannen wir dem Feinde mit des Brisigau's überrheinischer Schwester, dem Elsass, das Fluchgold der Milliarden ab. Wohl, nenne man diess ein Spiel! So spielten die Asen im Grase des Idafeldes mit goldenen Täflein, bevor des Goldes Begierde sie ergriff. Und so liegt in Sprache und Mythos, abgezogen von ihrem Tagesgebrauch und ihrer Zeitentwickelung, der Zauber unschuldiger Urwahrheit, dem man sich nicht entziehen soll, wenn man nur des eigenen ernsten Werkes und Zieles sich bewusst zu

bleiben vermag. Dessen bitte ich die Leser bei allem Folgenden freundlich zu gedenken!

Wir wissen nichts davon, was vom Asferah her die urgermanischen Stämme nach Nord- und Südwest um das Kaspibecken getrieben, wonach wir ihre ersten Spuren in Europa am Pontus und an der Wolga wiederfinden. Wir können allgemeine, natürliche Entwickelungen voraussetzen; wir dürfen aber auch hineinblicken in den Urdh-Quell der Sage. Ein Urbild schaut dort herauf, wie vielmals gebrochen es auch die Fluthen spiegeln mögen, welche aus ungeheuren Zeitenfernen her sich immer zurückergiessen in die Wiege der Gewässer. So heisst das oft wiederholte Erlebniss des Germanen: Nornengäste — Goldesmasse — Wanenkämpfe — Riesennöthe — Heldenopfer — Götterdämmerung — Wiedergeburt. An jenen heiligen Elburs-Berg, daher die Welt-Ströme der Iranier nach Westen flossen, jenseits dem Urgermanen-Sitze, grenzte nach Nord und Ost turanisches Fremdvolk. Blieb es wohl immer fremd? Es ward dem Urgermanen nachbarlich bedeutend; ja, es mischte sich bald bedenklich mit ausströmendem arischen Vollblut. Diess geschah, als das Gold der Bolor-Werke an den Oxus-Quellen dem wachsenden Ariergeschlechte am Jaxartes (Ranha) verführerisch in das blaue Kinderauge blickte, nachdem es im ferneren Osten von den Turaniern der uralten Metall-Stadt Khotan hinter dem Hindukusch bearbeitet worden war.*) Die goldscharrenden „Riesen-Ameisen" der indischen Sage hatten diess gewirkt. Wie die „Greife" legten die verwandten gelben Völker „ihre Klauen d'rauf." Aber der arische Reiter, der *Arimasp*, drang gierig herzu, und ein stürmischer Wandel musste sich am Asferah vollziehen, wie später einst wieder nach Noth und Heil am Ural des Nordens. Als die Geschichte die Augen aufschlägt, vom Glanze des Goldes getroffen, da erschaut sie dort im turanischen Nachbarlande nördlich von Urgermanien am Ranha das weitausgedehnte Volk der Massageten. Diese Gross-Geten waren nicht reinturanisch mehr; sie waren wesentlich „arifizirt", blieben dabei aber antiiranisch. Ihr Name vereinigt noch Iranisches und Germanisches, das sich hier zum ersten Male entzweit zeigt. Königinnen kriegerischer Art beherrschen sie: Zarima (germ. Garima), Sparetra (die Speeresspitze) und Tomyris (Zähmerin, Herrin), welche den 100jährigen Kyros selber schlug: das sind Walküren-Gestalten, welche wir in den benachbarten „Amazonen" wieder erkennen; *Thursameyar*, Riesenmädchen, wie die Nornen; selbst vielleicht erste germanische Bräute der Fremden, nun als Herrscherinnen die Brüder und Vettern lockend mit dem Golde ihres Volkes. Denn noch zu Herodot's Zeit war bei den Massageten eine Anhäufung reicher inner-

*) Zur Erläuterung: unter „Turaniern" wird im Folgenden nicht so sehr das „Turan" der iranischen Heldensage begriffen, welches aller Wahrscheinlichkeit nach arische Stämme der Urgermanier, Saken, Skythen in sich schloss, sondern der Bequemlichkeit halber die ganze mongolisch-tatarische Rasse Mittelasiens.

asiatischer Goldschätze. Von hier wandelt in grauer Morgendämmerung unseres Völkerwissens der goldrothe Streif durch die Nebel westwärts dem Kaukasus zu, vom Ranha bis zum Rion, der am kaukasischen Elburs entspringt und durch Kolchis in den Pontus fliesst. Dort suchte der hellenische Sagenheld Jason das drachenbewachte goldene Vliess auf alter Arier-Rückfahrt (Argo-Nautik) in die goldreich gewordenen Asiagärten, in das Paradies von Karthli (Georgien) zwischen Kaukasus und Armenien. Hier war das Gold des Ostens zum Pontus gelangt. Hier kannte der Hellene auch später noch die *Indike*, ein Land indischer Emporien. Der Goldreichthum der Massageten ist also die erste Spur des urgermanischen, nornischen Fluch-Hortes, der sich wiederholen soll vom Greifensitz am Ural bis zum Drachenfels am Rhein. Und in der That: jene selben uralten Massageten, oder unter ihrem Namen geeinigte Völker der arisch-turanischen Mischung, sie haben sich später ausgedehnt bis zum Ural und zum Rha (Wolga). Germanischer noch erscheinen dann an ihrer Stelle und von alten Schriftstellern mit ihnen identifizirt: die blonden Alanen, im Süden bis zum kaukasischen Albanien, im Norden bis zur Wolgaquelle am *mons Alaunus*, ja endlich mit Goten, Sueven und Vandalen von Askiburg über den Rhein gedrungen, in Gallia und Hispania, in den Bergeinsamkeiten des *Monsalvat*, wo der Hort zum Grale werden sollte. — Das Kolcherland am Rion aber hiess zur Zeit des Homer ein „arimeïsches“ Land, und sein biblischer Urherr ist *Thogarma*, des Askenas Bruder, des Gomer Sohn. Man deutet den Namen nach dem Sanskritworte *tóka* als „Stamm“ der Arma oder Armenier. Eine Lesart *Tiu-Garma* würde auf urgermanische Spuren führen, welche wir aber nach anderen, als hebräischen Zeichen verfolgen wollen. Jedenfalls haben wir an dieser Gold-Strasse durch arisches Land eine andere Art „Ariman“-Gebietes entdeckt, als es das ebendort sich ausbreitende vulkanische Bereich gewesen war. Was auch spätere Erfahrungen gleicherweise in den Mythenschatz der Arier und Germanen hineingetragen haben: hier ward dazu der tiefste Grund gelegt. Zwischen Khotan und Kolchis, vom Hindukusch bis zum Kaukasus, spielt das Drama des ersten Völkerwandels unter dem Goldfluch: Vermischung der Racen, Ueppigwerden und Ausgreifen der Jugend, Handelsfahrten und Fluchten, Gedrängtsein und Drängen, Ringen und Gieren nach dem Neuen — Schuld und Geschichte! Ariman hat Macht gewonnen, und es ist das uralte semitische Paradies Armenien, wohin der Zug der jungen Völker westwärts sich bewegt. In Armenien haftet ein Theil, in Transkaukasien (Georgien) ein anderer, neben dem Hochthale von Kinalughi am Kaspisee und durch die Darielschlucht des hohen Kaukasus dringt ein dritter, jüngster, zu den Kimmeriern am Pontus hinüber.

Auf dem Wege vom Oxus hierher, am Südufer des Kaspisee's entlang, treffen wir zuerst die Landschaft, nach welcher das Meer seinen antiken Namen *mare Hyrcanum* führte: Hyrkanien, iranisch: *Vehrkano*, im Mittel-

alter *Gurgan*, danach *Dschordschan* geheissen. Diess bezeichnet das Land der Wölfe. Unser „Wolf“ ist mit dem arischen *varkas* (gr. *v-lyko*, slav. *wolzo-* got. *vulfa*), aus dem all jene Worte umgeformt erscheinen, dialektisch urverwandt. Bei der von Uhland hervorgehobenen Verwandtschaft iranischer und germanischer Heldensage tritt der Wolf Dietrich als besonders treffendes Beispiel hervor. Hier zogen die Urgermanen, in Verbindung mit anderen Stämmen, durch das iranische Westland auf ihrem ersten „Wolfspfade“ dahin. Der Begriff des „Wölfings“ enstand auf der Wanderschaft der Ausgestossenen, der *Wrekkjô* (Recken). Die „Wölfinge“ verbinden die Ursagen der Helden Siegfried und Dietrich; Wolfdietrich selbst ist der Typus eines heimathlosen Wanderers, er nennt sich: „vom alten Troja der König Pilgerim.“ Im fernen nordischen Skythenlande an der Wolga sassen zu Herodot's Zeiten namensverwandte Hirken, Wölfe, im wilden Walde, und westlich von ihnen die Neuren, welche sich in Werwölfe verwandeln sollten. Wir werden sie am Ende unserer Fahrten besuchen. Jetzt verfolgen wir unsere südliche Strasse am Abhange des kaspischen Elburs, am Demavend vorbei, und gelangen zunächst westlich von Gurgan nach *Gilan*, welches gleichfalls dem Meere einen Namen gegeben hat. Uns erinnert er an die skythischen Gelonen, welche Nachbarn jener Hirken im Norden waren, wie hier Gilan neben Gurgan (Hyrkanien) liegt, und noch weiter hin, zumal in seiner antiken Form *Gelae*, an die keltischen Gälen. Diess soll wörtlich Sumpfbewohner, Koth-Sassen bedeuten. Da wären die alten Gallier recht aus dem Sumpf in den Koth gerathen, als sie um Jahrtausende später die *Lutetia Parisiorum*, die „Kothstadt“, zur Residenz erkoren! Wir aber verlassen diess Fen-Sal der Frigg*) und nähern uns nun zwischen Kaukasus und Armenien Freia's ältestem „Garten“, dem üppigen Obst- und Weinlande „Karthli“ (kaukas. *Karth*, Hof, Garten). Der von uns dafür gebrauchte Name Georgien scheint griechische Bezeichnung eines bebauten Bodens, mag aber erst derart hellenisirt sein aus persischem Gurgan, sodass wir auch hier noch den Wolfspfad der Germanen erkennten. Die oberhalb Gilan's dicht beisammen von Westen in den Kaspisee sich ergiessenden Ströme Kur und Araxes weisen uns die Richtung.

Wollten wir uns mehr dem südlichen Araxes überlassen, so kämen wir eher nach Armenien, das wir aber nur streifen mögen. Es ist auf's Gräulichste semitisirt worden, dieses Bergland um den Ararat. Manche nehmen hier den Ursitz der europäischen Arier an, da die armenische Sprache neben iranischen auch griechische und slavische Elemente enthalten soll. Gewiss war sie arischer Dialekt, und manche Wanderschaft anderer arischer Familien mag dort schon frühe ihr Ende gefunden, aber auch manche Handelschaft aus Nord und West ihre Spuren zurückgelassen

*) Wotan's Gattin bewohnte in Asgard die Stätte Fensal, welche wie Bruchsal und *Bruxelles* ein feuchtes Niederland bezeichnet (*Fen* = Sumpf), eigentlich wohl die Quellentiefe an der Weltbaum-Wurzel, welche wie Asgard zugleich auf feuchtem Wipfel lag.

haben. Arisch klingen noch die sämmtlichen Heldennamen armenischer Urgeschichte, und dunkel blieb bisher nur der Urahn selber: Haik, Japhet's Enkel. Die Bibel kennt ihn nicht; als Japetide würde er ein arischer Titan sein. Schon dieser begann mit antisemitischer That: er erschlug den Bel von Babel. Dann aber zog der stolze Arja mit seinem Geschlechte von 300 edeln Jünglingen nicht in das weichliche Mesopotamien, sondern in seine rauhe Heimath auf den Ararat zurück. Sein Enkel Armenak stieg vom Ararat in die Araxes-Ebene und gründete dort eine Niederlassung, die er nach seinem ältesten Sohne Araghas nannte. Der zweite Sohn Armavir gründet seine Stadt an einem Flusse, den er wiederum nach seinem Sohne Erast oder Erastes (Araxes) nennt. Der Ararat selbst aber soll heissen nach der Niederlage des Araï (Arja), des „Schönen", welcher der Semiramis, also dem Semitismus erlegen war. Die altedele *Ar*-Wurzel hat endlich auch die Bayern mit Armenien verbunden: dorther leiteten sie ihre Herkunft ab, da sie germanische Herminonen (Arminier) waren; und wirklich ist Armin, der germanische Kriegsgott als Heros, mythisch identisch zu erachten mit Armenak, Armavir und Ariman. Jener räthselhafte Haik wäre Ariman selber, wenn der Name als Ueberbleibsel des altiranischen Titanen *Da-haka* (gr. *Dejokes*) zu fassen wäre. Erinnert er an den *Jaik*, den Namen des Ural, wohl auch des Jaxartes-Flusses, so mag man bedenken, dass dieser auch in der Nebenform *Daik* erscheint.*) Bei der irano-slavischen Art manches Armenischen würde sonst die Verwandtschaft mit slav. *jasika* (iranisirt: *jahik*) und germ. *asika*, Esche, nicht ganz abzuweisen sein. Haik oder Jaik wäre dann ein *Askr*, ein Urmensch, auf dem Ararat, dem Urberg. So liegt der Ort *Asik* beim Demavend, so die Landschaft *Askeia limen* (Eschensumpf, Eschensee) in Armenien selbst. Kamen aber einst Nornen und Wanen von den Wurzelquellen des Weltbaumes, so haben wir südwestlich vom Ararat als geographisches Abbild des Mythos den grossen Wan-See, welchem man sich unsere germanische Aphrodite, Freia, wohl entstiegen denken mag. Von daher kam sie, die Weibliche, Südliche, — wie Eva zum Adam — zu den Asen, deren nächstes Asgard wir im Kaukasus zu erkennen haben werden, und pflanzte dort am sonnigen Südabhange um den Rion ihren blühenden Garten und die wilde Rebe. Da waren Hesperiden-Aepfel zu pflücken für die von Ost her einströmenden Riesen Urgermaniens. Wer Armenien links liegen liess und zur Rechten die Feuer von Baku und Kinalughi scheute, der gelangte in der Verfolgung des Kur zunächst noch in ödes Steppenland. Da werden uns jene *Sakasunas* genannt, welche später weiter westwärts vordrangen. Der dort fliessende Nebenlauf des Kur: der *Alasoni*

*) Jaik-Khan nennt eine alte nogaische Geschichte der Tataren als einen der vorgeschichtlichen Khane, welcher am Kaukasus im alten Alanenlande zu Madschar gesessen, der üppigen Stadt an der Mündung der Kuma in's kaspische Meer, deren Ruinen noch im Anfang dieses Jahrhunderts zu sehen gewesen sind.

erinnert uns zugleich an den Namen eines Volkes im europäischen Skythien *Alasónes*. An beiden Seiten des östlichen Kaukasus ist alanisches Land, im Alterthum: Saken-Steppe. Nach den Alanen heisst die Landschaft im Osten Georgiens, welche wir nun betreten haben: *Albania*. Dieser Name hat sich durch ganz Europa von den Albanesen bis nach Albion als Bezeichnung eines Berg- oder Felslandes fortgepflanzt. Es ist ein Alben-Reich. Wir lesen z. B. im mhd. Ortnit 122:

Ich waen daz in der werlte kein bezzer swert nu si:
ich bräht' ez ûz einem berge, der heizet Almarî (Albarich),
daz ist gezieret mit golde lûter als ein glas:
ich wirket ez in eim berge, der heizet Göikelsass (Kaukasus).

Dagegen hiess der westliche Theil, also der kolchische: *Iberia*, was wiederum bis Spanien und Irland auf arisch-keltischen Wanderwegen weiter verpflanzt erscheint. Die dort hausenden, zu einem Theile noch blonden und blauäugigen Georgier, denen der Zauber Freia's den Ruhm weiblicher Schönheit bewahrt hat, haben uns eine sonst altiranische Sage überliefert, welche auch hier noch den alten Kampf zwischen Arierthum und Semitenthum abspiegelt, und auf merkwürdige Weise mit einem der bedeutsamsten Sagenreste aus Firdusi's persischem Epos übereinstimmt. Diese Sage soll uns auf der kaukasischen Alanen-Strasse nach Europa weiterführen.

„Als die Perser mächtig wurden, die gegen Morgen von dem Volke Nebrod's (Nimrod's) wohnten, unterwarfen sie sich dieses. Ein Held unter ihnen, Namens Afridon, schlug den Herrn der Schlangen und fesselte ihn mit doppelten Ketten auf einem unersteiglichen Gebirge. Darauf machte sich Afridon zum Herrn von ganz Persien und anderer Länder. Einer seiner Statthalter war Ardam, aus Nebrod's Geschlecht; den sandte er nach Georgien, wo er alle Chasaren, soviele er fand, erschlug. (Chasaren, sonst Name der Perser als „Ketzer", hier der alanischen Osseten, deren Reich der Sohn des ersten Chasarenköniges in Georgien, Noboss, gegründet haben sollte.) Dieser Ardam erbaute die „Stadt an der Meerespforte" und nannte sie Darubandi, d. h. das geschlossene Thor („Thürband", Derbend). Als Afridon sein Reich unter seine Söhne vertheilte, erhielt Der, welcher in Persien blieb, auch Georgien, und Dieser hiess Jared. Unter den Söhnen aber entstand Zwist und Streit, und die beiden Anderen erschlugen den Jared. Damals (so schliesst die Sage) kamen die Karthlosianer (Georgier) unter die Herrschaft der Griechen." —

Die Ergänzungen hierzu liefert Firdusi. Sohak, der semitische Araber, der in Jerusalem residirte, und mit dem Teufel Iblis im Bunde war, vertrieb den arischen „Hüter des Lebensbechers" Dschemschid und herrschte über Iran 1000 Jahr. Feridun, der Enkel des Dschemschid, dessen Vater gestorben, wird von seiner Mutter Firanek einem „Waldhüter" und

danach einem „Einsiedler“ auf dem Elburs übergeben. Mit Hilfe des Schmiedes Kave schlägt und fesselt Feridun den Sohak, den „Herrn der Schlangen“ (die auf seiner Schulter unter Iblis' Kusse erwachsen), am Demavend-Vulkan. Feridun herrscht nun selig in Iran. Als er aber sein Reich unter seine drei Söhne vertheilt, entbrennt in den Herzen Tur's, welcher Turan erhalten, und Selm's, welcher „Chawer und Rum“ bekommen, Neid und Hass gegen Iredsh (Jared), der Iran empfangen hat. Wie Tur das personifizirte Turan, Iredsch Iran, so muss auch Selm eine namensgleiche Personifikation des Abendlandes sein. Dieses nämlich bezeichnet *Chawer;* und auch *Rum* ist nicht etwa nur „Rom“, sondern zunächst Kleinasien, danach das ganze oströmische Reich. Die Stadt Erzerum (*Arzen er Rum*) und die Bezeichnung Alexander's von Makedonien als *Iskender Rumi* deuten den Horizont des Begriffes an. Der Westen erschien dem Iranier nach soviel eigener arabischer Mischung wesentlich als Semitenland. Sohak ist Araber, Herr von Jerusalem wie der Schlangen. Der Urgegensatz bricht wieder durch. Auf dem Boden der alten iranischen Stammsage fühlt sich selbst noch der Muhamedaner Firdusi dem Abendlande gegenüber als Arja. Auch das christliche Ostrom ist ihm Semitenreich. Denn zum Turan des Tur, zum Iran des Iredsch kommt als das Reich des Selm wohl zweifellos — Salem. Der Byzantiner als Jude! So stellen die drei Söhne Feridun's die drei Racen der Arier, Turanier und Semiten dar. Es ist nicht schmeichelhaft für uns, aber auch nicht unwahr, dass der Semit das „Abendland und Rum“ erhielt. Der uralte Brüderstreit, welcher auch für das Alter der Sage zeugt, nimmt charakteristische Formen an. Tur und Selm ermorden den Iredsch. Der Reine fällt unschuldig dem Verderben. Im folgenden Kriege des Vaters gegen die Söhne endet Tur unterliegend beim Kampfe, aber Selm — flieht. Und nun flieht er — in die „Alanen-Veste am Gilan-Meere!“ Der semitisirte Arja-Spross zu den Germanen im Kaukasus! „So zieht das Unheil in diess Haus.“ Der iranische Verfolger bringt die Alanenburg zu Fall: in Feuer und Wogen ist sie verschwunden. —

Sicher schon einige Jahrhunderte vor Kyros, meint Humboldt, sassen dort am Kaspisee und Kaukasus: Alanen; auch er setzt sie den Massageten gleich, und zwar als Indogermanen. Bei den Alanen herrschten Königinnen wie bei den Massageten, und nördlich von Gilan, ebendort etwa, wo die Alanenveste am Meere zu suchen, dachte man sich Amazonen. Noch Pompejus fand im Kaukasus auf der Walstatt verwundete Weiber. Mit diesen Amazonen verbanden sich nach Herodots hübscher Erzählung die Jünglinge der europäischen Saken (Skythen) in Südrussland zu dem neuen Volke der Sarmaten. Was wären Amazonen Besseres als *Amba-sonas*, Mutter-Söhne? Kein Weibervolk, sondern ein Volk, das seine „Mütter“ als Ahninnen, seine Weiber als Fürstinnen ehrte. Eine Mischung hatte stattgefunden zwischen asiatischen Frauen und skythischen Männern, dort

an der kaukasischen Grenze der Erdtheile: eine Verbindung wie zwischen Walküren und Helden. Ambala, die grosse Göttin-Mutter der Arier, die Freia von Armenien, hatte ein neues Geschlecht von Helden gewonnen: Asen und Wanen, Männliches und Weibliches im Bunde. So nennt auch Gibbon die blondlockigen Alanen eine veredelte Mischung aus germanisch-sarmatischem Geblüt. Wie die germanischen Quaden, wie die skythischen Geten, wie die königlichen Skythen von Gerrhos im Norden, verehrten die Alanen als Gottes-Symbol das in die Erde gesteckte Schwert. (Vgl. im I. Akt des Lohengrin: „Die Sachsen und Thüringer stecken ihre entblössten Schwerter vor sich in die Erde" und: „Der König entblösst sein Schwert und stösst es feierlich vor sich in die Erde.") Ihre kaukasischen Ueberbleibsel, die Osseten, steckten das Schwert in den Eichstamm, bevor sie zum Kriege zogen: urgermanische Spuren! „Siegmund den Wälsung siehst du, Weib!" Das Schwert als Brautgabe giebt ja auch Freyr der „Gerda," der „Garten"-Göttin im „Blüthenhain," wie es die Edda erzählt. Dafür erwarben die Asen sich das Wanengold. Der Goten-Götter aber dürfen wir gerade hier mit Recht gedenken; denn Goten, Saken und Alanen bilden durch die Geschichte ein vielverflochtenes Völkergebilde. Schon 165 v. Chr. nannten die Chinesen *Yuetshi*, *Hakas* und *Antsai* (Alanen) zusammen. *Antzius* ist der Ahn der Goten im mhd. „Wolfdietrich," König im thrakischen Byzanz. Der Reisende Ruysbroek fand 1400 Jahre später in der Krim gotische Nachkommen und Alanen am Pontus, die *Açας* hiessen. Goten und Alanen heiratheten untereinander zur Zeit der Völkerwanderung, wie vor Jahrtausenden Saken und Amazonen. Die Stammwurzel *Al-a* haftet auch den Gotenmann an. Ala-theos führte die Ostgoten, Ala-vivus die Westgoten nach Armanareik's Tode an die Donau. Diese Namen sind griechisch-römisch verunstaltet; Ala-rich aber, der Ala-König, ist ganz deutsch. Ob man auch Ala-Mannen, Ali-sazen dazu stellen darf? Die Alamannen verschmolzen mit den Sueven in Süddeutschland. Aber auch in Asien kannte Ptolemäus Suobenen und Syeben neben Saken und Alanorsen am Nordufer des Kaspisees, suevisches und alanisches Gebirg im Skythenlande. Die Alanen folgten endlich auch den Goten und Sueven auf ihrer grossen Fahrt nach Hispanien. Dort belebt sich für uns neu die uralte Parsifal-Sage unter christlicher Form, ganz entsemitisirt, welche wir hier beim Feridun, mit der gleichen Gegenüberstellung von Reinarischem und Arabischem wie bei unserem Dichter-Seher, wieder erkennen mussten. Sohak ist Klingsor, Dschemschid-Amfortas. Die Alanenveste in Monsalvat öffnet sich der semitischen Sünde, aber Feridun-Parsifal reinigt sie vom Fluche. Der Lebensbecher ist wiedergewonnen, das „Hom-Opfer" erneuert. Oder — nach der georgischen Sage: die vom Semiten (Ardam) erbaute Veste jenseit am Gebirg, welche die germanischen Alanen durch ihre Wunderschätze in ihre Mauern gelockt, wird vom reinen Arja, dem Wiedergewinner des Bechers, erobert und ver-

nichtet. Auf jede Weise ist die Burg, zu der den Weg kein Sünder findet, ein bedeutendes Gegenbild zu jener Burg an der Meeresstrasse, der Durchgangspforte der Welttheile, dieser „Strassburg" der ältesten „Elsässer," jener Alanen am Gilansee. Und auch sie war ein *Argentoratum*, eine Hortburg, das Gold bergend vom verhängnissvollen Wanen-Tausche. Denn von ihr heisst es, als Selm dorthin flieht, bei Firdusi:

Kunstvollen Baues steigt das Schloss der Schlösser
zum Himmel aus der Tiefe der Gewässer,
und viele Schätze wahrt's; der Königsaar
beschattet es mit seinem Flügelpaar.

Da haben wir zu Gralsburg und Zauberschloss noch ein Bild Walhall's, wie wir es uns besser nicht wünschen können! Ja, wir haben die Weltesche als Germanen-Sitz am Kaukasus wiedergefunden. Aus dem Quelle der Nornen steigt sie himmelan, und wie über Asgard's Thore der Adler „dräut," wie der Adler horstet auf Lärad, dem Eschenwipfel in Walhall, so auch „beschattet" der Königsaar die Alanenveste mit all ihren unermesslichen Schätzen, die der spätere Siegesheimzug der Iranier mit sich von dannen führt. Dass die Esche als Bild eines irdischen Ortes nichts Unerhörtes, mag uns zum Ueberflusse die Bemerkung bestätigen: in nordturanischer (finnischer) Sprache heisst *Eskja* die Erde selbst, wonach eine Tochter Attila's diesen Namen geführt haben soll. Der selbe Name ist aber auch bei den antiken Legae (Lesgiern, kauk. Leketi) im Ost-Kaukasus üblich: also gerade im Lande bei Darubandi, der Alanenveste. Die Alanen konnten überdiess recht wohl in einem Asgard und Askiburgi hausen, da sie selber Asi oder Assi („*Ἀσαι*" des Ruysbroek) sich nannten. Kannten doch die Chinesen sogar die vollere Form: *Antsai*, Ansen; und in der Sprache der westkaukasischen Abassen (gr. *Ab-askoi*) heisst *Andscha* noch heute: Gott. Das ist der Ans, der „starke Hans" germanischer Mythen und Mären. Auch das „Ragna-Rök" dieses Asgard erleben wir in der Schilderung Firdusi's vom Falle der Veste am Gilan-Meere:

Das Meer
lag unten, oben flammten Blitz und Speer,
und als der Himmel glomm voll Morgenlichts,
sah man von Festung und von Wächter nichts;
den Rauch nur sah man in die Wolken lecken,
kein Schloss, kein Schiff des Meers war zu entdecken,
auf stieg der Wirbelwind, der Flammenschein,
man hörte Kriegsgebrüll und Jammerschrei'n,
und als die Sonne ihren Lauf vollbracht,
war jenes Schloss der Wüste gleich gemacht;
zwölftausend Krieger blieben in dem Kampf,
rings um das Feuer kreiste schwarzer Dampf,
wie Pech so dunkel ward die Meeresfluth,
die ganze Wüste war ein Strom von Blut.

Derbend, die alte „albanische Pforte," durch welche von Alters alle Eroberungszüge mit Umgehung des hohen Kaukasus ihren Verlauf nahmen, angeglüht von den Flammen von Baku und dem Schagdagh: das scheint dieses Bild geographisch neu eingezeichnet zu haben in die iranische Phantasie. Hier, wie im persischen Germanien (Kirman), ist noch jetzt eine kleine Kolonie der Feueranbeter; und feueranbetende Arier auch waren es, welche in früher Zeit von den Iraniern sich getrennt, und als Sarmaten und Skythen im Süden Europa's wieder erschienen waren. Diese sakischen, oder später sogenannten alanischen Familien zogen durch „Darubandi" zwischen den Naphthaquellen von Nefala zur Rechten, den Feuersäulen von Kina-Lughi zur Linken hindurch, dort, wo im daghestanischen Ostkaukasus jene Legae, die Nachkommen des mythischen Lekos, sassen. Man bedenke, dass hier 30, ja, nach alter arabischer Kunde: 80 verschiedene Sprachen geredet werden: so strömten die Völker im Schutze dieser Berge zusammen. Die benachbarten Anden am feurigen Schagdagh selber nennen den Blitz *lauchuni*, also fast lautgleich dem gotischen *lauhmôni!* So brachten die Urgermanen, aus einer ersten asiatischen Götterdämmerung her, den Loge als *Luha*, *Logi* und *Loki* dialektisch dreigestaltet mit sich nach Europa. Im Kaukasus aber haben wir „das heilig Alte, da Loge noch brannte in lichter Brunst," wie es die Norn uns singt. Die ganze Tragödie des Germanenthums von der Nornenankunft durch Freia's Garten bis zu Walhall's Brande haben wir nun schon in Westasien abspielen sehen. Als wiedergeboren aus diesen Nöthen breiten sich die Sakenstämme nördlich vom Kaukasus über die skythische Sarmatia und am kimmerischen Pontus aus.

Bevor wir aber den Kaukasus ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick in die Mitte seines Völkerwirrsals werfen. Eine zweite Strasse führt durch diese *vagina gentium*, welche damit auch zur *porta gentium* zwischen Asien und Europa geworden: die Dariel-Schlucht am Hochstock des Kasbeg. Hier wohnen die Osseten, welche man gemeiniglich als „urgermanische Spur" anzuführen weiss, ohne aller anderen zu gedenken. Wie die Alanen als die später historischen Stellvertreter der alten sakischen Massageten, so gelten die Osseten als letzte Ueberbleibsel der Alanen. Noch gibt es eine Familie Allan unter den „Eldir" (Aeltesten) ihrer „Kau's" (Gaue), und eine „Veste Alania" lag einstmals auch in ihrem felsigen Lande. Sie wurden noch im Mittelalter, wie die Alanen, Osi und Asen genannt. Selbst geben sie sich und ihrem Lande die Namen Iron und Iron-Sak. Heute sind es ersichtlich herabgekommene Mischlinge aller möglichen kaukasischen Zusammenströmungen; einst waren es nur solche der Iranier und Germanen, der Grossvölker zu beiden Seiten des Kaukasus. Wir haben es an dieser Stelle, im Südosten Europa's, überall mit solchen Mischlingen zu thun; auch Keltisches und Slavisches wirkt mit ein, während das Hellenische westlich abfliesst. Es ist nach antiker Bezeichnung:

sarmatisches Volk. Die Osseten selber leiten sich her vom sarmatischen Don, woran man festhalten darf, obwohl „Don“ in ihrer Sprache ganz allgemein „Fluss“ bedeutet. Am Don kennt Plinius medisch-sarmatische Nachkommen; an der Mündung des Flusses in das Asow-Meer wohnten nach Ptolemäus die Assilier, neben ihnen Alauni. Nach Ossiliern und Assen heisst dort noch die Stadt Aseck und das Meer selbst. Von hier aus, wohin einst die asiatischen Saken-Alanen durch den Kaukasus in Sarmatien eingedrungen waren, scheinen die Väter der Osseten in die Berge zurückgedrängt worden, vielleicht erst, als die Völkerwanderung der Hunnen und Goten die grosse Alanen-Masse, welche inzwischen viele Völkerstämme Skythiens und Germaniens in sich aufgenommen, in Bewegung gesetzt hatte. Nun haftet noch heute an ihnen der uralte Asen-Name, merkwürdig genug aber ihnen erhalten nur im Munde der iranischer gebliebenen Stämme von Georgien, während sie selber sich nach Jenen „Iron“ nennen. Dieser selbe *Asen*-Name, in Verbindung mit dem noch heut ossetischen Worte für „hoch,“ nämlich dem urgermanischen *chauch* er hatte schon bei dem ersten Durchzug durch das Gebirge nach Norden den antiken Namen des Kaukasus als *Chauch-As* (heute: *Kawkas*) gebildet: der „Hohe Ase.“ Im Abaskischen Dialekte heisst *chauch* geradezu der Fels, der Stein, der Kaukasus also der Asen-Stein. „Wüthend fährt dort Wotan zu Fels.“ Gewiss ist diess uns deutlicher, weil deutscher, als die Deutung nach der Lesart des Plinius: *Graucasis* aus sanskrit. *gravacâsa*, glänzender Schneeberg, oder aus neupers. *kof*, Berg, und dem Kaspi-See, weil das Alterthum auch den Ausdruck: „kaspischer Berg“ für den Kaukasus gebraucht hat. Im Lande der skythischen Geten gab es einen Berg *Kôgaionos*, und der Gotenkönig Athanarich floh 376 in einen *locus Caucalandensis*, ein urdeutsches „Hochland.“ Saken und Goten sind sogar heut noch nicht ganz vergessen bei den Osseten in „Iron-Sak“: es gibt dort Distrikte *Saka* und *Guda*, und letzteres gilt als eine Bezeichnung der *Tuschi*, welche selbst an die „Tiutschen,“ Deutschen, erinnern. An den Sitten der Osseten hebt man besonders gern den „deutschen“ Charakter hervor und wundert sich dessen mit Recht, wenn man sonst bei dem selben Volke, ausser einigen blonden Haaren und blauen Augen, mehr Züge niederer Race bemerkt. Sitten und Sprachtrümmer erhalten sich durch alle Mischungen. Das eigentliche nationale „Motiv“ scheint übrigens der ossetische Biertrunk zu sein. Sie brauen Bier aus Gerste und trinken es aus hölzernen Kannen. Bei ihren beliebten Festgelagen mit deutschem Zutrinken auf gegenseitiges Wohl werden uralte Trinklieder gesungen. Dazu speisen sie Fleischsuppen mit hölzernen Löffeln und Käsekuchen von Holztischen mit buntgeblümten Tüchern, zünden Abends ihre Talgkerzen an und legen sich in Bettstellen zur Ruhe: alles im Kaukasus, das letzte selbst vielfach in Russland fremde Dinge. Während bei den östlichen Legen die nordische Sitte des Abschwörens und des Reinigungs-

Eides an die „Götterdämmerung“ gemahnen mag („Reinige dich, bist du im Recht!“), so führt uns ein ossetischer Brauch in den „Siegfried“: die Töchter der Reichen tragen enge lederne Kamisole, wie die Tscherkessen, und erst in der Brautnacht darf der Bräutigam mit seinem Dolche diese jungfräuliche Brünne aufschneiden. — Ossetische Sprache ist buntgemischt, und darin echt kaukasisch. Vieles ist noch als arisch, Manches als iranisch, Einiges als germanisch, Einzelnes (*k* = germ. *g*) sogar als „alemannisch“ (Hochdeutsch) anzusprechen. Ich wähle aus: *ali*, alle, *andar*, anderer, *duar*, Thür, *eldir*, älterer, *farzin*, Forschung, *kau*, Gau, *kart*, Garten, *kug*, Kuh, *kuz*, Gott, *nau*, Naue (Nachen), *nom*, Name, *novag*, neu (jung), *smag*, Schmack (Geruch), *stur*, gross (nord. *stor-*), *urs*, Ross (*ors*, *horse*), und dazu die Worte der Tuschi: *bair*, Kind (nord. *barn*), *goai*, geh', *lochu*, nieder (engl. *low*), *mods*, Meth (Honig), *win*, Wein, und als Bedeutendstes: *Nana*, die Mutter.

Endlich lassen wir den hohen Asberg mit seinen hundert Sprachen im Rücken und wandern nordwärts in die europäische Sarmatia ein. Am Pontus- und Asow-Ufer zur Linken begleiten uns Namenspuren von germanischem Klange: *Hermonassa*, *Aspurgianoi*, *Asara*, *Asaraba*, *Asabitis*. So lautet es vom kimmerischen Bosporus bis nach *Asek* an der Mündung des Don. Sprachwissenschaft möchte in diesen Namen das iranische *hazanra*, ind. *sahasra*, die Zahl 1000, finden. Ich weiss nicht, ob das Alterthum mit solchen Zahlen so üppig um sich geworfen, wie die moderne Welt. Immerhin wäre eines germanischen Asen Spur älter als die von tausend iranischen Kolonisten. Uebrigens ist hier uraltes Kimmerier-Land. Die Krim führt ihren Namen von diesem dunkeln Volke, welches den ersten hellenischen Zeiten etwa Das bedeutet hat, was hernach dem Griechen die unendliche Skythia, und zuletzt dem Römer das unerforschliche Germanien. Will man ein bestimmtes Volk und nicht nur das grosse Unbekannte hinter diesen Nebeln suchen, so meldet sich zunächst als Ahnherr der Gomer der Bibel, Japhet's Aeltester, Urbruder des Iraniers Madai, des Hellenen Javan, Vater des Germanen Askenas, des Armeniers Thogarma, neben welchem ihn Ezechiel nennt. Assyrische Inschriften melden, dass *Tiuspa* vom fernen Lande der Gimirai dem Assarsaddon von Assur sich unterworfen habe. Dieses *Tiu-spa* oder *Tiv-aspa* klingt uns nicht fremd. Ist es ein Himmels-Auge oder Gottes-Ross, welches hier zur Erde gekommen? *Uspe* hiess eine uralte Stadt in der *Regio Mithridatis* am Rha (Wolga), wo die Orgasi (*Arjasi*) hausten, gegenüber dem einsamen Steppenberge Bogdo Ola (Götterhügel). Hierhin müssen wir nachher den Urgermanen zur ersten europäischen Waldheimath folgen. Wären schon bei den sagenhaften Pontus-Kimmeriern germanische Spuren zu vermuthen, so würde die Namensverwandtschaft mit den Kimbern am Nordmeer sich erklären. Ein Theil der arisch-germanischen Stämme wäre vom Pontus nordwärts den Don hinauf gezogen

ein anderer, älterer, den Pelasgern von Hellas und Italien näher verwandter, bildete sich zu dem grossen Kultur-Volke aus, das ganz Süddeutschland im Alterthume eingenommen hat, und dessen äusserste, britische Ausläufer noch den Namen der Kymren sich erhielten. Gewöhnlich sieht man in den Kimmeriern kurzweg die Ur-Kelten, weil man dieses Volk, von dem zu sprechen, wie von den „Müttern“ im Faust, „Verlegenheit“ ist, doch irgendwo unterbringen möchte. Wie später die historischen Kelten in Gallien mit den Germanen Deutschlands brüderlich verwandt erscheinen, die kleinasiatischen Galater sogar entschieden germanische Elemente und Führer (Lothar und Leonhard) besassen: so mag uns auch schon das alte Kimmeriervolk als nicht ganz ungermanisch in diesem pontischen Mischgebiete gelten. Beachtenswerth ist jedenfalls die Erzählung des Herodot. „Die nomadischen Skythen (Saken) wohnten einst in Asien, bis sie, von den Massageten bedrängt, aufbrachen und über den Araxes in das Land der Kimmerier zogen. Da hielten die Kimmerier Rath, was sie thun sollten, und das Volk meinte, man solle aus dem Lande weichen und nicht das Leben um die Scholle opfern, die Fürsten dagegen, man müsse ausharren zur Vertheidigung des Heimathlandes. Da sie sich mit dem Volke nicht einigen konnten, schieden sich die Fürsten selber in zwei Hälften und kämpften mit einander, bis Alle gefallen waren. Danach begrub das Volk die Fürsten am Flusse Tyras (Dniestr), und das Grabmal ist noch dort zu sehen. Dann zogen sie aus dem Lande, und die Skythen nahmen es in Besitz. Die Kimmerier aber flohen vor ihnen am Meere entlang (dort, wo wir die germanischen Spuren fanden) bis zum Halys (750 v. Chr.); die Skythen hingegen, hinter ihnen her, wandten sich in das Binnenland und behielten den Kaukasus zur Rechten (bei Darubandi), bis sie in das Land der Meder kamen.“ — Das ist die Geschichte des grossen Rückzuges der nach Europa eingewanderten Saken, wodurch Medien bis 630 v. Chr. in ihre schreckliche Gewalt kam: die *Çaka taradaja* der Inschrift des Dareios. Doch gehört diess einer viel jüngeren Zeit an, im Verhältnisse zu der ersten Völkerbewegung der Arier nach Europa; auch mag manch eine Saken-Spur in Georgien und Medien erst aus diesen Zeiten stammen. Reine Iranier und reine Germanen haben wir hier schon nicht mehr zu suchen. Die so charakteristische Scheidung zwischen Volk und Fürsten bei den Kimmeriern deutet auf eine tief einschneidende Verschiedenheit. Es ist, als sähen wir trotzig-stolze germanische Edelgeschlechter über einer feigen, von keltischer Unruhe besessenen, nomadischen Mischbevölkerung, wie sie der Macht der dummen Masse weichend auf die wunderbarste, nordisch-urthümliche Recken-Weise durch ihren eigenen Tod im Wechselkampf der unlösbaren Schwierigkeit des Irdischen mit göttlicher Treue ein heroisches Ende bereiten! Grabmale solcher „Fürsten“ findet man noch heut im alten skythischen Lande. Wie einst dem Herodot, können die „Kurgane“ der südrussischen Uferstrecken noch jetzt den pontischen Schiffern als See-Marken dienen.

So ward der Treue ein fortwirkendes Gedächtniss durch Jahrtausende gewahrt. In solchen Kurganen wurden, nach urgermanischer Art, Ross und Reiter mitsammt dem Horte, ja wohl auch mit den geopferten Treuen der Gefolgschaft, feierlich bestattet. Unter den Hortschätzen hat man getriebenes Goldblech mit assyrischen Stierbildern gefunden. Nibelungisches Zeichen! Schon Jahrhunderte vor Homer kamen phönizische Handelswaaren aus Assur nach Skythien. Auch hier verbanden Gold und Eisen den Semitismus der Assarhaddone des Südens mit dem Arierthume der kimmerischen Fürsten des Nordens. Die Landschaft zwischen dem Dniepr (Borysthenes) und dem Don, wo Herodot ausdrücklich skythische „Königsgräber" erwähnt, und wo die Nomaden schon ackerbauenden Skythen das Feld geräumt hatten, hiess Gerrhos und war von den „königlichen Skythen" bewohnt, welche alle Anderen für Knechte ansahen. Diese ackerbauenden, heimath- und geschlecht-stolzen Gerrhen mögen uns als die westlichen Ausläufer der reinen Urgermanen im Skythenlande gelten. Ob schon dieses alte Gerrhos als feste Burgstatt soweit nördlich am Dniepr zu denken, wie das im frühen Mittelalter dort bekannte Asagarium (Kiew?), bleibt dahingestellt. Mehr als alle diese kimmerisch nebelhaften, nomadisch zerstreuten, sprachlichen und geographischen Spuren soll uns der grossartige Charakterzug adeliger Heimathliebe und opferfreudigen Heroismus jener kimmerischen Fürsten als eine helle Leuchte aus dunkelster Zeitenferne den Weg weisen durch Sarmatia und Skythia und alle kaukasich-pontischen Mischlings-Steppen auf die einzig wahre Spur des deutschen Geistes. Rastsuchende Treue — weltverachtende Freiheit: das ist germanischer Idealismus. —

Lesen wir im „Grötenlied" der Edda den Gesang der Riesenmädchen *Fenja* und *Menja* (Freia-Gestalten, Walküren) bei König *Frodhi* (Froh): ein Traumbild der Völker scheint uns darin enthalten von gewaltigsten, vormenschlichen Erdrevolutionen:

> Wir waren Gespielen neun Winter lang
> gewaltig im Innern der Erde erwachsen;
> bei Machtwerken schafften wir Mädchen mit,
> wir stiessen stützend Gestein von der Stelle,
> wir rollten Felsen zur Riesenburg,
> dass der Boden darüber in Beben gerieth,
> wir schleuderten hoch die harten Steine,
> die mächtigen Felsen, zum Menschenbereich.

Die ponto-kaspische Einsenkung entstand durch plutonische Gewalten: kolossale Ringgebirge erhoben sich, kraterartige Einsenkungen wurden zu Wasserbecken. So gingen aus einem grossen Binnenmeere die jetzigen Zustände erst nach und nach durch partielle Senkungen und Hebungen, Zusammenstürze und Auflösungen hervor. Das sarmatische Meer bedeckte zur Zeit der Mastodonten noch den grössesten Theil des russischen Tief-

landes; mit dem Uebergange vom Miöcen zum Pliöcen löste es sich auf in einzelne Becken mit brackigem Wasser. Jetzt erstreckt sich das pontokaspische Tiefland von der Donau-Mündung über die Unterläufe des Dniestr (Tyras), Bug (Hypanis), Dniepr (Borysthenes), Don (Tanais), der Wolga (Rha), das Gebiet der Salzseen, bis zum Kaspi-Meere. Dieses weite Kimmerierland war für die Alten die Heimath der Skythen und Sarmaten, unter sich nahverwandter, aber vielgliedriger Völkerschaften, deren Erstere, Westliche, von Siebenbürgen bis zum Don, die Letztere um Don und Wolga nach Osten bis zu den Massageten angenommen wurden. Nordwärts erstreckten die Skythen sich bis in das Unbestimmbare, die Sarmaten nur bis dahin, wo Don und Wolga (bei Zariczyn) sich am Nächsten kommen. Noch vor Kurzem dachte man es sich bequem, wie die Kelten bei den Kimmeriern, so die Slaven bei den Sarmaten als ihren Urvätern unterzubringen, während germanische Urväter zu suchen ziemlich unpassend erschien. Der Name sollte mit dem der Sorben im Norden, der Serben im Südwesten, der Sirben im Südosten an der Wolga-Mündung (nach Plinius am Asow) zusammenstimmen. Die antike Form „Sauromaten" erinnert noch zumeist an *Sarvamâti*, welches Wort ur-arische Bestandtheile aufweist und ursprünglich „Wehr-Mütter" heissen würde, wobei der erste Theil germanisch, der zweite slavisch erscheint (skr. *sarva*, altiran. *haurva*, Schutz, got. *sarva*, Rüstung; slav. *mati*, Mutter). Danach wären die Sarmaten nach ihren Müttern, den Amazonen, diese nach ihren Söhnen, den Sarmaten, genannt, wenn man an der Deutung als *Ambasones*, Muttersöhne, festhalten will. Auch die Sarmatinnen waren Jägerinnen und trugen männliche Tracht; kriegerische Jungfrauen dienten im Tempel der Ma (Ama) am Pontus. Jedenfalls wäre diese Namens- und Geschlechts-Tauschung ein ausdrucksvolles Merkmal für die sagenhafte Vermischung der Skythenjünglinge mit den benachbarten, massagetischen Amazonen, woraus die Sarmaten hervorgegangen sein sollten. Herodot erzählt, dass die sarmatische Sprache sich von der skythischen dialektisch abhob, weil die Amazonen das Skythische niemals richtig sprechen lernten! Eine solche sarmatische Jungfrau durfte erst heirathen, nachdem sie einen Mann getödtet, daher sie auf skythisch *Oiorpata* — Männertödter — hiessen. Wenn nur dieses „Oiorpata" nicht ein iranisch gesprochenes *Haurvapati* ist, wobei man ebensowohl an einen männlichen Gegensatz zu *Sarvamati* denken mag, wie auch an eine völlige Identität, da in sarmatischen Namen die Silben *matai* und *batai* mehrfach dialektisch wechseln. Denn, bemerken wir zwar bei den Sarmaten, wie bei den Skythen, ein gewisses Gemisch von germanischen und slavischen Sprach-Elementen, so ist doch vornehmlich auch das Iranische darin nicht zu verkennen. Bei den Eigennamen finden sich Zusammensetzungen mit arischem *Arja*, iranischem *Aspa*, und germanischem *Rada*; doch lässt sich z. B. das so stark an got. *Radagais* anklingende *Rathagôsos* gleichfalls iranisch als *Rathagaoshas*, Wagenrassler, erklären.

Die öfter wiederholten iranischen Invasionen müssen wohl zu gutem Theile noch vor Zoroaster's Zeit stattgefunden haben, da von dessen Religionsreform in der skytisch-sarmatischen Religion nichts zu verspüren ist. Die Flammen- und Herdgottheit Tabiti weist in Urzeiten zurück, zumal als weibliche Personifikation der Erdseele. Ihr Name ist zu deuten aus der arischen Wurzel *tap*, wärmen, (germ. *depan*, dampfen). Das gr. *thaptein*, begraben, heisst eigentlich: verbrennen; auch das ahd. *chreo-diba*, Leichenbrand, nebst *depan-dorn*, agls. *thefelthorn* (auch nur *thifel*), der Dorn, führt uns zum Bilde der im Dornenhag des Leichenbrandes, als Waberlohe, eingeschlossenen Walküre. Die taciteïsche Göttin der germanischen Marsen: Tamfana (*tamf*, Dampf) wird von Grimm dazu gestellt; die Mittelform *Tabana* bezeichnet bei Ptolemäus einen taurischen Ort. Bei Skythen, Geten und Thrakern wurden auch die Gattinnen der gestorbenen Helden im Leichenbrande getödtet, wie in der nordgermanischen Sage. So bewährt die sarmatische Amazone am Ende ihres Lebens im Opfertode zugleich die Unsterblichkeit ihres höheren Wesens. Es ist wohl nur eine rationalistische Deutung des Griechen Herodot, wenn er viele sarmatische Jungfrauen unvermählt altwerden lässt, weil sie keinen Mann getödtet hätten. Männertödtung ist das Amt jungfräulicher Walküre; aber Tödtung eines Mannes gegen des Gottes Willen, welchen Sarmathen und Skythen in Gestalt des uralten Eisenschwertes verehrten, das verdammte die Jungfrau zur Ehe. Dieses heilige Schwert (*Akinakes*, eine Art „Eckensachs") steht auf einem Reisighaufen von 3 Stadien Länge und Breite, wozu jedes Jahr 150 Wagen voll Reisig aufgeschüttet werden. „Starke Scheite schichtet mir dort!" Wenn der Finger des zum Leichenbrande getragenen Siegfried sich aufreckt mit den emporzuckenden Tönen des Schwertmotives, so sehe ich das alte Sarmatenschwert am Rande des Rha vom Scheiterhaufen gen Himmel ragen*) Als Gott das Bogens, echt skythischer Gestalt, hiess der

*) Das in die Erde vergrabene heilige Skythen-Schwert kam, nach Jornandes, in den Besitz des Attila. (Man denke auch an die Bedeutung des „Reichsschwertes", des Schwertes Karl's des Grossen. Vgl. Immermann's „Münchhausen" und den schon erwähnten Vorgang im „Lohengrin" vor dem Gottesgericht.) Wenn Siegfried im Tode noch einmal den Schwertarm erhebt zu einer letzten Warnung vor dem Ringe, so erinnert diess an jene erste Warnung der Erda: „Sinn' in Sorg' und Furcht!" Die Wirkung dieses Wortes der erdentstiegenen Wala erschien damals zunächst verkörpert in dem Symbole des Schwertes, das Wotan im wiederkehrenden Lichte auf der Erde liegen fand, aus welcher es von den Nibelungen hervorgebracht worden war. Alsbald inspirirte es ihm den Heldengedanken: „Sicher vor Bang' und Grauen". So stehen Erda und das Schwert in einem bedeutenden Zusammenhange; wie auch das Schwertmotiv sich aus dem Erdamotiv abzuklären scheint, als es zuerst erklingt. — Aus der Erde stammte das „alte" Erz, gleichwie des Attila altskythisches Götterschwert. Aus Nachtdunkel flammt es dann wieder auf vor dem verfolgten Siegmund. Aus Tod und Dunkel zu Licht und Leben weckt es von Neuem Siegfried in des Nibelungen Schmiedehöhle. Aus dem Tode seines Neuschöpfers in letzter Nacht richtet es sich empor, das zauberisch siegzuckende Motiv des Schwertschwunges: Arm und Erz sind hier Eines geworden, die Erde hat sich verklärt zum edelsten Menschenwesen, und was dieses gewirkt

Walter der Kämpfe auch *Goito-* oder *Oito-syros*, worin man einen „mächtigen“ (iran. *çûras*) *Gautr* oder *Othr* in alt germanischer Form erkennen mag. Als Dritter zu diesen Wotanischen Gestalten der Skythen-Religion gesellt sich der *Anemos*, d. h. der Wind; zur Göttin des Dampfes und der Lohe aber möchte ich noch den sarmatischen Eigennamen *Niblobóros* fügen, welcher uns wie einst am Kaukasus den Nibelung zum Loge bringt. Die „Tarnkappe“ endlich wird in Beziehung gebracht zu dem nordskythischen Namen des Renthiers *tarandus*, d. h. das sich verhüllt, verhehlt, nämlich durch Wechsel seines Fells und seiner Farbe je nach der Jahreszeit. — Die Götterverehrung der Skythen und Sarmaten steht in engstem Zusammenhange mit ihren Sitten und Gebräuchen. Auch hier tritt urgermanische Art auffällig hervor. Blutbrüderschaft ward bei ihnen, nach Lucian, ganz auf gleiche Weise geschlossen, wie zwischen Gunther und Siegfried. Das Betreten der *Byrsa*, des frisch abgezogenen Felles, zum Abschlusse eines Bundes, ist das ursprüngliche Bild einer deutschen „Burschenschaft“ und entspricht dem altdeutschen Brauche der Brautbeschuhung, sowie der altnordischen Aufnahme in's Geschlecht durch Anlegen eines Schuhes aus frischem Rinderfell. Die Priester, weissagend aus Myrika-Reisern anstatt Buchen-Stäben, trugen den *Wotans-Hut* bei Skythen, Geten und Daken wie bei den Skandinaviern. Der germanischen Bestattungsweise war schon gedacht. Sonach waltet in Glaube und Sitte eine Abweichung vom Iranischen vor, nach der Seite des Germanismus hin, während die sprachlichen Ueberreste mindestens zur Hälfte iranische Elemente aufweisen, zur anderen Hälfte theils gräzisirte Formen oder Uebersetzungen, theils gleichfalls germanische Spuren zeigen. (Agathyrsen, Alazonen, Tyssageten, Gerrhen, Budinen, Idanthyrsos, Gnouros, Spargapeithes, Skopas = Sceáf, Scoup u. a. m.) Den Gesammt-Namen des Volkes selbst will Grimm aus dem Germanischen deuten, gleichwie ich den der Sarmaten: freilich wäre *Skutja*, der Schütz, die denkbar passendste Bezeichnung dieser Steppen-Reiter mit dem Pfeil und Bogen. Der Büttel in Athen hiess *Skythes* und *Toxotes*, welch letzteres nur die griechische Uebersetzung des Ersteren wäre; auch war *Toxaris* ein hellenisirter Skythenname. Nach Plinius sollte Skythes, der Sohn des Zeus, Pfeil und Bogen erfunden haben, und nach Herodot stammt das skythische Ur-Bogengeschoss vom Herakles selbst. Diess führt uns zu den merkwürdigen Stammsagen der Skythen bei Herodot.

---

aus selbsteigener Kraft, das überlebt als schreckende Warnung auch den leiblichen Tod des Helden. Ursprünglich ist das in die Erde versunkene, als Nibelungenwerk wieder auftauchende uralte Schwert ein Symbol des Blitzes gewesen; und so wird auch hier wieder der Blitz zum Heros, und er bewährt seinen himmlischen Ursprung, durch alle Berührung mit dem Irdischen und Unterirdischen, in der Unsterblichkeit der göttlichen Kraft. Als Gewähr solcher Unsterblichkeit waren die Walküren geschaffen worden, und sie, Erda's Töchter, die blitzzuckenden Wolkenjungfrauen, bilden selber den Inbegriff des vom Gotte dem Schwerte, dem Heroenthume, verliehenen Siegzaubers.

Herakles fand im Skythenlande ein Riesenweib, halb Mensch, halb Schlange, das in einer Grotte hauste, verband sich mit ihr und hinterliess ihr scheidend seinen Bogen und einen Gürtel mit einer Trinkschale. Die Riesin gebar drei Söhne: wer den Bogen des Vaters spannen könnte, der sollte Herrscher sein. Nicht Agathyrsos, nicht Gelonos, einzig Skythes vermag es und bleibt als König im Lande. Das Riesenweib mit den Schlangenfüssen ist Verkörperung der Erde, eine Urmutter *Eskja* also, und selbst mit dem Bilde der Weltesche verwandt, an deren Wurzeln die „Würme" lagern. Agathyrsos und Gelonos sind Patronymika der dakischen Agathyrsen (d. h. Schreckensriesen) in Siebenbürgen und der für hellenisch kolonisirt geltenden Gelonen (Gälen?) im Wolgawalde, also äusserster West und Ost des ganzen Skythenbereiches, dessen Kern im Skythes personifizirt ist. Die Dreibrüder-Sage aber kennen wir als altarisches Gut. Die seltsame Schale am Gürtel weist uns weiter auf die noch bedeutsamere Sage, welche die Skythen selbst erzählten; denn die herakleïsche Form ist wenigstens unter hellenischem Einflusse aus dem arischen Stoffe ausgebildet worden. „Targitaos (d. i. altiran. Thraetaôna, pers. Feridun!), ein Sohn des Zeus, war der erste Mensch, der im Lande der Skythen lebte, da es noch leer und öde war. Seine drei Söhne hiessen Lipoxaïs, Arpoxaïs und Kolaxaïs (*Xaïs* ist das iranische *Kshaeta*, Fürst). Zu ihrer Zeit fielen vom Himmel goldene Geräthe, Pflug, Joch, Axt und eine Trinkschale, in das skythische Land. Die Brüder wollten danach greifen, aber das Gold flammte glühend auf und trieb die zwei Aelteren zurück; nur vor dem Jüngsten erlosch die Glut, und er trug das Gold in sein Haus. Da erkannten die Brüder den Kolaxaïs als König an, und von ihm stammen die Paralaten. Jenes heilige Goldgeräth halten die Könige in sorglicher Hut und ehren es alljährlich mit grossen Festen und Opfern. Schläft der Wächter unter freiem Himmel bei dem Golde ein, so überlebt er das Jahr nicht. Kolaxaïs theilte sein Reich wieder unter seine drei Söhne und machte den Theil zum grössesten, wo das Gold behütet ward." Diese merkwürdige Grals-Sage erzählt uns Herodot. Die „Paralaten" entsprechen den iranischen „Paradaten" (Vorgesetzten), womit jene grossen Urhelden bezeichnet wurden, welche das Himmels-Gut und Blut des „Hom" gewonnen hatten. Wenn Herodot zugleich angibt, alle Nachkommen des Targitaos haben Sokoloten (Saken-Leute) geheissen, so mag man daraus schliessen, dass Kolaxaïs nichts Anderes bedeute als: Sokoloten = Fürst; Lipoxaïs klingt an Lebensfürst an (eddisch: *Lif* und *Lifthrasir* im neuen Lebensbaume) und Arpoxaïs an germ. *Alberich*, welcher uns bis zum thrakischen *Orpheus* führt, der seinerseits mit indischem Heros *Rhibus* und biblischem *Riphat*, Askenas' und Thogarma's Bruder, zusammenhängt. Der „Thraker" in ihm entspricht durchaus den Agathyrsen, die gleichfalls Thraker genannt wurden, und jener „Lifthrasir" dagegen den Gelonen im ostgermanischen Walde. Verwandt ist übrigens auch die makedonische, also thrakische, Stammsage: da

schöpft der jüngste Sohn (Perdikkas) dreimal mit seinem Schwerte den Strahl der Sonne in seine Brust, gleichwie Thraetaona = Feridun in Iran dreimal „den Glanz der Majestät." Das Himmlische wird dreifach in die Menschenseele aufgenommen: als Licht, als Flamme, als Wasser. So schufen nach der Edda Odhinn, Loki und Häner das Menschengeschlecht; aber auch „Goldes-Masse" ward „dreimal gebrannt und dreimal geboren." Titurel empfängt den Gral als leuchtende Himmelserscheinung, Amfortas als brennende Flammenmacht, Parsifal als lebenwirkenden Quell des Heils. —

Die Gralsschale bedeutet uns höchste Kultur; Pflug und Joch, welche die Skythenschale vom Himmel her begleiten, weisen bereits auf den Beginn der Kultur des Bodens. Die Vertheilung des Landes und Fesselung des Fürsten an den Ort des Heiligthumes ist charakteristisch für ein Volk, das nicht mehr nomadisch lebt. Herodot kennt neben den skythischen Nomaden auch ackerbauende, in den von Wäldern geschützten Niederungen der unteren Flussufer. Altes Getreideland war die Krim. Westlich vom Borysthenes, am Hypanis, sassen die Pflüger-Skythen, welche mit Getreide schon Handel trieben, östlich davon die Ackerskythen, auch „Olbiopoliten" genannt, nach der milesischen Kolonie Olbia, deren Ruinen bei Nikolajewo am schwarzen Meere gefunden worden sind. Nördlich darüber bauten auch die königlichen Gerrhen bereits ihre Aecker. Fassen wir alles über Skythen und Sarmaten hier Gesagte zusammen, so ergibt sich das Bild einer arischen Bevölkerung, welche nicht reingermanisch, sondern vielfach gemischt und durch Iranier unterworfen scheint, deren Urgrund aber für sakisch-massagetisch, mit einer ersten, nicht ganz ungermanischen, kimmerischen Mischung, gelten darf. Betrachten wir die noch deutlich zu uns redenden Sprachen der darin vertretenen nördlichen Hauptvölker: Germanen und Slaven, so erkennen wir darin gleichfalls eine Völkergesellschaft, welche den Ackerbau zu üben begonnen hat. Gemeinsam sind die Begriffe der Saat und des Obstes (von Freia's Garten am Rion!), bekannt sind Korn, Roggen, Waizen, das Dreschen, die Mühle (litth. *girna*, ahd. *quirn*), die Erntezeit wird besonders bezeichnet (slav. *j-eseni*, got. *asani*, ahd. *aran*), statt Methes wird Bier gebraut, durch den Handel kommt Gold, Silber und Seide in's Land, zur Tracht gehören Schuhe, Helm und Rüstung (*sarva*, Sarrass), und die Letztere gewinnt eine eigenthümliche ethische Nebenform: zum Rüstzeug des Wanderers in die nördlichen Steppen hat sich die dem Arja Hochasiens unbekannte Sorge gesellt (*sargva*, *sargha*), welche die Begriffe der Hut und der Noth verbindet. Auch haben die bereits überstandenen Wandernöthe den Slaven und Germanen die gemeinsamen Worte für Noth, Mühe, Angst, Leid, Harm, Schande, List, Hohn, Hass, Streit und Lüge (slav. *luza* = *lugja*) eingebracht. Krankheiten, wie der semitische Aussatz, haben im Verkehr mit dem Süden das arische Blut verdorben. Die Sprache wird nicht mehr mit voller Deutlichkeit gesprochen; der fremden Zungen Unbeholfenheit wirkt entstellend ein.

Man spricht nicht mehr nur mit Seinesgleichen, wobei jedes Wort ein sicheres Eigenthum des thätigen Volksgeistes ausdrückt; sondern mit Fremdlingen sich zu verständigen, gilt Sprache als andeutendes Zeichen, konventionell, und möglichst bequem. Die Flexionen verlieren an Fülle und Bestimmtheit; feinere Formen, Ablativ, Konjunktiv, Futur, Aorist, werden beseitigt; man rechnet dagegen allmählich hinauf bis zur Zahl 1000. Vieles hat sich also gewandelt seit der urwüchsigen Rast am Asferah und Oxus, und wie weit man sich davon entfernt hat, beweist allein schon der Umstand, dass die Skythen sich selbst für das jüngste der Völker hielten. Sie waren zu neuem Volksbewusstsein wohl erst durch die iranischen Einflüsse erweckt worden; aber auch ohnedies erscheinen sie nicht als zu den ältesten Einwanderern in Europa gehörig, sondern als Leute von wechselnden, verderblich wirkenden und sich unter einander verwischenden Erfahrungen. Sie haben Armenien berührt, haben in der Wonne von Karthli und am Goldstrom des Rion gerastet, haben sich durch das Wirrsal des Kaukasus durchgerungen und Loge wie Lüge kennen gelernt, sind mit den Kimmeriern in Streit gerathen, haben verfolgend Medien im Süden noch einmal überfluthet, und im Norden mit dem reineren Blute ununterworfener Urverwandten von älterer Herkunft sich vielfach und verschiedenartig berührt. Dennoch leitet auch sie der Grundzug arischer Treue und germanischer Heimathliebe vom Nomadenthum, wo es nur Land und Loos gestatten, zum Ackerbau, und aus ihrer verwirrenden Masse lösen sich mächtige Völker aus, welche Griechen und Römern auf geschichtlichem Boden mit achtunggebietender Bedeutung entgegentreten konnten. Das sind die thrakischen Stämme des skythischen Südwestens, die Donau-Völker, welche dem Pelasgischen genähert, durch Makedonen, Albanesen und Illyrioten, den Uebergang bilden zu den „klassischen“ Nationen des Alterthums, und auf welche wir hier, obwohl wir ihrer bei anderer Gelegenheit schon eingehend gedacht, noch einen flüchtigen Scheideblick werfen müssen.*)

Schon die homerischen Gedichte gedenken der „Rossemelker“ oberhalb Thrakiens, welche als die „gerechtesten Männer“, wenn auch als starke Trinker galten. Aus ihnen ging das mächtige Getenvolk hervor, das Herodot als die „tapfersten und zugleich friedliebendsten“ unter den Thrakern schon an der Donau im eigentlichen Thrakien sesshaft wusste, von wo aus sie ihre Herrschaft über die nördlicheren Skythenstämme ausdehnten. Ihr nordwestlicher Vorschub waren die Daken, welche als Agathyrsen in Siebenbürgen sassen. Die thrakischen Geten waren Ackerbauer,

*) Vgl. Bayr. Bl. IV. S. 115 ff.: H. v. W., zur Kritik des Parsifal, 1. Episode „Galiläa“. — Bayr. Bl. V. 302, 3 und VI. 27. „Rel. d. Mitleidens“, 3. Indien und China. 6. Germanen und Amerika.

nach Horaz mit dem gleichen wechselnden Ackergang, den Caesar von den deutschen Sueven meldet. Der Begründer ihrer höheren Kultur war ihr sagenhafter Religionsstifter *Zalmoxis* oder *Zamolxis*, welcher „Pythagoräer" gewesen sein sollte. Auch der Jude Josephus verglich die dakischen „Pleisten" mit den Essenern. Der Name dieses vegetarischen Kultur-Heros wird durch Porphyrius (3. Jahrh. n. Chr.) von einem thrakischen Worte *zalma*, Fell (vgl. slav. *szalm*, germ. *hialm*, Helm) abgeleitet, weil nach der Sage Zalmoxis in ein Bärenfell gewickelt ward. Oder wäre die Sage hier wieder einmal das Kind des Wortes? Man könnte auch an einen Gott des Ackerbaues denken, welcher die Halme wachsen lässt (arisch *kalama*, slav. *slama* [oder litth. *zelmu*] der Halm, das Grün; arisch *auksh*, wachsen): *Zalmaukshis*. Sein getischer Beiname *Gebeleizis* deutet auf den „Lebensspender" (germ. *Gibileik*). Die Lesart *Zamol-xis* würde den Fürsten der Erde (slav. *zemlja* = Semele, und iran. *kshaeta*) bedeuten. Zalmoxis lehrte die Geten als göttlicher Walter der „Wiederkehr" alles Lebens: den Glauben an die Unsterblichkeit. Wie die alten Nordmänner „zu Odhin fuhren", so die Geten: zum Zalmoxis. Er erscheint als Walhall-Herrscher, womit ja auch der Begriff der Todtenhalle wie des Himmelssaales sich verbindet. Einen Saal errichtete er selbst, worin er die Vornehmsten des Volkes aufnahm, wie in einer Herberge, und bei reichlicher Bewirthung mit Speise und Trank über das ewige Leben unterrichtete. Zugleich aber hatte er sich ein Gemach unter der Erde gebaut; dahinein verschwand er aus der Mitte seiner Getreuen und verweilte in diesem Grabe drei Jahre lang. Als er dann im vierten Jahre wieder erschien, da glaubte seiner Lehre alles Volk. Wir erkennen eine uralte arische Mythenform für die Wiederkehr des Göttlichen in einer Ausbildung, wie sie erst dem geordneten Leben eines Volkes auf der bebauten Erde zu verdanken war. Eben diese Kultur-Bedeutung verleiht ihr den Zug, welcher die Verwandtschaft anzeigt zwischen Walhall und Monsalvat. Denn wir sehen in diesen um ihren Heros essend und trinkend, aber auch das Heiligste lernend versammelten Geten nicht nur das Bild der „tapfersten" Walhall-Genossen, sondern auch der „gerechtesten" und „friedliebendsten" Gralsritter; und der in das Grab steigende, auf Jahre verschwindende göttliche Fürst gleicht nicht nur dem Wotan, sondern auch dem Titurel. Auch vom Odhin hiess es, er sei Gesetzgeber der Schweden gewesen; um dem Alter zu entgehen, habe er sich neun Todeswunden beigebracht, und sei dann hinweg geeilt, das Fest seinen Helden zu richten im Saale des Kriegsgottes. Nach der Edda hängt Odhinn, um höchste Kunde zu gewinnen, vom eigenen Speere durchbohrt, „er selber geweiht sich selber", neun Nächte am windigen Weltbaum. Auch er musste die Wunde für Walhall tragen. Und so ritzten sich die Skandinavier auf dem Todtenbette mit dem Speere, um in Ehren „zu Odhin zu fahren." Das ist die heidnische Grundform, welche in dem Grabe des Zalmoxis die erste Weihe zu empfangen scheint für die einstige ethische

Verklärung im Heiligthume des Grales und Speeres von Monsalvat. Auch die Pelasger verehrten die Unterirdischen als Götter des Ackerbaues. Bei den Geten aber tritt das Merkwürdige hervor, dass ihr gestorbener und wiederkehrender Kultur-Heros ihnen als einziger Gott in aller Welt gegolten haben soll. Er ist also recht eigentlich der *Gaut*, der Ergiesser, Urquell alles Lebens und Heiles, Wahrer der heiligen Schale, Urmensch und Unsterblicher, Ur-Gott und Ur-Gete in Einer Person.

Gautr (agls. *Geát*, ahd. *Kôz*) gilt im Norden bald als Sohn, bald als Ahn, bald als Beiname *Odhin Aldagaut's* selber. Seine Priester hiessen dort *Godi*. *Gvôdan* (fränk. *Gôdan*, irisch *Geden*), *Gautr*, *god* (Gott) und *gôd* (gut) bilden wohl geschiedene, aber doch untrennbare Nebenreihen der Bezeichnung des Göttlichen. Ebensolche Nebenreihe hat sich gebildet zur Bezeichnung urverwandter germanischer Völker, und beide Bildungen laufen wieder einander parallel: in Asien *Massagetae* und *Sattagydae*, in Thrakien selber *Getae* und *Gaudae*, in Nordgermanien *Guthans* und *Gautôs*, endlich noch bei den Litthauen *Samogitas* und *Guddas*. Wie der Goten-Name uns führt vom Gotland Schwedens über die Guttonen des Pytheas an der preussischen Küste zu den Gothonen und Gothinen des Tacitus in Ostdeutschland um Askiburgi, ja bis zu den Kotinen im getischen Dakien: so leitet der Getenname von den Massageten und Euergeten (Ariaspen) Asiens zu den Tyrageten am Dniepr im Westen und zu den Tyssageten an der Wolga im Osten, deren erster Namenstheil *(Thyrs)* wieder die dakischen Agathyrsen hinzuruft. Ja, mehr noch der Parallelen! Wie neben Massageten in Asien die Daken oder Dahen, so findet man in Südeuropa Geten bei Daken oder Daën, in Nordgermanien Guten bei Daukonien, und heute noch Gothland gegenüber Dänemark. Attische und römische Komödie nennt den „Sklaven" *Getas* und *Davus* oder *Daos; Géatas* und *Dene* gesellt der angels. Beovulf. Alte Schriftsteller verwechseln Goten und Geten, mittelalterliche nennen Dänemark: Dacia. Germanische Elemente zeigt auch die thrakische wie alle skythische Sprache. Der Name *Belisarius* verräth sogar die Züge eines „Wälse": *Valis-haris*, und der Stamm der Bessen sind deutsche Bären (an. *bassi*, Bär). 105 n. Chr. schlägt Trajan die Daken unter Decebalus. (*Balus* ist germ. *fal* Sprössling; Victophalen, Thaiphalen und Terwingen bewohnen die neue *Provincia Dacia!*) Damit verschwinden die Geten aus der Geschichte. 166 n. Chr., also 60 Jahre später, erscheinen an selbiger Stelle, an Dakiens Grenzen: die Goten. Aus alledem schloss Jakob Grimm die Identität der Geten und Goten, weiterhin sogar der Daken und Dänen (*Dacini = Dani*). Doch Alles hebt nicht das Eine auf: die Geten verrathen sich als skythisches Mischvolk, sie sind bei allem Germanischen in Sprache, Sitte, Religion nicht reine Germanen — als reinste Germanen treten an ihre Stelle die Goten! —

Wohl, der Urzusammenhang besteht; wir sehen: auf den weiten Wanderwegen aus Asien bis in's nördlichste Europa werden Ur-Stammes-

namen, Ur-Völkerbrüderschaften nicht vergessen, zum Minstesten im Klange der Bezeichnungen erhalten. Die Geschichte zeigt in Skythen-, Makedonen-, Galater-, Heruler-, Sachsen-Zügen und Kriegen: wie fern entfremdete Schaaren, einmal zu neuer Bewegung getrieben, wenn die Wege offen stehen, der Richtung zu folgen lieben, welche zu den Urverwandten und alten Heimen führt. Goten, echteste Nachkommen asiatischer Urgermanen, reiner als Massageten, Saken und Alanen, aus spät erreichten nördlichen Meeressitzen aufgestört, drängen wieder südwärts bis zu den vor einem Jahrtausend im Süden haften gebliebenen, iranisch-pelasgisch beeinflussten Geten und Daken. So wendet sich, nordischer Sage gemäss, der thrakische Ohdinn aus winterlichem Schweden, als ein wiedererstandener Zalmoxis, zurück gen Asgard-Byzantium. Er ist der Antzius (Ans) von „Costenopel", der Ahnherr des „Wolfdietrich", der Gotenkönige. Antike Schriftsteller, welche Goten trafen, wo die Väter Geten kannten, übertrugen einen Namen auf beide Völker; mittelalterliche Lateinschreiber stämpelten germanische Dänen zu antikisirten Daken ab. Niemand von ihnen weiss die Wahrheit. Aber mit den Goten waren noch andere Völker, lebendige Zeugen der Wahrheit, an Rom's Grenzen gedrungen: Vandalen, Bastarnen, Veneden, und aus Sarmatia von Osten her: Japygen, Alanen, Roxolanen. 70 000 Mann stark fand sie Decius (230 n. Chr.) bei Nikopolis, und der Gote Kniva schlug den römischen Kaiser. Woher diese neuen Völkermassen des Nordens und Ostens im Pontuslande, am Donau-Ufer? Waren es Söhne der alten Skythen und Sarmaten, letzte Auswürflinge ihres völkervermengenden Geschicks? Nein, hier sprach eine Macht mit, welche verstummt und versiegt war auf den Steppen des europäischen Südens. Die Geten waren Rom erlegen; die Goten besiegen es: das reinere Blut entscheidet.

Der echte Arja germanischen Urstammes hatte sich und die Seinen fern den Skythengeschicken, von Asias Hochgebirgen her, tief in die äussersten Urwälder des europäischen Ostens geborgen, vor undenklichen Zeiten, aller Geschichte entzogen: selige Hyperboräer, freie Kinder des Ask und der Embala, Wotan's blondlockige Heldenschaar! Die Wala hat ihm Kunde geraunt an der Esche ewigem Quell, und hervor tritt, nothvoll aber siegreich, an das verdämmernde Licht des römisch-getischen Alterthumes: der blauäugige Welterneuerer, der „Antzius" Aldagaut vom Asen-Garten am Rha. Unsere letzte Fahrt soll ihn uns kennen lehren in seiner urgermanischen Waldesrast. —

Betrachtungen über „Tristan und Isolde“.

Von Dr. E. Schlaeger.

„Alles ist eitel, nur die Liebe nicht“, ist die Grundstimmung und der Grundinhalt des grossen Werkes, dem der Meister absichtlich keine nähere Bezeichnung vorangestellt hat, weil es eine Kategorie für sich bildet, weil seine Eigenartigkeit durch kein einzelnes Wort wie — „Musikdrama“ erschöpfend ausgedrückt werden kann. „Tristan und Isolde“ ist zugleich die Tragödie und die Apotheose der Liebe. Das am Schluss der „Götterdämmerung“ wie ein himmlischer Trost und eine versöhnende Verheissung aus den Flammen des Siegfried'schen Feuerbegräbnisses aufsteigende Wort der Weib gewordenen Walküre

Selig in Lust und Leid
lässt — die Liebe nur sein

ist das Grundthema, welches in dem später gedichteten, aber früher vollendeten Werke des Meisters seine Kolossalausführung gefunden hat. Und zwar ist es hier die Liebe von Mann und Weib, Weib und Mann, die damit gemeint ist. Diese Liebe, welche nicht allein die rein sinnliche Anziehung überdauert, wie das bereits die Griechen in der Erzählung von Philemon und Baucis preisend betonen, sondern die auch ohne grobsinnlichen Untergrund sich denken lässt, ist zugleich die höchste Bestimmung des Menschen, der höchste Lebensinhalt und das schwerste Verhängniss. Neben der höchsten Entzückung liegt die dunkle Tragödie, dicht an das schönste Freudenfeuer des Lebens drängt sich das jähe Ende, der Tod. Ausser der Liebe giebt es kein wahres Heil. Eben deshalb lauert hinter ihr stäts wach und wartend das Unheil, der ewige Neid dieser Welt. Denn sie erträgt und verwindet es nicht, dass sie vollständig aus dem Gesichtskreise der Liebenden entschwindet, dass vor der Sonne der Liebenden all ihr Glanz, all ihre Zugstücke zu Schatten und Nichts verblassen und vergehen. Vergebens müht sie sich ab, alle möglichen anderen Werthe als höhere, als berechtigtere Mittelpunkte des Daseins aufzuputzen und hinzustellen. Es mag ihr auch wirklich gelingen, der grossen Menge Derer, welche die wahre Liebe mit ihren Adlerschwingen nie berührte, den Werth ihres Flitterstaats einzureden. Aber die Täuschung zerfällt, sobald das unsterbliche Liebespaar selbst im Untergange jene erhabene Grösse, Alles überwältigend und Alle bei Seite drängend, hervorleuchten lässt, von welcher nur Derjenige getragen wird, der das Höchste erreicht hat, der in dem selben Augenblick mit der hehren und gewissen Ahnung ewiger Liebe den Todestrank als süssen Tod mit den Worten Tristans (Aufzug 2 p. 48) bewillkommnet:

Da erdämmerte mild
erhab'ner Macht
im Busen mir die Nacht;
mein Tag war da vollbracht.

Und an den Leichen der grossen Liebespaare erkennt die Welt selbst das eigene Unrecht, den eignen Unwerth. Vor den Särgen Romeo's und Julia's brechen die traurigen Mächte des Gewöhnlichen zerschmettert zusammen, ihrer Hohlheit und Nichtigkeit erdrückend bewusst geworden. „Nur düst'ren Frieden bringt uns dieser Morgen,“ seufzen die alten Häupter der Montecchi und Capuletti im Grabgewölbe. Aber in Tristan und Isolde tritt uns die Tragödie der Liebe in ihrer grossartigsten Form entgegen. Es handelt sich hier nicht um jene rasche Leidenschaft, wie sie den ohnehin liebeskranken Romeo beim ersten Anblick seiner

Julia ergreift. Wir haben es hier nicht mit dem blitzartigen Auflodern des heissen Blutes der ersten Jugend zu thun, die nur zu oft nach kaum gebüsster Lust sich neuen anderen Reizen zuwendet. In Tristan und Isolde stehen sich zwei grossartig angelegte, adelige, bereits durch Leben und Schicksal gereifte Charaktere gegenüber, denen die Herrlichkeiten dieser Welt und das Getriebe ihrer Leidenschaften wohl bekannt und erkannt sind. Tristan hat Alles erreicht, was der Ehrgeiz ersehnen kann; er hat den Kreis des gewöhnlichen Daseins durchmessen, und zwar als Sieger und Held. Es liegt etwas Gesättigtes, ja Entsagendes in seinem Wesen. Auch Isolde hat den Wandel der menschlichen Dinge erfahren und ertragen gelernt. Ueber Beiden schwebt ein leiser Hauch von Weltmüdigkeit, wie sie den Hochgestellten, den auf einsamer Höhe Thronenden leichter und früher anfliegt als die Bewohner der niederen, ereignissloseren Thäler. Die Flamme, welche sich aus dem Begegnen der Beiden entzündet, muss der Grösse ihrer Träger entsprechen. Beide haben sich zweimal unter den ausserordentlichsten, zur Einkehr in das tiefste Innere zwingenden Umständen getroffen. Der Blick des siechen Helden in das Auge der sein Schwert zum Todesstoss hebenden Pflegerin verwandelt den Hass der stolzen Irin in bewundernde Liebe. Und als diese Liebe voll Zorn über das ihr unerklärliche Werben Tristan's für Marke in Rachegefühl sich umsetzt oder umzusetzen droht, entwaffnet die Zürnende das von Tristan stumm dargereichte Schwert. Sie will nur mit ihm, mit ihm zusammen und gleichzeitig sterben. Im Angesichte der Landung und des verhassten Bundes mit dem fremden Könige von Kornwall giebt es kein Zaudern mehr. Der Tod allein kann noch retten. Der Todesbecher ist es, den sie dem geliebten Gehassten, dem gehassten Geliebten mit wildschmerzlicher Sehnsucht aufzwingt, um mit ihm gemeinsam einzugehen „in das Wunderreich der Nacht"

dort zu trinken
ew'ge Minne,
mit mir — Dich im Verein
wollt' ich dem Tode weih'n. (Aufzug II p. 48.)

Während bei Isolden die Liebe von Anfang an die Alles beherrschende, das ganze Wesen erfüllende Macht ist, und mit unaufhaltsamer Wucht die Katastrophe heranzwingt, geht auf Seiten des Helden der schliesslichen, rückhaltlosen Hingabe an die Leidenschaft ein ungeheurer innerer Kampf vorher, welchen die altersstarken Bande der Ehre, des Ruhmes, der Treue, der Pflicht mit dem gewaltigeren neuen kämpfen, welches durch die doppelte Lebensrettung (die Heilung und die Lebensschenkung) eine Verstärkung heiligster Art erhält. Der Kampf wird dadurch in ein höchstes Gebiet, in eine über der Sturmregion der gewöhnlichen Konflikte liegende Luftschicht erhoben, in welcher die Lungen der sonst gültigen Pflichten aufhören zu athmen. Nur indem Tristan selbst die Werthlosigkeit der Ehre und des Ruhmes erkennt, den mit Melot an der Spitze die Schaar ihn gedrängt zu mehren (Ende des II. Aufzuges p. 66) durch das Werben Isoldens für seinen König, wird ihm die neue Welt der Liebe, die unter dem Schleier dankbaren Rühmens und Preisens Isoldens als „der Erde schönster Königsbraut" schon unruhig an's Licht drängte, zur einzigen Wohnung. Isolde wird ihm die Welt. In dem übermächtigen Brande welkt alles Andere dahin, wird alles bis dahin Hohe und Grosse zu Schatten und Leere. Er scheint der Liebe zu erliegen wie dem plötzlichen Schlage eines unwiderstehlichen Verhängnisses. Dieser Schluss eines inneren Gedanken- und Gefühlskampfes wird durch den Zaubertrank und die ihn begleitende metaphysische Musik in wirksamster Weise versinnbildlicht und veranschaulicht. Die Ekstase des zweiten Aufzuges, die Vereinigung der Geliebten im Dunkel der Nacht stellt die unvereinbaren Gegensätze von Liebe und Welt,

von Nacht und Tag, Tod und Leben in immer grellerer Weise einander gegenüber. Denn auf dieser gefährlichen Höhe ist das Leben der Liebe selbst nur ein Traum, von Beiden mit einer Gluth geträumt, in welcher alles Irdische zerschmilzt. Die grausame Unterbrechung des Traumes ist wie der Anruf des auf der steilen Zinne des Schlosses dahinschreitenden Nachtwandlers, das Zeichen, das Signal des Unterganges. Wie das Löschen der Leuchte die wonnige Nacht heraufführte, so bringt das verhasste und hassende Licht des Tages, der gemeinen Wirklichkeit, der Nacht der Liebe das Ende für immer. Die Liebenden erkennen zugleich ihre unzertrennbare Zusammengehörigkeit und die trotzdem zwischen ihnen sich trennend erhebenden Schranken dieser Welt der Sitte, der Ehre, der Treue. Dieser furchtbare Widerspruch ist nur tragisch lösbar. Der Versuch, ihn vor dem Tode zu lösen, kann nur sein Erscheinen, als des einzigen Lösers und Erlösers beschleunigen. Aber dennoch ist die zeitlich kurze Seligkeit des innigen letzten Verkehrs einem langen Leben ohne die Weihe der Liebe unendlich überlegen. Und zwar ist bei der fast den ganzen Aufzug füllenden Liebesscene durchaus nicht an ein Ueberfluthen sinnlicher Gluth zu denken, wenn auch die zarte Wonne am Beisammensein zu ihrem natürlichen Rechte kommt und ihr natürliches Recht hat. Aber im Ganzen und Grossen durchzieht bereits den Haupttheil des zweiten, wie weiter vollständig den ganzen dritten Aufzug eine überirdische Luft, eine vergeistigte Atmosphäre, in welcher die Sinnlichkeit als solche keine Athemnahrung mehr findet.

Diese zur Religion, zu einem neuen Lebensinhalt gewordene Liebe kann ihrer ganzen Natur nach keinerlei Berührung mit der werthlos gewordenen Welt der bisherigen Umgebung mehr ertragen. Sie bewegt sich in Ideenkreisen, welche der Welt als undurchdringliche Räthsel sich ankündigen, deren Tiefsinn von dieser nur dunkel geahnt wird. (König Marke drückt diess Gefühl p. 64 mit den Worten aus: „Den unerforschlich furchtbar tief geheimnissvollen Grund, wer macht der Welt ihn kund?“)

Der Welt ist es von jeher unbegreiflich, dass zwei Menschen an einander das höchste Genügen, die höchste Freude und dauernden Wesenseinklang haben und halten können. Und die Träger und Verwirklicher des Wunders stört und beunruhigt schon das ewig ungläubige freche Staunen der Welt dem Wunder gegenüber. Darum ist auch ihres Weilens nicht lange in dieser Welt des Gewöhnlichen. Für diesen Anblick des erhabensten, weil schicksalsbestimmten Liebeslebens ist auch jetzt die Welt noch immer nicht reif, nicht geistig, nicht ehrfurchtsvoll, nicht religiös genug. Das Problem, welches Richard Wagner als unlösbar in eine ferne Vergangenheit gelegt hat, wird erst eine noch fernere Zukunft zu lösen vermögen, welche in neuem Sinne das alte Wort zu deuten und zu leben verstehen wird, durch welches das Wesen der christlichen Liebe (Kap. 13 des ersten Korintherbriefes) geschildert ist. Diese Schilderung bietet in mehr als einer Hinsicht Vergleichspunkte für jene Zukunft. Nicht allein, dass darin die Liebe über alle Weissagungen und Erkenntniss gesetzt wird, wird ihr allein ewige Dauer zugesichert. „Die Liebe“, so lauten die Worte, „höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und das Erkenntniss aufhören wird und die Sprachen aufhören werden. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.“

Mit dem Schlusse des zweiten Aufzuges ist im Grunde die Handlung zu Ende. Der dritte Aufzug ist gleichsam nur die demüthige Abbitte der nun verödeten Welt der Sonne der Liebenden gegenüber. Wenn auf der einen Seite die Welt die Flammenglorie dieser erhabensten Form der Liebe nicht ertragen kann, so

wenig als das Auge den vollen Glanz des Tagesgestirns, so kann sie doch auf der andern Seite ohne ihren labenden Anblick (vgl. Marke p. 63 „Der mein Wille nie zu nahen wagte, der mein Wunsch ehrfurchtscheu entsagte") nicht wirklich leben, und an diesem Widerspruche geht sie selbst innerlich zu Grunde trotz allen äusserlichen Weiterbestehens. König Marke ist mit vollen Segeln Isolden nachgeeilt, um sie dem Freunde zu vermählen, aber er kommt zu spät, um zu retten:

Des Unglückes Ungestüm
wie erreicht es, wer Frieden bringt?
Die Ernte mehrt' ich dem Tod,
der Wahn häufte die Noth!

Aber er selbst tritt in den Schatten des Lebens zurück, kaum dass ein Blick ihm in die jetzt öde, lichtberaubte Welt folgt. Die Verherrlichung der Liebe als des höchsten, auch über den Tod hinaus fortdauernden Gutes schliesst strahlend und trostreich die gewaltige Tragödie. Ihre Aufzüge sind an uns vorüber gerauscht wie ein unerreichbares und doch unentbehrlich werdendes Ideal, „das Beste unseres Innern mit sich fortziehend". Denn was ist zuletzt die tiefste Sehnsucht, das dem bedeutenden Manne stäts vorschwebende höchste Ziel des Lebens anders, als eine Gefährtin zu finden und dauernd zu bewahren, die ihn versteht und neidlos bewundert, bei seinen äusserlichen Misserfolgen ihn tröstet, ihm aus der unerschöpflichen Quelle eines weil innigst liebenden, in sich harmonischen Gemüthes jenen beruhigenden Frieden verleiht und mittheilt, ohne welchen die Fortsetzung des Kampfes mit der Welt unmöglich wird, und durch welchen auch dem ermatteten und die Ruhe suchenden Kämpfer der Reiz der letzten Lebensjahre noch erhalten oder vielmehr täglich neu geschaffen wird!

Indem wir mit dem letzten Satze versucht haben, die Bedeutung der durch die tragische Apotheose (an den Schluss des Goethe'schen Egmont erinnernd) an uns ergehenden Mahnung prosaisch-nüchtern zu verdichten, fühlen wir zugleich, wie weit wir dabei hinter der Wirkung zurückbleiben, mit welcher die mit den Darstellern verbundene Tonmacht uns das unerreichbar scheinende Ideal dennoch als wahres und wirkliches Geschehniss vor unsere Augen und Ohren und in unsere Herzen gezaubert hat. Den geheimen, allgemeinen Sinn solcher Tonschöpfungen in Worten auch nur annähernd auszudrücken, ist der Natur der Sache nach ebenso unmöglich, wie den Eindruck, welchen die sixtinische Madonna in uns zurückgelassen hat, mittels gedruckter Schilderung zu wiederholen oder in der Erinnerung wieder wachzurufen. Die Erklärungsversuche solcher Meisterwerke verhalten sich zu diesen selbst, d. h. zu ihrer vollen, unmittelbaren, lebendigen Wirkung, wie etwa der Aufsatz des Schülers zu der grossartigen Arbeit des gereiften Denkers, wie einzelne Lichtblicke zur Sonne. Die Werke des künstlerischen Genie's sind ebenso viele neue Offenbarungen des eigentlichen Weltinhaltes, neue Enthüllungen seiner unendlichen Bedeutung. Sie sind wie wunderbare Thurmfenster, aus welchen wir ganz neue, mit fesselndem Reiz uns für immer gefangen nehmende Gegenden entdecken, durch welche uns ganz neue Gefühle ewigen Werthes zuströmen. Indem die Musik ihre Ausdrucksfähigkeit zur Vergegenständlichung des Unendlichen steigert, gewinnt das Ideal, welches eben die durch den Lauf des Geschehens hindurchschlagende Unendlichkeit, das ewig Gültige und Göttliche ist, ein neues Gesicht, eine neue „Katastase", eine neue innerliche Vertiefung und Bereicherung. Eine höhere Stufe des Welt- und Lebensausblicks, des Welt- und Lebens-Inhaltes ist durch den Genius des Künstlers der Welt vermittelt, und dadurch in ihr Bereich gerückt, erreichbar geworden. —

Eben war der Vorhang gefallen über den zum Tode getroffenen Tristan und seine todgeweihte „Frau“, die ihre Bereitschaft ihm in das „dunkelnächtige Land, sein Eigen, sein Erbe“ zu folgen in wunderbaren Tönen verkündigt. Ueber der dichten Masse der Hörer lag jenes Schweigen, jenes horchende Schweigen des Staunens, das nur der Anblick des gewaltigen Schicksals bewirkt, wenn es den zermalmenden Fuss auf das Höchste und Schönste setzt. Wir traten hinaus in die ernstruhige Septembernacht nach dem Opernplatze zu, auf welchem unter dem Einfluss des elektrischen Lichtes die mächtigen Bronzegestalten der Marschälle der Freiheitskriege in eigenartigem Helldunkel aufsteigend die Welt wie damals zum Kampfe um das jetzt erst geeinte Vaterland herauszufordern schienen. Wir fühlten von neuem, dass ohne diesen Marschall Vorwärts, ohne diesen Schlachtendenker und -Lenker Gneisenau, ohne diesen genialen Scharnhorst kein neues Preussen, und damit kein neues Deutschland erstanden wäre. Wir erkannten in ihnen und ihren gewaltigen Nachfolgern von 1866 und 1870—71 die grossen und unentbehrlichen Bedingungen des neuen nationalen Lebens. Aber keine der zahlreichen Statuen des weiten Platzes verkündete uns den neuen Inhalt dieses Lebens. Keiner jener Heroen hat je daran gedacht, gleichsam von seinem Ruhmespostamente herabzusteigen und ein noch höheres Gebiet zu entdecken und für immer zu weihen, auf dem Felde der Liebe, d. h. jener uranischen, himmelerzeugten und zum Himmel gewandten Liebe, die höchste Lebensform, den höchsten Lebensinhalt zu gewinnen und auszugestalten. Kaum eine Ahnung dieser Liebe regt sich in dieser waffenklirrenden Gegenwart. Erst wenn der kommenden Götterdämmerung auch die Geschichtsdämmerung gefolgt sein wird, werden Riesengestalten wie Tristan und Isolde in der Erhabenheit ihrer Liebe und Weltflucht wahrer und tiefer nachempfunden und klarer gewürdigt werden.

Durch das ehrfurchtsvolle Zurücktreten der Wirklichkeit vor der ihr völlig entrückten Doppelpersönlichkeit der beiden Liebenden erhalten wir den Eindruck einer Art Traumwelt, eines Traumlebens. Aber zugleich liegt darin eine Prophezeihung, ein Vorgriff der Zeit, in welcher vor der erhabenen Macht der Liebe alles Andere freiwillig zurückweichen und bei Seite stehen wird. Es geht mit den Begriffen von Ehre, von Lehnspflicht, von Ruhm wie mit den Religionen. So lange die letzteren in ihrer Blüthezeit stehen, durchdringen sie bestimmend und hebend das ganze Leben. Sobald sich jedoch ihr Glaubensinhalt in Dogmengestrüpp verwandelt, und dialektisches Grübeln an die Stelle der ursprünglichen frischen, heiligen Begeisterung tritt, verliert sie ihren Halt, ihre Gewalt über die Welt, und diese wendet sich anderen Führungen und Verführungen zu. In ähnlicher Weise wird die Ehre zur starren Konvenienz, zum unheimlichen Gespenst ihres früheren Selbst; ebenso wie die Lehnstreue als höchste Pflicht rein formal ausgebildet, ohne die Gegenwart eines sie stäts neu rechtfertigenden höheren geistigen Ideen-Inhaltes und Zieles zum Widerspruch mit ihrem eignen Ursprunge sich festrennen kann. In Calderon's, des katholischen Romantikers Dramen sehen wir, in welcher unheimlichen und todten Welt die zu Scheinwesen oder Automaten herabgesetzten Personen sich bewegen, weil aus den Begriffen der Religion, der Ehre, u. s. w. der frühere Inhalt entflohen, und nur die Form, die leere Schale übrig geblieben ist, die nun wie ein unbegründetes Wunder in den Gang der Dinge und der Schicksale der Einzelnen dämonisch eingreift und allen Versuchen der wirklichen Erklärung nichts weiter darzubieten vermag als sichtbares Dunkel, nämlich das völlig isolirt in der Luft schwebende, jeder Vermittlung mit den bekannten Grössen der Wirklichkeit bare Wunder. Man denke sich ähnliche Prozesse der Inhaltsentleerung von Begriffen in die Zukunft projicirt, und man wird ahnen, was wir mit dem Verweisen auf eine ferne Zeit der Geschichtsdämmerung andeuten

wollen. Man kann sich eine Zeit denken, in welcher das Gebot einer verfeinerten Moral und der Naturtrieb eins sind, eine Zeit, in welcher die im jetzigen Staate noch nöthigen und erzieherisch wichtigen Zwangsmächte und Zwangsformen ebenso überflüssig geworden sein werden, wie etwa der Metronom einem vom Genie beseelten Orchester gegenüber! —

Erst dann wird man begreifen, wie leer an Liebe und wahrem Leben diese alte Welt war, aus welcher die wirkliche, einsame Grösse keinen anderen Ausweg für sich ersah als den Tod. Aber das schöne Vorrecht des künstlerischen Genius ist es, diese Zukunft für sich vorwegzunehmen, der echten Grösse das unvergängliche Denkmal zu setzen, ohne erst auf die Bestätigung einer späten Nachwelt zu warten. Denn der Leitspruch des Genie's dem neuen, aber von der Masse unverstandenen und geschmähten Ideal gegenüber wird immer der des alten Cato sein: *Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.*

Stimmen aus der Vergangenheit.

Eckermann's Gespräche mit Goethe.

„Die Fliege ist, wird der Sommer heiz,
der kühnste Vogel, den ich weiz.“
(Freidank.)

Was uns Bayreuth in den Sommertagen von 1888 gegeben hat, wissen wir, und sind auch berechtigt zu hoffen, dass nicht wir allein, sondern auch mancher andere, der bisher unserer Sache ferner stand, ein Stückchen Bayreuther Geistes mit sich in die Welt hinaus genommen habe. Fragen wir aber, was denn diese „Welt“ in Bayreuth gelernt hat, so können wir ihr nur ein trauriges Zeugniss ausstellen: sie ist die alte geblieben! — Nicht nur Blumen und Blüthen hat der warme Strahl der Sonne des Genius hervorgelockt, — auch die Fliegen haben sich lustig getummelt und in genug Journalen und Zeitschriften ihrem historisch-kritischen Fliegengotte, dessen kalte Teufelsfaust sich — Gott sei Dank — vergebens tückisch ballt, brummend und flatternd gehuldigt, und leider müssen wir hinzufügen, dass unter den guten Deutschen ihrer genug waren, die an dem Spiele der Fliegen mehr Gefallen fanden, als an dem Glanze der Sonne. Da gilt es denn, einen Geist aufzurufen, der den Beelzebub-Mephisto beschwört und die Fliegen, wenn auch leider nicht aus der Welt schafft, so doch von uns in einiger Entfernung hält.

„Historisch-kritisch!“ Wie schön das klingt! Brauchtet ihr nur auch wirklich die Geschichte zu euerer Kritik! Sie würde euch etwas anderes lehren, als ewig in's Kleine zu gehn, um, wenn ihr das Bild aus nächster Nähe sehet, sagen zu können, hier sei die Farbe dicker aufgetragen, als dort! Benutzt doch, was der Meister uns so herrlich gegeben hat, den grossen, weiten Ausblick auf die Geschichte unserer Kunst — ihr könnt ihn beide gebrauchen, ihr, die ihr ganze, wie ihr, die ihr halbe Feinde des Meisters seid! Aber ihr wollt nicht auf die wahre Geschichte hören! Ihr woll't ewig im Kleinen stecken — und wer mir folgt, wenn ich in der Weimarer Fürstengruft anfrage, was Einen denn dort von unserem Meister und seinem Kunstwerk dünkt — es werden doch nur wieder die Treuen, Echten sein, die der Meister als seine Freunde bezeichnet hat. —

Ehrt und hört euere deutschen Meister! —

Es ist nicht das erste Mal, dass Goethe an dieser Stelle für uns spricht, aber wenn man ihn heraufbeschwor, hat man ihn bis jetzt meist Stellen aus seinen Werken vorbringen lassen, während die Gespräche mit Eckermann verhältnissmässig wenig berücksichtigt worden sind, vielleicht zufällig, vielleicht auch weil man sich scheute, ein apokryphes Buch zu zitiren. Mir scheint diess unberechtigt; einerseits weil die Gespräche eine reiche Ausbeute für uns bieten, andererseits, weil man gar wohl unterscheiden kann, was denn Goethe ist, was nicht, denn den Altmeister von J. P. Eckermann zu unterscheiden, fällt nicht übermässig schwer. Versuchen wir es einmal und lassen wir ihn reden! Fragen wir ihn z. B., was er vom — deutschen Theaterpublikum hält!

Er antwortet uns:

„Es wird schwer halten, dass das deutsche Publikum zu einer Art von reinem Urtheil gelangt, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet und zwar ist uns besonders hinderlich, dass auf unseren Bühnen alles durcheinander gegeben wird. An derselben Stelle, wo wir gestern den „Hamlet“ sahen, sehen wir heute den „Staberle“, und wo uns morgen die „Zauberflöte“ entzückt, sollen wir übermorgen an den Spässen des „neuen Sonntagskindes“ Gefallen finden. Dadurch entsteht beim Publikum eine Confusion im Urtheil, eine Vermengung der verschiedenen Gattungen, die es nie gehörig schätzen und begreifen lernt, und dann hat jeder seine individuellen Forderungen und seine persönlichen Wünsche, mit denen er sich wieder nach der Stelle wendet, wo er sie realisirt fand. An demselbigen Baume, wo er heute Feigen gepflückt, will er sie morgen wieder pflücken, und er würde ein sehr verdriessliches Gesicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachsen wären. Ist aber jemand Freund von Schlehen, der wendet sich an die Dornen.“ (I, 106 f., 30. März 1824.)*)

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen, und es ist alles das Gleiche geblieben. Nur auf dem Bayreuther Hügel ist der „Wunderbaum“ erblüht, „von Früchten reich behangen,“ der uns nichts, als edle Kost bietet — und siehe, auch dort fehlen die nicht, die lieber Schlehen fänden und sich zürnend abwenden, um in den Dornenhecken ihr Merkerwerk zu verrichten, weil sie doch — ihren eignen Geschmack haben müssen. Zürnend ruft denen der Altmeister zu:

„Das Unglück ist im Staat, dass niemand leben und geniessen, sondern jeder regieren, und in der Kunst, dass niemand sich des Hervorgebrachten freuen, sondern jeder seinerseits selbst wieder produciren will.“**)

„Auch denkt niemand daran, sich von einem Werk der Poesie auf seinem eig'nen Wege fördern zu lassen — — —.“

„Es ist ferner kein Ernst da, der in's ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zu liebe zu thun, sondern man trachtet nur, wie man sein eignes Selbst bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe. Dieses falsche Bestreben zeigt sich überall und man thut es den neuesten Virtuosen nach, die nicht sowohl solche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen, musikalischen Genuss haben, als vielmehr solche, worin der Spielende seine erlangte Fertigkeit könne bewundern lassen; überall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem

*) Die Citate sind, um grössere Bequemlichkeit des Nachschlagens zu ermöglichen, der Reclam'schen Ausgabe entnommen.

**) Wenn nicht künstlerisch, doch kritisch.

Ganzen und der Sache zu liebe, sein eig'nes Selbst zurücksetzte.“ (I, 153 f.; 20. April 1825.)

„Aber freilich, um eine grosse Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muss man auch wieder selbst etwas sein.“ (II, 184; 13. Febr. 1831.)*)

Und dabei wundert sich die Welt, dass der „Bayreuther“ so wenige seien; freilich auf Goethe's Wort hört sie nicht und meint wohl gar, „ihr“ Goethe habe genügende und befriedigende Anerkennung ihrerseits gefunden, wie er denn überhaupt ein ganz and'rer Kerl sei, als Wagner, dem, wenn er sich anders verhalten hätte, das Publikum ebenso zugelaufen wäre, wie es — nach ihrem Glauben — bei Goethe auch der Fall war; aber der Ausweg ist der Welt verrannt, sich auf ihr Verhalten Goethe gegenüber zu berufen, denn dieser spricht:

„Ich hatte einmal den Wahn, als sei es möglich, ein Deutsches Theater zu bilden. Ja, ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen und als könne ich zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine „Iphigenie“ und meinen „Tasso“ und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles, wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich Euch ein ganzes Dutzend Stücke, wie die „Iphigenie“ und den „Tasso“ geschrieben haben. An Stoff war kein Mangel; allein, wie gesagt, es fehlten die Schauspieler, um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.“ (III, 55; 27. März 1825.)

Und weiterhin führt er seinen Tadel aus:

„Die Deutschen sind wunderliche Leute; sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hinein legen, das Leben schwerer, als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja, euch belehren und zu etwas Grossem entflammen und ermuthigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre.“ (III, 121; 6. Mai 1827.)

„Wenn es nur so ist, dass die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen; wie es ja auch bei der „Zauberflöte“ und anderen Dingen der Fall ist.“

Wunderbar gemahnen uns die Klagen Goethe's an das Schicksal unseres Meisters. „Es regte und rührte sich nicht.“ Das ist's eben, was das „Publikum“ nicht mehr gut machen kann, trotz aller Denkmale, trotz aller prachtvollen Grabkränze! Den einen habt ihr aufgehalten auf seiner Siegesbahn durch euere Empfindungslosigkeit, und dass der andere trotzdem zu seinem Ziele gelangt ist, — euer Verdienst ist es nicht! Statt euch in echt deutscher Weise den „Eindrücken hinzugeben,“ habt ihr beiden gegenüber in kalter Reserve gestanden, und ihr mit euerem undeutschen Verhalten tragt die Verantwortung dafür, dass Goethe uns Deutschen Vorwürfe macht, die wir gewiss nicht verdienen! Ihr habt „Kritik“ geübt und nach abstrakten Gedanken gesucht, anstatt als wirklich „Eingeweihte“ „Wissende durch das Gefühl“ zu werden. Ihr hättet wohl eine Kunstwissenschaft, von der ihr immer so gerne redet, begründen können, wenn

*) Eine schöne Fügung hat es gewollt, dass diese Aeusserung auf den 13. Februar fiel. Ein weiteres Wort aus dieser Stelle findet sich am Schlusse.

ihr auf unsern Meister gehört hättet, der euch den Weg dazu gezeigt hat; aber Leben nur kann Leben geben, und nur aus dem Leben heraus, nicht aus dem todten Schematismus, konntet ihr lebensvoll schaffen! Aber dazu habt ihr nicht „die Courage gehabt", und die wenigen, die auf dieser Strasse wandeln, sind nicht die eueren.

Wie wichtig aber das gefühlsmässige Verständniss des Kunstwerkes Goethe erschien, zeigt das Misstrauen, mit dem er einem zu starken Appell an den Verstand des Zuschauers im Drama begegnet:

> „Schiller's „Wallenstein" ist so gross, dass in seiner Art zum zweiten Male nicht etwas ähnliches vorhanden ist; aber Sie werden finden, dass eben diese beiden gewaltigen Hilfen der Geschichte und Philosophie dem Werke an verschiedenen Theilen im Wege sind, und seinen reinen poetischen Succes hindern." (I, 272; 23. Juli 1827.)

Und anderen Orts heisst es: die Idee von Raupach's „Erdennacht" drehe sich um Aristokratie und Demokratie, und diess habe kein allgemein menschliches Interesse. (I, 56; 25. Okt. 1823.)

Das hindert natürlich nicht, dass noch unglaublich viel „historisches Drama" geschrieben wird, ohne dass man begriffe, warum der ersehnte Erfolg ausbleibt, namentlich dann, wenn man obendrein kein Schiller ist! — Man schreibt eben für die Reflexion und — den Druck! So haben's ja die Klassiker eigentlich auch gethan!

> „Das gedruckte Wort", lautet die Antwort Goethe's hierauf, „ist freilich nur ein matter Wiederschein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war. Aber der Schauspieler muss uns zu dieser ersten Gluth, die den Dichter seinem Sujet gegenüber beseelte, wieder zurückbringen." (III, 97; 1. April 1827.)
>
> „— — — ein Stück auf dem Papiere ist gar nichts. Der Dichter muss die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muss seine Rollen denen Figuren auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen." (II, 40; 4. Febr. 1829.)
>
> „Shakespeare hat bei seinen Stücken schwerlich daran gedacht, dass sie als gedruckte Buchstaben vorliegen würden, die man überzählen und gegen einander vergleichen und berechnen möchte; vielmehr hatte er die Bühne vor Augen, als er schrieb; er sah seine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Brettern herab den Augen und Ohren rasch vorüberfliessen würde, das man nicht festhalten und im Einzelnen bekritteln könnte, und wobei es blos darauf ankam, immer nur im gegenwärtigen Moment wirksam und bedeutend zu sein." (III, 111; 18. April 1827.)

Was ist diess alles anders, als die auch von Wagner aufgestellte und von ihm erst auf's lebensvollste auch bestätigte Ansicht vom Verhältnisse des dramatischen Künstlers zur Bühne, vom lebendigen, sinnlich dargestellten Kunstwerke. Das Verhältniss des Meisters zur Bühne und zu den darstellenden Künstlern ist kein anderes, als das von Goethe gewollte, nur zum höchsten Grade der Vollendung geführt, und es muss demnach lächerlich erscheinen, wenn man jetzt beginnt, dem Meister sein schauspielerisches Genie geradezu vorzuwerfen, wo dieses, wie Goethe's Ausspruch gewiss zeigt, doch nichts anderes ist, als eine der ersten und nothwendigsten Forderungen, die wir an einen dramatischen Künstler stellen müssen. Zu welchen Ergebnissen würde man kommen, wenn man auch Goethen oder gar Shakespeare nach solchen Grundsätzen beurtheilen wollte!

Aber wir sind noch lange nicht auf dem Punkte, wo uns Goethe am nächsten kommt; lassen wir ihn weiter reden:

„Ein Dichter, der für das Theater schreiben will, soll Kenntniss der Bühne haben, damit er die Mittel kenne, die ihm zu Gebote stehen, und er überhaupt wisse, was zu thun und zu lassen sei; sowie es dem Opernkomponisten nicht an Einsicht der Poesie fehlen darf, damit er das Schlechte vom Guten unterscheiden könne, und seine Kunst nicht an etwas Unzulänglichem verschwendet werde. Karl Maria v. Weber musste die Euryanthe nicht komponiren; er musste gleich sehen, dass diess ein schlechter Stoff sei, woraus sich nichts machen lasse. Diese Einsicht dürfen wir bei jedem Komponisten als zu seiner Kunst gehörig voraussetzen." (I, 157; 20. April 1825.)

Stellen wir uns nach diesen Worten ein Zusammenarbeiten des dramatischen Dichters und Komponisten im Sinne Goethe's vor, so werden wir ganz unwillkürlich das Bild gewinnen müssen, welches uns das Schaffen unseres Meisters gibt; nur, dass wir bei ihm den von Goethe gewiss kaum geahnten Fall haben, dass eine Persönlichkeit nicht nur die beiden künstlerischen Fähigkeiten in sich vereinigt, sondern dass die künstlerische Thätigkeit dieser Person in beiden Beziehungen dem Goethe'schen Ideal entspricht. Man beachte auch wohl den letzten Satz des Goethe'schen Citates. Was ein Meister der dramatischen Kunst als nöthiges Erforderniss von einem dramatischen Komponisten verlangt, ist Jahrzehnte hindurch von unserer Kritik als überflüssige und lächerliche Forderung angesehen worden. Wie sehr aber Goethe schon sich der vollen Bedeutung dieses Verhältnisses des Komponisten zum Dichter bewusst war, zeigt seine scharfe, ins Schwarze treffende Beurtheilung von Rossini's „Moses":

„Ich begreife euch nicht, ihr guten Kinder", sagte er zu seinen Freunden, „wie ihr Sujet und Musik trennen und jedes für sich geniessen könnt. Ihr sagt, das Sujet tauge nicht, aber ihr hättet es ignorirt, und euch an der trefflichen Musik erfreut. Ich bewundere wirklich die Einrichtung euerer Natur, und, wie euere Ohren im Stande sind, anmuthigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Gegenständen geplagt wird. — — Soviel ist gewiss, dass ich eine Oper nur dann mit Freuden geniessen kann, wenn das Sujet ebenso vollkommen ist, wie die Musik, so dass beide mit einander gleichen Schritt gehen. Fragt ihr mich, welche Oper ich gut finde, so nenne ich euch den „Wasserträger", denn hier ist das Sujet so vollkommen, dass man es ohne Musik als ein blosses Stück geben könnte und man es mit Freuden sehen würde. Diese Wichtigkeit einer guten Unterlage begreifen entweder die Komponisten nicht, oder es fehlt ihnen durchaus an sachverständigen Poeten, die ihnen mit Bearbeitung guter Gegenstände zur Seite treten. Wäre der „Freischütz" kein so gutes Sujet, so hätte die Musik zu thun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verschaffen, wie es nun der Fall ist, und man sollte daher dem Herrn Kind auch einige Ehre erzeigen." (II, 14, 18 f. 7. u. 9. Okt. 1828.)

Ihr „guten Kinder" redet Goethe diejenigen an, die die Musik im Sinne der „Oper" geniessen; ach wie viele von ihnen sind alt geworden und doch noch Kinder geblieben, obwohl sie sich in der Schule unseres Meisters trefflich hätten erziehen lassen können. Noch heute glauben sie, das Wagnerische Drama nur mit Reserve als eine berechtigte Kunstgattung bezeichnen zu dürfen, und fügen dann weise hinzu, dass es mit der Dichtung eigentlich doch nichts rechtes sei, und dass nur die Gewalt der Musik uns über deren Werth täusche. Da wären wir auf einen schönen Gegensatz gekommen! Hier Goethe, der doch gewiss seine Sache verstand und den „Wasserträger" ohne Musik aufführen zu können glaubt,

dort eine weise Merkerzunft, die nicht einmal die doch fraglos ungleich höher stehenden Dichtungen des Meisters als dramatische Kunstwerke gelten lassen will. Auch dürfte es lehrreich sein, das was Goethe und Wagner über den „albernen Freischütztext“ sagen, mit den Ansichten unseres Publikums zu vergleichen. Wir aber bewundern den Scharfsinn eines Genius, der prophetisch das Werk unseres Meisters voraussah, der sein Grundgesetz deutlich aussprach zu einer Zeit, wo erst seine ersten Keime in der romantischen Oper zu Tage traten, zu der Zeit, wo die letzte Symphonie geschrieben war.

„Es ist wunderlich“, sagte er da, „wohin die aufs höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Komponisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindung hinaus, und man kann solchen Sachen aus eigenem Geist und Herzen nichts mehr unterlegen.“ (I, 202; 12. Jan. 1827.)

Wessen Werk es auch gewesen sein mag, von dem Goethe spricht, — mich dünkt, aus ihm müsse die Klage der nach liebender Erlösung suchenden Musik herausgeklungen haben, die in höchster Ausdrucksfähigkeit, den Gegenstand des Ausdruckes suchte; rathlos stand der Altmeister diesem Räthsel gegenüber und suchte vielleicht im technischen, was eine nothwendige Folge des inneren Entwicklungsganges der Musik war, und doch ahnt er wieder, wie das Räthsel gelöst werden soll, wenn er andererwärts sagt:

„(auf dem Theater), da ist Poesie, da ist Malerei, da ist Gesang und Musik, da ist Schauspielkunst und was nicht noch alles! Wenn all' diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit *an einem einzigen Abend* und zwar *auf bedeutender Stufe zusammenwirken*, so giebt es ein *Fest*, das mit keinem andern zu vergleichen.“ (III, 45; 22. März 1825.)

Vereinigung aller Künste im Drama, das war ihrer aller Erlösungswort; wir haben das „Fest“ und das „Festspiel.“ Aber noch mehr sah der Prophet, er sah sogar das Haus:

„Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück blos für Männer zu geben. Allein diess setzte eine grosse Residenz voraus und war in unseren kleinen Verhältnissen nicht zu realisiren.“ (I, 107; 30. März 1824.)

Aus der Woche ist freilich ein Jahr geworden, wodurch wir aber eben das Fest vor Schiller's Plan voraushaben, und wenn der Prophet streng und ernst nur die Berufenen zum feierlichen Spiele zulassen wollte, so durfte der siegreich Vollendete auch das Weib zu sich erheben. Die Bemerkung aber betreffend die grosse Stadt konnte Goethe nur desshalb hinzufügen, weil er eine solche aus lediglich äusseren Gründen für geeigneter hielt, Schiller's Plan durchzuführen. Wie wenig er die Grossstadt ihrem Geiste nach zur Pflege idealer Bestrebungen für berufen erachtete, gibt er deutlich genug kund, wenn er sagt:

„Aber gehen Sie einmal in unsere grossen Städte, und es wird Ihnen anders zu Muthe sein. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, dass Sie über das Elend erschrecken, und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist, und an denen die Gesellschaft leidet.“ (III, 174; 17. März 1828.)

Der grosse Todte hat uns genug gesagt; was er ahnte, unser Meister hat es erfüllt! Glauben wir aber nicht, die Hände in den Schooss legen zu dürfen, weil wir es so herrlich weit gebracht haben; nicht der Gesammtheit, sondern

dem Einzelnen war es vorbehalten, das prophetische Wort zur That zu machen, und wir haben unendlich viel zu thun, um uns Seiner würdig zu erweisen.*) Noch eine Mahnung ruft uns der Heraufbeschworene zu:

„Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultivirt, allein es können noch ein Paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, dass sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, dass sie sich für ein hübsches Lied begeistern, dass man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, dass sie Barbaren gewesen.“ (III, 117; 3. Mai 1827.)

Wachet und wirket mit deutscher Hingebung für unsere deutsche Kultur und beweist eueren todten Meistern, dass deutsch sein und kein Barbar sein das Selbe ist!

Rudolf Schlösser.

---

*) Viele glauben zwar auch ohne die Persönlichkeit auskommen zu können; für diese noch ein Goethe'sches Wort: „In der Kunst und Poesie ist die Persönlichkeit alles; allein doch hat es unter den Kritikern und Kunstrichtern der neuesten Zeiten schwache Personagen gegeben, die dieses nicht zugestehen, und die eine grosse Persönlichkeit bei einem Werke der Poesie und Kunst nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wissen.“ (II, 184; 13. Febr. 1831.)

Geschäftlicher Theil.

Bekanntmachungen der Zentralleitung.

1. Zu Bad Elgersburg in Thüringen ist durch Herrn Postverwalter A. Gabler eine Ortsvertretung begründet worden.
2. In Dordrecht hat an Stelle des nach Amsterdam verzogenen Kapellmeisters Willem Kes Herr W. de Ridder die Ortsvertretung übernommen.
3. In Durlach (Grossherzogthum Baden) ist ein Zweigverein mit 36 Mitgliedern begründet worden, dessen Vorstand wie folgt zusammengesetzt ist:
   1. Dr. Büchle, Direktor, Obmann;
   2. C. Specht, Lehramtspraktikant, Schriftführer;
   3. Th. Eberhard, Lehramtspraktikant, Kassierer;
   4. A. Römhildt, Fabrikant;
   5. R. Schmolk, Musikdirektor.
4. In Bamberg hat für den als Königlicher Universitäts-Musikdirektor nach Erlangen berufenen Musikdirektor Oechsler Herr Rechtsanwalt Rothlauf in Bamberg die Ortsvertretung übernommen.
5. In Krefeld ist durch Herrn Kaufmann Rudolph Peters daselbst eine neue Ortsvertretung begründet worden.
6. Herr Hofkapellmeister Albert Dietrich in Oldenburg hat die dortige Ortsvertretung niedergelegt, an dessen Stelle der Grossh. Musikdirektor W. Kuhlmann die Ortsvertretung übernommen hat.
7. In Celle ist an Stelle des Herrn Buchhändlers August Schulze dessen Bruder Herr Buchhändler Albert Schulze als Ortsvertreter bestätigt worden.
8. In Oels i./Schles. hat sich ein Zweigverein gebildet, dessen Vorstand aus folgenden Herren besteht:
   Winkelmann, Seminarmusiklehrer, Vorsitzender;
   Preiss, Eisenbahn-Betriebs-Kontrolleur, Stellvertreter;
   Tiesler, Rechnungsrath, Kassirer.

---

9. Nach § 7 Absatz 2 der neuen durch die General-Versammlung 1888 veränderten Satzungen haben die Ortsvertretungen die Mitgliedsbeiträge in Festspieljahren bis spätestens Ende April des betreffenden Jahres an die Kasse der Zentralleitung abzuliefern. — (*NB.* an den Kassierer der Zentralleitung Herrn Geheimrath Erdtmann, Berlin N. W. Unter den Linden 72/73.) —

Mit Rücksicht auf die auch in diesem Jahre stattfindenden Festspiele wird obige Bestimmung in Erinnerung gebracht mit dem Hinzufügen, dass

sich diese Festsetzung auch auf die Zweigvereine erstreckt, obwohl in dem § 7 der Satzungen, wohl versehentlich, nur die Ortsvertretungen genannt sind. Die Zentralleitung behält sich vor, bei der diessjährigen Generalversammlung eine bezügliche Ergänzung des § 7 zu beantragen.

Die Zentralleitung
des A. R. W.-V.

Vereinsnachrichten.

Amsterdam. Wagner-Vereeniging. 25. Jan.: Ouvertüre, Monolog, Spinnlied und Ballade a. d. „Fl. Holländer", Einleitung zum II. Akt, Monolog und Zwiegespräch a. d. „Meistersingern", Zwiegesang aus dem Vorspiel zur „Götterdämmerung", II. Akt des „Parsifal". Solisten: Frau Amalie Friedrich-Materna, Hr. Ernest van Dijk (Wien), Hr. Karl Hill (Schwerin), Frl. A. Denis (Weimar), Frl. Mulder (Utrecht).

Bonn. Der neue Zweigverein veranstaltete am 14. Jan. seinen ersten Vereinsabend mit folgendem Programm: Beethoven, op. 59 I (Streichquartett), Liszt, Phantasie und Fuge B A C H (Ludwig Dingeldey), Angelus (Streichquartctt), Mignon (L. Dingeldey); Elisabeth's Gruss an die Sängerhalle (Frl. Kollár, vom Stadttheater in Cöln), Schlussscene des I. Aktes der „Walküre" (Frl. Kollár, Hr. Dr. L. Wüllner), Albumblatt (Hrn. Körner und Dingeldey), Improvisation über die Werke (L. Dingeldey). Dem jungen Vereine, der am 6. Februar auch seine Lese-Abende unter der Leitung des Hrn. Dr. H. Thode begonnen hat (Autobiogr. Skizze. — Ueber die Ouverture), ist das beste Gedeihen zu wünschen.

Döbeln, 21. Jan. II. musikalische Aufführung aus den Werken unter Leitung des Hrn. Ortsvertreters Carl Giessel jun. mit der verstärkten Kapelle des Gewerbehauses und 13 Mitgliedern des Kgl. Hoforchesters aus Dresden; im Ganzen: 66 Mitwirkende. Das schön zusammengesetzte Programm brachte: Vorspiel zu „Parsifal", Kriegsmarsch und Schlachthymne aus „Rienzi", Spinnlied, Ballade und Chor aus dem „Fl. Holländer", Ouvertüre zu „Tannhäuser", Vorspiel zu „Lohengrin", Einzug der Götter in Walhall aus „Rheingold", Vorspiel zu „Tristan und Isolde", Walther's Preislied, Einleitung zum III. Akt, Tanz der Lehrbuben, Aufzug der Meister, Gruss an Sachs aus den „Meistersingern", Schluss des „Parsifal". Döbeln ist eine Stadt von 12000 Einwohnern. —

Kiel. Zweigverein. Vereinsabend am 12. Jan.: Einzug der Götter in Walhall, Scene aus Lenau's Faust, Musik von Liszt (Hr. Mus.-Dir. Keller). Ausserdem spielte Hr. Mus.-Dir. Borchers 5 Schilflieder nach Lenau von H. Seeling, worauf „die Wallfahrt nach Kevelaar" für Deklamation, Frauenchor und Klavier (Hr. Keller) von E. Rochlich den Abend beschloss. Die selbe Dichtung ist — nebenbei bemerkt — auch von unserem Bayreuther Genossen und Meisterschüler Engelbert Humperdink (Schott Söhne, Mainz) in Musik gesetzt worden, was denjenigen Vereinen, welche ihr Programm ernstlich in der Richtung der sog. Bayreuther Schule erweitern wollen, hierdurch mitgetheilt sein möge. In der dem Vereinsabende folgenden Generalversammlung ward der bisherige Vorstand wiedergewählt. —

Köln. Zweigverein. Nachdem am 24. Oktober vorigen Jahres die Gründung eines Zweigvereins des Allgem. R. Wagner-Vereins hier mit 60 Mitgliedern stattgefunden, ist am 28. Dezember der erste Vortragsabend des Zweigvereins abgehalten worden. Einem Vortrage des I. Vorsitzenden des Zweigvereins (Hrn. Reg.-Rath Krug) über die Bayreuther Bühnenfestspiele folgten die 3 Gesänge „Im Treibhaus", „Stehe still" und „Träume" von Frl. Marianne Brandt tief ergreifend gesungen, sodann die beiden Monologe des Hans Sachs: „Wie duftet doch der Flieder" und „Wahn! Wahn!" (Hr. Carl Mayer vom hiesigen Stadttheater), zwischen beiden Monologen der Chor „Gegrüsst seid, Brüder, in des Herren Namen!" aus dem „Liebesmahl der Apostel" (12 Mitglieder des Kölner Männergesangvereins), und zum Schluss „Mignon" von Liszt (Marianne Brandt). Die musikalische Leitung und Begleitung am Klavier lag in den bewährten Händen des 2. Vorsitzenden und musikalischen Dirigenten des Zweigvereins Hrn. Musikdirektor Heinrich Zöllner. — Der Zweigverein zählt jetzt bereits 147 Mitglieder.

Sammlung für das Denkmal Schopenhauer's im Jubiläumsjahre 1888.

Unsere wiederholte Aufforderung an unsere Vertreter, Leser und Mitglieder (B. Bl. XI, 67, 68; B. Taschenb. IV, 199), der Hundertjahrfeier Schopenhauer's in unserem Kreise dadurch besonders zu gedenken, dass womöglich jedes Mitglied des Allg. R. W.-V.'s der Einsendung seines Jahresbeitrags für 1888 nur eine Mark für den Denkmal-Fonds beifügen möge, ist leider so wenig beachtet worden, dass thatsächlich seitdem nur ein solcher Betrag bei uns einging (s. B. Bl. XI, 168), und ausserdem — gleichfalls wohl veranlasst durch unsere Aufforderung — je ein Beitrag von 2, 3 und 5 ℳ. Diess ergibt im Ganzen also 11 ℳ. anstatt der 6—7000, welche eine ernstliche Durchführung der vorgeschlagenen 1 ℳ.-Spende hätte einbringen können, und womit unser Verein in einem höchst wünschenswerthen Gemeinsamkeitsgefühle dem Verhältnisse unseres Meisters und unserer Sache zu Schopenhauer einigermaassen entsprochen haben würde. Um so mehr müssen wir den gütigen Spendern grösserer Summen unseren herzlichsten Dank sagen, unter welchen insbesondere der Karlsruher Zweigverein als eine Gesammtvertretung unserer Sache hervorzuheben ist. Aber auch Einzelne haben durch ernstere Theilnahme sich ausgezeichnet; wie z. B. einer freundlichen Gabe der Wunsch oder die Bedingung hinzugefügt ward, dass das Denkmal so ausgeführt werde, wie es nach den Mittheilungen der B. Bl. (1887, S. 212) der eigenen Ansicht der Philosophen über Denkmale geistiger Grössen entsprechen würde: nämlich als Büste. Vielleicht dass ein häufigeres Betonen dieses Wunsches von Seiten unserer werthen Spender nicht ohne Einfluss bleiben würde auf die Entschliessungen des Comité's, welchem Bayreuth nun binnen fünf Jahren 1000 ℳ. zugeführt hat. —

Einnahme seit der letzten Abrechnung in den „Bayreuther Blättern" am 22. Februar 1888 (XI, 5.).

(Frühere Abrechnungen: VIII, 388; IX, Beil. zu 8/9; X, 213.)

Frls. Pietsch, Leipzig	ℳ.	3
Hr. Franz Schütz, Reichenberg i. B.	„	5
Hr. Dr. Bernhard Förster, Asuncion, Paraguay	„	10
Hr. Dr. Paul Förster, Friedenau b. Berlin . .	„	10
Zweigverein Karlsruhe	„	100
Hr. H. Timaeus, Dresden	„	4
Hr. Fr. v. Adelung, Radom in Polen	„	100
Sñr. R. de Egusquiza, Paris	„	50
Sñr. de Avendano, London	„	50
Sñr. Aurelian de Bernuete, Madrid . . . . (1889.)	„	50
Frl. Marie Ritter, Berlin	„	10
Hr. Dr. F. P., Berlin	„	3
	ℳ.	395
dazu die früheren Einnahmen:	„	636
Gesammtbetrag:	ℳ.	1031

Bayreuth, Februar 1889.

Die Redaktion der „Bayreuther Blätter".

Bitte.

Der Unterzeichnete, mit biographischen Arbeiten über Schopenhauer beschäftigt, erlaubt sich hierdurch an alle Leser der „Bayreuther Blätter“ die Bitte zu richten, ihm von den ihnen bekannten Briefen Schopenhauer's, sowie von wichtigen Briefen Johanna und Adele Schopenhauer's gütigst Mittheilung zu machen.

Göttingen, im Januar 1889.

Dr. L. Schemann.

Anzeige
des Verwaltungsrathes der Bayreuther Bühnenfestspiele.

Festspiele 1889.

Wie bereits gemeldet, finden die diessjährigen Aufführungen in der Zeit vom 21. Juli bis 18. August statt.

In Aussicht genommen sind 9 Aufführungen des Bühnenweihfestspieles **„Parsifal“**, 4 von **„Tristan und Isolde“** und 5 der **„Meistersinger von Nürnberg“**.

Innerhalb der bezeichneten Zeit werden die Aufführungen des „Parsifal“ an allen Sonntagen und Donnerstagen, die von „Tristan und Isolde“ an den vier Montagen, und die der „Meistersinger von Nürnberg“ an den vier Mittwochen und am Sonnabend dem 17. August stattfinden.

Herr Hofkapellmeister Levi wird die Aufführungen des „Parsifal“, Herr Direktor Mottl die von „Tristan und Isolde“, und Herr Dr. Hans Richter die der „Meistersinger von Nürnberg“ dirigiren.

Da die Inscenirung sämmtlicher Werke des Meisters in Aussicht genommen ist, werden **„Tristan und Isolde“** sowie **„die Meistersinger von Nürnberg“** auf absehbare Zeit hinaus in Bayreuth **nicht mehr** zur Aufführung gelangen.

Im Jahre 1890 werden keine Bühnenfestspiele stattfinden. Diese Pause, die sich nöthigenfalls auf ein weiteres Jahr erstrecken könnte, wird zur Inscenirung des

„Tannhäuser“

verwendet werden.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

III.

Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnissvollen Macht in Allem zu haben und zu behalten, ist eine Hauptgrundlage wahrer Weisheit.

(Goethe an Boisserée.)

Erziehung, Unterricht und Idealismus.

Von Wolfgang Körber.

I.

So lange das Christenthum besteht, hat das menschliche Leben seine Richtschnur in dem Grundsatze empfangen, dass man nicht für sich, sondern für die Andern zu leben habe. In diesem einen Gebote ist die Summe aller unsrer Pflichten ausgesprochen. Sie sind so schwerwiegend und vielseitig, dass an ihrer Erfüllung wohl die Kraft der Besten scheitern würde, wenn nicht mit der Anwendung unsrer Kräfte zugleich der Wille zu rastlosem Schaffen sich mehrte und das Gefühl der persönlichen Freiheit erstarkte. Die Freiheit gilt dem Christenmenschen nicht etwa als ein Begriff, der in gewissen äusseren Formen der Lebenslage seinen Ausdruck fände, sie ist auch nicht sein letztes und oberstes Ideal, wohl aber die nothwendige Bedingung zum Erfassen der höchsten Lebensaufgabe, welche darin besteht, dass man, ganz und gar dem Dienste der Brüder geweiht, durch Beispiel und Lehre ihnen Segenswerke schaffe, soweit es nur irgend die Kräfte zulassen.

Nur einem, der die Launen des kleinen Ich standhaft zu überwinden vermag und mit heiterer Ruhe den Zufälligkeiten und Widerwärtigkeiten seines Geschickes begegnet, ist die wahre Freiheit beschieden. Ein solcher aber könnte und müsste, da frei sein vom Schlimmen so viel bedeutet wie frei sein für das Gute, durch die frei wirkenden Kräfte des Edelmuthes und Schaffensdranges überall dort, wo es noth thut und wohin Arm und Auge reichen, helfend, fördernd und die Noth bannend eingreifen; ein solcher würde die wahrhaftige Kunst des Lebens besitzen, insofern jeder Kunst die Aufgabe zufällt, befreiend und reinigend zu wirken.

Schwer fürwahr ist die Kunst, das zugetheilte Maass von Kraft und Güte in sich erstarken und zur Fähigkeit und Nothwendigkeit eines bewusst edlen Handelns reifen zu lassen; aber ihre Ausübung ist nicht unmöglich. Denn „noch besteht das Christenthum,“ und zudem haben ja die Natur und die Gesellschaft dem Menschenkinde für die Jahre seiner Schwäche und Unmündigkeit, in denen jede gute Aussaat mit hundertfältigem Segen gelohnt, jede schlechte mit Fluch und Verderben geahndet wird, in den Eltern und berufsmässigen Erziehern starke Stützen zur Seite gestellt.

Von ihrer Weisheit und Tüchtigkeit hängt das Wohl der kommenden Generationen ab.

Wäre die menschliche Gesellschaft auf eine höhere Stufe der Gesittung gelangt, dergestalt, dass die Religion der Liebe und des Mitleidens in allen Herzen Eingang gefunden hätte, so würde jeder Erwachsene einem jeden Kinde mit der Liebe des Vaters oder der Mutter, dem klugen Takte eines Erziehers begegnen. Wenn wir von einem solchen Zustande auch noch unermesslich weit entfernt sind, so lebt dennoch in allen Gemüthern, selbst noch in solchen, die kalt und starr geworden scheinen, ein natürliches Wohlgefallen an der kindlichen Unschuld und der Wunsch, dass sie erhalten bleibe und dereinst in die Bahnen einer lauteren Erkenntniss geleitet werde. Wer aber ein Herz voll Liebe besitzt, dem weckt ein Blick auf die lieblichen Kinderschaaren und der Gedanke, dass Kindheit und Jugend sich ewig ergänzen und frisches Leben, neue Kraft unaufhörlich ins Volk hinaussenden, Hoffnungen in überschwänglicher Fülle. Dem Hoffenden nun ziemt es, die Möglichkeiten der Erreichung der ihm vor der Seele schwebenden Ziele scharf in's Auge zu fassen und sie an den Zuständen der Gegenwart zu messen.

Noch giebt es eine Stätte, wo die holdeste Gegenwart und die sichere Gewähr einer segensreichen Zukunft allen beschieden ist, die es mit dem Leben ernst nehmen: das Haus, das Heim der Familie. Hier soll an dem heiligen Feuer der Liebe, welches Vater- und Mutterherz zusammengeschmolzen hat, das Kindesherz erwarmen und mit unerlöschlicher Gluth sich nähren; hier soll die Sittlichkeit der Eltern den Kindern das Vorbild eines edlen Lebenswandels sein und zu einem reinen Menschenthum in ihnen den Grund legen. Man spricht so gern von einem deutschen Familienleben als dem theuersten Hort unseres Volkes. O dass doch das deutsche Gemüth seine Tiefe und Macht entfaltend den Kinderschaaren sich mittheilen könnte, dass die Eltern einen festen Glauben hegten an die erlösende Gewalt der Liebe, an die allen Stürmen trotzende, siegreiche Kraft der in eine Menschennatur gepflanzten sittlichen Reinheit! Dann würde im wüsten Strudel der Völkerzivilisation das deutsche Haus der Felsen sein, auf welchem das starke Geschlecht der Zukunft heranwächst; es würde die einem solchen Hause entströmende Jugend in glorreichem Kampfe erobern, was die edelsten unter den Ahnen mit ihrem Herzblut nicht haben erkaufen können: eine ideale, deutsche Kultur.

Aber wo Friede, Freude und Segen herrschen sollte, da sehen wir häufig gerade das Gegentheil walten. Bei vielen entbehrt das Familienleben seiner natürlichen Grundlage, der Gattenliebe, weil hier gedankenlose Verliebtheit, dort schnöde Berechnung das eheliche Band geknüpft hat. Auf so manchem Hausstand lasten Noth und Sorge und verkümmern den Seelenfrieden und die Schaffenslust, anderswo schwelgt man in Ueberfluss und Ueppigkeit; die einen lassen sich durch die Anforderungen des

Berufes dem häuslichen Herde entfremden, andere vergeuden Zeit und Kraft in oberflächlichen Zerstreuungen. Alle diese Uebelstände lassen sich theils gänzlich beseitigen theils erheblich mildern, sobald Väter und Mütter dem Kleinen, Zufälligen und Vergänglichen in ihrer Lebensführung einen möglichst bescheidenen Platz anweisen und dem Grossen, Nothwendigen und Dauernden den unbedingten Vorrang einräumen. Es ist wohl angenehm, aber mindestens unnöthig, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen; es ist ehrenvoll, ein treuer Diener seines Amtes und Berufes zu sein; aber es giebt noch eine Ehre höherer und höchster Art, den Gehorsam gegen die heiligste der Pflichten, welche uns gebietet, Tugend zu üben und zu lehren. Ein rauher Pfad führt zu ihr hinan, aber steigender Muth und wachsende Kraft belohnt einen jeden, der dem Ideale zustrebt. Von ihm erfüllt wird auch das ärmste Gemüth reich und ein geängstigtes, geknicktes Menschenleben wieder aufgerichtet.

Eine mit Selbstverleugnung und Aufopferung geübte Thätigkeit fragt nicht darnach, welcher Lohn der überstandenen Mühe wohl zufallen möge. Wo das Erziehungswerk von Eifer, Liebe und Ernst getragen wird, da stellt sich der Lohn schliesslich von selber ein, freilich nicht in der Weise, dass er sich zur Schau stellen liesse. Wie die Tüchtigkeit eines Menschen nicht einseitig nach den äusseren Erfolgen zu bemessen ist, so darf auch die Erziehungsthätigkeit nicht darauf ausgehen, Musterexemplare der sittlichen Haltung, des Könnens und Wissens heranzubilden: dem stillen Wirken der Pflicht bleibt die Unvollkommenheit des Erreichten, welche kein Ausruhen zulässt, stäts fühlbar. Und ob auch das alte Wort: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, volle Wahrheit enthält, so gehört doch ein besonders tief schauendes und geprüftes Auge dazu, um bei einer jungen Menschennatur das Wachsthum und den Reifegrad der erwarteten Früchte zu beurtheilen. Wo diese schon früh zu Tage treten und eine reiche Ernte in Aussicht stellen, da müssen sie zart und behutsam gepflegt und vor der grellen Beleuchtung des Lobes, dem verzehrenden Einfluss des Dünkels geschützt werden. Es kann ja nicht ausbleiben, dass ein Erzieher, der sich um äusserliche Erfolge seiner Kunst bemüht, auf seinen Zögling etwas von der eigenen Art überträgt und ihn veranlasst, die Augen auf sich selber zu richten, statt dass sie ebenso wie das Herz für die Welt offen bleiben sollten. In der Eigenliebe aber liegt die Vernichtung aller edlen Keime der menschlichen Natur.

Unsre erste Pflicht sei es, Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht in die Kinderherzen zu pflanzen; alsdann lasst uns den Schaffensdrang und die Schaffenslust der Jugend beflügeln und zur Stätigkeit anleiten, endlich lasst sie uns durch eine zweckmässige Regelung ihrer Arbeiten belehren, dass aus dem Kleinen das Grosse hervorwächst, aus dem Grossen das Gute und Erhabene. Dieses letzte und höchste Ziel wird freilich erst die Schule er-

reichen, wenn sie in der Lage ist, eine auf gediegenen Grundsätzen beruhende Erziehung des Elternhauses mit ihrem Werke zu krönen.

Die Liebe sucht nicht das Ihre. Muss bei den Eltern die Kraft des liebenden Herzens vorausgesetzt werden, so ist sie im Kinde zuerst nur schwach vorhanden, und ihre Pflege bedarf der höchsten Geduld. Wie sollte man aber auch dem kleinen Subjekt des Erkennens, das die Welt in und durch sich selber verstehen fühlt und sieht, den höchst natürlichen Wahn verargen, dass Menschen und Dinge blos um seinetwillen daseien? Aber gemach, dem Drange des Eigenwillens und der Selbstsucht, die beim Kinde noch in voller Naivetät auftreten, entspringen auch Täuschungen, Unlust, Uebersättigung. Hier soll die erziehende Fürsorge eingreifen und das Empfindungsvermögen des Kindes in der Weise lenken, dass die Unlust bis zum Schmerze, zum heftigen Widerwillen sich steigert, das Gefühl einer guten, d. i. liebreichen, That aber in Freude und lebhaftes Begehren nach neuer Gutthat sich umsetzt. Die Regungen des Gewissens sind gerade in dem Kinde so zart und triebkräftig, dass sie zu einer Kraft des Gemüthes ausgebildet werden können, welche das Gute will und das Böse verabscheut. Man vertraue darum dem guten Kern, der in der jugendlichen Seele schlummert, und trete den Ausbrüchen der Heftigkeit und Lieblosigkeit ebenso wie den Spuren der Verkehrtheit und Falschheit mit liebevollem Ernste und leidenschaftsloser Entschiedenheit, mit klugen Maassregeln und ernsten, sparsamen Worten entgegen. Wenn so das Vertrauen zum Kinde in der rechten Weise sich kundgiebt, kann die Herzensumkehr nicht ausbleiben; denn des geschenkten Vertrauens sich unwerth wissen ist ein unerträgliches Gefühl. Durch eine harte und scharfe Beurtheilung des geschehenen Fehltritts dagegen wird die Brücke zwischen dem Gemüthe des Kindes und seines Erziehers abgebrochen; denn alles Vertrauen ist auf Wahrheit begründet, und der Wahrheit zu Ehren muss der Erzieher sich sagen, dass in allen Fällen, wo eine Zurechtweisung nöthig ist, die Schuld nicht auf Seiten des Kindes, sondern in eigenen falschen Maassregeln oder einer falschen Auffassung der gegebenen Verhältnisse seinerseits liege.

Die Gefahr, einen Fehlschritt in der Erziehung zu thun, tritt um so öfter ein, je theoretischer diese gehandhabt wird; sie wird gebannt, wenn es gelingt, dem Kinde die Quelle der Freuden zu eröffnen, welche die Bethätigung der Kraft, die Arbeit ihm bringt. Es giebt kein Glück, das nicht erarbeitet sein will, und kein Alter giebt sich williger und ausdauernder einer Erprobung seiner Kräfte hin als das des Kindes. Da gilt es nun, ihm solche Beschäftigungen zu bestimmen, welche das Anschauungsvermögen erweitern, das Gemüth veredeln, die Phantasie rein erhalten und die Denkkraft schärfen. Es gehört Geduld und pädagogischer Takt dazu, das Kind beherrschend zu leiten und dennoch zur Selbständigkeit zu erziehen, seinen Eifer und das Ausharren auch in Widerwärtigkeiten anzuspornen

und doch wiederum, wo die Unlust als ein Zeichen des Unvermögens sich einstellt, die jugendliche Kraft in andere Bahnen einzulenken, das Ideal einer guten, starken Erziehung fest zu bewahren trotz der fort und fort wiederkehrenden Erfahrung, dass die Wirklichkeit ganz andre Maassregeln erheischt, als sie in der Idee sich dargestellt hatten. Können denn aber solche Erfahrungen wirklich hart sein für einen, der seiner vornehmsten Aufgabe inne geworden ist, im Kinde die persönliche Eigenart zu wecken und zu pflegen, die als solche ja doch nimmer durch schablonenmässige Anordnungen geleitet werden kann? Und sollte ein denkender Erzieher wirklich um die Mittel zu einer passenden und erfolgreichen Beschäftigung seines Zöglings in Verlegenheit kommen, da doch die Liebe zur Natur und Kunst den Menschen eingeboren ist und für das Kind nur der weckenden Stimme bedarf, um in bildende Kraft sich umzusetzen? Lehren wir also, das grosse Ziel des Edlen und Nützlichen im Auge behaltend, unsre Kinder von früh auf in Haus und Hof, in Feld und Garten fleissig sein, die Kräfte anspannen und mehren, die Hindernisse besiegen, die gestellten Aufgaben bis ins Kleinste durchführen, ein selbständiges Urtheil über Beschaffenheit und Umfang der Mühen und des Erfolges sich bilden: dann werden sie zugleich gedeihen und lernen und doch kindlich bleiben, dann wird nach der Arbeit auch das Spiel seine rechte Würze haben und den Charakter der sinnigen, harmlosen Freude zeigen. Ist die pflichtmässige Arbeit dazu bestimmt, die Treue des Charakters, die Stätigkeit im Nachdenken und Handeln auszubilden, so soll das Spiel, welches in mehr ungezwungener und fröhlicher Weise die Entwicklung der Phantasie und der Leibeskraft fördert, den Ehrgeiz wecken und das Kind die ihm verliehenen Gaben kräftig gebrauchen und behaupten lehren. Die Entfaltung des Geselligkeitstriebes ist ein nicht minder wichtiges Moment in der Erziehung als die Leitung von oben her. Erst im Verkehr mit seinen Gespielen lernt das Kind wirklich lieben und hassen, hoffen und fürchten, sich begeistern und entsagen, es lernt die andern und durch diese sich selber kennen, und als die schönste Blüthe seines geselligen Treibens wird ihm die Freundschaft entspriessen. Die rechte Freundschaft aber ist nur unter Guten möglich. So lasse es sich denn ein Erzieher angelegen sein, nur mit guten, unverdorbenen Elementen seinen Zögling zusammenzuführen und im Falle der Gefahr ihm die Augen zu öffnen über das, was gut und böse, was liebens- und verabscheuenswerth ist; im übrigen aber gönne er dem Kinde möglichste Freiheit und dämpfe nur gelegentlich die Ausbrüche herzlosen Uebermuths oder sporne den Ehrgeiz, wenn etwa Weichlichkeit und Schlaffheit sich zeigen wollen. Man scheue sich auch nicht, wo es sich schickt, selber den harmlosen Frohsinn der spielenden Jugend zu theilen und kräftig mit Hand anzulegen, wo die Kraft und Geschicklichkeit eines führenden Meisters sich zeigen kann.

Wenn nun die Zeit des Tages vernünftig zwischen Arbeit und Spiel getheilt ist, so dient die Stunde der Ruhe, wenn sie des Abends gekommen, zur inneren Kräftigung und Sammlung. Nehmen des Tages Pflichten mehr den äusseren Menschen und seine ganze Denk- und Willenskraft in Anspruch, so wollen jetzt Herz und Gemüth angeregt sein nicht sowohl durch Erörterung persönlicher Verhältnisse als etwa durch Erzählungen aus Sage und Geschichte und aus dem Schatze der Lebenserfahrung. Verbannt ist der strenge und lehrhafte Ton; denn die Poesie fordert jetzt ihr Recht am häuslichen Herde. Sie ist ein Kind der Wahrheit; und ob sie auch im bescheidensten Gewande auftrete, ob dem Erzählenden auch das Talent der mündlichen Darstellung abgehen möge, was vom Herzen kommt, das findet seinen Weg auch zu den Herzen Anderer, und dem Kinde dünkt die Rede des Erwachsenen Musik, wenn sie nur die Ueberzeugung weckt, dass ernstlich und voll Vertrauens mit ihm gesprochen wird. Der Sinn des Kindes soll aufgethan werden für die Erkenntniss, dass Kraft und Liebe die irdischen Geschicke lenken und, über dem Wechsel der Dinge erhaben, zum Grossen und Guten führen. Als die zweckdienlichsten Mittel solcher Herzensstärkung und Sinnesöffnung bieten sich unsre Märchen und biblischen Geschichten neuen Testamentes dar, welche, reich an Tragik, zugleich in höchster Einfachheit die Idee der Gerechtigkeit und den endlichen Sieg der guten Mächte zum Ausdruck bringen.

Das kindliche Gemüth wird tief und heftig ergriffen von solcher Darstellung der Tragik in den menschlichen Geschicken, der erlösenden Kraft des Guten, und die Eindrücke der Kinderjahre werden nimmer im späteren Leben verwischt; aber eine wahrhaft dauernde, unerschütterliche Befähigung, rein und edel und tief zu empfinden, kann ihm doch nur dann zu eigen werden, wenn es zu seinen Eltern oder, wenn sie ihm genommen sind, zu seinen Erziehern begeistert aufschauen kann als zu kraftvollen, ernsten, lauteren und liebreichen Persönlichkeiten. Und ob zwar in dieser Welt des Irrthums und der Sünde keiner sich würdig fühlen dürfte, das Amt eines Erziehers zu üben, so sollte doch die hehre Aufgabe, Tugend und Festigkeit in die jungen Herzen zu pflanzen, das eigne Herz läutern und in der Nächstenliebe kräftigen und den eignen Charakter zu seiner höchsten Würde erheben, zur Selbstüberwindung und Duldsamkeit gegen Andere. Wer den nöthigen Ernst besitzt, der wird durch die ihm bereiteten Sorgen noch mehr als durch die guten Erfolge seines Wirkens Selbsterkenntniss und Klarheit gewinnen, und sogar die mit der Ausübung der Pflicht verbundenen Täuschungen und Missgriffe werden zu seinem Besten gereichen. Denn was in ihm irrt, ist das Herz oder der berechnende Verstand, beides der menschlichen Schwachheit nur allzusehr unterworfen; die Idee aber, in deren Dienst er als Erzieher wirkt, ist göttlicher Natur, und, einmal mit Ernst und Muth und Verständniss erfasst, kann sie nur stäts leuchtender und gewisser sein Thun durchdringen. Der Wiederschein der einen echten

und rechten Erzieher belebenden Glut giebt sich in dem kindlichen Gemüthe als Ehrfurcht zu erkennen, eine Vereinigung von Liebe, Verehrung und heiliger Scheu, die Grundlage der Religion und das Lebensprinzip aller wahren Gesittung. Denn ein reines Menschenthum wird erst dann erstanden sein, wenn wir uns unter einander mit aufrichtiger Ehrfurcht begegnen.

Doch wohin schweift der Blick? Auf die Erziehung der Gegenwart gerichtet empfängt er wenig tröstliche Eindrücke. Wenn gleich die allgemeine Klage, dass in der heutigen Jugend der Geist des Muthwillens und der Zuchtlosigkeit herrsche, noch keine unmittelbare Gefahr für die Zukunft voraussetzen lässt, weil die beklagten Eigenschaften meist nur vorübergehender Natur sind und keinen Rückschluss auf eine schlimme Beschaffenheit des Charakters gewähren, so ist sie doch bezeichnend für das geringe Maass der von den Eltern ausgeübten Autorität. Wollte man aber den Eltern, die thatsächlich mehr von ihren Kindern beherrscht werden als die Kinder von ihnen, zu verstehen geben, dass ihnen die rechte Liebe fehle, so würden sie vermuthlich in das höchste Staunen gerathen. Sie würden, falls sie überhaupt vernünftig genug sind, die Schuld sich selber beizumessen, nur insoweit eine solche zulassen, dass sie in allerhand Einzelfällen, wo sie anders, als es geschehen, hätten eingreifen sollen, des praktischen Blickes, der Entschiedenheit des Handelns ermangelt hätten. Mit diesem Zugeständniss ist aber das Wesentliche nicht getroffen; denn die rechte Liebe, für die sich allerdings keine Vorschriften oder Regeln aufstellen lassen, greift wohl selber oft fehl, im ganzen aber schlägt sie den richtigen Weg ein und erreicht ihr Ziel, weil sie es von vornherein ernstlich ins Auge gefasst hat. Der Grund unsrer schlechten Erziehung ist darin zu suchen, dass unserm ganzen Verkehrsleben der Zug des Herzens, der Geist des Christenthums dermaassen fehlt, dass viele von denjenigen, die in den Stand der Eltern treten, den ganzen Reichthum eines liebenden Gemüthes und die strengen Grundsätze, welche gerade eine starke Liebe in sich schliesst, nicht mehr besitzen. Die Liebe, deren die Erziehung eines Kindes bedarf, will wie jede andere Tüchtigkeit erworben sein. Sie ist nicht jenes unsagbar wohlthuende Etwas, das man gemeinhin unter Liebe versteht, sondern sie trägt die ebenso schöne wie harte und oft saure Pflicht in sich, einem jungen hilflosen Wesen Licht und Kraft zuzuführen und es gegen die Stürme zu schützen. Als blosse Theorie aber hat diese Erkenntniss gar keinen Werth; um angewandt zu werden, muss sie in der Schule des Lebens erkauft sein, in welcher es keinen andren Lehrmeister giebt als den Ernst religiöser Gesinnung. Ist dieser bei einem Erzieher nicht vorhanden, dann irrt auch die von der Natur ihm ins Herz gepflanzte Liebe unstät hin und her und geräth auf die Abwege des Egoismus, die sich hier als weichliche Schwäche und Zärtlichkeit, dort als schnöde Härte und Rauheit kundgeben und bei Manchen wohl gar so beschaffen sind,

dass überschwänglich süsse und allzu herbe Elemente in der erzieherischen Thätigkeit mit einander abwechseln. So geschehen täglich unverantwortliche Dinge, welche der natürlichsten Menschenpflicht zuwiderlaufen, dass der Starke den Schwachen, den er in Gefahr sieht, aus ihr befreie. Wo bleibt aber die Stärke der dem erwachsenen Menschen verliehenen Macht, wenn gewisse Eltern es ihre Lieblinge von früh auf fühlen lassen, dass sie ihr ganzes Glück ausmachen? Die Kleinen nützen dann natürlich die ihnen zugestandene Wichtigkeit nach Herzenslust aus und gewöhnen sich daran, ihren Launen um jeden Preis Befriedigung zu verschaffen, und da die Erfüllung eines Wunsches immer einen andern nach sich zieht, so werden sie bis zur Unausstehlichkeit eigensüchtig und tyrannisch. Mögen solche Wesen vom späteren Leben noch so hart in Zucht genommen und gewöhnt werden, ihre Ansprüche in eine der guten Sitte entsprechende Form zu kleiden, so werden sie doch das wahre Zartgefühl, welches zur Neidlosigkeit und Gerechtigkeit, zum Mitleiden und zur Mitfreude führt, niemals erlangen, weil das Edle nur einem in der frühen Kindheit bereiteten Grunde entspriesst.

Jenes Zartgefühl aber, der Jugend eingepflanzt und zu dem schlichten, gleichmässigen und zuverlässigen Walten der Tugend gediehen, muss vor allem auch in den Handlungen des berufenen Erziehers sich kundthun. Wie oft aber wird es nicht durch Aeusserungen der üblen Laune, der Unzufriedenheit, der enttäuschten Erwartung verletzt; wie oft bekommt nicht ein Kind, das einen Fehltritt begangen, von seinem Erzieher Worte zu hören, die, weil übertrieben und unwahr, nur das Gefühl der Erbitterung wecken müssen. Die Fehltritte des Kindes haben in einer dem Erwachsenen oft ganz unerklärlichen Begehrlichkeit und Willkür der Phantasie ihren Grund, die nur dadurch den Stämpel des Unrechts empfängt, dass sie einem Andern wehe thut, und die man wohl immer rechtzeitig soweit eindämmen kann, dass sie nicht in verkehrte oder schlimme Neigungen ausartet. Jedenfalls ist sich das Kind einer fehlerhaften Neigung nicht bewusst; die ihm gemachten Vorwürfe aber versteht es nur allzugut, um nicht zwischen liebender Strenge und liebloser Härte unterscheiden zu können. Strenge Worte erweisen sich zur Verschärfung der elterlichen Autorität nur dann als dienlich, wenn man, um eine dem Kinde drohende Gefahr zu bannen, im Besitze der Mittel sich weiss, seinen Beschäftigungen, seiner Vorstellungswelt neue und heilsame Nahrung zuzuführen. Falls aber die Vorwürfe selber als vermeintliches Heilmittel angewandt werden, so richten sie in dem Maasse, als sie der Steigerung bedürfen, einen stäts wachsenden Schaden an. Denn das Kind, dessen Herz infolge der Härte der ihm gemachten Vorwürfe allmählich selber hart wird, erlangt schnell die nöthige Schlauheit, die schlimmen Streiche, wegen deren es so bitter gescholten ward, zu wiederholen, ohne dass sein gestrenger Erzieher etwas davon merkt. Nun hat es sich, nachdem sein Ehrgefühl zuerst verletzt und dann verdunkelt worden war, wohl eine gewisse Genugthuung ertrotzt;

zugleich aber ist es in der nun wirklich erwachten schlimmen Neigung, verbotene Dinge zu thun, die durch eine strenge Behandlung ertödtet werden sollte, erst recht bestärkt worden, und zwischen Kind und Erzieher ist eine Art von Kriegszustand eingetreten, der beiden Theilen schweren Schaden bringt und nur immer zu einem faulen Frieden führen kann.

Besitzen unsre Kleinen überhaupt ein feines Gefühl für die rechte und die falsche Erziehungsweise, so wohnt ihnen ein besonders scharfes Auffassungsvermögen für dasjenige inne, was in den Aufgaben der Erziehung und des gesammten Lebens der schwierigste und doch wichtigste Punkt ist: für die Ausübung der Gerechtigkeit. Wie nahe liegt nicht überall die Gefahr, ein gewinnendes und einschmeichelndes Wesen durch besondere Gunst zu belohnen, ein verschlossenes seinen eigenen Weg gehen zu lassen, eine Gefahr, die alle Tage in allen Lebensverhältnissen schwere Irrungen und Enttäuschungen mit sich bringt. Sie zu bannen, liegt den Erziehern der heutigen Tage ob; denn sie vor allen dürfen in ihrem Amte weder über das Maass der Gerechtigkeit hinaus sich gewinnen lassen noch auch etwas ihrem Blicke da verschlossen glauben, wo stäts die Natur selber Licht und Schatten gehörig vertheilt hat und die kindliche Naivetät dem ernstlich Wollenden sich klar zu erkennen giebt. Walten sie ihres Amtes schlecht, so ziehen sie auf der einen Seite Liebedienerei und Schadenfreude gross, auf der andern Groll und ein verstecktes oder verkehrtes Wesen. Es ist eine ganz bequeme Art, der Anschuldigung eines scheinbar sehr artigen Kindes Glauben zu schenken und darnach die Bestrafung des angeschuldigten Theiles zu bemessen; aber es liegt ein bitteres Unrecht darin. Denn ein Kind ist nicht im Stande, einen Thatbestand objektiv zu erfassen und der reinen Wahrheit gemäss wiederzugeben, am wenigsten, wenn es als Ankläger auftritt. Die Kunst aber, einem jeden das Seine zu gewähren, wird dem Erzieher nicht dadurch zu Theil, dass er in Streitsachen den gerechten Richter spielt, sondern dadurch, dass er immer tiefer in die Individualität der Kinder eindringt und sie in ihren Ansprüchen auf das ihnen Heilsame und keinem andern Nachtheilige sich beschränken lehrt. Schlimm genug, dass so Viele, durch ihren Elternstand zu Erziehern berufen, keine Zeit für ihre Kinder übrig zu haben vermeinen oder gar sich zu vornehm dünken, in der Kinderstube der moralischen und geistigen Entwickelung ihrer Kleinen zu lauschen und aus dem dort von Tag zu Tag reicher sich entfaltenden Leben die ihnen geziemenden Maassregeln zu lernen. Unter solchen Umständen bringen sie es schliesslich dahin, dass ihr Wesen den Kindern fremd erscheint und sie allen Einfluss auf diese verlieren. Unser ganzes Volksleben würde besser, natürlicher und liebreicher gestaltet sein, wenn die Kinder in ihren Eltern die Beispiele eines aufrichtigen und von Herzen zutraulichen Wesens fänden; nur auf einem solchen Grunde können die intellektuellen Gaben unsrer erwachsenen Generation etwas wirklich Erspriessliches schaffen.

Ob nun die Gegenwart auch wirklich mit den angedeuteten Erziehungsmängeln behaftet sei, wer vermöchte das festzustellen? In jedem Falle lässt jene allgemein verlautende Klage, dass die heutige Jugend der Zucht des Elternhauses wenig Ehre mache, wenn nicht auch manches Andre, so doch das Eine befürchten, dass diese nach Jahrzehnten, wenn ihr selber das erzieherische Amt zufällt, noch nicht im Stande sein wird, nach einer ererbten, festen Tradition ihren Aufgaben gerecht zu werden. Es thut im höchsten Grade noth, eine solche Tratition zu schaffen und die Grundvesten einer Zukunft aufzubauen, in welcher die Grundsätze des Christenthums herrschen: sie haben noch keinem, der sie sich zu eigen gemacht, Kraft und Hilfe versagt. Sie allein werden dem ganzen Erziehungswesen Stätigkeit und den nöthigen inneren Gehalt verleihen können, während es ihm bis zum heutigen Tage noch zu viel um Aeusserlichkeiten zu thun war. Denn selbst in dem scheinbar lobenswerthen Falle erstrebt man nur etwas Untergeordnetes, Aeusserliches, Unwesentliches, wenn man die Kinder an den „Gehorsam" gewöhnt. Denn das Gehorchen, d. h. ein in die That umgesetztes Hören, hat ein intensives Reden zur Voraussetzung, ein Erziehungsmittel von gar geringem Werthe. Was das Kind thut, soll nicht durch äussere Antriebe veranlasst sein, sondern aus dem freudigen inneren Drange erwachsen, im Sinne der die Erziehung leitenden Macht zu handeln, der das Kind sein ganzes Vertrauen und seine ganze Liebe schenkt und deren Umfang und Gewalt wegen der seinem Intellekte noch verschlossenen Weisheit ihm unbegreiflich gross und unermesslich hoch erscheint. Wie der erwachsene Mensch sich vor der als innig verwandt empfundenen und doch unfassbar erhabenen Macht der Gottheit in Ehrfurcht und Liebe beugt, so das Kind vor seinen Eltern, welche mit der unendlich hohen und schönen Aufgabe seiner Erziehung betraut sind. Auf solchem Boden entspriesst die bewusste Kraft, dem Dienste des Guten, zu dem wir berufen sind, den Eigenwillen unterzuordnen und den Verführungen der Bosheit und Eitelkeit zu widerstehen: Selbstbeherrschung aber ist die Grundbedingung der Freiheit, welche das nach der Seite des Gemüthes und Herzens gut erzogene Kind durch die Ausbildung seines Geistes erlangen soll.

Die Philosophie der Erlösung

von Philipp Mainländer.

Besprochen von Dr. Friedrich v. Hausegger.

Sie Alle suchen die Wahrheit, sie Alle meinen, auf dem Wege des Heiles zu sein; die blutige Wissenschaft, welche ihren Stahl ins warme Leben stösst, um aus den Zuckungen namenlosen Schmerzes Bereicherung zum Wohle der Zukunft zu gewinnen; der ruhig lächelnde Philosoph, welcher, sich dem Weltprozesse hingebend, ein parlamentarisch korrektes Ende zur Befriedigung Aller erwartet, und der verzückte, welcher, ein optimistischer Pessimist, sich windend in Schmerzen, darin die Wohllust des Nichtswerdens empfindet und Alle herbeiruft, theilzunehmen an seinen Erlösungswonnen — eine unheimliche Gesellschaft das, in welcher dem Auge der Narr fast ein willkommener Anblick ist, wenn er, in seltsamer Ausgelassenheit wider alles Grosse oder ihn gross Dünkende anrennend, von Zeit zu Zeit mit halb verzweifelter Stimme *„décadence!“* schreit. Wo möchte man in solchem Wirrsal Erleuchtung finden, wäre nicht die erhabene Offenbarung der Kunst, welche uns erleben lässt, was sie lehrt, und uns so mit sanfter Hand, unwiderstehlich, allem Spuk vorüber, emporführt zu ihren beglückenden Höhen. Dort aber vernimmt das empfängliche Herz die herrlichen Worte: „Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Nothwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne.“ So konnte, so musste der Künstler-Philosoph sprechen, dem sich im künstlerischen Schaffen der Quell der Regeneration erschlossen hatte, so, dass ihm im Widerstreite mit der realen Welt noch eine andere Zuflucht offen stand, als die absolute Verneinung. Tröstend darf er erklären: „Dass auf der hiermit ausgedrückten Verderbtheit der Herzen Schopenhauers unerbittliche Verwerfung der Welt, wie diese eben als geschichtlich erkennbar sich einzig uns darstellt, beruht, erschreckt nur diejenigen, welche die gerade von Schopenhauer einzig deutlich bezeichneten Wege der Umkehr des missleiteten Willens zu erkennen sich nicht bemühen. Diese Wege, welche sehr wohl zu einer Hoffnung führen können, sind aber von unserem Philosophen in einem mit der erhabensten Religion übereinstimmende Sinne, klar und bestimmt gewiesen worden, und es ist nicht seine Schuld, wenn ihn die richtige Darstellung der Welt, wie sie ihm einzig vorlag, so ausschliesslich beschäftigen musste, dass er die Wege wirklich aufzufinden und zu betreten uns selbst zu überlassen genöthigt war; denn sie lassen sich nicht wandeln, als auf eigenen Füssen.“

Der Philosoph von heute, welcher, mit der ausgesprochenen Absicht, an Schopenhauer anzuknüpfen, Richard Wagner mit einigen flachen Phrasen abthun zu können meint, ohne dem Ernste seiner Anschauungen Rechnung zu tragen, wird uns daher durch den Schein von Begeisterung, welche er zur Schau trägt, nicht täuschen. Seinen Lockrufen wird die Wagnergemeinde mit grösstem Misstrauen begegnen, ja, wir werden die warnende Stimme um so lauter erheben müssen, je mehr sein Bemühen hervortritt, durch Benützung von lieb gewordenen Schlagworten und Anbequemung an gewohnte Gedankenkreise für sich voreinnehmen zu wollen. Diess ist es, was mich bestimmt, einem Werke nähere Aufmerksamkeit zuzuwenden, welches darnach angethan ist, freilich mehr durch die Seltsamkeit der darin niedergelegten Denkweise, als durch seinen Gehalt, Aufsehen zu erregen und Verwirrung zu stiften.

„Ich sehe meine Philosophie, welche nichts anderes ist, als die gereinigte Philosophie des genialen Schopenhauer, für ein Motiv an, das dieselbe Verinner-

lichung, Vertiefung und Konzentration in den Menschen unserer Geschichtsperiode hervorbringen wird, welche das Motiv des Heilands in den ersten Jahrhunderten nach seinem Tode hervorbrachte.“ Das sind Worte, welche wohl stutzig machen können. Den Verehrern Schopenhauers will ein gereinigter Schopenhauer, den Anhängern eines geläuterten Christenthums ein höheres Motiv, als dieses, den zum Bewusstsein der Erlösungsbedürftigkeit Gekommenen eine „Philosophie der Erlösung“ dargeboten werden! So nämlich heisst das Evangelium der neuesten Zeit, sein Verkünder aber, Heiland und Evangelist zugleich, nennt sich Philipp Mainländer.

Hört denn aus seinem Munde die neue Lehre:

1. Gott wollte das Nichts.
2. Sein Wesen war das Hinderniss für den sofortigen Eintritt in das Nichtssein.
3. Dieses Wesen muss zerfallen in eine Welt der Vielheit, deren Einzelwesen alle das Streben nach dem Nichtsein haben.
4. In diesem Streben finden sie sich gegenseitig; sie kämpfen mit einander und schwächen auf diese Art ihre Kraft.
5. Das ganze Wesen Gottes ging in die Welt über, in veränderter Form als eine bestimmte Kraftsumme.
6. Die ganze Welt, das Weltall, hat Ein Ziel: das Nichtsein, und erreicht es durch kontinuirliche Schwächung seiner Kraftsumme.
7. Jedes Individuum wird durch Schwächung seiner Kraft in seinem Entwicklungsgang bis zu dem Punkt gebracht, wo sein Streben nach Vernichtung erfüllt werden kann.

Diess die Fundamentalsätze der Philosophie der Erlösung. Es war ein Gott. Dieser Gott wollte nicht sein. Der Prozess dieser Nichtswerdung ist das Leben. Nicht einem Werde! also, sondern einem „Vergehe!“ ist die Welt entsprungen. Das Leben aber ist der Krampf, in welchem sich dieser nicht sein wollende Gott windet, oder, besser, es ist der Prozess der Verwesung seiner Theile, jeder Mensch ein Stück Gottesaas; denn nach Mainländer war Gott mit seinem Entschlusse sofort todt, besteht als solcher nicht mehr, sobald er das Nichtsein gewollt hat. Staune, Jünger Schopenhauers, über die gereinigte Philosophie deines Meisters! Hast du aber noch den Muth, in seinen Werken zu blättern, so schlage die Stelle auf, welche lautet: „dass sich nichts Unphilosophischeres denken lässt, als immerfort von Etwas zu reden, von dessen Dasein man erwiesenermaassen keine Kenntniss und von dessen Wesen man keinen Begriff hat.“ (Parerga S. 202.) Vielleicht entsinnst du dich dabei auch der Worte eines gewissen Kant, welcher sagt: „Was nun die Gewissheit betrifft, so habe ich mir selbst das Urtheil gesprochen, dass es in dieser Art von Betrachtungen auf keine Weise erlaubt sey, zu meinen, und dass Alles, was darin einer Hypothese nur ähnlich sieht, verbotene Waare sey, die auch nicht für den geringsten Preis feilstehen darf, sondern, so bald sie entdeckt wird, beschlagen werden muss.“ (Kritik d. r. V. S. 10, Rosenkranz'sche Ausgabe 1838).

Dass aber Mainländer's Grundlehre die gewagteste Hypothese ist, welche je noch auf philosophischem Gebiete aufgestellt worden ist, wer möchte das leugnen? Wer anders, als Mainländer selbst? Gott wollte das Nichts. Wer ist Mainländers Gott? Was heisst das: Gott wollte? Was ist das Nichts? Durchaus transcendentale — wie sage ich nur? Hirngespinnste, zu welchen keine Erfahrung, zu welchen kein Verstandesschluss den Weg bahnt. Mainländer ahnt diess in lichten Augenblicken. So, wenn er sagt: „Ich habe in meinem Werk ein einziges Wunder, die Entstehung der Welt gelehrt — dadurch ist die Welt selbst wunderlos ge-

worden“ (II. Bd. S. 570). Wahrlich, dieses Kunststück wäre billiger gewesen. Was Mainländer durch sein ziemlich verwickeltes Wunder erzielt, das verrichtet viel einfacher der „von aussen stossende“ persönliche Gott. „Wer seinem Schiff nur die Richtung nach dem uferlosen Oceane giebt, fertigt schon sein Todesurtheil als Philosoph mit eigener Hand aus.“ Nicht der zu reinigende Schopenhauer, nicht der gründlich überwundene Kant sagen diess, sondern Mainländers einzige Autorität, er selbst. Und gegen Hartmann: „Sie lehren unverblümt das Wunder in einem wissenschaftlich sein sollenden Werke. O es ist unerhört!“ Man sieht, Mainländer ist strenger gegen Andere, als gegen sich.

Das Wunder natürlich erklären zu wollen, nimmt er an anderer Stelle keinen Anstand. Dem Gotte, welcher nicht sein will, müssten Geist und Wille eigen sein, also Eigenschaften, welche erst aus der menschlichen Denksphäre auf ihn übertragen werden müssten. Dass diess nicht anginge, fühlt Mainländer. Wie hilft er sich? „Die immanenten Prinzipien Wille und Geist können schlechterdings nicht auf das vorweltliche Wesen übertragen werden; wir dürfen sie nicht zu konstitutiven Prinzipien für die Ableitung der That machen; dagegen dürfen wir dieselben zu regulativen Prinzipien für die blosse Beurtheilung der That machen.“ Wer wird den Cirkel in dieser Erläuterung nicht fühlen? Wie der Gott Mainländers es gemacht hat, Nichts sein zu wollen, das wissen wir nicht und können es auch, wie er selbst zugesteht, nicht wissen; wir können es nur mittels des regulativen Prinzipes beurtheilen. Genügt aber das regulative Prinzip, um darzulegen, dass er es gemacht hat? Das aber müsste vorhergehen, bevor wir uns mit der Frage befassen können, wie er es gemacht. Mainländer will also nach dem regulativen Prinzipe etwas ableiten, während dieses doch nur den Gebrauch rechtfertigen könnte, etwas durch das konstitutive Prinzip bereits Gegebenes zu erklären. Friedrich der Grosse stellte einst an mehre Gelehrte die Frage, wie es komme, dass ein in einem Gefässe schwimmender Fisch dessen Gewicht nicht vermehre. Jeder wusste einen andern Erklärungsgrund. Schliesslich stellte es sich heraus, dass die vorausgesetzte Thatsache gar nicht wahr sei, und — die Gelehrten waren mit ihrem „regulativen Prinzipe“ aufgesessen.

Vielleicht aber war sich Mainländer der Schwäche seiner Beweisführung bewusst? Vielleicht hat er, irgend einem Zwange folgend, sie nur als exoterisches Mittel benützt, um seiner esoterischen Lehre Eingang zu verschaffen? Lasst uns ihm mit dieser Annahme zu Hilfe kommen!

Konnte der Zwang ein logischer sein? Gewiss nicht! Wir haben seine Ideen oben schon als transcendente erkannt. Entspricht es den Regeln der Logik, dass Etwas Nichts werden kann? Wie sagen schon die Alten? *Gigni de nihilo nihil: in nihilum nil posse reverti.* Nichts ist ein relativer Begriff und nährt sich vom Blute des Daseins. Wo kein Etwas, da ist auch kein Nichts. Alle wahren Verneinungen sind, nach Kant, nichts, als Schranken, welche sie nicht genannt werden könnten, wenn nicht das Unbeschränkte zu Grunde läge (K. d. r. V. S. 450). Das „Nichts“ Mainländers befindet sich ebenso jenseits der Grenzen des Immanenten, wie der Begriff seines wollenden Gottes auf der andern Seite, sein Drache nicht minder, wie sein scheu gewordenes Kameel. Eine Verbindung mit der Welt ist weder hierhin noch dorthin herzustellen. Freilich sucht Mainländer, ein Meister der Sophistik, sich zu helfen: „die vorweltliche Einheit — so docirt er — existirte. Die Existenz war das dünne Fädchen, welches den Abgrund zwischen dem immanenten und transcendenten Gebiete überbrückte.“ (I, 310). Man sieht, der ontologische Beweis *in optima forma* Mainländer legt sich den Weltprozess nach seiner transcendentalen Phantasie zu recht. Er thut ihm Gewalt an und ist schlimmer, als Hegel. Während dieser die Welt doch nur im Schrauben-

gewinde seiner Dialektik foltert, mordet und zerstückelt sie Mainländer. Er ist auch nicht besser als der Materialismus. Denn ob die Dummheit und Schlechtigkeit der Welt eine von vorneherein beschlossene, von Gott gewollte, oder ob sie eine zufällige ist, ändert an der Hauptsache nichts und macht uns den Weltgang nicht trostvoller.

Ein Beispiel, wie genau Mainländer es mit der Logik nimmt, sei besonders herausgegriffen. Nach ihm ist die Idee todt, wenn sie sich nicht durch Zeugung verjüngt hat, der Mensch geht durch den Tod in Nichts über, wenn er keine Kinder erzeugt hat; hat er diess aber, so lebt er in ihnen fort. Mit jedem nicht in seinen Kindern fortgepflanzten Individuum sterbe ein Theil der zerspaltenen Gottheit. Es sei damit „erlöst." „Der individuelle Wille, welcher sich nicht im Kinde verjüngt, sich nicht in ihm die Fortdauer gesichert hat, ist unrettbar im Tode verloren." (I, 535.) Beiläufig gesagt, müsste, wenn mit dem Tode eines Menschen ein Theil der Kraft zu nichts wird, diese sich mit der Geburt eines Menschen wieder mehren. So würde der Hausverstand kalkuliren. Von diesem wird aber Mainländer bei seiner Logik Belehrung annehmen müssen. Der individuelle Wille der Eltern lebt, nach ihm, im Kinde fort. Dann lebt aber der individuelle Wille unserer Urerzeuger in uns allen. Der alte Adam also, welcher in jedem Individuum lebt, kann mit keinem einzelnen sterben. Nein, verehrter Herr, wer in solche Fehler verfällt, begründet keine Philosophie der Zukunft. Doch, ich vergesse, dass Mainländer todt ist, todt, und nie wieder erwachen wird, auch wenn er seine Philosophie nicht geschrieben hätte. Der Todte aber hat zu seinen Lebzeiten geschrieben: in jedem Menschen liege der Keim zu jeder Willensqualität. Nur in Willensqualitäten ähneln aber, nach ihm, die Kinder als Ideennachfolger der Eltern diesen, oder sind sie von ihnen verschieden, wie jeder andere Mensch mehr oder weniger. Was also stirbt mit dem Kinderlosen auf Nimmerwiedersehen? — Ist das Kurzsichtigkeit, oder ist es die philosophische Redlichkeit, welche Mainländer an Hartmann vermisst? (II, 540.)

Die Logik also ist der Philosophie der Erlösung nicht Gevatter gestanden. Vielleicht war es aber die Physik. Vielleicht hat diese dem Philosophen die Ergebnisse seiner Lehre aufgezwungen, und war es dann sein Verdienst, sie mit dem Glanze einer Philosophie der Erlösung zu poliren?

Mainländer möchte es glauben machen, wenn er könnte. „Die Erfahrung lehre im ganzen Weltall Schwächung der Kraft, allmähliche Aufreibung, mithin auch totale Annihilation derselben am Ende des Weltprozesses." Aus dem Weltall also hat Mainländer seine Erfahrungen genommen. Das will allerdings etwas sagen. So mag es sich erklären, dass seine Erfahrungen mit den bis heute in unserer beschränkten Wissenschaft gemachten Erfahrungen, welche uns als eine der grössten Errungenschaften das Gesetz der Erhaltung der Kraft lehren und damit den Satz des alten Empedokles bestätigen, dass beim Wechsel des Werdens und Vergehens nicht eine Vernichtung, sondern nur ein Uebergang der Stoffe zu neuen Formen stattfinde, im kontradiktorischen Widerspruche stehen. Auf das Gebiet der Allerweltswissenschaft vermögen wir ihm nicht zu folgen. Ungläubig über die Maassen, wie wir schon sind, vermögen wir ihm nicht einmal zu glauben, wenn er sagt: „Ein Wissender gibt Ihnen die Versicherung." (I, 631,) Noch hat sich der Beweis durch Versicherungen weder in der Philosophie noch in der Physik eingebürgert.

Mainländer braucht eine vom Subjekte unabhängige Aussenwelt. So nur kann er sie stückweise vernichten. „Der dynamische Zusammenhang der Welt wäre auch ohne erkennendes Subjekt vorhanden." (II, 556.) Um zu diesem Ergebniss zu kommen, „reinigt" er die Lehre Kants von der Apriorität des

Raumes und der Zeit. Raum und Zeit seien zwar ideal, aber nicht apriorisch, sondern Verbindungen *a posteriori* der Vernunft auf Grund „des apriorischen Punktraumes und der apriorischen Gegenwart.“ (II, 536.) Mithin seien Individualität und Entwicklung real, d. h. unabhängig von einem erkennenden Subjekt. Die Materie allein trenne das Reale vom Idealen, denn der Grund der Erscheinungen sei nur Kraft. Dem Punkte der Gegenwart entspreche der reale Punkt (!) der Bewegung, der Zeit die reale Bewegung, der Fluss des Werdens, dem Punktraum die Ausdehnung eines Individuums, seiner Kraftsphäre seine Individualität, dem mathematischen Punkt das absolute Nichts. (II, 562.) Kraft, Werden, Ausdehnung — Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten. „Die Zeit ist zwar ideal, aber die Bewegung des Willens ist real.“ (II, 586.) Der Wille aber wird definirt als ein ursprünglich blinder, heftiger Drang oder Trieb, der durch Spaltung seiner Bewegung erkennend, fühlend und selbstbewusst wird. „Ohne subjektive Formen keine Wahrnehmung der Aussenwelt, wohl aber strebende, lebende, wollende, individuelle Kräfte. (I, 454.) „Die empirische und die transcendentale Affinität laufen nebeneinander her.“ (I, 452.) „Die Welt ist eine vom Subjekte unabhängige Kollektiveinheit sich bewegender Individuen, die eine reale Affinität, ein dynamischer Zusammenhang, als wären sie zusammengeschweisst, verbindet.“ (I, 69.) So vollbringt Mainländer den „Schnitt zwischen dem Realen und Idealen.“ Die grosse Wahrheit (sic) also sei: 1) dass das Individuum gleichberechtigt neben der übrigen Welt stehe, eine Macht wie diese, 2) dass diese übrige Welt aus Individuen zusammengesetzt, eine Kollektiveinheit, keine einfache Einheit sei. (II, 7.)

Wie kurzsichtig waren sie doch, diese Kant und Schopenhauer, dass sie sich zu dieser grossen Wahrheit nicht haben entschliessen können! Mainländer erst war es beschieden, „das vom Spuk transcendenter Wesenheiten total befreite immanente Gebiet“ herzustellen. „Wie ruhig sich darauf arbeiten lassen wird,“ „!“ ruft er aus. Ja wohl! Wie einfach ist es, jemanden durch Abschlagen des Kopfes von Zahnschmerzen zu befreien.

Wie wir sahen, bekommen wir es wieder mit der Kraft zu thun. Das Ding an sich ist nach Mainländer reine Kraft. Wenn wir also einmal wissen, was reine Kraft ist, dann wissen wir auch was das Ding an sich ist. Wenn! Schade, dass wir ungeschickte Schlosser nicht wissen, was von beiden der Schlüssel, was das Schloss sei. Und so stehen wir denn vor den Hallen der ewigen Weisheit und können noch immer nicht hinein. Mainländer weiss sich zu helfen. Die Kraft erkennt er aus der Wirkung. Welche Brücke aber führt ihn aus dem subjektiven Momente des Erkennens der Wirkung zum objektiven der Kraft? Wie viel von dem, was wir Wirkung nennen, ist subjektiv, und was bleibt für's Objekt übrig? Eine Düngerstätte kann bei den Vorübergehenden Bewegungseffekte starker Natur hervorrufen. Ist es darum Kraft? Insbesondere eine mit dieser Wirkung in entsprechendem Verhältnisse stehende Kraft? Wir werden da wohl wieder die Versicherung des Wissenden brauchen.

Mainländer räumt gründlich auf mit den Anschauungen von Raum und Zeit, wie sie Kant und Schopenhauer vertreten hatten, die er vor der Welt wie Götzenbilder beräuchert, um sie im Dunklen umzuwerfen. Er macht es wie die Katze mit dem Spiegel, hinter dem sie vergeblich sich und die Welt gesucht hat, und den sie dann zertrümmert. Nun gibt es ein von allem Spuk befreites Gebiet, auf dem es sich ruhig arbeiten lässt. Getrost kann er nun sagen: „Jenseits der Schale“ (von welcher nach ihm das Weltall umschlossen ist) befinde sich das absolute Nichts, beziehungsweise der unendliche mathematische Raum. Was kümmert es ihn in seiner spukfreien Ruhe, ob der überwundene Kant einmal

gesagt hat: „Ich kann demnach nicht sagen, die Weltgrösse ist endlich, denn die absolute Grenze ist gleichfalls empirisch unmöglich — auf die kosmologische Frage also wegen der Weltgrösse ist die erste und negative Antwort: Die Welt hat keinen ersten Anfang der Zeit und keine äusserste Grenze dem Raume nach. Denn im entgegengesetzten Falle würde sie durch die leere Zeit einerseits und durch den leeren Raum andrerseits begrenzt sein." (K. d. v. V. 409, 410).

Wir sehen also: Auch nicht die Physik hat Mainländer zu seiner Philosophie genöthigt; vielmehr glaubt er die Physik zu seiner Philosophie nöthigen zu können. Die Physik ist aber eine spröde Dame. Mainländer war nicht glücklich mit ihr, obgleich er ihr das Höchste und Herrlichste, was er kennt, als Brautgeschenk verehrt, das Nichts, welches er für sie von jenseits der Welt und jenseits der Zeit herübergeholt hat, um es ihr im niedlichen Behälter einer Luftpumpe zu Füssen zu legen. „Sollte es wirklich gelingen, mit der Luftpumpe ein absolutes Leeres zu erzeugen, so hätten wir keinen leeren Raum, sondern das absolute Nichts" (II, 58). Merkt es Euch, Ihr Physiker! Es gibt ein neues Experiment.

Vielleicht aber hat ein unüberwindliches moralisches Bedürfniss dem Erlösungs-Philosophen Zugeständnisse auf Kosten der Logik und der Physik abgerungen. Liebe ist das Grundmotiv der christlichen Lehre, mit welcher Mainländer so gerne liebäugelt; aus dem Gefühle des Mitleidens ist Schopenhauers Anschauung hervorgegangen. Wir verstehen sie mit unseren Herzen, auch wenn sich unser Kopf nicht würde überzeugen lassen. Forschen wir einmal nach dem Drange, welchem Mainländers vernichtungsfrohe Lehre ihren Ursprung verdankt. „Die Welt hat einen Verlauf — nichts weiter. Er ist weder gut noch böse, weder moralisch noch unmoralisch; er ist einfach ein nothwendiger, ein natürlicher Prozess." So zu lesen in seinem Werke Bd. II, S. 627. An andrer Stelle aber: „Wir würden einen Irrweg einschlagen, wenn wir das Mitleid zur Grundlage der Moral machen." Das ist freilich folgerichtig. Das Mitleid Schopenhauers drängt mit der ganzen Gewalt des Jammers und Elendes, welche an unser Herz schlägt, zur Entsagung und Selbstentäusserung. Was kann Mainländers Anschauung für ein Motiv zur selbstaufopfernden That erzeugen? Die sogenannte Erlösung vollzieht sich bei ihm von selbst als ein Prozess, der seinen Verlauf hat; alles Leid ist ihm nur der gerade Weg zur Erlösung. Warum da Mitleid? Wozu Hilfe? „Weder erkennen noch fühlen wir uns in irgend einer Weise identisch mit dem Leidenden." (I, 569) „Aber Erlösung haben alle Zerschmetterten gefunden und sie haben sie verdient. Denn welcher Vernünftige hätte den Muth, zu sagen: Erlösung wird nur demjenigen zu Theil, welcher sie erworben hat durch Menschenliebe oder Keuschheit? Alle, die das Schicksal hinabstürzt in die Nacht der völligen Vernichtung, haben sich die Befreiung von sich selber theuer erkauft durch Leiden allein." (I, 261) Mainländer selbst überhebt uns zum Theile der Aufgabe, die Folgerungen zu ziehen: „Tanzt, hüpft, freit und lasst Euch freien! Die Ermattung und der Katzenjammer werden sich schon einstellen, und dann wird auch für Euch das Ende kommen." (I, 348) Er hätte noch hinzufügen können: „Mordet, raubt und hurt"! Er drückt es vorsichtiger aus: „Je heftiger das Leben gewollt wird, desto früher wird die Kraft abgetödtet und das Nichtsein errungen. Deshalb sind es gerade die allerleidenschaftlichsten Naturen, die, wiedergeboren, aus Schlemmern, Mördern, Dieben plötzlich Asketen werden" (II, 212). Das wäre also auch ein Weg. Nicht immer ist Mainländer so aufrichtig. Es wäre doch zu gefährlich für den Nimbus des neuen Heilandes gewesen, die Folgerungen seiner Lehre in ihrer ganzen hässlichen Nacktheit auszustellen. Er zieht darüber den Schleier der Heuchelei, wenn er sagt: „Der Richtung dieses Verlaufes (des Weltprozesses) gegenüber, d. h. den göttlichen Gesetzen;

Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Keuschheit gegenüber ist aber jede menschliche Handlung entweder eine moralische, oder eine unmoralische.“ (II, 627) Woher dieses göttliche Gesetz? Hier scheint das „regulative Prinzip“ sich wieder als Helfer erwiesen zu haben. Wir, die wir damit auf gespanntem Fusse leben, lassen uns nicht so leicht befriedigen. Du verlangst Gerechtigkeit und behauptest dabei: auch der Lasterhafte erreiche die Erlösung? Ja, das Laster trüge selbst bei, sie zu beschleunigen? Du predigst Menschenliebe und behauptest zugleich, ich habe nichts Gemeinsames mit andern, und jeder sei nur ein Vernichtung verdienendes, ihr einzig zustrebendes Wesen? Was sollen wir lieben? Der Quell der Liebe fehlt, wenn wir im Andern nicht uns selbst (wie diess das Christenthum und der Budhaismus lehren), sondern ein sich von uns mit jedem Lebensakte mehr und mehr Entfernendes erblicken. Du forderst Keuschheit und schwärmst für die freie Liebe. (II, 305). Der Erlösungsakt soll wohl mit dem Einen wie mit dem Andren durch Nichtzeugung von Kindern beschleunigt werden. Warum da nicht entschlossner? Heiliger Abälard, stehe uns bei!

Dem Mainländer'schen Prozesse der Nichtswerdung der Welt entspricht, wie man sieht, eine Moral der Nichtswürdigkeit. Seine ganze Weisheit hat Platz im Laufe eines Revolvers. Er soll sie dort gesucht und seine Moralphilosophie damit besiegelt haben. Ich kann in diesem Akte, so gerne ich es möchte, aus Mitleid möchte, keine That der Selbstaufopferung, keine Weihe seiner Anschauung erblicken. Fast möchte ich behaupten: Mainländer sehnte sich aus der Welt mit allen Sinnen, weil er mit allen Sinnen an sie gefesselt war. Das legt mir seine Darstellung des Glückes dar, aus welcher ich den Ruf heraushöre: „Im Genuss' nur kenn' ich Liebe.“ Wir, die wir uns mit dem lebendigen Blute, welches in den Werken der Kunst unseres Meisters Zeugniss gibt von der Macht seiner Ideen, begnügen, lassen uns nicht bethören. Wir vermissen reinstes Wissens Macht, wir vermissen Mitleids höchste Kraft, wir vermissen in dieser Philosophie der Erlösung, was Erlösung uns, in Mainländers That aber, was Erlösung dem „Erlöser“ bringen kann.

Vergebens haben wir uns also nach einem Motive umgesehen, welches eine ausreichende Erklärung für die Ergebnisse des Mainländer'schen Philosophirens abgegeben hätte. Sie steht im Widerspruche mit der Logik, im Widerspruche mit der Physik, im Widerspruche mit dem moralischen Bedürfnisse. Es bleibt uns nur mehr die Annahme, dass sie einem an's Krankhafte grenzenden, dieses vielleicht überschreitenden Wahne entsprungen ist. Diese Annahme wird in einer alle Zweifel ausschliessenden Weise bestätigt durch Mainländers Aussprüche selbst. Er ist sich der Widersprüche bewusst, in welche er gerathen ist, setzt sich aber souverain mit folgenden Worten darüber hinaus: „Ich stehe noch allein da, aber hinter mir steht die erlösungsbedürftige Menschheit, die sich an mich klammern wird, und vor mir liegt der helle flammende Osten der Zukunft. Ich blicke trunken in die Morgenröthe und in die ersten Strahlen des aufgehenden Gestirns einer neuen Zeit, und mich erfüllt die Siegesgewissheit.“ (II, 242.) An andrer Stelle (Bd. I, 552) sagt er: „Schopenhauer entschleierte es (das Ding an sich), aber, als ob seine Denkkraft sich dabei nahezu erschöpft habe, konnte er keine makellose Ethik liefern und musste es mir überlassen, durch die absolute Trennung des immanenten vom transcendenten Gebiete die Vereinigung der Freiheit und Nothwendigkeit in einer und derselben Handlung deutlich und überzeugend für jeden zu erklären.“ Seine Philosophie stelle zum erstenmale, das, was sich von jeher die Philosophen und freieren Theologen unter Gott vorstellten, am geläutertsten hin, sie sei der reinste und verklärteste, der zum erstenmale wissenschaftlich begründete Theismus.“ (II, 235.) Auch der reinste Atheismus

ist sie. Nur mit dem Pantheismus lebt er auf gespanntem Fusse. „Meine Lehre ist mithin im eminentesten Sinne des Wortes Abschluss aller philosophischen Systeme und zugleich Metamorphose der echten Religion. (II, 239.) Das Aeusserste aber an Eigendünkel und Grössenwahn leistet folgende Stelle: „Meine Erleuchtung des Dogma's (von der Dreieinigkeit) ist dem Stoss zu vergleichen, womit Columbus das Ei auf den Tisch setzt. Sollte man indessen meine Exegese des Dogma's für gewaltthätig und nicht im Geiste Christi, des Herrlichen selbst vollzogen erklären wollen, so bedenke man, dass man damit Lorbeerkränze auf mein Haupt legen wollte, die ich in klarer Erkenntniss der Last, die ich zu ertragen im Stande bin, nicht annehmen dürfte." (II, 204). Welche Bescheidenheit, nicht mehr gelten zu wollen, als Christus! Heisst es doch sogleich: „Hätte er ohne Vorgänger das Welträthsel gelöst, so würde er in der That das gewesen sein, wozu ihn das liebebedürftige, gute, edle Herz gläubiger Christen machen musste: Ein Gott, kein Mensch."

Ich könnte schliessen, wenn mich nicht eine Besorgniss erfüllte. Es wird Mainländer an Anhängern nicht fehlen, welche glauben, *quia absurdum est.* Ihnen Vernunft predigen zu wollen, wäre vergeblich. Andre aber liegen mir am Herzen. Dürstend wendet sich unsere erlösungsbedürftige Zeit nach dem Osten, wo ihr als Leuchtsterne der Budhaismus und das Christenthum begegnen. Diesen Zug in geschäftiger Weise auszubeuten, und so Verwirrung zu stiften, war Mainländer nicht in Verlegenheit. Wir verdanken ihm einen schönen das Wesen des Budhaismus darlegenden Abschnitt, welcher nur das Bedauern wachruft, dass ihm die Anlage fehlte, seine Kenntnisse besser für sich zu verwerthen. Im Schwanken zwischen Budhaismus und Christenthum erklärt er sich für das letztere, in welchem er die volle Bestätigung seiner Lehre findet. Dabei sagt er, gleichsam beide Richtungen versöhnend: „Nebensächlich ist, ob Gott in einer Brust wohnt, oder ob die Welt der zersplitterte Gott ist — das Einzige, was den Budhaismus vom Christenthum trennt" (II, 91). Bezeichnend ist die Art, wie er sich das Christenthum für seine Zwecke zurechtlegt. „Ich halte das Christenthum, das auf der Realität der Aussenwelt beruht, für die absolute Wahrheit im Gewande des Dogma's" (II, 91). Wie aber bringt er diese absolute Wahrheit in Einklang mit der von ihm gelehrten? Durch eine k l e i n e grammatikalische Substitution, wie er selbst sich ausdrückt. Das Dogma lautet: Gott ist, der heilige Geist ist — nach Mainländer lautet es: Gott war, Christus ist, der heilige Geist ist. (II, 203.) Also nein statt ja, schwarz statt weiss u. dergl. Eine Kleinigkeit! Es wird von einem Maler erzählt, welcher mit einem Striche ein lachendes Gesicht in ein weinendes verwandelte. Was ist dieser Maler gegen unsern Philosophen. Können wir uns dann noch wundern über Aussprüche, wie: das Christenthum sei verhüllter Atheismus (II, 203). „Christus verlangte langsamen Selbstmord" (I, 262) u. dergl.

Das Christenthum kennt also nach Mainländer nur einen todten Gott. Die Welt ist ihm nur ein Verwesungsprozess. Es wird zweckmässig sein, ausser Mainländer auch noch andere Apostel zu befragen. Gott ist kein Gott der Todten, sondern der L e b e n d i g e n. Ev. Math. XXII K. 31. Ihr habet nur einen Vater, der im Himmel i s t. XXIII 9. (Vgl. Mark. XII, 27, Luk. XX, 38.) Gnade und Friede strömen auf mich von dem, d e r i s t, der war, der allezeit sein wird. Off. Johannis I. K. 4. Da hörte ich den Engel der Wasser sprechen: Herr, der du b i s t u n d warst. XVI, 5. Heilig ist der Herr, Gott der Allmächtige, der war, ist und sein wird. IV, 8. Denn wie der Vater d a s L e b e n in sich selbst hat, so hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben in sich selbst zu haben. Ev. Joh. V, 26. Ich gebe ihm das ewige Leben. Sie werden in Ewigkeit nicht zu Grunde gehen. Ev. Joh. X, 28. Wer an den Sohn glaubt, gewinnt das ewige

Leben. III, 36. Doch wollet ihr zu mir nicht kommen, das Leben zu erwerben. V, 40. Der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, aber ist dieser: dass ich aus jenen, die er mir gegeben hat, keinen verliere, sondern alle am jüngsten Tage zum Leben erwecken. VI, 39. Wir sind sicher, dass wir vom Tode zum Leben überbracht worden sind. 1. Brief Joh. III, 14. — Wo bleibt die philosophische Redlichkeit? — Oder vielleicht eine kleine grammatikalische Substitution: statt Leben Tod. Dann wäre Alles gerettet. — „Geliebte! Glaubet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister zuvor, ob sie aus Gott sind, denn eine Menge falscher Propheten durchschwärmt die Welt.“ 1. Brief Joh. IV, 1.

Wo wir Mainländers Buch aufschlagen, begegnen wir einer Taktik des Verdrehens, Verschweigens, Fälschens. Weder vom Geiste der Liebe noch vom Geiste der Wahrheit ist in seiner Philosophie viel zu spüren. Sie bleibt uns nach allem Gesagten nur mehr ein psychologisches, vielleicht gar ein psychiatrisches Problem. Als solches wäre sie leider keine vereinzelte Erscheinung. Der Nihilismus steht mit ihr auf gleichem Boden. Er ist ihre Praxis. Noch hat er, und diess sei uns ein Trost, auf deutscher Erde keine Nahrung gefunden. Mainländers Erlösungsphilosophie wird ihm einen solchen nicht schaffen, trotz ihres Appells an den deutschen Geist, trotz ihres Liebäugelns mit Allem, was heute eine Macht im deutschen Herzen ist. Wir sind vorsichtig geworden, und nehmen nicht mehr, wie zu Heine's und Börne's Zeiten, Alles für deutsch, was das Wort deutsch im Munde führt.

Mein Urtheil ist schärfer ausgefallen, als ich es selbst beabsichtigt hatte. Die Schärfe des Tones, welche der Polemik Mainländers eigen ist, habe ich damit nicht erreicht, auch nicht angestrebt. Absurdität, Dreistigkeit und Unverschämtheit wirft er Schopenhauer vor. Kant kanzelt er ab, wie ein Kind. Dabei ist seine Kritik dieser Philosophen nichts Anderes, als die Anlegung seiner Anschauungen an die ihrigen. Wo diese nicht zusammenfallen, lässt er seinem Hohne ungezügelten Lauf. Zu dem Grossartigsten, was in neuester Zeit an Grobheit geleistet worden ist, gehört seine Beurtheilung des ihm doch in mancher Beziehung so nahestehenden Ed. v. Hartmann, dem er einen ganzen „Essay“ widmet. Nur die Schmähschrift Lasalle's „Herr Julian Schmidt“ kann ihr in dieser Beziehung an die Seite gestellt werden. Dabei ist Mainländer meist im Unrechte, so in seinen Angriffen auf den Begriff „unbewusste Vorstellung“, für welchen Hartmann Leibnitz, Herbart, Carus, Hellenbach u. a. ins Treffen führen kann.

Wir wenden uns ab und kehren zum Künstler zurück, dem sich die Genossen an die Seite stellen. Goethe hören wir mit Lorenzo von Medici sagen, dass alle diejenigen auch für das Leben todt sind, die kein andres hoffen. (G. m. Eckermann I, 85). Er ruft uns die schönen Worte zu:

Und so lang Du das nicht hast,
Dieses: Stirb' und Werde,
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Wir aber antworten mit Jean Paul: Ich will im Weltmeere, wie ein Lebendiger, durch Schwimmen aufsteigen, aber nicht wie ein Ertrinkender durch Verwesen.

Stimmen aus der Vergangenheit.

Goethe — Schinkel — Boisserée.

Der idealistische Drang nach dem grossen Kunstwerke, das noch nicht vorhanden war, hat den Kunstfreunden und Künstlern in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts den eigenthümlichen edlen geistigen Charakter verliehen, der sich in ihrer Sprache über künstlerische Angelegenheiten so rein und schön als ein Ausdruck wahrer Bildung kundthut. Seit das Kunstwerk vorhanden ist, scheint den mitlebenden Bürgern der künstlerischen Welt vielfach nur noch ein leeres und unruhiges Geschwätze übrig zu bleiben, wodurch sie sich dann in unseren Tagen gar sehr wenig zu ihrem Vortheile von den „Alten" unterscheiden. Damals gab es in der That eine wirkliche künstlerische Welt; denn die weithin alle edlen Geister bewegende Sehnsucht nach einem Ideale war eine beseelende Wahrheit. Heute dagegen besteht die strenge Wahrheit einer künstlerischen Welt eben in dem einen vollendeten, lebendigen Kunstwerke, wogegen Alles, was davon abgewandt für sich noch Kunst betreiben möchte, sich mehr oder minder mit einer armen Lüge behelfen muss.*) — Es thut wohl, aus der Kunstposse der Zeit einmal wieder einen Blick in das Geistesleben der Vergangenheit zu werfen: was es dort zu erschauen gibt, das gehört sicherlich mehr in den Kreis unserer Kultur und unserer Betrachtungen, als wie die Erzeugnisse und Erfahrungen des Tages, mit welchen fortwährend kritisch sich abzufinden dem Anhänger der grossen Kunst die herrlich gewährte ruhige Freude an dieser selbst verdirbt, ohne ihr und ihm einen erklecklichen Nutzen zu verschaffen. — Hat Einer von uns einen solchen Blick in das Alte gethan und ihm eine angenehme Stunde verdankt, so lässt er gern die Freunde und Zeitgenossen daran theilnehmen, auch wenn dabei nicht gerade eine abgeschlossene litterarische Arbeit zu Tage käme. Dazu führt den Berichterstatter heute eine gelegentliche Durchmusterung meist noch unveröffentlichter Briefe, welche vor etwa 70 Jahren zwischen Karl Friedrich Schinkel und Sulpiz Boisserée gewechselt worden sind.

Was sammelt heute nicht Bilder, und wären es auch nur Photographien oder Oeldrucke für die „Galerie" im altdeutschen „Salon"! Das geht so stark her, dass kaum etwas anderes noch für „Kunst" gehalten wird, oder für Kunstsinn, als was mit Bildern zu schaffen hat. Ehemals hatte es dagegen einen gewaltigen Sinn, und es durfte wahrlich für eine Kunstthat gelten, wenn ein Paar wohlhabender Kölner Kaufleute ihr sinniges Augenmerk auf die schier vergessene altdeutsche und altniederländische Malkunst richteten und eine eigenthümliche Sammlung verlorener und versprengter Bildnisse jener unbeachteten Schulen anlegten, woraus noch ein greiser Goethe in fast wehmüthiger Jugenderinnerung, allen vorauf, wieder erkennen und bewundern konnte, was deutsch sei. Um dieser That Willen sollten uns die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée, mit ihrem Freunde Bertram, wohl unvergessen bleiben. Goethe schrieb in seinen Aufzeichnungen „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814

*) Einen ausgezeichneten Beleg dafür, wie es sich auch heute noch in schöner Form und mit tiefem Sinne über Kunst reden lasse, liefert uns das hochbedeutende Werk von Henry Thode über „Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien", worin man den nahen Flügelschlag vom Geiste unseres Kunstwerkes bereits zu fühlen glaubt, welcher dann so voll und herrlich rauscht durch die kühne Arbeit über „Albrecht Dürer", diese eigentliche Zierde des vorigen Jahrganges unserer „Blätter."

und 1815“ über diese Männer und ihre Sammlung, welche damals in Heidelberg sich befand, u. A. Folgendes:

„Man erinnere sich jenes Jünglings, der am Strande des Meeres einen „Ruderpflock fand und, durch das Wohlgefallen an diesem einfachen Werk- „zeug bewogen, sich ein Ruder, darauf einen Kahn, hierzu Mast und Segel „anschaffte und, sich erst an Ueberfahrten vorübend, zuletzt muthig in die „See stach, und mit immer vergrössertem Fahrzeug endlich zu einem reichen „und glücklichen Kauffahrer gedieh. Diesem gleich erhandelten unsere Jüng- „linge zufällig eines der auf den Trödel gesprengten Kirchenbilder um den „geringsten Preis, bald mehrere; und indem sie durch Besitz und Wieder- „herstellung immer tiefer in den Werth solcher Arbeiten eindrangen, ver- „wandelte sich die Neigung in Leidenschaft, welche sich mit wachsender „Kenntniss im Besitz guter und vortrefflicher Dinge immer vermehrte, so „dass es ihnen keine Aufopferung schien, wenn sie durch kostspielige Reisen, „neue Anschaffungen und sonstiges Unternehmen, einen Theil ihres Vermögens, „sowie ihre ganze Zeit auf die Ausführung des einmal gefassten Vorsatzes „verwendeten. Jener Trieb, die alten deutschen Baudenkmale aus der Ver- „gessenheit zu ziehen, die besseren in ihrer Reinheit darzustellen und dadurch „ein Urtheil über die Verschlimmerung dieser Bauart festzusetzen, wurde „gleichermaassen belebt. Ein Bemühen schritt neben dem andern fort, und „sie sind nun im Stande, ein in Deutschland ungewöhnliches Prachtwerk „(über den Dom zu Köln) herauszugeben, und eine aus zweihundert Bildern „bestehende Sammlung vorzuweisen, die an Seltenheit, Reinheit, glücklicher „Erhaltung und Wiederherstellung, besonders aber an reiner geschichtlicher „Folge, ihres Gleichen schwerlich haben möchte.“

An dem hier erwähnten Dom-Werke dürfen wir um so weniger ganz vorübergehen, als es der Ausgangspunkt für zwei bedeutende Ereignisse geworden ist: nach Aussen hin stellt sich am Auffälligsten dar der Ausbau des Kölner Domes selbst; aber von einem zarten innerlichen Werthe dünkt uns die Zurückführung Goethe's auf die „Deutsche Baukunst.“ Bei den Blättern, welche die Boisserée aus den Schätzen der Kölner Dom-Kunst veröffentlichten, gedachte Goethe wieder seines einstmals so überschwänglichen Entzückens an Erwin's Strassburger Wunderwerke, und noch im Jahre 1823 fügte er Beides zusammen, als er einem Aufsatze „von deutscher Baukunst“ den selben Titel gab wie seiner jugendlichen Jubelschrift von 1772. Welche Arbeit des Suchens und Sehnens, des Sichtens und Bildens, des Zerstreuens und Versenkens lag dazwischen! Ein halbes Jahrhundert — Hellas und der Orient! Und welch' ein Leben! Da ist es dann immer etwas Grosses und Erschütterndes, wenn Goethe wieder einmal Fühlung gewinnt mit deutscher Kunst im strengeren Sinne, und ist es nicht mehr der aufgeregte Enthusiasmus des Jünglings, so ist es doch, wiedererweckt, das Vertrauen und die Achtung des Greises, welcher endlich nach seiner litterarischen Wiederberührung mit der deutschen Architektur und Bildnerei auch seinen „Faust“ wieder aufnahm und vollendete. („Ich durfte nicht hinter mir selbst bleiben“ schrieb er noch beim Abschlusse dieses seines Lebenswerkes im September 1831 an Sulpiz Boisserée.)

„Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer Jahre, wo der „Strassburger Münster so grosse Wirkung auf uns ausübte, dass wir unbe- „rufen unser Entzücken auszusprechen nicht unterlassen konnten. Seit meiner „Entfernung aus Strassburg sah ich kein wichtiges, imposantes Werk dieser „Art. Der Eindruck erlosch, und ich erinnerte mich kaum jenes Zustandes, „wo mich ein solcher Anblik zum lebhaften Enthusiasmus angeregt hatte.

„Der Aufenthalt in Italien konnte solche Gesinnungen nicht wieder beleben, „um so weniger als die modernen Veränderungen am Dome zu Mailand den „alten Charakter nicht mehr erkennen liessen; und so lebte ich viele Jahre „solchem Kunstzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet. Im Jahre 1810 „jedoch trat ich, durch Vermittelung eines edelen Freundes, mit den Ge„brüdern Boisserée in ein näheres Verhältniss. Sie theilten mir glänzende „Beweise ihrer Bemühungen mit; sorgfältig ausgeführte Zeichnungen des „Kölner Domes, theils im Grundriss, theils von mehreren Seiten, machten „mich mit einem Gebäude bekannt, das nach scharfer Prüfung gar wohl die „erste Stelle in dieser Bauart verdient: ich nahm ältere Studien wieder vor, „und belehrte mich durch wechselseitige freundschaftliche Besuche und „emsige Betrachtung gar mancher aus dieser Zeit sich herschreibender Ge„bäude, in Kupfern, Zeichnungen, Gemälden, so dass ich mich endlich wieder „in jenen Zuständen ganz einheimisch fand. — Jetzt, da die Boisserée'sche „Arbeit sich ihrem Ende naht, Abbildung und Erklärung in die Hände aller „Liebhaber gelangen werden, jetzt hat der wahre Kunstfreund auch in der „Ferne Gelegenheit, sich von dem höchsten Gipfel, wozu sich diese Bauweise „erhoben, völlig zu überzeugen; da er dann, wenn er gelegentlich sich als „Reisender jener wundersamen Stätte nähert, nicht mehr der persönlichen „Empfindung, dem trüben Vorurtheil, oder, im Gegensatz, einer übereilten „Abneigung sich hingeben, sondern als ein Wissender und in die Hütten„geheimnisse Eingeweihter das Vorhandene betrachten und das Vermisste „in Gedanken ersetzen wird. Ich wenigstens wünsche mir Glück, zu dieser „Klarheit nach fünfzigjährigem Streben durch die Bemühungen patriotisch „gesinnter, geistreicher, emsiger, unermüdeter junger Männer gelangt zu sein. „Dass ich bei diesem erneuten Studium deutscher Baukunst des dreizehnten „Jahrhunderts öfters meiner früheren Anhänglichkeit an den Strassburger „Münster gedachte, und des damals, 1772, im ersten Enthusiasmus ver„fassten Druckbogens mich erfreute, da ich mich desselben beim späteren „Lesen nicht zu schämen brauchte, ist wohl natürlich: denn ich hatte doch „die inneren Proportionen des Ganzen gefühlt, ich hatte die Entwickelung „der einzelnen Zierrathen eben aus diesem Ganzen eingesehen, und nach „langem und wiederholtem Anschauen gefunden, dass der eine hoch genug „auferbaute Thurm doch seiner eigentlichen Vollendung ermangele. Das Alles „traf mit den neueren Ueberzeugungen der Freunde und meiner eigenen „ganz wohl überein, und wenn jener Aufsatz etwas Amphigurisches in seinem „Styl bemerken lässt, so möchte es wohl zu verzeihen sein, da wo etwas „Unaussprechliches auszusprechen ist."

Einer Anspielung auf den Kölner Dom mit seinem Dreikönigs-Grabe begegnen wir noch in einem Gedichte Goethe's an „die Drillingsfreunde von Köln," die beiden Boisserée und Bertram, welche einige Dankesverse des Dichters nach seinem 70. Geburtstage durch Prägung einer darauf bezüglichen Medaille erwidert hatten, was nun durch eine Bildsendung Goethe's mit den Reimen beantwortet ward:

„Der Abgebildete vergleicht sich billig
Heil'gem Dreikönige, dieweil er willig
dem Stern, der ostenher wahrhaft erschienen,
auf allen Wegen war bereit zu dienen."

Um die selbe Zeit (1819) hatte Goethe ein Kölner Manuskript aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu besprechen gefunden, welches in lateinischer Sprache die Legende von den heiligen drei Königen erzählt. Es möge freundlich gestattet sein, um die Unbequemlichkeit einer längeren Fussnote zu vermeiden,

gleich hier parenthetisch eine merkwürdige Stelle aus jener Besprechung („Ferneres über deutsche Litteratur") einzufügen, welche nachträglich unsere Betrachtung der Sagen vom heiligen Thomas in den „Monatsheiligen" des letzten Bayreuther Taschenbuches zu ergänzen wohlgeeignet ist. Auch diess gehört zu dem grossen und schönen Thema der deutschen Kunst.

„Christi Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt, umständlicher „jedoch erzählt, wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser „gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äussersten Osten, predigt das „Evangelium, zerstört den Götzendienst; die heiligen Dreikönige, nunmehr „uralt, hören von ihm, besuchen ihn, mit grossem Ergetzen empfängt er sie, „erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe „führt er die Erstlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert „mit ihnen zum Berge Vaus (d. i. Kaus, der indische Kaukasus), an welchem „her eine herrliche Stadt Sculla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die „Würde des Patriarchen, weiht seine drei Könige zu Erzbischöfen. Weil sie „aber, im hohen Alter, keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird „ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, „dass alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen. Diese haben, „wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Gesandte nach Rom geschickt. „Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthasar, dann Caspar, und werden „mit den höchsten Ceremonien begraben. Helena, Constantin's Mutter, gedenkt „der heiligen drei Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Constantinopel; „später werden sie nach Mailand versetzt, und endlich im Jahre 1164 nach „Köln." —

Da wären wir von den Kölner Heiligen wieder einmal zum heiligen Gral geführt worden; denn nichts anderes als dessen ewig sich erneuernder Hüter ist jener, an des Thomas und der drei Könige Stelle tretende „Priester Johannes" im indischen Kaukasus, der noch heute bei den tübetanischen Buddhisten als der immer gleich benannt wiedergeborene Priester-König *Maha-Chohan* verehrt wird. Dass 30 Jahre nach dem Tode des Rienzi solche Gralsboten aus Tiefasien nach Rom gekommen sein sollten, ist merkwürdig genug. Goethe fügt seinen Mittheilungen die liebenswürdige Bemerkung hinzu:

„In's Deutsche übersetzt, schlösse sich das Büchlein unmittelbar an die „Volksbücher an: denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, „die sich, ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an Allem erfreut, was der „Einbildungskraft anmuthig geboten wird. Und so sind die Einzelnheiten, „über die wir flüchtigen Fusses hingingen, durchaus allerliebst und mit „heiterem Pinsel ausgemalt."

Ja, wenn wir nur nicht so viel Zeitungen zu schreiben, zu drucken und zu lesen hätten! Oder — wäre es nicht etwa eine „Produktion" im besten Bayreuther Sinne, wenn Einer, an Stelle etwa verunglückter Operntexte, sich und Andere mit solcher schlichten legendarischen Volkspoesie erfreute? — Man fände am Ende bei uns schon genug an Deutung und Bedeutung gesammelt, um derlei Dichtungen sinnvoll zu gestalten. —

Doch wir kehren nun vom Kölner Dome und seinen Anregungen zu der Gemälde-Sammlung unserer Gebrüder Boisserée zurück, wobei uns vorerst noch immer Goethe an seine Worte fesselt. Schon der hier verschwiegene Schluss seiner obigen Besprechung deutete auf eine bildnerische Aushilfe zur Popularisirung jener neuen Kölner Heiligen im 14. Jahrhundert hin. Jetzt schlagen wir wieder die vorhin bei Seite gelegten Blätter von der „Reise am Rhein, Main und Neckar" (1814/15) auf, und unser Blick fällt alsbald auf die Stelle:

„Wenn nun schon zu Anfang des 13. Jahrh. Wolfram von Eschen-
„bach in seinem „Parzival“ die Maler von Köln und Maastricht gleichsam
„sprichwörtlich als die besten von Deutschland aufführt, so wird es Niemand
„wundern, dass wir von den alten Bildern dieser Gegenden so viel Gutes
„gesagt haben.“

Diese Worte, welche sich wiederum unter Gralszeichen uns darstellen, weisen zurück auf eine wundervolle Betrachtung der christlichen Kunst, welche Goethe im Anschlusse an jene seine zuvor angeführte Berücksichtigung der Boisserée'schen Sammlung seinen Reise-Erinnerungen eingefügt hat. Es verlohnt sich wahrlich der Mühe auch hiervon Einiges abzuschreiben, zumal wir dadurch eine Bestätigung gewinnen für den Ausspruch, dass auch jene unsere Abschweifung in das Christlich-Legendarische zu dem Thema der deutschen Kunst gehöre. Möge sich Mancher bewogen fühlen, die ganze Abhandlung in Goethe's Werken nachzulesen.

„Durch militärisches und politisches Unheil war das Römische Reich
„auf einen Grad von Verwirrung und Erniedrigung gesunken, dass gute An-
„stalten jeder Art und also auch die Kunstfertigkeit von der Erde verschwanden.
„Die noch vor wenigen Jahrhunderten so hochstehende Kunst hatte sich in
„dem wilden Kriegs- und Heereswesen völlig verloren, wie uns die Münzen
„dieser so erniedrigten Zeiten den deutlichen Beweis geben, da eine Anzahl
„Kaiser und Kaiserlinge sich nicht entehrt fanden, in der fratzenhaftesten
„Gestalt auf den schlechtesten Kupferpfennigen zu erscheinen und ihren
„Soldaten statt ehrenvollen Soldes ein bettelhaftes Almosen kümmerlich zu
„spenden. Der christlichen Kirche dagegen sind wir die Erhaltung
„der Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, schuldig.
„Denn obgleich die nur innerliche, sittlich-sanftmüthige Lehre jene äussere,
„kräftig-sinnliche Kunst ablehnen und ihre Werke, wo nicht zerstören, doch
„entfernen musste, so lag doch in dem Geschichtlichen der Religion ein so
„vielfacher, ja unendlicher Same als in keiner anderen, und dass dieser,
„selbst ohne Wollen und Zuthun der neuen Bekenner, aufgehen würde, lag
„in der Natur. Die neue Religion bekannte einen obersten Gott, nicht so
„königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher; denn er ist Vater eines
„geheimnissvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf
„Erden darstellen sollte. Zu Beiden gesellte sich eine flatternde unschuldige
„Taube, als eine gestaltete und gekühlte Flamme, und bildete ein wunder-
„volles Kleeblatt, wo umher ein seeliges Geisterchor in unzähligen Abstufungen
„sich versammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als reinste der Frauen
„verehrt werden; denn schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit
„und Mutterschaft verbunden denkbar. Was nun beim Erwachsen und bei
„endlicher Thätigkeit das göttlich-menschliche Wesen für Anziehungskraft
„ausübt, zeigt uns die Masse und Manigfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger
„männlichen und weiblichen Geschlechtes, die sich, an Alter und Charakter
„verschieden, um den Einen versammeln, die aus der Menge hervortretenden
„Apostel, die vier Annalenschreiber, so manche Bekenner aller Art und
„Stände, und von Stephanus an eine Reihe von Märtyrern. Wenn daher die
„hellenische Kunst vom Allgemeinen begann, und sich ganz spät in's Besondere
„verlor, so hatte die christliche den Vortheil, von einer Unzahl Individualitäten
„ausgehen zu können, um sich nach und nach in's Allgemeine zu erheben.“

Es folgt nun eine kurz und bedeutend durchgeführte Uebersicht über die Entwickelung der christlichen Kunst von Byzanz über Italien bis nach Deutschland, wobei insbesondere die durch die Boisserée'sche Sammlung an's Licht gelangten

altrheinischen Malerschulen ihre Werthschätzung finden. Dem recht eigentlich durch die Boisserée's neu entdeckten grossen Meister Johann van Eyck, dem sog. Vater der Oelmalerei, widmet Goethe eine interessante Charakteristik, welche wir an dieser Stelle nicht ganz unbeachtet lassen dürfen:

„So schwer es immer bleibt, Rechenschaft von einem solchen Manne zu „geben, so wagen wir doch einen Versuch, in Hoffnung, dass die Anschauung „seiner Werke dem Leser nicht entgehen werde, und hier zweifeln wir keinen „Augenblick, unseren Eyck in die erste Klasse derjenigen zu setzen, welche „die Natur mi tmalerischen Fähigkeiten begabt hat." „Jetzt aber möchte es „sonderbar scheinen, wenn wir aussprechen, dass er, materielle und mechanische „Unvollkommenheiten der bisherigen Kunst wegwerfend, sich zugleich einer „bisher im Stillen bewahrten technischen Vollkommenheit entäusserte, des „Begriffs nämlich der symmetrischen Komposition. Allein auch dieses liegt „in der Natur eines ausserordentlichen Geistes, der, wenn er eine materielle „Schale durchbricht, nie bedenkt, dass über derselben noch eine ideelle „geistige Gränze gezogen sei, gegen die er umsonst ankämpft, in die er sich „ergeben, oder sie nach seinem Sinne erschaffen muss. Die Kompositionen „Eyck's sind daher von der grössten Wahrheit und Lieblichkeit, ob sie gleich „die strengeren Kunstforderungen nicht befriedigen, ja es scheint, als ob er „von alle Dem, was seine Vorgänger hierin besessen und geübt, vorsätzlich „keinen Gebrauch machen wolle. Weil aber ohne Symmetrie irgend ein „Geschenes keinen Reiz ausübt, so hat er sie, als ein Mann von Geschmack „und Zartgefühl, auf seine eigene Weise hervorgebracht, woraus etwas ent- „standen ist, welches anmuthiger und eindringlicher wirkt, als das Kunst- „gerechte, sobald dieses die Naivetät entbehrt, indem es alsdann nur den „Verstand anspricht und den Kalkül hervorruft." „Und hier kommt der „wichtige Umstand zur Sprache, dass der Künstler die von uns so dringend „verlangte Symmetrie in die Umgebung gelegt und dadurch an die Stelle „des gleichgiltigen Goldgrundes ein künstlerisches und augengefälliges Mittel „gestellt hat. Mögen nun auch seine Figuren nicht ganz kunstgerecht sich „darin bewegen und gegeneinander verhalten, so ist es doch eine gesetzliche „Lokalität, die ihnen eine bestimmte Gränze vorschreibt, wodurch ihre natür- „lichen und gleichsam gefälligen Bewegungen auf das Angenehmste geregelt „erscheinen."

Unwillkürlich denkt man bei solcher Hinweisung an die Bedeutung der Musik (gleichsam als „gesetzliche Lokalität") für das aus den Fesseln der Konventionen befreite Drama, und es lassen sich daran die wichtigsten Betrachtungen über die Aesthetik der lebendigen Idealkunst knüpfen. Wir aber wollen den Worten Goethe's über van Eyck sofort ein Urtheil Karl Friedrich Schinkel's folgen lassen, das dieser grosse Baumeister gerade um ein Jahr später (6. 8. 1816) nach Anblick der selben Sammlung ebenfalls aus Heidelberg gegen den kgl. Preussischen Staatsminister Frhrn. von Altenstein brieflich ausgesprochen hat:

„Schon das einzige Verdienst, das diese Sammlung hätte, wäre un- „bezahlbar: das anschauliche Bild eines Mannes und seiner Verhältnisse „hervorzurufen, wie das des grossen Johann van Eyck: die ethische „Wirkung einer solchen Anschauung ist nicht zu berechnen. Wie niemals „in der ganzen Bildungsgeschichte der Kunst ein plötzlicher Fortschritt, dem „vergleichbar, welchen Eyck bewirkte, statt fand, wird jedem unbefangenen „Beschauer aus dem Zusammenhange dieser Sammlung vollkommen einleuchten. „Die höchste Popularität der Eyck'schen Kunst, indem sie jedermann eben „so verständig als lustbereitend ist, und der eigentliche Charakter der Blüthe,

„der Frische und des Weitertreibens, welchen sie trägt, sind die untrüg-
„lichsten Zeichen, dass auf ihrem Boden allein für die neuere
„Kunst ein frisches, lebendiges Gewächse aufschiessen kann.
„Selbst grosse und in einer ganz anderen Welt erzogene Ausländer haben
„diess Gefühl beim Anblicke der selben gehabt. Canova, von den Skulpturen
„des Parthenon kommend, urtheilte, ergriffen von der Eyck'schen Kunst:
„jeder Schritt, von Rafael's Kunst aus weiter gethan, stürze sie hinab, auf
„dem Grunde Eyck's aber sei ein unendliches Gebäude zu bauen." —

Diess aber war der Grund des deutschen Geistes; und nun bedenke man sich ernstlich, ehe man auch eine Erscheinung wie Schinkel glaube abthun zu dürfen mit der kurzen Charakterisirung als ein undeutscher Antikisirer. Es werden wohl andere Gründe gewesen sein, weshalb der schaffende Architekt seiner Preussischen Heimath die Schönheit der Kunst meist nur eben in sog. „klassischen" Formen vor Augen zu stellen vermocht hat, und ein wenig Licht fällt auf diesen merkwürdigen Umstand wohl auch aus der eigenthümlichen Affaire, in welcher der soeben angeführte Brief Schinkel's bereits einen Theil — und nicht den mindest werthvollen — gebildet hatte. Goethe war im Sommer 1815 zum anderen Male am Rhein, Main und Nekar gereist, hatte die Sammlung der Boisserée in Heidelberg wiederum studirt und bewundert und im Oktober nach gemeinschaftlicher Fahrt von Heidelberg bis Würzburg von Sulpiz Boisserée Abschied genommen: „Da uns Beiden der Abschied wehe that, so war es besser auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen" heisst es in den Annalen von 1815, und an Boisserée selbst schrieb er im Juni: „Nicht zuviel sage ich, wenn ich Sie versichere, dass ich täglich und stündlich Ihrer gedenke, und nicht zu fromm drücke ich mich aus, wenn ich hinzusetze: in meiner Art von Gebet." Im November des selben Jahres kehrten zwei Preusische Staatsmänner, der Frhr. Stein zum Altenstein (1817—1840 Kultusminister) und der Kammergerichtsrath Eichhorn (Altensteins Nachfolger 1840—1848), nach Abschluss des zweiten Pariser Friedens aus Frankreich zurückreisend, bei den Gebrüdern Boisserée in Heidelberg ein und suchten sich, begeistert durch den Kunstwerth ihrer Sammlung, über die Möglichkeit eines Ankaufes durch den Preusischen Staat bei ihnen zu informiren. Diess war der Anfang eines lange hingezogenen Verhältnisses, das zu einer (damals) recht charakteristischen Lösung führte. Im Sommer 1816 ward Schinkel als Sachverständiger nach Heidelberg gesandt, um womöglich den Kaufvertrag abzuschliessen. Es war zweifellos ein sehr schöner und richtiger Gedanke der kunstsinnigen Staatsmänner, dass das aus seinem Elend soeben wieder zu besonderem Ansehen unter den deutschen Staaten siegreich emporgestiegene Preussen dem in den Freiheitskriegen herrlich bethätigten nationalen Zuge des Volksgeistes seinerseits auch auf dem Gebiete der deutschen Kunst durch Aufnahme dieser insonderheit deutschen Sammlung an dem Mittelpunkte seines Landes einen ebenso werthvollen wie bedeutsamen Ausdruck geben möge. Zugleich wäre damit eine gewisse Verbinduug der neu erworbenen rheinischen Provinzen mit der Hauptstadt des altpreussischen Gebietes auf edelste Weise hergestellt worden. War denn auch Schinkel für die Verwirklichung dieses Gedankens ebenso eingenommen wie für die Erkenntniss von seiner Bedeutung vor Allen befähigt, so fanden sich die Gebrüder Boisserée gerade durch die persönliche Bekanntschaft mit diesem hervorragenden Preussischen Künstler mehr als durch irgend etwas moralisch bestimmt, auf ihre eigene Verpflanzung nach Berlin, wo „solche Männer" lebten und wirkten, grosse Hoffnungen zu setzen. Anders scheint von vornherein Goethe über diese Versetzung der rheinischen Schätze in die „Korallenriffe" der Mark Brandenburg gedacht zu haben; denn noch ehe Schinkel selbst mit ihm

auf seiner Hinreise nach Heidelberg über den Preussischen Plan in Weimar Rücksprache genommen, äusserte der Meister zu Epiphanias 1816 in einem Gedichte an Sulpiz Boisserée folgende Ansicht:

„Hast den Anker fest im Rheine liegend
für das wohlbeladene Schiff;
bleibe doch in Neckarbuchten schmiegend!
Hier ist kein Korallenriff.
Aber da, wo jeder Tag erzeuget
Hinderniss auf Hindernisse thürmend auf,
oder schlimmer noch sie wiegend beuget,
richtetest Du wohl dahin den Lauf?“

Das war ein Prophetenwort gewesen! — Die Gebrüder Boisserée verlangten für die Ueberlassung ihrer Schätze an den Preussischen Staat ein Kapital von 200,000 fl., ferner eine Rente gleich den 5% Zinsen eines ebenso grossen Kapitales bis zu ihrem Tode, alsdann ein geeignetes Lokal zur Aufstellung der Sammlung und für ihre eigene Wohnung in Berlin, sowie endlich die Stiftung eines Kapitales von 100,000 fl. zur Unterhaltung und Vermehrung der Sammlung von Staatswegen. Schinkel, von dem hohen Werthe der Kunstschätze überzeugt, glaubte im ernstlichsten Interesse seiner Regierung zu handeln, wenn er dringend dazu rieth, auf diese Bedingungen hin den Vertrag endgiltig abzuschliessen. Anders dachte der Preussische Finanzminister, damals ein Graf Bülow, der schon im Januar 1817 ein mit folgenden künstlerischen Gründen bewehrtes Votum in's Feld geführt hatte: die Bilder seien meistentheils von zu kleinem Format, — nicht gross genug, um dem grossen Publikum in einem Museum zu genügen, sondern nur für „Kenner“ in einem „Cabinet“ von Werth. Für das selbe Geld könnte man nach eigenem Gutdünken das geplante Museum in Berlin mit grösseren Bildern von allgemeinerem Interesse (d. h. weniger deutsch-nationaler Herkunft?) versehen. Schinkel's Erwiderung war eine doppelte Frage: „Wer kann das Gesetz vertheidigen, dass nur grosse Kunstwerke für ein Museum passen, wobei also der Zollstock entschiede? Wozu erhält man Museen? Dass dass Publikum etwas werde, oder dass es bei seiner Armuth an Gedanken, wie von anderen Amüsements, leere Stunden damit vertrödeln soll?“ Die schliessliche Antwort auch auf solche Fragen blieb aber die betrübliche Thatsache, dass die offiziellen Verhandlungen abgebrochen wurden. Doch versuchten die dabei interessirten Staatsmänner und Künstler noch immer den Gedanken am Leben zu erhalten, gegen dessen Ausführung man sich nicht allein von dem, an sich wohl zu berücksichtigenden, finanziellen Standpunkte geregt zu haben scheint. Denn aus dem Jahre 1817 findet sich unter den noch unveröffentlichten Briefen von Sulpiz Boisserée an Schinkel auch folgendes Blatt:

„Ueber unsere Angelegenheit sage ich nichts. Was soll ich Bekanntes „wiederholen, oder mich auf Schwierigkeiten einlassen, die theils einen zu „allgemeinen, theils einen zu besonderen und gehässigen Grund haben? — „Mögen anmassende, von Bertram's Laune misshandelte, Juden — mögen „gewisse Leute, denen unsere Freundschaft mit Goethe in der Seele zuwider „ist, mag endlich die unbekannte Zahl von Neidern uns verleumden, mögen „sie versuchen das mit der Regierung geknüpfte Verhältniss zu zerreissen — „wir wollen es nicht hindern; denn ist Berlin der rechte Ort für uns, so „müssen sie nicht durchdringen können. — Der in diesem Augenblicke im „2. Rhein- und Main-Hefte („Kunst und Alterthum am Rhein und Main“, „herausgegeben von Goethe) erscheinende Aufsatz: „Neudeutsche religiös-„patriotische Kunst“ wird ohne Zweifel jenen Herrn noch neuen Stoff

„zu ihren Umtrieben liefern. Goethe hat mir ausser dem Titel nur wenig „Worte darüber geschrieben. Es wäre höchst seltsam, wenn dieser jetzt von „einigen Leuten auf eine sehr abgeschmackte Weise verketzerte Freund „gerade durch eine in Beziehung auf uns völlig absichtslose Schrift zur Ent- „scheidung unseres künftigen Lebens beitrüge."

So schrieb Boisserée noch im April 1817 ziemlich hoffnungsvoll, und in der That scheinen die Sammler auch ihrerseits den Abschluss der Verhandlungen mit Berlin noch haben hinauszögern wollen, vielleicht eben bis zum Erscheinen jenes von Goethe erwarteten Aufsatzes, welcher, wie sehr auch dem Missverständnisse ausgesetzt, den Werth gerade ihrer Sammlung als solcher (wie sie hofften), im Gegensatze zu irrigen Kunstrichtungen, den sparsamen Käufern auf's Neue zu Gemüth führen würde. Am 27. Sept. 1816 hatte Goethe selbst an Sulpiz geschrieben: „Ein Aufsatz geht voran: die Geschichte der neuen frömmelnden Unkunst. In 50 Jahren begreift kein Mensch diese Seuche, wenn Gleichzeitige den Verlauf nicht bewahren. Indessen soll möglichste Schonung herrschen; das kann aber nur im Ausdruck sein, denn an der Sache ist nichts zu schonen." Man sieht, in welchem — für uns gewiss sympathischen — Sinne jene Sammlung von Goethe aufgefasst ward: nämlich nicht nach beliebter Weise als modisches Vorbild unzeitgemäss imitatorischer Scheinproduktion, wie sie hernach, ihm zum besonderen Widerwillen bei den sog. „Nazarenern" und getauften „Juden" der Römischen Kunstgenossenschaft aufkam und die Talente mit fortriss, — auch nicht aber lediglich als historisches Kuriosum und todter Stoff, sondern durchaus als selbstlebig originales Beispiel, wie Kunst aus deutschem Geist und an deutscher Natur sich in das Leben der Form und Farbe wirkt. „Was ist deutsch?" und „was ist Kunst?" liess sich wohl daran erlernen, nicht aber: „was und wie malen wir, um heute recht deutsch und fromm zu erscheinen?" Und gerade in diesem Sinne wäre der Ankauf der Sammlung von weit höherer Bedeutung gewesen, als wenn es sich dabei nur gehandelt hätte, einer Zeitmode staatlichen Vorschub zu leisten. — O Ironie der Geschichte! Nach mehr als 50, nach 70 Jahren erwirbt der selbe, ehedem so sparsame Staat für das Berliner Museum gerade die nazarenischen Fresken der römischen „*Casa Bartholdi*", um nun auch jene längst verblasste Mode als historisches Denkmal deutscher Kunst zu museifiziren! Umsonst hätte also Goethe geredet, wenn er damals den versprochenen Aufsatz selbst geliefert. Doch schon am 29. Juni 1817 heisst es in einem anderen Briefe Boisserée's an Schinkel, der ausserdem das schönste Zeugniss von dem Kunstsinne des Schreibers ablegt:

„Sie können sich denken, dass wir nicht wenig verwundert waren, den „Aufsatz über Neudeutsche Kunst von Hofrath Meyer zu finden, da wir so „bestimmt erwartet hatten, er würde von Goethe selbst sein, wo sich dann „schwerlich irgend ein Unbefangener zu beklagen gehabt hätte. Sie wissen: „unser Glaubensbekenntniss ist, dass die Kunst aus der freien Nachbildung „der Natur und des (sinnlichen und geistigen) Lebens her- „vorgehen müsse, dass also alle älteren Kunstwerke, welcher Zeit sie seien, „den Künstlern nur dienen können zu lernen, wie ihre Hervorbringer „bei dieser schöpferischen Nachbildung verfahren, nicht aber „sie selbst nachzuahmen. Und nun sollten wir uns eine Kunst als „absoluten Canon gefallen lassen, von der wir nur plastische Werke „kennen, und deren Geist und Wesen von unseren Natur- und Lebens- „Verhältnissen, Glaube, Sinn- und Denkweise, am Weitesten entfernt ist!" —

Im Jahre 1818 hatten sich endlich alle Hoffnungen auf die Uebersiedelung der Sammlung nach Berlin zerschlagen. Es wird angenommen, dass dabei auch

die Nothwendigkeit des Neubaues eines Schauspielhauses miteingewirkt habe. Das alte Berliner Haus war 1817 abgebrannt. Schinkel bekam den Auftrag, einen neuen Monumentalbau zu schaffen: das erste grosse Hauptwerk seines architektonischen Genie's (1818—1821). Wir wissen aus den Veröffentlichungen seiner Reformpläne für den Theaterbau, die im Jahrgang 1887, III unserer „Blätter" erschienen sind, dass der Künstler, schon vor dem Brande des alten Theaters, eine völlige Umgestaltung des Theaters, in vielfach echt Bayreuther Sinne, geplant hatte, dass er aber vor die praktische Ausführung und in die Mitte aller thatsächlichen Ansprüche und Einsprüche gestellt, von seinen kühnen Reformideen wieder abgehen und sich auf das architektonische Meisterwerk als solches beschränken musste. Eine Bestätigung dessen lesen wir jetzt in einem Briefe Boisserée's an Schinkel vom 4. Februar 1822:

„Wenn man die Verwickelung und Gebundenheit der Aufgabe betrachtet, „so überzeugt man sich, dass die Aufopferungen, welche Ihnen die „Lösung derselben aufgelegt, Sie gewiss mehr geschmerzt haben, als die „Ungerechtigkeit, welche die ohne Rücksicht auf die Bedingungen Urtheilenden „sich gegen Sie haben zu schulden kommen lassen. Indessen wird Niemand „mit Wahrheit sagen können, dass Sie für diese Aufopferungen sich nicht „auf das Rühmlichste zu entschädigen gewusst, und da, wo Sie freien Spiel- „raum hatten, oder sich verschafft haben, nicht Ihre Kunst auf das Schönste „entwickelt hätten. Dabei muss man noch ganz besonders das Verdienst „anerkennen, welches sonst Keiner der jetzigen Baumeister sich bei Aus- „führung eines Theaters erworben hat, dass Sie nämlich den übrigen „Künsten Veranlassung gegeben haben, in grösserem Umfang mitzuwirken. „Diess Letztere allein nimmt schon allen Dank des wahren Kunstfreundes „in Anspruch. Man kann auch in dieser Hinsicht Ihren Theaterbau eine „Begebenheit nennen, und darf sich gewiss sehr günstige Folgen für die „weitere Beförderung und Ausbildung der Kunst in Deutschland davon ver- „sprechen." —

Mit diesen schönen Worten entfernt sich der kunstsinnige Mann aus unserem Gesichtskreise. Seine Sammlung, welche im Jahre 1819 durch Gunst des Königs von Württemberg in Stuttgart Aufstellung gefunden, ward 1827 durch König Ludwig I. von Bayern für die Gallerie seines Schlosses Schleissheim erworben, von wo sie später an die Münchener Pinakothek übergeführt ward. Der Kaufpreis war 120 000 Thaler. — Und indem wir so zu guter Letzt auf Bayerischem Boden und bei Alt-Wittelsbacher Kunstpflege angelangt sind, winkt uns noch einmal auch der Gral und wirft seinen Schein auf den Namen „Sulpiz Boisserée" zurück. Gerade vor 50 Jahren, 1839, erschien zu München die Schrift des trefflichen Kunstfreundes „Ueber den Tempel des heiligen Gral." In dieser geweihten Sphäre christlich-deutscher Symbolik, wo uns „der Glaube lebt", da habe denn Goethe auch das letzte Wort, wie er es noch einen Monat vor seinem Tode an Sulpiz Boisserée geschrieben:

„Wir müssen einsehen lernen, dass wir dasjenige, was wir im Einfachsten „geschaut und erkannt, im Zusammengesetzten supponiren und glauben müssen; „denn das Einfache verbirgt sich im Manigfaltigen, und da ist's, wo bei mir „der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wis- „sens ist."

H. v. W.

Geschäftlicher Theil.

Berlin, den 1. März 1889.

N.W. Dorotheenstrasse 38/9.

An

die verehrlichen Zweigvereinsvorstände und Ortsvertreter des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Unter Hinweis auf § 21 unserer Satzungen, welcher die Verwendung von 35 % der Netto-Einnahmen des Vereins zum Ankauf von Eintrittskarten zu den Bühnenfestspielen zu Gunsten der Vereinsmitglieder bestimmt, erlauben wir uns die verehrlichen Zweigvereinsvorstände und Ortsvertreter dringend zu ersuchen, in Anbetracht der diessjährigen Festspiele die Jahresbeiträge ihrer Mitglieder gemäss § 7 der Satzungen bis spätestens den 30. April dieses Jahres an den Kassirer der Zentralleitung, Herrn Geheimrath Erdtmann, Berlin N.W., Unter den Linden 72/3, gefälligst einsenden zu wollen.

Nach diesem Datum einlaufende Zahlungen können nicht mehr in die zur Vertheilung von Freikarten nothwendige Berechnung hereingezogen werden.

Zur Hebung von Zweifeln wird bemerkt, dass nach dem strengen Wortlaute der §§ 7 und 8 der Satzungen nur den Ortsvertretungen die Verpflichtung auferlegt ist, in Festspieljahren die Beiträge bis zum 30. April einzusenden. Diess beruht offenbar auf einem Versehen, welches wohl bei der Generalversammlung 1888 übersehen wurde. Wir glauben voraussetzen zu dürfen, dass bis zur Ergänzung des betreffenden Paragraphen in der nächsten Generalversammlung die sinngemässe Anwendung obiger Bestimmung auch auf die Zweigvereine ohne Weiteres anerkannt werden wird.

Schliesslich möchten wir die dringende Bitte aussprechen, die Zeit bis zum Beginn der Festspiele, besonders aber die Monate März und April, recht eifrig zu benutzen, um der Sache Richard Wagner's neue Freunde, dem Verein neue Mitglieder zuzuführen.

Ein zu diesem Zwecke erlassener Aufruf, von welchem wir ein Exemplar hier beifügen, steht in grösserer Anzahl zum Zwecke der einzuleitenden Agitation zur Verfügung. Auch Beitrittsformulare nach beiliegendem Muster bitten wir nach Bedarf von uns zu verlangen.

Von dem Erfolge Ihrer Bemühungen wird es wesentlich abhängen, wie grosse Vergünstigungen den Vereinsmitgliedern beim Besuche der diessjährigen Festspiele werden gewährt werden können.

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Graf von Waldersee,
Contreadmiral à la suite der Marine,
I. Vorsitzender.

von Vignau,
Major z. D.,
I. Schriftführer.

Mittheilungen der Zentralleitung.

1) Die Ortsvertretung in Iserlohn hat sich aufgelöst, nachdem das bisherige einzige Mitglied, Herr Robert Huyssen daselbst, verstorben ist.
2) In Mainz ist durch Herrn E. Humperdink eine neue Ortsvertretung gebildet worden.

3) Die durch den Tod des Musikdirektors Filitz in Landeshut i./Schles. erledigte Ortsvertretung ist dem Gymnasial-Oberlehrer K. Muthreich daselbst übertragen worden.
4) In Leoben (Steiermark) ist durch Herrn Bergakademiker Wolfgang Kummer eine neue Ortsvertretung gebildet worden.
5) Herr Buchhändler Th. Riese (W. Erbe's Buchhandlung) in Spremberg hat die dortige Ortsvertretung niedergelegt, nachdem das bisherige einzige Mitglied, Herr Landrath Hoffmann, nach Düsseldorf versetzt worden ist.
6) Seitens der Zentralleitung ist für den Erbprinzen zu Hohenlohe-Langenburg, welcher durch Abwesenheit dauernd verhindert ist, auf Grund des § 13 Absatz 2 der Satzungen der Professor Dr. B. A. Wagner zu Berlin als stellvertretendes Mitglied der Zentralleitung gewählt worden.

Vereinsnachrichten.

Aachen-Burtscheid. Zweigverein. II. Vereinsabend zu Aachen, 13. Februar: Worte der Erinnerung an R. Wagner. Scenen aus dem III. Aufzuge des „Parsifal". Die Rheintöchter in der „Götterdämmerung". Scenen aus dem III. Aufzuge der „Meistersinger". Mitwirkende: Hr. Konzertsänger Dr. Wüllner aus Köln, die Konzertsängerinnen Frau Mensing-Odrich und Frau Emilie Wirth aus Aachen. Leitung: Hr. Musikdirektor E. Schwickerath.

Baden-Baden. Zweigverein. Erinnerungsfeier, 12. Februar: Huldigungsmarsch, 8 hdg. Elisabeth's Gruss an die Sängerhalle. Siegfried-Idyll f. Pianoforte u. Streichquintett. Liszt, Mignon. Die Rheintöchter in der „Götterdämmerung". Lohengrin I. König und Telramund. Siegfried's Rheinfahrt f. Pianoforte u. Streichquintett. Arie des Adriano. Liszt, Mazeppa, f. 2 Pianoforte zu 4 Händen. Mitwirkende: Frau Luise Reuss-Belce, Grossherzogl. Hofopernsängerin von Karlsruhe, Frl. Lilli Oswald, Pianistin, Frl. Jenny Krasselt; die Herren Felix Mottl, Grossherzogl. Hofoperndirektor in Karlsruhe, Bernh. Greger, Grossherzogl. Hofopernsänger a. D., Cornelius Rübner, Hofpianist, Konzertmeister Krasselt, Bletzer, Champiomont, Thieme, Kretschmar, Hilbert, Mitglieder des Städt. Kur-Orchesters.

Berlin. Wagner-Verein. Gedächtnissfeier in der Philharmonie, (5. Februar) in Anwesenheit Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin: Parsifal, Vorspiel, am heiligen Quell, Amfortas' Gebet und Erlösung. Meistersinger, Volksgesang „Wach auf", Davids Meisterregeln, Vorspiel zum III. Akt, Sachs und David, Sachs und Eva, Scene, Quintett, Sachs' Anrede an das Volk. Mitwirkende: Frl. Elisabeth Leisinger, Kgl. Pr. Hofopernsängerin, Frau Johanna Wegner, Herr Franz Betz, Kgl. Pr. Kammersänger, Herr Carl Hill, Grossherzogl. Mecklenb. Kammersänger, Herr Julius Lieban, Kgl. Pr. Hofopernsänger, Herr Hermann Winkelmann, K. K. Kammersänger aus Wien, der verstärkte Klindworth'sche Chor, die auf 90 Künstler verstärkte Philharmonische Kapelle. Leitung: Herr Professor Karl Klindworth.

Bologna. Zweigverein. Begründet am 12. Juni 1887. Im Jahre 1888 ward auf Anregung des Vereins die Aufführung von „Tristan und Isolde" zur Feier des Universitätsjubiläums verwirklicht, wobei das Ehrenmitglied des Vereins, Cav. Giuseppe Martucci, als musikalischer Leiter das grösste Verdienst sich erwarb. Auf der internationalen musikalischen Ausstellung sorgte der Verein für eine Zusammenstellung der Werke und Schriften des Meisters, nebst Autographen und sonstigen Erinnerungen, wofür die Jury ein Anerkennungsdiplom ausfertigte. Am 13. Febr. 1889 fand eine Gedenkfeier im Verein statt, indem Sgr. Corrado Ricci einen Vortrag hielt, dem eine musikalische Aufführung unter Mitwirkung des Cav. G. Martucci und ausgezeichneter Bologneser Künstlerkräfte folgte. In der Vereinsversammlung vom 10. Febr. wurden als Vorstandsmitglieder gewählt: Sgr. Alfredo Bonora, Conte Luigi Salina, Cav. Leopoldo Lambertini, Adolfo Zuffi, Schriftführer, und Pietro Golletti, Cassier. Mitgliederzahl: 72.

Düsseldorf. Zweigverein. Aus dem Vereinsberichte über das Jahr 1888 entnehmen wir zur Ergänzung unserer früheren Mittheilungen noch das Folgende: 17. Mai, Vortrag von Hrn. Mus.-Dir. Willemsen über R. Wagner und die Festspiele in Bayreuth, 7. Juni, „Beethoven," vorgelesen von Hrn. L. Dingeldey, 14. Juni, II. Damen-Abend, Verwandlungsmusik und Amfortas' Klage (Hr. Linck aus Aachen, Klav. Hrn. Dingeldey und Willemsen), Zwiegesang aus dem „Fl. Holländer" (Frau E. Sohn und Hr. Dingeldey), „Wie duftet doch der Flieder" (Hr. Linck), Liszt's Loreley (Frau Sohn), Wotan's Abschied (Hr. Linck), 11. Juli, III. Damen-Abend, Vorlesung und Erklärung der Meistersinger durch Hrn. L. Dingeldey, 26. Oktober, IV. Damen-Abend, Pogner's Anrede (Hr. Josef Staudigl, Kammersänger aus Berlin), Adagio und Scherzo aus Schubert-Liszt's Wandererphantasie. (Hr. Dingeldey), Gesänge von Schubert (Hr. J. Staudigl), Liszt's Mignon,

Improvisation aus „Tristan“ (Hr. Dingeldey), Wotan's Abschied (Hr. Staudigl), 8. November, „Die I. Aufführung der IX. Symphonie in Dresden, vorgelesen von Hrn. L. Dingeldey, 27. Nov., V. Damenabend, Vorlesung: „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven“, G-moll-Klavierquartett von Mozart, Streichquartett „die schöne Müllerin“ von Raff (Hr. L. Dingeldey, das Schnabel'sche Streichquartett). 2. Dez. „Ein Mahnwort“ von Robert Franz, vorgetragen von Hrn. Willemsen. — Im Ganzen fanden statt: 2 Vorversammlungen, 3 Generalversammlungen, 8 Herrenabende, 5 Damenabende, 11 Vorstandsitzungen. Der Vorstand für 1889 besteht aus den Herren: Musik-Dir. Willemsen, Otto Stein, Albert Aders, L. Dindeldey, Reg.-Baumeister Stössell, Felix Bagel, Reg.-Rath Fischer von Treuenfeld, Wilh. Beckmann. Mitgliederzahl: 234.

Graz. Zweigverein. Erinnerungsfeier, 12. Febr. Rheingold I. und III. Scene, mit Gesangskräften des Stadttheaters und Dilettanten, Klavier: Hr. Dr. W. Kienzl. Vorher: Erläuterung des Rheingold-Dramas durch Herrn Fr. Hofmann. Nachher: Bericht über die Heimbringung der Leiche C. M. v. Webers's, Trauermusik, Rede am Grabe, Chor zu Weber's Bestattung. — 25. Febr. Vortrag des Herrn Dr. Arthur Seidl aus München: Ueber musikalische Erziehung.

München. Zur Vorfeier des 13. Febr. veranstaltete der Orden vom Gral vor geladener Zuhörerschaft am 10. Vormittags eine Gedenkfeier in Form eines von Herrn Privatdozenten Dr. Wolfgang Golther gehaltenen Vortrages über „die dichterische Behandlung der Stoffe in den Werken Richard Wagners.“

Oels. Zweigverein. Die erste öffentliche Kundgebung des Vereines am 24. Februar bestand sehr löblicher Weise in einem Vortrage des Herrn Seminarmusiklehrers Winkelmann über „die Meistersinger von Nürnberg“ mit musikalischen Erläuternngen, an denen sich der Gesangverein für gemischten Chor und der Seminarchor, sowie einige künstlerische Privatkräfte aus der Stadt Oels betheiligten.

Riga. Wagner-Verein. 30. Januar, Studienabend: Vorspiel der „Götterdämmerung“: Nornen-Scene und Siegfried's Abschied von Brünnhilde. (1. Norn — Frl. Elisabeth Kolberg; 2. Norn — Frau Prof. Joh. Bischoff; 3. Norn — Frau v. Zur-Mühlen; Brünnhilde — Fr. Gabriele Müller-Lichtenegg; Siegfried — Hr. von der Würzen; Klavier — Hr. Kapellm. O. Lohse.) Reihenfolge: wie sonst. — Konzert-Cyklus O. Lohse (für das neue „Patronat“). Dritter Abend, 28. Dezbr.: Streichquartett v. Mozart, Variationen für das Klavier v. Haydn, 2 schottische Lieder v. Beethoven, Ständchen v. Schubert, Septuor v. Beethoven, Duett aus „Euryanthe“ v. Weber. — Vierter Abend, 24. Jan. As dur-Sonate v. Weber, Lieder v. Schubert, Sonate v. Mendelssohn, Lieder u. Variationen v. Schumann, Terzett a. d. Oper „Der Barbier von Bagdad“ v. Cornelius, Quartette (für Gesang) v. Brahms.

Utrecht. Wagner-Vereeniging. 12. Febr.: An Weber's Grabe, Gebet aus den „Feen“, „der Engel“, „Träume“, „Schlaf holdes Kind“, Albumblatt für Viol., Brautchor aus „Lohengrin“, II. Aufzug des „Tannhäuser“. Mozart, Violinkonzert D-dur, Bach, Andante aus dem 1. Violinkonzert. Mitwirkende: Frl. Nanny de Roemer (Amsterdam), Frl. Louise Mulder (Utrecht), Hrn. Joseph Cramer und T. B. M. Stachelhausen (Amsterdam).

Wien. Zweigverein (Ak. W. Ver.) II. Intern. Musikabend 29. Dez. 1888: J. S. Bach, Orgelpräludium (Hr. Wilfert). Mozart, Kyrie d-moll (Vereinschor), Beethoven, Serenade D-dur op. 8 (Hr. Kreuziger, Stecher, Kretschmann), „Schlaf, holdes Kind“, Weber, Unbefangenheit (Frln. M. Walter). Albumblatt As-dur (Hr. Wilfert), Liszt, XIII. Psalm (Herr Kammersänger H. Winkelmann, Hrn. Föll und Wilfert, Chor). — 16. Febr. Vortrag des Herrn Dr. Arthur Seidl aus München: Die Kunstlehre der „Meistersinger.“ — 29. Febr., grosse Musikaufführung: Liszt, Marsch der heiligen drei Könige. Anton Bruckner, VII. Symphonie E-dur. Vorspiel, neue Einleitung und I. Scene des „Tannhäuser“. (Frau Amalie Materna und Herr Ferdinand Jäger.) — Am 26. Jan. fand die Generalversammlung statt, in welcher der Vereinsvorstand für 1889 gewählt ward: Hr. Dr. Victor Boller, Obmann; Hr. Prof. Dr. Alois Höfler, Obmann-Stellvertreter; Hr. Dr. Rob. Steinhausen, Hr. Prof. Josef Schalk, Hr. Hubert Steiner, Schriftführer; Herr Gustav Schur, Kassier; Hr. Theodor Köchert, Archivar; Hr. E. v. Hartmann, Hr. Dr. W. Dlauhy, Beiräthe. — Der XVI. Jahresbericht des Vereins ist erschienen. — Der I. Intern. Abend d. J. findet am 7. März statt. —

Am 13. Februar war das Richard Wagner-Museum in Wien, Alléegasse 19, unentgeltlich geöffnet und ward von mehr als 1000 Personen besucht. —

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

IV.

Gieb der Welt, auf die du wirken willst, die Richtung des Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. (Schiller.)

V.

Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. (Goethe.)

Erziehung, Unterricht und Idealismus.

Von Wolfgang Körber.

II.

Wahre geistige Freiheit würde heutzutage nur dem zu eigen sein, welcher gar nichts oder alles gelernt hätte. Um das Ideal des Menschenthums zu erreichen, müsste er das beste Herz, das reinste Gemüth und die feurigste Thatkraft besitzen. Aber es wird zu uns niemals ein Parsifal oder ein an die Grenzen seines Wissensdurstes gelangender Faust herniedersteigen; darum wollen wir an die durch die thatsächlichen Verhältnisse uns gegebenen Errungenschaften des Geistes uns halten und zusehen, ob mit ihrer Hilfe die Zukunft nicht würdiger und schöner sich gestalten lasse, als wir die geistigen Zustände der Gegenwart gestaltet sehen.

Die Thaten des Geistes können nur für denjenigen fruchtbar gemacht werden, welcher ihr Werden miterlebt. Dem jugendlichen Geiste dieses Werden und Wachsen mitzutheilen, ihn mitarbeiten zu lassen an Aussaat und Ernte dessen, was an edelster geistiger Nahrung im Laufe der Zeiten herangereift ist, das ist die Aufgabe des Unterrichtes. Während die Erziehung ihren Schwerpunkt in der sittlichen Bildung sucht und innerhalb der durch das häusliche Leben bestimmten Grenzen sich vollziehend den Blick für das Kleine schärft, soll der Unterricht mit Hilfe des abstrakten Denkens aufhellen, was dem nur auf die Erscheinungswelt gerichteten Blicke verschlossen bleibt, und das Leben des Seienden bis zu dem Grade verstehen lehren, dass der Unterrichtete sich tüchtig zeige, selber in dieses Leben einzugreifen. Da also die Forderungen des Unterrichtes vornehmlich an die Denkkraft gerichtet werden, so sollte vernünftiger Weise die Lehrzeit des Kindes erst in dem Alter beginnen, wo sein Gehirn zu den Anfängen abstrakten Denkens und zur Aufnahme des Lernstoffes reif geworden ist, also etwa im achten Lebensjahre. Das recht geartete Kind bringt voll gutes Muthes alles, was es an Herz und Gemüth besizt, in die Schule mit und überantwortet die Früchte seiner Erziehung dem Lehrer, dass er sie

für ein höheres, geistiges Leben nutzbar mache: Liebe und Ehrfurcht, Lust und Kraft zur Arbeit, Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, eine das Grosse der menschlichen Bestimmung ahnende Phantasie. Die Kunst des Lehrers nun, auf die harmonische Ausbildung der geistigen Kräfte gerichtet, wird ihre Aufgabe darin suchen, in jedem einzelnen Unterrichtsgegenstande den Verstand, das Gemüth und die Phantasie möglichst gleichmässig und gleichzeitig in Anspruch zu nehmen. Dass unsere Pädagogik einer so vielseitigen Kombination ihrer Lehrmittel gewachsen sein könne, beweisen die höchst anerkennenswerthen Erfolge unsrer Volksschullehrer, welche trotz eines meist sehr ungefügen Schüler-Materials ihren Unterricht, der es doch zum grössten Theil nur mit der mechanischen Aneignung des Schreibens, Lesens und Rechnens zu thun hat, geistig zu beleben wissen. Unsere Elementarschulen überhaupt — besonders die sogenannten Vorschulen an den höheren Unterrichtsanstalten — sind so eingerichtet, dass für die drei ersten Schuljahre der Jugend sich nichts anderes wünschen lässt als eine Beibehaltung der bisherigen Organisation. Desto schärfer wird die Kritik von der heute zu Recht bestehenden Unterrichtsart der höheren Lehranstalten — Gymnasien und Realgymnasien — herausgefordert. Für den wenigstens, welcher von der Schule ausser der geistigen Zucht, welche die Beschäftigung mit abstrakten Wissensgebieten übt, auch die Erziehung zu einer religiösen und idealen, d. h. deutschen Lebensauffassung erwartet, bietet das Unterrichtswesen der Gegenwart mit dem Wirrwarr der in den Schulen verabreichten geistigen Nahrung, welche aus allerhand fremden Sprachen, Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie und einer Wenigkeit Religion und Deutsch besteht, das Bild grösster Zerrissenheit und Unvollkommenheit dar. Noch ist die deutsche Schule, welche neben der Bildungsfähigkeit des Geistes auch der Sehnsucht des Gemüthes ihr Recht werden lässt, ein unerfüllter Wunsch geblieben; aber die „Bayreuther Schule“ hat das Recht und die Pflicht, der Hoffnung, dass ihr innigster Wunsch sich einst erfüllen werde, in dem Bilde einer wahrhaft deutschen Schule einen klaren und energischen Ausdruck zu geben.

Der Geist des jugendlichen Menschen eignet sich bei einer vernünftigen Methode des Unterrichts willig und rasch den ihm dargebotenen Lernstoff an und kann, sofern der Lerntrieb in geschickter Weise geleitet wird, vermöge der ihm eigenthümlichen Frische schon in früher Zeit einen erstaunlichen Umfang des Wissens erreichen. Aber die geistige Frische muss gelähmt und endlich ertödtet werden, wenn das Wissen, anstatt in die Tiefe zu führen, in die Breite geleitet wird. Wie ein Wanderer, ebene, breite Fluren durchmessend, im Beginne seines Weges reiche Eindrücke empfängt von den Bildern, die an seinem Auge vorüberziehen, bald aber, müde des Schauens und gleichgiltig gegen die Schönheiten der Landschaft, in welcher kein wesentlicher Wechsel der Bilder seine Empfindungen hebt, seine Kraft ermattet fühlt, zumal auch seine Gangart immer die selbe bleibt, so würde

auch der jugendliche Geist abgestumpft werden, wollte man ihn in das breite Fahrwasser unseres Wissens hineinleiten, das für alle die, welche die erfrischende Kraft seiner Quellen nicht erprobt haben, nur leerer und unfruchtbarer Gedächtniss-Stoff bleibt. Wer einen Blick in die Weite erlangen will, muss eine Höhe erklommen haben; je höher aber ein Standpunkt liegt, um so schwieriger und mühseliger ist er zu erreichen. Nur dem Manne kann es bechieden sein, einen wirklich hohen Gipfel der Erkenntniss zu erklimmen; der jugendliche Geist würde bei solchem Unterfangen zerrüttet werden. Darum gilt es, voll guten Zutrauens, doch mit Vorsicht, die Höhe zu ermessen, bis zu welcher die Schule den Jüngling führen darf, diejenige Höhe, von welcher herab er das Leben vor sich ausgebreitet sieht, voll heisser Erwartung, ob er eines der vor ihm liegenden Gebiete, welches seinen Neigungen und Anlagen entspricht, fortan aus eigener Kraft bestellen dürfe.

Erörterungen über den Umfang und den Inhalt des auf der Schule zu vermittelnden Wissens haben von jeher die denkenden Geister unseres Volkes beschäftigt, und der Streit wird noch Jahrhunderte währen, wenn die jetzige Organisation unserer höheren Schulen im wesentlichen erhalten bleibt. Das lässt sich indessen bei der Lebhaftigkeit der Reformbestrebungen, welche gegenwärtig von berufener und unberufener Seite sich kundgeben, kaum erwarten. Es tobt der Kampf zunächst in den Reihen der Schulmänner, von denen die Einen, die sogenannten Realisten, die neueren Sprachen und die Naturwissenschaften auf den Thron der Schule erhoben wissen wollen, während die Gegenpartei, diejenige der Humanisten, den beiden altklassischen Sprachen den höchsten Rang unter den Bildungs-Elementen der Jugend zuerkennt. Die Dritten streben die Einheitsschule an, in welcher dem Alterthum wegen der klassischen Schönheit und des tiefen Gehaltes seine Litteratur und der Neuzeit wegen des praktischen Nutzens ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse und der Kenntniss moderner Sprachen die gleichen Rechte eingeräumt werden sollen. Auch weitere Kreise lassen sich in den Kampf hineinziehen: Universitätslehrer verkündigen ihre Wünsche betreffs einer besseren Vorbereitung der ihnen zuströmenden Jugend, und die Journalisten sorgen durch ihre Tages-, Wochen- und Monatsblätter dafür, dass auch die grosse Menge des Publikums ihre Stellung zu den Prinzipienfragen der Bildung nehme. Dabei wird denn freilich die Hauptsache, als ein theoretisch-langweiliges Gebiet, fallen gelassen und über Dinge geurtheilt, die weniger auf den Unterricht an sich, als auf die Persönlichkeiten der Lehrenden oder Lernenden Bezug haben, wovon die einige Jahre hindurch anhaltenden, heute fast verklungenen Klagen über Ueberbürdung beredtes Zeugniss ablegten. Alsdann giebt es eine Reihe von Worthelden, welche den immerhin ehrwürdigen Bau unserer Schule zertrümmern wollen und für „moderne Ideale“ sich mannhaft ins Zeug werfen, unter welchen sie die Abschaffung des Religionsunterrichtes

und die vollständige Herrschaft der empirischen Wissenschaften verstehen. Praktische Geister endlich möchten den Segen des Jugendunterrichtes aus der Einführung der Schüler in die Volkswirthschaftslehre, Gesundheitspflege, Gesetzeskunde, sogar in die Tiefen der Statistik hervorblühen sehen.

Mit solchen Ansprüchen sich auseinandersetzen lohnt nicht der Mühe. Die Thaten des Geistes, die Errungenschaften des modernen Wissens haben nur für denjenigen Werth, welcher ihr Werden mit durchgemacht hat: unsere Jugend aber kann mit solchen Experimenten nicht ihre Zeit verlieren, auch soll sie garnicht eigentlich zum Wissen, sondern zum Glauben und Schauen erzogen werden. Die Schule ist eben keine Vorbildungsanstalt für die Wissenschaft, sondern für das Leben. Wenn die Wissenschaft immer neue Anstrengungen macht, die Schule für sich zu gewinnen, so stützt sie sich auf die ihr innewohnende Kraft, den Wahrheitssinn zu fördern und vermittelst dieses immer tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen und das Dunkel von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erhellen. Doch mögen die Männer der Wissenschaft bedenken, dass jedes dilettantische Eindringen in ein geistiges Gebiet — und weiter könnten es junge, lebensfrohe Menschen von 11—21 Jahren nicht bringen — zu einem sehr schlimmen Uebel, dem Halbwissen, führt. Die Förderung des Wahrheitssinnes wollen wir den berufenen Erziehern, den Eltern und denjenigen Lehrern überlassen, welche die Gemüthsbildung als ihre vornehmste Aufgabe erachten, und diese werden wissen, dass sie ihre Zöglinge nicht zum Auffinden einer objektiven Wahrheit, die nimmer zu finden ist, nicht zum Lösen der Naturräthsel zu erziehen haben, sondern zu einer edlen, kraftvollen Natürlichkeit, die in der Liebe zum Guten und Schönen, in Freimuth den Menschen, in Demuth dem Göttlichen gegenüber sich ausspricht. Der Schulunterricht aber soll dem Ziele zustreben, vermittelst eines wahrhaft vernünftigen Lehrganges diejenigen Ideale, welche jeder jugendliche Mensch von reinem Gemüthe in sich schlummern fühlt, zu einer lebendigen und stätig wirkenden Kraft des Gemüthes sich entfalten zu lassen. In jeglichem Menschen aber schlummert die Sehnsucht nach Befreiung aus der Dürftigkeit, der Unvollkommenheit, dem Zwange, das Streben, gross und stark und gut zu werden und dahin zu gelangen, dass man nichts mehr zu empfangen braucht, sondern alles aus eigenem Vermögen geben kann. Die Erfüllung eines solchen Sehnens besteht in der bestmöglichen Ausbildung der Leibes- und Seelenkräfte. Die Seele aus dem Dunkel zum Lichte emporführen heisst die Menschen und die Dinge begreifen, in ihren Beziehungen verstehen und auf sie einwirken lehren. Die Kenntnis der Dinge wird durch die Naturlehre vermittelt; die Menschen lernt man kennen, indem man sie als zwiefältige Wesen beurtheilt, in denen Niedrigkeit und Hoheit oder Menschliches und Göttliches gemischt ist. Ueber das Menschliche giebt die Geschichte Auskunft, über das Göttliche die Religion. Den richtigsten Beitrag aber zur Menschenkunde

giebt uns die Sprache, welche im Munde derer, die sie heute sprechen, den Zustand der Niedrigkeit zeigt, in der Litteratur aber durch begnadete Naturen den Stempel göttlicher Hoheit empfangen hat. In der Kenntnis von Natur und Geschichte, Religion und Sprache also liegt die Aufgabe des Jugendunterrichtes. Sie bildet die Grundlage zu einer Weltanschauung, welche im Grossen zu erfassen nur dem Manne vergönnt sein wird, der längst seine Unterrichtsjahre durchmessen hat und in der Schule des Lebens reif geworden ist. Bevor aber die höheren Zwecke des Unterrichts gepflegt werden können, ist es nothwendig, den Stützpunkt für den Aufbau des höheren Geisteslebens zu gewinnen in der Festigkeit geordneten und logischen Denkens, welchem Zwecke neben der Mathematik auch jene grosse Lehrmeisterin idealen Menschenthums, die Sprache, vermöge der in ihr waltenden formalen Gesetze sich dienstbar erweisen wird.

Hiermit wäre der Umfang des der deutschen Jugend darzubietenden Lehrstoffes begrenzt; die Lehrzeit wird — abgesehen von dem Elementarunterricht — ebenso wie heutzutage nicht weniger als neun bis zehn Jahre umfassen, was sich aus dem über den Inhalt der Lehre noch zu Sagenden ergeben wird. Als Schüler denken wir uns für die ersten drei Jahre des Unterrichts die gesamte deutsche Jugend, welche somit einen einheitlichen Unterricht empfängt bis zu der Zeit, wo höhere Gebiete beschritten werden, an deren Bearbeitung nur die stärkeren Geister theilnehmen können. Dem Lehrfache endlich werden nur solche Männer sich widmen dürfen, welche ihr ganzes Willensvermögen der Pflicht opfern und die Jugend durch die Macht und die Tiefe ihrer Persönlichkeit zu freudiger Pflichterfüllung begeistern. Die Kunst der Pädagogik ist erlernbar, aber nur für denjenigen, dessen eigenes Innere der Begeisterung fähig ist.

III.

Religionslehre ist derjenige Unterrichtsgegenstand, dessen Behandlung gegenüber der heutigen Lehrweise am dringendsten der Reform bedarf. Das Verständniss des reinen Christenthums, die Innigkeit des Glaubens kann der Jugend nur verkümmert werden durch die von den ersten Lehrjahren an gepflegte Bezugnahme auf jüdische Mythologie und Volksgeschichte sowie durch das später betriebene wissenschaftliche genaue Eingehen auf die Kirchengeschichte, in welcher leider theologische Spitzfindigkeiten einen weiten Raum einnehmen. Solche Dinge erheben weder das Gemüth noch läutern sie das Urtheil. Die Religionslehre soll mehr zum Gewissen sprechen als das Wissen fördern; darum, zunächst an das Gemüth sich wendend, hat sie unmittelbar an die im elterlichen Hause geübte Erziehung anzuknüpfen und unter möglichster Vermeidung des lehrhaften Tones dasjenige gewissermaassen in ein System zu bringen und zu ergänzen, was treue und fromme Eltern dem kindlichen Gemüthe eingepflanzt haben. Die ersten Jahre des Unterrichtes sind der Sittenlehre gewidmet: es werden dem Kinde alle die Pflichten nahe gelegt, welche es gegen den Nächsten zu erfüllen

hat und als deren höchste die opferbereite Liebe gilt. Die Behandlung des Lehrstoffes nimmt hierbei die schlichte Form von Erzählungen und Gleichnissen an. Das Kind lernt Gutes und Böses unterscheiden, es lernt, dass das Gute nur dann als ein wirkliches Gut zu schätzen ist, wenn es über das Böse obsiegt, dass aber auch dem ernstlichen Willen zum Guten das Vollbringen geschenkt wird. Diese Lehre von der siegreichen Kraft des Guten muss mit ganzer Herzensinnigkeit dem kindlichen Gemüthe eingepflanzt, zum festen Glauben führen und schliesslich zu dem Kerne des christlichen Glaubens, dass der Heiland in die Welt gekommen ist, um das Böse in der Menschenseele zu überwinden, und dass wir alle berufen sind, ihm nachzufolgen, den Blick auf das Kreuz gerichtet. Im zweiten Abschnitt des Schullebens bildet das Leben und Leiden des Gottmenschen den Inhalt der Lehre. Nachdem die Thatsachen der Geschichte des Erlösers durchgenommen sind, werden die Evangelien gelesen mit vorzüglicher Berücksichtigung der Reden und Gleichnisse. Hier wird der Gottesbegriff des Christen als dasjenige erklärt, was zu erfassen dem irdischen Menschen versagt ist, es sei denn, dass er durch die Leiden dieser Welt siegreich hindurchgegangen sei. Nur einer hat den Urquell des Lichtes, das Auge des „himmlischen Vaters“ erschaut, der, welcher seinen Brüdern verkündete: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Soweit das Christenthum lehrbar ist, kann sich die Lehre nur auf diesen Einen beziehen, dessen göttliches Wesen selber wohl unerreichbar bleibt, aber segnend immerdar in der Welt waltet und als untrügliches Zeichen seiner Gnade dem frommen, weltentsagenden Herzen Trost, Frieden und Freiheit fort und fort spendet. Das ist die Lehre, welche aus begeistertem Munde den christlichen Knaben in der Schule ertönen und ihre Herzen für die ewigen Heilswahrheiten empfänglich machen, ihren Glauben vertiefen soll. — Der dritte und letzte Abschnitt des Schullebens führt zunächst den Blick in die Weite und lehrt die Gottesauffassung der Nichtchristen kennen, soweit auch sie den Begriff des Guten, d. h. die Erlösung aus dem Banne der Sünde, finden gewollt oder schon durch dem Christenthum verwandte Herzenszüge gefunden haben. Den Beschluss des Unterrichts bildet die Wiederaufnahme der christlichen Lehre und die Verinnerlichung des Gelernten und Empfundenen durch die Lektüre paulinischer und johanneischer Episteln und ausgewählter, der Auffassung aller Christen, welcher Konfession sie auch angehören mögen, entsprechender Stücke aus den Schriften der Kirchenväter und der Mystiker. Der gesammte Religionsunterricht aber möge von Männern ertheilt werden, welche das Wesen des Christenthums zugleich mit den Zielen des Deutschthums erfasst haben, in einem Geiste, von dessen schon gegenwärtigem Leben folgende Worte eines deutschen Katholiken Zeugniss geben*): „Die ewige Sonne des Christenthums spiegelt sich in den Tiefen

*) Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken 1869—1882. Erzählt von Reinhold Baumstark. S. 145 f.

des deutschen Gemüthes schöner und glänzender als irgendwo. Im Umfang der antiken Bildungsform hat das Christenthum den Untergang der alten Welt nicht aufgehalten, sondern es hat diese Welt als unheilbar verurtheilt und hat selbst in erster Reihe zu ihrer Zerstörung mitgeholfen; erst im Umfang der germanisch-mittelalterlichen Bildung hat es die Welt erobert; diese Erlösungsthat wurde vollbracht im Rahmen der mittelalterlichen Zwangskirche, und es ist eine Thorheit, diese zwängende Schale zu verwechseln mit dem inneren Gehalt und mit dem ewigen Kern. Diesen letzteren hat kein Volk tiefer erfasst und treuer festgehalten als das deutsche Volk; und wenn dereinst die unheilvollen Dünste des italienischen Himmels durch die aufsteigende Sonne einer höheren Bildung hinweggefegt sein werden, dann werden auch die jetzt noch verblendeten Trabanten des heiligen Stuhles erkennen, dass die *Cathedra Petri* in ihrer welthistorischen und ewigen Bedeutung nirgends fester steht, als in diesem so reichen und doch so armen, vor allem aber so heissgeliebten Deutschland, dessen schmerzensvoller Beruf es ist, mit der klaffenden Wunde in der eigenen Brust die Vermittelung zwischen Christenthum und moderner Bildung zu vollziehen."

Die Weltgeschichte, wie sie heute noch allerwärts behandelt wird, ist das Leiden der von Wahngedanken beherrschten Menschheit, ihr Ringen und Kämpfen um nichtige Güter, ein blindes, zielloses Treiben. Von den ältesten Zeiten bis heute ist das Streben theils nach Landbesitz und Reichthum, theils nach physischer Kraft und Ruhm in den Vordergrund getreten und nach unsäglichen Kämpfen und Mühen jene Verschiebung und Vermischung der Volksarten entstanden, unter der alle Völker schwer zu leiden haben. Allmählich gewann die Menschheit an Klugheit und Hinterlist, und an die Stelle roher Eroberer traten die Diplomaten mit ihrem politischen Intriguenspiel. Die Kämpfe wurden unblutiger, aber was an äusseren Opfern den Völkern erspart blieb, wurde durch die Einbusse innerer Kraft reichlich aufgewogen. Das sind die Züge der sogenannten Weltgeschichte und auch desjenigen, was der heutigen Jugend — freilich verhüllt durch die Hervorhebung äusserlicher, materieller Erfolge — im historischen Unterricht vorgetragen wird. Denn ob man auch zumeist eingesehen hat, dass durch eine detaillirte Darstellung von Kriegen, welche früher das Hauptpensum der Lehre bildeten, der Blick in das Weltgetriebe nicht geschärft wird, so hat man sich doch von einer übertriebenen Würdigung von tausend Zufälligkeiten, welche etwa eine Aenderung der Landkarten zur Folge hatten, noch nicht loszusagen vermocht: noch immer bilden Staatsverträge, Friedensschlüsse, hervorragende Thaten der Gesetzgebung, bedeutsame Erfindungen und Entdeckungen die Hauptsache, die stille Arbeit der wahrhaftigen Förderer der Kultur das Beiwerk der Darstellung. In der Weltgeschichte aber hat nicht allein das Streben nach Macht, sondern auch das Rechtsbewusstsein sich Geltung verschaffen wollen, welches jedem

das Seine willig zuerkennt und die Aufgabe des Menschen, der Familie, des Staates nicht darin sieht, von aussen her die Mittel einer intensiveren Lebenskraft an sich zu reissen, sondern in der Ausnutzung der dem Individuum sowohl wie einer durch Sprache und Gesittung verbundenen Gesammtheit verliehenen Kräfte durch Selbsterkenntniss, Mässigkeit und Pflichttreue, Tugenden, die das innere Leben reich, das äussere glücklich machen. Die wahre Kultur blüht nur in demjenigen Gemeinwesen, wo Weisheit und Gerechtigkeit die Herrschaft führen und in die Volksseele eingedrungen sind: die Schwestertugend der Tapferkeit ist dann im einzelnen Menschen zur Selbstbeherrschung geworden, während sie im Volke als thatenbegeisternde Kraft lebt, die im Falle eines unberechtigten Eingriffes in seine Freiheit sich wuchtig zur Wehre setzen wird. Das Bewusstsein von den Rechten und Pflichten des Menschenthums und insbesondere des eigenen Volksthums, welches der höchsten Gesittung die Wege bahnt, ist stäts auch in der Weltgeschichte lebendig gewesen, aber durch das Machtstreben fast stäts unterdrückt worden. Unsere Jugend aber muss darüber belehrt werden, welchem Ziele die Menschheit und vor allem unser Volk als Kulturnation entgegenzuführen ist, und von diesem höheren Gesichtspunkte aus sind ihr die Vorgänge der Weltgeschichte darzustellen.*) Von ihm aus betrachtet sind das einzige Kulturvolk unter den Völkermassen Asiens die Inder; denn sie schufen sich die Gesetze eines sittlichen und weisen Lebenswandels und die Grundsätze einer unendlich tiefen philosophischen Weltanschauung, welche Jahrtausende hindurch trotz aller äusseren und oft auch inneren Noth in ihrer Reinheit überliefert worden sind. Schon haben die Blüthen ihrer Kultur den sehenden Augen der Völker des Occidents sich erschlossen und werden hoffentlich noch mehr und Besseres einst auf uns vermögen, als wie blos mit ihrem Dufte uns zu betäuben, dass wir wähnen oder uns einreden lassen, jener geistige Reichthum des Orients werde uns gespendet zum Ersatz des unvergleichlichen eigenen Gemüthshortes christlich-occidentaler Religion. Was die Völker Europas betrifft, so gemahnen uns der Griechen Geschicke an die tiefe Tragik der Weltgeschichte. Es war dem griechischen Geiste die reichste Fülle von Gaben verliehen, die jemals den Individualcharakter eines Volkes aus der Menge der Menschheit heraushob. Aber zu einer Zeit, wo die Grösse, durch eine Jahrhunderte währende stille und lebensfrohe Kultur vorbereitet, ihre Schwingen mächtig entfaltete, wo Aeschylos und Pindar noch in den Jugendjahren standen, brachte es die Kleinlichkeit der Eifersucht und Bosheit dahin, dass der heldenmüthigste und weitestschauende Patriot des griechischen Alterthums, Themistokles,

*) Heinrich von Stein schreibt auch den Bayreuther Blättern die Aufgabe einer das Wesen der Geschichte erfassenden Belehrung zu, wenn er von ihnen sagt: „Hier beschäftigen unsere Aufmerksamkeit in der Betrachtung des geschichtlichen Augenblickes nicht die künstlichen Zirkel der Politik, sondern jene tief wogenden Kräfte, auf deren Oberfläche diese wie spielend sich bewegen.“

landesflüchtig wurde. Und als vollends die griechische Weisheit zum göttlichen Schauen der Ideen sich erhoben hatte, war die Thorheit der Volksmenge reif, der Herrschaft der Barbaren anheim zu fallen. Trotzdem hat die griechische Kultur bis auf den heutigen Tag fortgewirkt und keines Volkes geistige Bestrebungen reicher befruchtet als des deutschen, dessen Philosophie, Kunst und Aesthetik auf die aus dem klassischen Alterthum herüberreichenden Einflüsse sich zurückführen lassen. Dass nun neben den griechischen Einflüssen, und sogar noch stärker als diese, die altrömischen bis in unsere Zeiten so mächtig sich geltend gemacht haben, ist bitter zu beklagen, und unserer lernenden Jugend darf das Elend nicht verhehlt werden, welche das Eroberungsglück der Römer über die civilisirte Welt verhängt hat. Von Kulturförderung kann hier garnicht die Rede sein; denn das einzige Gute, das die Römer besassen, ihre *virtus*, hatte von der Epoche an, als sie in die Weltgeschichte eingriffen, nur Geltung in Bezug auf den Staat, nicht aber auf den einzelnen Menschen, geschweige auf die unterjochten Völker. Bei den Römern selber hat sie einige achtbare Eigenschaften zu Tage gefördert; nach aussen hin hat sie sich wohl als ein vorzügliches Organisationstalent, daneben aber als Herrschsucht, Habsucht und Herzlosigkeit kundgegeben und das Sinnen und Trachten der Völker, die mit den Römern in Beziehungen traten, vergiftet. Uns Deutschen insbesondere hat im Innern das römische Priesterthum, in der Politik das römische Kaiserthum deutscher Nation ohne Aufhören so viel Schaden und Noth gebracht, dass es als ein Wunder zu preisen ist, wenn im dreissigjährigen Kriege, wo die furchtbare Rache für die Abkehr vom deutschen Wesen in grossem Maassstabe geübt wurde, die Volkskraft sich nicht ganz und gar verblutete. Mit dem Eintritt der Hohenzollern in die deutsche Geschichte aber beginnt die Verwirrung sich zu lösen: das Abthun des gleissnerischen Scheines und Pompes, in welchem Deutschlands Fürsten dem französischen Ludwig zu gleichen gestrebt, und das Beispiel einer stillen, pflichttreuen, harten Arbeit, durch den grossen Kurfürsten und besonders durch seinen Enkel Friedrich Wilhelm I. den Nachkommen als heiliges Erbe hinterlassen, hat Deutschland befreit und endlich das im ganzen Volke lebende Bewusstsein erweckt, in gleicher Arbeit gleichen Zielen zustreben zu sollen. Die Ziele aber sind wirthschaftliche Unabhängigkeit, ruhige Pflege des Erworbenen, Freude am Guten und Schönen und geistige Freiheit. So soll Geschichte gelehrt werden. Das Beiwerk, die Erfolge der Strategen, Diplomaten und Gesetzgeber, ist als nothwendiges Glied dem Unterrichte einzufügen; der Hauptinhalt der Lehre aber hat sich auf die Entwickelung der menschlichen Tugenden, besonders derjenigen der Treue und Tapferkeit, der Besonnenheit und Gerechtigkeit zu beziehen. Es wird zweckmässig sein, mit dem Unterricht in der deutschen Geschichte zu beginnen und ihn soweit als möglich an bedeutende und edle Persönlichkeiten anzuknüpfen; auf der mittleren Stufe

wird die Geschichte des Alterthums zur Darstellung kommen mit besonderer Bezugnahme auf griechische Poesie, Kunst und Wissenschaft; auf der letzten Stufe das Mittelalter und die Neuzeit, die zum Siege führenden Nationalitäts-Bestrebungen der Völker, der deutschen Einheitsidee Kampf und Sieg, die Pflichten des deutschen Mannes.

Durch die Lehren der Geschichte sollen Frömmigkeit und Güte, Kraft und Gerechtigkeit in die Herzen gepflanzt werden. Aber diese Eigenschaften allein sind noch nicht imstande, dem Menschen die nöthige Sicherheit in dem Irrgarten des Lebens zu geben und ihn dessen höchst komplizierte Aufgaben verstehen zu lassen. Das höchste Ziel menschlicher Vervollkommnung ist die Weisheit, und diese schliesst neben Güte und Kraft und verwandten Eigenschaften auch die Klugheit und die Fröhlichkeit in sich. Darum muss es die Schule sich angelegen sein lassen, ihre Zöglinge einerseits zu derjenigen Verstandesschärfe zu führen, welche ein leichtes Zurechtfinden im Gebiete der Gedankenwelt sowohl wie der auf das Praktische gerichteten Thätigkeiten ermöglicht, andererseits in den uns umgebenden Dingen, mögen sie der Natur oder der Kunst angehören, ihr Wesen, ihren Zweck und ihr Verhältniss zur Menschheit verstehen zu lehren, also, dass aus der eingehenden Beschäftigung mit solchen Objekten die Liebe zur Aussenwelt und die Freude an ihr erwächst.

Die Naturlehre werden wir in einem weiteren Sinne zu fassen haben, als dies heute noch der Fall ist. Zum richtigen Verständniss der Natur kann es nichts frommen, ihre Erscheinungen als in die Gebiete der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie u. s. w. fallend von einander zu trennen; der Wahrheit und Natürlichkeit zu Liebe werden wir sie als Erscheinungen eines und des selben Weltwesens neben einander stehend und miteinander verbunden betrachten und selbst die Schöpfungen der bildenden Kunst als idealisierte Abbilder der Naturschöpfungen dem Verständniss nahe führen. Die Klassifikation der organischen Wesen in Gattungen und Arten, wie sie heute im Jugendunterrichte beliebt wird, ist für den wissenschaftlichen Forscher nothwendig, für ein jugendlich empfängliches Gemüth aber theils unnütz, weil das Auge die Analogieen in dem Organismus belebter Wesen von selber erschaut und der Geist sie auch ohne pedantische Belehrung ganz und gar begreift, theils aber auch betrübend, weil lebendige Wesen in tote, auswendig zu lernende Begriffe gebannt werden. So wirkt auch die Art und Weise, wie die höheren Zweige der Naturwissenschaft, Physik und Chemie, auf den meisten Schulen behandelt werden, durchaus ernüchternd, während doch die Naturlehre ihrem Wesen nach eine möglichst poesiereiche Behandlung erfordert. Man sucht durch mathematische Berechnungen die Richtigkeit dessen nachzuweisen, was vor allen Augen klar darliegt, und will einer freudig erregten und gern begreifenden und festhaltenden Phantasie die Nahrung entziehen, um den Geist mit elenden Formeln zu füttern. Hier muss und kann ein Wandel

geschaffen werden dadurch, dass man das Naturleben und seine dem Wohle der Menschheit dienenden Nutzanwendungen da aufsucht, wo sie lebendig wirken, in Feld und Garten, auf der Wiese und im Fluss, auf den Bergen und im Meere, in den Werkstätten, Laboratorien, Fabriken und Museeen. Das wird nun freilich bloss soweit angehen, als die erstgenannten Naturbereiche gerade in der Nähe der Unterrichtsanstalt liegen. Wo eine Gegend an natürlichen Anschauungsmitteln arm ist, wird man diese durch instruktive Bilder und Modelle ersetzen und die Phantasie der Knaben, welche jeder geist- und gemüthvollen Belehrung freudig entgegen kommt, etwas stärker in Anspruch nehmen. Uebrigens ist der Unterschied zwischen armer und reicher Natur gar nicht so gross, dass nicht überall das Thier- und Pflanzenleben und das elementare Walten der Naturkräfte den Knaben aus natürlichen Anschauungsmitteln erklärt werden könnte. Ueberhaupt aber muss, abgesehen von den in der Natur vorhandenen oder künstlich herbeigeschafften Bildungsobjekten, vornehmlich die schaffende Phantasie in Anspruch genommnn werden, da es zuletzt darauf ankommt, dem geistigen Auge der Knaben das ganze Erd-, ja Weltbild zu erschliessen. Zugleich sollen die Schüler von allen den Kräften und Stoffen Kunde erhalten, welche, in der Natur wirksam, die Menschheit je nach ihren Fähigkeiten und den Bedingungen der geographischen Lage zu ihrem Dienste gezwungen hat. Lag für die unteren Stufen des Unterrichtes es dem Lehrer ob, Liebe zur Thier- und Pflanzenwelt, Mitleid mit den uns untergeordneten Geschöpfen, Freude am Naturleben überhaupt zu erwecken, so wird auf den höheren Stufen der Nachweis zu führen sein, wie aus dem willkürlichen Schaffen der Natur die von Besonnenheit geleitete Menschenkraft die Werkzeuge und Werkstätten der Kultur sich geschaffen hat. So soll unsere Jugend, womöglich unter Uebung der eignen Geschicklichkeit, für die manuelle Arbeit der Menschen, als einen wesentlichen Theil der Kulturgeschichte, Verständniss und Interesse gewinnen. Hierbei wird der Unterschied zwischen den einem unbedeutenden Zweck, einer Laune dienenden Objekten und den wirklich nützlichen und nothwendigen in das rechte Licht zu setzen sein: jene dienen der Mode, dem Luxus, der Zerstreuung, diese dem Zwecke einer ernsten, vernünftigen und stätigen Weiterarbeit. Als die höchsten Objekte einer wahrhaften Kultur aber sind die Werke der Kunst aufzufassen, weil sie keinen praktischen, sondern einen idealen Zweck haben und als die reinste Manifestation des gesammten menschlichen Wesens, das sich in der Anschauung selbst erkennt, frei, schön und erhaben dastehen.

Die Nothwendigkeit genossenschaftlicher Beschränkung.

Von Adolf Wahrmund.

1.

Das Emporkommen, die Blüthe und der Verfall der Nationen und Reiche ist oft durch eine auf- und absteigende Linie versinnlicht worden, — eine Verbildlichung, die sich von selbst aufdrängt. Gewöhnlich sagt man dabei, dass dem Grade der Steilheit des Anstieges bis zum Höhepunkt dieser Linie auch die Steilheit des Abfalles entspreche, und dass auch Anstieg und Abstieg, jeder für sich, in Wellen- oder Zickzacklinien verlaufen, in welchen sich in kleinerem Maassstabe die gleiche Erscheinung als eine gesetzmässige wiederhole. Wenn man sagt, dass auf der Spitze kein Verharren sei, und dass mit ihr schon der absteigende Ast beginne, so ist auch diess eine Wahrheit, die eben so sicher ist, wie sie sich als tautologisch erweist. Sollte es nun dem Menschen gegeben sein, aus der Erkenntniss solcher Grundfiguren des Geschehens Vortheil für die Erhaltung und Weiterbildung seines nationalen und politischen Gemeinwesen zu ziehen, so käme es vor Allem darauf an, dass im rechten Augenblicke erkannt werde, wann ein so gefährlicher Höhepunkt erreicht sei, auf dass man der den Absturz drohenden Spitze gleichsam die Spitze abbreche und alles Nöthige vorkehre, damit dieser Höhepunkt nur den Anfangspunkt einer Hochebene bilde, die sich ins scheinbar Unendliche fortdehnen könnte, so dass sie schliesslich für den Alltagsblick wieder zur vollen Plan-Ebene werde, aus welcher neue Erhebungen stattfinden können.

Dass ein Höhepunkt erreicht sei, der eine wirkliche, alsbald abfallende Spitze bildet, spricht sich auf sittlichem Gebiete vor Allem darin aus, dass sich der Geister ein hochmüthiger und hochfahrender Schwindel bemächtigt, welcher die klare Erkenntniss der augenblicklichen Sachlage und die richtige Beurtheilung des Kommenden unmöglich macht und das gerade Gegenstück zu jener Besonnenheit und Selbstbescheidung bildet, die den Anstieg eingeleitet haben und unter allen Umständen den ganzen aufsteigenden Ast begleiten musste. Verwandelt sich die bescheidene Besonnenheit des Anstiegs, wie sie durch den Druck der hemmenden Umstände erzwungen worden, im Augenblicke des Erfolges, welcher den Zwang aller Behinderungen besiegt zu haben scheint, in jene Wirbelbewegung, die sich um sich selber dreht, — beschäftigen sich die Gedanken, anstatt mit der Besiegung weiterer Hemmungen, mit eitler Selbstbespiegelung und stätem Wiederkäuen des Geleisteten, so wäre damit in der That eine Spitze erreicht, die unhaltbar ist. Der Dunst der Selbstverblendung — sagt der Perser — ist ihnen bis zum Palastgiebel des Gehirns emporgestiegen, und Hochmuth kommt vor dem Fall, sagt das deutsche Sprichwort. Und der Fall ist dann um so tiefer, je steiler der letzte Theil des Anstieges war.

In diesem Sinne ist der Satz *„causa victrix victa causa“* (die siegreiche Sache ist die besiegte) zu verstehen. Wer ein für alle Mal gesiegt zu haben glaubt, ist der Besiegte. Dem jugendlich Lebendigen ist es eigenthümlich, Zahl und Macht der Feinde, die es zu besiegen vermag, als unendlich und so gleichsam auch als unsterblich anzusehen. Der aufsteigende Lebensast blickt, wie das Auge durch den Sonnenstrahl in die ewige Lichtquelle, so gleichsam in die Quelle des Lebens selbst und empfindet sich wie unsterblich, stellt sich also auch die Aufgaben, die zu besiegen seine Kraft berufen ist, als unendlich vor. Und die grossen Mächte, deren Gegnerschaft die Menschengeschichte bewegt, sterben in der That so leicht nicht ab. Das semitische Karthago ist längst zerstört, und der Semitismus ist heute wieder unser gefährlichster Gegner. Wer Nichts mehr zu besiegen hat, ist fertig und kann gehen.

Die Gunst der Umstände, welche die Erhebung Preussens und die Neubildung des deutschen Reiches begleitet haben, war eine ausserordentliche. Namentlich sind die kriegerischen Erfolge vielfach als solche bezeichnet worden, die in der gesammten Weltgeschichte ihres gleichen nicht hätten und an das Unglaubliche gränzten. Gewiss ein steiler Anstieg, der in kürzester Zeit erreicht wurde, und so sehen wir denn auch gerade die Männer, welche zu allermeist am Erfolge mitgearbeitet haben, vielfach bemüht, im Volke die Keime jenes Hochmuthes zu ersticken, der vor dem Fall kommt. Und während sie diess in Worten thun, die zur Frömmigkeit und Selbstbescheidung ermahnen, und auf die Gefahren hinweisen, welche die junge Schöpfung von vielen Seiten umdrohen und zu stäter Wachsamkeit und unermüdlicher Arbeit auffordern, so dass dem lebenden Geschlechte und seinen Kindern Zeit zu eitler Selbstbespiegelung nicht bleibe, legen sie gleichzeitig in der Stille den Grund zu neuen Lebensformen für das Volksganze und den Einzelnen, mit welchen eine Plan-Ebene beginnt, die sich in unendliches Zeitgebreite dehnen kann, weil die Ausgestaltung ihrer Anfänge von heute unendliche Arbeit erfordert.

Dass die Alters- und Invaliditäts-Versorgung auf dem ganzen Gebiete des deutschen Reiches ein solches Neue von unendlicher Tragweite ist, haben vor Allen Andern Jene mit scharfem, von der Furcht für sie selbst und ihre Herrschergelüste erhellten Blicke erkannt und in leidenschaftlichen Worten ausgesprochen, die nicht zu uns gehören und doch unter uns wohnen, ja davon träumen, ihr eigenes Lebensgesetz an die Stelle des unsrigen zu setzen und so unsere Herren zu werden. Und wahrhaftig, sie haben in der kurzen Frist von wenigen Jahrzehnten durch Fälschung des öffentlichen Geistes und Gewissens und durch Knechtung zahlloser Einzelner schon so viel erreicht, dass die Hoffnung auf volle Herrschaft über arisches Wesen ihrem semitischen Dünkel als wohlberechtigt erscheinen darf. Kann es aber für die, welche sich am Siege über die arischen und christlichen Franzosen oder gar über die noch näher blutsverwandten Oesterreicher be-

rauscht hatten, eine grössere Strafe und herbere Enttäuschung geben, als wenn sie wahrnehmen müssten, dass ihnen, den Berauschten, Einer, der nie berauscht ist, aber heute unter allen Völkern der Christenheit den chauvinistischen Nationalrausch mit kluger Berechnung des eigenen Vortheils nährt und mit äffischer Grimasse den Genossen dieses Rausches spielt, ihnen bereits den Boden unter ihren Füssen weg in so hohem Maass in sein Eigenthum verwandelt hat, dass den Kindern jener Siegesberauschten in der alten Heimath nur das Loos von Ackerknechten oder Fabriks- und Magazins-Sklaven übrig bleibt, wenn sie nicht jenseits der Weltmeere eine neue Heimath suchen wollen, wie so Mancher der Besten schon gethan hat, — oder ein kälteres Sturzbad, als wenn sie plötzlich inne werden, wie ihnen dieser Fremde mit seinem Arsenal von Zeitungen und seinem Anhange in den Parlamenten und Vertretungskörpern auch schon die Redefreiheit in deutscher Luft so verbaut und verschalt hat, dass ihnen kaum noch etwas Anderes übrig bleibt als ihre Ueberraschung wie eine ihnen plötzlich gewordene Offenbarung einem engeren Kreise gelegentlich zur Mittheilung zu bringen! Doch danken wir Gott, dass die Erkenntniss der tödtlichen Gefahr endlich durchgebrochen ist. Gottlob ist dabei auch wieder, wie die Ohnmacht der herrschenden Lehrmeinungen (Impotenz aller Systeme und Theorien), so anderseits die Lebenskraft der natürlichen Eigenart in den einzelnen Volksgenossen als das Entscheidende erkannt worden, — gewiss auch ein Vortheil für künftige Neu-Theoretiker, welche sich die hier gebotene Belehrung nicht entgehen lassen werden. Es war die nahe Berührung mit dem *Fremden*, welches ungehindert seine Eigenart entfalten durfte, was die natürliche Gegenwirkung des eigenen Wesens unmittelbar hervorrief, während die herrschenden Lehrmeinungen dazu angethan waren, um von dem Fremden selbst als Ketten zur tödtlichen Umstrickung dieses natürlichen Eigenwesens benutzt zu werden. Aber es drängt auch noch gar viel anderes Fremde über die Grenzen unseres Lebensbereiches heran, wenn es auch dem Herzen der Nation nicht so tödtlich nahe tritt wie der jüdische Semitismus, dessen Gefährlichkeit nun voll erkannt ist, und um das Bessere in der Eigenart zu schützen und rein zu erhalten, ist Umschau über Stellung und Kräfte jenes Feindlichen geboten und Einkehr in das tiefere Wesen der Eigenart in ihrer Manigfaltigkeit, damit das natürlich gegebene und geschichtlich gewordene Manigfaltige neue Form gewinne und in lebendiger Gliederung dem Feindlichen entgegentreten könne.

2.

Die christlich-abendländischen Völker sind vor der Hand noch Arbeits- oder, wie man sagt, Produktiv-Genossenschaften, aufgebaut auf die breite Masse des Nährstandes, zu dessen Schutz ein besonderer Wehrstand, und zu dessen Erziehung und geistiger Durchleuchtung ein Lehrstand besteht.

Unter dem Nährstand sind auch jene Arbeiter mitbegriffen, welche die Erzeugung der im Volke selbst verbrauchten und der nach Aussen gegen Gewinn abzusetzenden Güter besorgen, deren Umsatz dem Handelsstand obliegt. Es versteht sich von selbst, dass der gesicherte Bestand solcher Arbeitsgenossenschaften den freien Besitz des eigenen Bodens sowie dessen Nähr- oder Ertragsfähigkeit voraussetzt. Würde letztere z. B. aufhören, so müsste entweder die Gesammtauswanderung erfolgen, oder das betreffende Volk müsste, wenn es schon an den alten Sitzen seiner Väter haften bleiben wollte, sich in ein blosses Soldatenvolk verwandeln, welches von der Heimath aus das zum Leben und Ueberfluss Nöthige aus näherer oder weiterer Ferne von Andern mit Gewalt beitriebe. Damit wäre dann aus der alten Arbeitsgenossenschaft eine Raubgesellschaft geworden.

Es giebt aber auf der Erde auch kleinere und grössere Verbände Blutsverwandter, die vom Hause aus Raubgesellschaften darstellen. Dahin gehören z. B. die kleinen Jagdgenossenschaften der amerikanischen Indianer, und in grösserem Maassstabe alle jene politischen Verbände, die von nomadischen Völkern gegründet wurden und sich durch fortdauernden Zuzug aus Steppen und Wüsten ergänzen. Eine solche Raubgenossenschaft im grössten Maassstab stellt der *Islam* dar, in kleinerem Maassstabe das Gemeinwesen, welches die aus der Wüste über den Jordan eindringenden *Hebräer* in Palästina gegründet haben. Es ist aber gar nicht denkbar, dass die aus der Wüste vorbrechenden Nomaden auf erobertem Kulturgebiete irgend etwas anderes thun können, als morden, rauben und zerstören, und diess Grundgesetz der Wüste beherrscht dann auch alle politischen Bildungen, die im weiteren Verlaufe der Zeit von solchen nomadischen Eroberern ausgehen können, auch wenn derartige Bildungen schliesslich eine Form gewinnen, welche Jahrhunderte überdauert. Unter allen Umständen wird aber für ihre Herrschaft eine fremde Volksthümlichkeit vorausgesetzt, welche, in knechtischer Unterordnung an der Scholle haftend, die Nährarbeit besorgt, — ausserdem ist aber auch, da der Nomade zu jeder Art andauernder Arbeit unfähig ist und bei längerer Sesshaftigkeit der Verweichlichung und dem Trübsinn verfällt, zur Erhaltung der militärischen Ueberlegenheit der Herrschenden entweder stäts erneuter Zuzug Blutsverwandter aus der alten Wüstenheimath unentbehrlich oder die Heranziehung und Drillung fremder Sklaven, sowie tauglicher Kinder gemordeter Einheimischer, — so wie sich die türkischen Janitscharen namentlich aus Christenkindern, die sogenannten Sakâlibe im muslimischen Spanien aus eingeführten Sklaven slavischer, germanischer und romanischer Abstammung, die Mamlûken in Aegypten aus turkmenischen und tscherkessischen Knaben ergänzten. Für die Regierenden bleibt dann nur nöthig, dass sie die Uebersicht über die inneren Gesammtzustände nicht verlieren, und die erforderliche Energie, um das Blut der Arbeitenden, wenn nöthig, in Strömen zu vergiessen. Auch die Verwaltung muss, dem Grundprinzip

entsprechend, den Raub-Charakter an sich tragen, weshalb auch die etwa von aussen her gemachten Zwangsversuche, eine geordnete Verwaltung oder gar die Gleichstellung der beherrschten Rasse mit der herrschenden vor dem Gesetze herbeizuführen, nur den Untergang solcher Staatswesen beschleunigen können.

Die religiöse Anschauung innerhalb dieser grossen Raubgesellschaften kann nur eine ganz andere sein als die, welche in unseren christlichen Arbeitsstaaten herrscht. Da jedes beschränkte Gebiet mit der Zeit ganz ausgeraubt ist oder durch andauernde Raubwirthschaft in einen Zustand unheilbarer Schwäche geräth, welcher die Eroberung neuer, noch nicht ausgesaugter Gebiete nöthig macht, so muss die stäte Bereitschaft zum Raub- und Eroberungskriege als Pflicht gelehrt werden, und da der Mensch seiner Natur nach auch alle seine Gemeinzustände mit göttlicher Sanktion umkleiden muss, so wird jene Kriegspflicht als göttliches Gebot dargestellt, — daher die Lehre vom *„heiligen Kriege“* bei den Muslimen, der bis ans Ende der Welt dauert. Freilich tritt hierin auch nur wieder eine Lebensäusserung des ewigen Gesetzes der Wüste zu Tage, welches die stäte Kriegsbereitschaft unbedingt erheischt. Musste ja Muhamed selbst seine Laufbahn als Prophet von Medina aus mit verrätherischen Raubzügen eröffnen. Denke man sich Christus als den Anführer solcher Raubzüge, so erkennt man die Schärfe des Gegensatzes zwischen der frohen Botschaft, welche den Frieden für Alle verkündet, die auf der Erde eines guten Willens sind, und dem Prinzip jener Raubgesellschaften. In gleicher Weise wie der Islam dem Gesetze des Nomadenthums gehorchend, hat denn auch das rabbinische Judenthum die Lehre von der heiligen Kriegspflicht für seine Volksgenossen ausgebildet, welche in Geltung bleibt, bis alle Völker der Erde (Gojim) den Staub von den Füssen des erwarteten Messias lecken, der den Thron ewiger Herrschaft auf Zijon errichten wird.

Da aber durch solche Anschauungen die gleiche Lebensberechtigung der dem eigenen Religionsverbande nicht Angehörigen geleugnet wird, so ist es Aufgabe der Theologie, eine entsprechende Theorie zu schaffen, nach welcher Alle, die ein menschliches Antlitz tragen, in zwei Klassen zerfallen, — in eigentliche Menschen, als welche die eigenen Glaubensgenossen gelten, — und in Halbmenschen oder Ungläubige, welche den Thieren näher oder gleichgestellt werden. Im Koran geschieht diess nur vorübergehend; der Rabbinismus hat diese Theorie bis zu solchen Extremen ausgebildet, dass von Einigen sogar gelehrt wurde, die Nichtjuden seien nur deshalb in Menschengestalt erschaffen worden, weil es sich nicht gezieme, dass die Nachkommen Abrahams von Wesen in Thiergestalt bedient würden. Der Islam führt seinen Vernichtungskrieg gegen die Ungläubigen mit dem Schwerte, das Judenthum, welches nach dem Zusammenbruche seiner kurzlebigen politischen Schöpfungen wieder zur nomadischen Wanderung greifen

musste, insbesondere durch mitleidlose Ausnutzung der ihm von seinen phönikischen Nachbarn überkommenen Praktiken und Usancen in Handels- und Geldsachen, worüber man heute Niemanden mehr zu belehren nöthig hat.

Aber wir selbst haben nicht nur diesen dem Gesetze des Nomadenthums gehorchenden Feind als Gleichberechtigten mitten unter uns wohnen, sondern besitzen auch an dem gewaltigen Russland einen Nachbarn, in dessen Bevölkerung gleichfalls das Nomadenblut, nämlich das finno-tatarische, über das sesshafte slavische vorwiegt, und dessen besondere Blutmischung den dem Nomadenthum eigenthümlichen Nihilismus, welche den von den Ansässigen in langen Zeiträumen geschaffenen Lebensformen und Gütern keinen Werth beimessen kann und deshalb allzeit zu deren Zerstörung bereit ist, zu höheren Graden ausgebildet hat. Und ähnlich wie Islam und Judenthum hat auch Russland in seiner Bevölkerung eine von der abendländisch-christlichen stark abweichende religiöse Anschauung grossgezogen und gleichzeitig den Begriff der *Orthodoxie* oder Rechtgläubigkeit in einer Schärfe entwickelt, dessen Spitze sich gegen den verfaulten Westen und uns Abendländer in ähnlicher Weise kriegandrohend kehrt, wie die muslimische und jüdissche Orthodoxie gegen die Gesammtchristenheit. Auch Russland denkt seinen heiligen Krieg zu führen, und die besondere Art seiner Kriegführung wird den Charakter nomadischer Raub- und Verwüstungszüge um so weniger verleugnen können, als es die Zahl seiner Kämpfer in steigendem Maasse aus rein nomadischen Völkerschaften ergänzt.

3.

Die in einer Arbeitsgenossenschaft herrschende oder ihr zu Grunde liegende Religions-Anschauung ist das gerade Gegenstück zu jener der Raubgesellschaften. Der nomadische Räuber ist in der Praxis auf erbarmungslose Ausnützung der Gunst des Augenblickes angewiesen, und die Theorie hat ihm einen ausschliesslichen Hochmuth beigebracht, der ihm die Erbarmungslosigkeit zur Religionspflicht macht. Der ansässige Arbeiter, gleichviel ob Bauer oder Handwerker, ist der Mann der frommen Geduld, die auf ihren Lohn harrt, und er vergönnt den gleichen Lohn Jedem, der in der Arbeit gleich treu ist wie er selbst; die Enttäuschungen aber und Leiden, welche die Arbeit selbst und ihre durch Geist oder Ungunst äusserer Umstände bedingte Entbehrung ihm nicht erspart, lässt ihn Mitleid empfinden mit Jedem, von dem er voraussetzt, dass er gleich ihm selber dem Lohn der Mühsal geduldig entgegenharrt. Wie sein Arbeitsdrang und seine Geduld unerschöpflich sind, so erscheint ihm auch die Verbesserungsfähigkeit seiner Zustände unendlich, und die ruhige Stätigkeit, wie sie von der Sesshaftigkeit untrennbar ist, erlaubt ihm den Ausblick in eine Zukunft, die seine Ideale der Verwirklichung nahe gebracht hat. Hier war

der Boden für das Samenkorn der frohen Botschaft Christi, und hier ist es zur schönsten Blüthe aufgegangen.

Die ganz unentbehrlich ständische Gliederung innerhalb unserer grossen Gemeinverbände, und selbst die Art, wie unsere Staaten entstanden sind, setzt aber eine Ungleichheit der Arbeitsthätigkeit und des Besitzes voraus, welche den Grundlehren des Christenthums zu widersprechen scheint, — aber doch nur, wenn man sie nicht als ideale Forderungen betrachtet, deren Verwirklichung zu erstreben ist im Verlaufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, sondern als gebieterische Forderungen des Augenblickes, die heute und morgen in's Werk zu setzen sind. Ein wie gewaltiger Fortschritt auf der Bahn jener langsamen Verwirklichung ist aber die Einführung der Alters- und Invaliditäts-Versorgung auf dem ganzen Gebiete einer so grossen Nation wie die Deutsche! Mögen die Anfänge noch so gering sein oder scheinen, so genügten sie doch schon, dass von feindlicher Seite das Unternehmen als „gränzenlose Vermessenheit" bezeichnet werden konnte. Wird hiermit doch ein Prinzip, welches bis dahin nur innerhalb enger Genossenschaften zu verwirklichen gelang, wie mit einem Sprunge auf eine ganze grosse Volksgemeinschaft ausgedehnt, und werden hiermit doch alle Volksgenossen gelehrt, sich als Glieder eines so eng unter sich verbundenen und zugleich so weit ausgedehnten Gemeinwesens zu fühlen, dass in dieser Anschauung und Empfindung etwas ganz Neues gegeben ist. Diese Empfindung ist gar sehr verschieden von jener, welche den „Bürgern" Rom's *(Civis Romanus)* in den Zeiten der Republik gemeinsam war, denn deren Zahl war gering und beschränkte sich streng genommen auf die engeren Angehörigen einer grossen Stadtgemeinde, welcher die ganze bekannte Erde als offenes Feld der Ausnutzung gegenüberstand; aber auch verschieden von jener des *Civis Romanus* in den späteren Kaiserzeiten, denn diesem stand immer noch die Gesammtheit der Arbeiter als Sklaven gegenüber, — noch weit verschiedener aber von jener Art Brüderlichkeit, welche die Mitglieder von Raub- und Ausbeutegesellschaften wie die muslimische und rabbinisch-jüdische unter sich verbindet. Es liegt in diesem Neuen eine so bedeutende Annäherung an vollere Verwirklichung der evangelischen Forderungen, dass sich damit eine Neubelebung und Erhebung des christlichen Sinnes von selbst ergiebt. Deshalb reden jene Männer, die hier zumeist mitarbeiten, vom „Praktischen Christenthum", indem sie mit klarem Bewusstsein mit diesem Worte den Sinn eines Neuen verbinden, aber eines Neuen im Alten, und einer Weiterbildung des Alten nach seinen eigenen Gesetzen durch das Neue. Eben das praktische Christenthum dieser Männer und ihre Gläubigkeit ist es, was ihrem Unternehmen den Charakter der „Vermessenheit" benimmt, und wie hoch stehen sie über Jenen, die nun schon seit Jahrzehnten die Selbstzersetzung des Christenthums lehren, während doch von Aussen und von Innen Alles auf seine lebendige Erneuerung drängt.

Das Neue, welches Deutschland zu verwirklichen sich anschickt, ist geeignet, gewisse politische und selbst manche nationale Gegnerschaften auf dem ihm zunächstliegenden mitteleuropäischen Gebiete, welche heute noch die Gestaltung der politischen Dinge in empfindlichem Grade beeinflussen, mit der Zeit in den Hintergrund des Vergessens zu drängen und so viele Gegner in Freunde zu verwandeln. Manche Sonderziele, die in gewissen kleineren Kreisen heute noch als des Schweisses der Edlen werth erscheinen, werden in ihrem Glanze verblassen, manche Beschränktheit wird ihren Gesichtskreis erweitert, manche Böswilligkeit sich entwaffnet fühlen. Aber wir haben oben schon von den grossen Gegnerschaften gesprochen, die auch in Jahrhunderten und Jahrtausenden nicht in dem Maasse besiegt werden können, dass man von ihnen sagen könnte, sie seien nicht mehr da. Wie sich Amerika in den grossen Kämpfen der Zukunft zu Mitteleuropa stellen werde, ist heute noch unklar; aber Nordamerika hat sich ja selbst anheischig gemacht, eine neue und höhere Kultur zu begründen, als Europa sie zu schaffen vermocht hat, und vor Kurzem hat eine so gewichtige Persönlichkeit wie der greise Domprobst Döllinger in München in einer vor der k. bayerischen Akademie gehaltenen Rede rund heraus erklärt, die Zukunft der Menschheit gehöre seiner Ueberzeugung nach weder den Deutschen noch den Slaven, sondern der angelsächsischen Rasse Nordamerika's. Gewiss aus dem Munde des Achtzigjährigen die beredteste Aufforderung an die Jugend, so zu denken und zu handeln, dass der eigenen Nation die Palme der Zukunft nicht entrissen werde!

Aber auch die Stellung Frankreichs gegen Deutschland ist eine höchst bedrohliche. Der ihm früher mit Deutschland nach Ursprung und Stellung zum germanischen Königthum gemeinsame Adel ist verschwunden oder in Ohnmacht versunken, das Königthum selbst ist beseitigt, der Antheil des sesshaften Bauernstandes am Boden des Landes von einem Viertheile des Gesammtgrundbesitzes von der Revolution von 1789 auf ein Achtel oder Neuntel herabgemindert, die Verwaltung und die politische Regierung beherrscht von einigen Geldjuden, welche mit ihrer Gefolgschaft von Abgeordneten an der Entchristlichung der National-Erziehung mit grossem Erfolge arbeiten. Die grossen Gebietserwerbungen in Algier und Tunis haben den Gedanken nahegelegt, die dortigen muslimischen Eingebornen zum regelmässigen Waffendienste heranznziehen, um sie gegen Deutschland zu verwenden, womit der letzte Napoleon schon den Anfang gemacht hat. Diess geht aber auf die Dauer nicht an ohne die Verleihung des französischen Bürgerrechtes an jene Muslime, wie sie den Juden Algiers bereits durch Crémieux, den Stifter des *Alliance israélite*, zu Theil geworden ist. Gleichzeitig arbeitet die Entchristlichung der Schulen auch der Entchristlichung der National-Armee vor, und die durch zahlreiche Revolutionen entfesselte, von Juden gestachelte Freiheits- und Gleichheitswuth des keltischen Galliers reicht dem finno-tatarischen Nihilismus Russlands, der gleichfalls von Juden ge-

schürt wird, die Hand zum Bunde gegen Mitteleuropa. Man sieht, dass sich sehr zahlreiche starke und urwüchsige Elemente gegen uns verbünden, die ihrer natürlichen Beschaffenheit nach zu besonnenster und ausdauernder Gegenarbeit auffordern und zu höheren Leistungen anspornen.

4.

Jede hervorragende Leistung beruht auf einer Beschränkung Auch der heisse Dampf wirkt nur durch Condensirung. Die Einseitigkeit im Einzelnen, wie sie durch Naturanlage als Beschränkung gegeben ist, kann als Genie hervortreten, aber auch das Genie wirkt nur in dem Maasse, als es sich durch eigenes Zuthun künstlerisch und sittlich beschränkt. Hierauf beruht auch das, was man ihm zuweilen als Herbheit zum Vorwurf macht. Aber das Genie des Einzelnen kann nicht als Vorbild für eine Gesammtheit dienen, wie eine Nation sie darstellt. Rafael kann für Malerschulen Vorbild sein, aber er ist kein Muster für das politische Italien. Was das Genie leistet, sind Geschenke an die Nation und Menschheit, — Geschenke, wie die Natur sie ihm, dem Genie selbst, gemacht hat aus freier Hand, damit er sie weiter gebe an Jeden, der den Sinn hat, sie aufzufassen, innerhalb und ausserhalb der Nation. Ein Mittelglied zwischen dem, was das Genie in seiner Beschränkung zur Erziehung der Nation und der Menschen überhaupt leistet, und dem zu erziehenden Ganzen selbst sind kleinere und grössere Genossenschaften, in welchem das von einem Einzelnen herrührende Beschränkungs-Prinzip — *die Regel* — zum Mittel der Verbindung wird. Hierher gehören die Zünfte der Handwerker, die geistlichen und die Ritter-Orden. Die katholische Kirche besitzt heute noch zahlreiche geistliche Orden. Wenn der Protestantismus die Orden überhaupt verwirft, so ist ihm das bis jetzt hingegangen, weil die Orden der katholischen Kirche noch fortbestehen, und der Protestantismus als solcher kein klares Bewusstsein davon hat, was ihm Alles mit der katholischen Kirche gemeinsam ist, und er müsste gar Vieles von diesem unbewusst Gemeinsamen zum bewusst Seinigen machen, wenn er heute darauf angewiesen wäre, z. B. auch nur auf einem Gebiete von der Ausdehnung Deutschlands für sich allein weiter zu bestehen. Diese kirchlichen Orden umfassen mit ihrer Regel Mitglieder aller abendländischen Nationen und erstreckten sich durch deren Gebiete. Auch das mittelalterliche Ritterthum war dem gesammten christlichen Abendlande gemeinsam, aber zwei jener Ritterorden, die während der Kreuzzüge entstanden, haben den nationalen Charakter angenommen, indem die Templer nahezu ganz französisch, der deutsche und der Schwert-Orden aber ganz und gar deutsch wurden. Auf den deutschen Orden ist aber in der Hauptsache die heutige militärische Tüchtigkeit Preussens zurückzuführen.

An das mittelalterliche Ritterthum lehnt sich noch der heutige nationale Adel an, der — wie das Offiziers-Corps — gleichfalls einer Regel gehorcht, die ihm Beschränkung auferlegt. Doch gilt diess in der Hauptsache eigent-

lich nur vom Adel Deutschland-Oesterreichs, da Italien und England hier fast nicht mitzählen und, was Frankreich anlangt, nur noch ein verschwindender Bruchtheil des alten fränkischen und burgundischen Adels mitzurechnen ist, weil der von den Napoleoniden und der Börse geschaffene Adel mit irgend welcher Beschränkung, wie sie hier verstanden wird, grundsätzlich Nichts zu thun hat. Nur der spanische Adel ist noch mitzuzählen, der streng national und streng kirchlich zugleich ist, und zwar dient ihm die in der strengen Kirchlichkeit liegende Beschränkung gleichsam zur besseren Fassung seines nationalen Gehaltes, wie sich das aus der Geschichte Spaniens von selbst ergibt. Insoferne nun die Reste des altfranzösischen Adels ihren Gegensatz gegen den napoleonidischen und Börsen-Adel schärfer empfinden, wären sie damit auf eine Annäherung an den deutschen Adel angewiesen, mit dem ja der französische gleichen Ursprungs st und Jahrhunderte hindurch die gleichen Aufgaben getheilt hat. Diese Annäherung fand ja auch ihren Ausdruck in den zahlreichen Uebertritten in die Armee des katholischen Oesterreich, zu welcher der niederländische Besitz sowie die besondere Lage der Dinge in Lothringen eine natürliche Brücke bildeten, und dieser Uebertritt bedingte auch den Uebergang in den deutschen Reichsadel. Wie vielfach behauptet wird, thut der weltlich gebliebene Theil des altfranzösischen Adels seinem Beschränkungssinne heute in einer eigenen Art von Salon-Kirchenthum Genüge, während der in den Dienst der Kirche tretende Theil, soweit er sich nicht der Askese voll hingibt, seine Hauptaufgabe in Bekämpfung der nationalen Bestrebungen Italiens und Deutschlands suchen soll. Aber es ist doch auch nicht zu leugnen, dass eine nicht unbeträchtliche Zahl hervorragender Mitglieder jenes Adels ihre ganze Kraft, ja in heroischer Aufopferung ihr Leben selbst dem Liebeswerke der sozialen Wiedergeburt der Gesammtchristenheit widmen und durch Beispiel und Aufmunterung den Grund zu Verbindungen und Genossenschaften legen, die als Grund- und Ecksteine einer besseren Zukunft gelten können. Es ist nicht so fern abliegend, dass sich gegenüber einer fortschreitenden Semitenherrschaft in Frankreich und einer weiteren Beeinflussung der französischen Geschicke durch das muslimische Nordafrika, oder einem stärkeren Hervortreten der gallischen Ungebundenheit, die im altchristlichen Adel vorhandenen Gegensätze verschärfen, und wenn anderseits der deutschnationale Adel in Verfolgung jener Aufgaben, welche die Vertheidigung und Weiterbildung des Altgemeinsamen auf grösserem Schauplatze und gegen alte und neue Feinde in sich schliessen, ein strafferes Anziehen seiner *Regel* im Geiste echt christlicher Beschränkung durchführt, so läge hierin für den altfranzösischen Adel gewiss keine Veranlassung, den Anschluss an neue Formen des Altgemeinsamen von der Hand zu weisen. Hat sich ja auch der katholische Reichsadel der preussischen Rheinlande und Westphalens gegenüber dem altpreussischen Armeegeist in ähnlicher Lage befunden,

Die Beschränkung wird eingeleitet durch eine unmittelbare und strengere Beziehung des eigenen Wollens auf den göttlichen Willen — negativ durch Vermeidung alles dessen, was den Frieden der Seele stört, positiv durch Förderung der göttlichen Heilszwecke, — und sie findet ihren Ausdruck in einer Regel. Die Aufforderung zu dieser Beschränkung kann im Einzelnen aus dem scharfen Gegensatz hervorgehen, den er vermöge besonderer Begabung oder Erlebnisse gegen das alltägliche Getriebe der Welt empfindet, auch wenn dieses die mittleren Maasse nicht überschreitet, — dann in einer grösseren Zahl gewöhnlicherer Menschen durch die über das mittlere Maass hinausgehende Verderbniss einer bestimmten Zeitperiode und die lebhafte Vorstellung der durch diese Verderbniss bedingten Gefahren für kleinere oder grössere Gemeinwesen, welche Gefahren die göttlichen Heilszwecke, wie der gutgeartete Mensch, insbesondere der Christ, sie auffasst, in ihr Gegentheil zu verkehren drohen. Es kommen hier also zwei Dinge in Betracht, erstens die durch Naturgaben und geschichtliche Erziehung begründete Veranlagung einzelner und ganzer Gruppen zur Auffassung des göttlichen Willens und seiner Heilszwecke, und zweitens deren von Aussen kommende Behinderung, welche zur Gegenwirkung auffordert. In den meisten Fällen wird diese äussere Behinderung auf dem Entgegentreten einer fremden Blutsgemeinschaft (Rasse) beruhen, die sich ihre eigenen Religions- und Lebensformen geschaffen hat. Dem entspricht es, dass die mittelalterlichen Ritterorden, in welchen sich die dem Ritterthum gemeinsame Regel durch weitere Beschränkung verschärft hat, in der Zeit des Kampfes gegen den Islam, und zwar auf fremdem Boden und in ungewohntem Klima entstehen. Diese fränkischen Ritter hatten hinter sich eine sesshafte Bevölkerung arischer Ackerbauern gelassen, die, dem Rufe des Evangeliums folgend, das Christenthum angenommen hatten, und vor sich als Feind semitische und turanische Nomaden und Halbnomaden, welche durch den Islam zu einer den ewigen Krieg predigenden Raubgesellschaft vereinigt waren. Aber schon die Anfänge des geschichtlichen Ritterthums selbst fallen ja in die Zeit der Kämpfe der Franken und Goten gegen die spanischen Sarazenen. Man denke nur an die Rolands-Sage, und wie diese die mittelalterliche Litteratur beherrscht hat. Kein mittelalterliches Ritterthum ohne den Gegensatz der Sarazenen, unter welchen später auch die Türken mitbegriffen werden. Heute freilich droht von muslimischen Waffen keine ernstliche Gefahr mehr, wohl aber von der selben Seite her eine weit grössere Gefahr. Der Islam ist in Auflösung begriffen und wird die Keime seiner moralischen Zersetzung allen denen mittheilen, die mit ihm in engere Berührung treten, ohne sich des Gegensatzes gegen ihn auf das Schärfste bewusst zu sein und danach zu handeln. Hier ist vor Allem der Platz für die Wirksamkeit *geistlicher Orden*, und die katholische Kirche hat diess längst erkannt und demgemäss ihre Vorposten in dichter Linie weit vorgeschoben. Aber auch für sie selbst erwächst hieraus eine grosse Gefahr.

welche zu vermeiden nicht weniger Klugheit als vor Allem auch die durch Jahrhunderte fortgesetzte konsequente Durchführung eines besonderen Ablösungssystems erfordert, wenn nicht vorgezogen werden soll, die jedesmalige Besatzung der weitest vorgeschobenen Linien für ihre Person der Entartung zu überlassen. Denn nicht der Gute macht den Schlechten besser, sondern der Schlechte zieht den Guten zu sich herab, — das ist feststehendes Gesetz. Das Selbe gilt auch von den Beziehungen der Europäer zu den Negern und ähnlichen Völkern. Die geistige Gebundenheit dieser Völker darf nicht europäischer Gewinnsucht als Beute vorgeworfen werden; die Rückwirkung auf Europa selbst wäre unausbleiblich, und wir haben wahrhaftig nicht nöthig, der Gemeinheit neue Nahrung zuzuführen. Aber auch die europäischen Waffen dürfen nicht mit mechanischer Grausamkeit wüthen. Hier wäre eine eigenartige Verbindung geistlicher und militärischer Ordensregeln am Platze, wie ja auch schon katholischerseits eben zu diesem Zwecke an die volle Herstellung des Malteser-Ordens gedacht worden ist. Das allmählich heranreifende Verständniss jener Völker für die harmonische und schöne Vereinigung zeitlicher und ewiger Zwecke in solchen Ordensverbindungen ist offenbar das beste Mittel, sie heranzuziehen.

5.

Es drängt sich aber die Frage auf, warum man denn, wenn es sich darum handelt, die ganze Volksgenossenschaft zur Sicherung ihres eigenen Bestandes in unmittelbarere und gradläufigere Beziehung zum Göttlichen und seinen Zwecken zu bringen, sich erst der Vermittelung kleinerer Genossenschaften bedienen soll, anstatt sofort die Nation selbst als Ganzes in eine einzige Heilsgenossenschaft zu verwandeln, und diese Frage liegt um so näher, als uns ja die Geschichte unseres eigenen, vorderasiatisch-mittelländischen Kulturkreises ein Beispiel hiervon bietet, — nämlich in den Juden. Denn darin besteht ja das Auszeichnende der jüdischen Geschichte, dass das ganze Volk in das Eigenthum seines Gottes verwandelt werden soll, in ein „Volk von Priestern", in welchem jeder Einzelne „die schwersten Pflichten der Heiligen" auf sich nimmt. Vom Inhalt der einzelnen Gesetzes-Vorschriften kann dabei ganz abgesehen werden. „Die jüdischen Gebote — sagt Lagarde — dünken uns vielfach äusserst kindisch, aber sie haben die Juden gewöhnt, stäts unter der Zucht zu stehen, stäts aufzumerken, stäts entsagen zu können. Und die Kraft der Menschen und der Nationen liegt in der Zucht und in der Opferfähigkeit." Diese freiwillige Beschränkung, diese geistige Zucht ist es, in der die eigentliche Stärke des Judenthums beruht, und es ist deshalb auch oft mit einer Ordensverbindung verglichen worden. „Jedermann weiss, dass eine Armee nur durch strenge Disziplin zusammenzuhalten ist, und dass in dieser ihre Kraft liegt. Innerhalb der Armee ist es wieder das Offiziers-Corps, welches jene Prinzipien und Ideen zu pflegen hat, durch die es befähigt bleibt, die

Disziplin in der Armee zu erhalten und dem eigenen Nachwuchse diese Befähigung als traditionelles Erbe zu sichern. Israel stellt eine geistige Armee vor, deren Reglement der Schulchan-Aruch, und deren Offiziere die Rabbiner sind. Mit wie furchtbarem Erfolge diese Armee, trotz ihrer nomadischen Vertheilung, operirt hat, dürfte heute schon Jedermann klar geworden sein. Es ist eben die Strenge des Reglements, welche die taktischen Nachtheile der nomadischen Vertheilung wieder gutmacht. Zweck der Kriegführung ist für diese Armee die Weltherrschaft, und die geistige Disziplinirung und Drillung ist die Hauptwaffe zur Erringung dieser Herrschaft" (Wiener „Vaterland" vom 10. Juli 1888). Jedenfalls ist durch die „Regel" des Judenthums erreicht worden, dass es heute noch besteht.

Die Erziehung der Juden als einer rein nationalen Heilsgenossenschaft ist aber eine geschichtliche, — die Idee einer solchen war den alten Aegyptern und Babyloniern ohne Zweifel schon geläufig; ist ja doch eine Priesterkaste ohne die Vertrautheit mit dieser Idee gar nicht denkbar. Die Leviten werden vielfach als eine Art ägyptischer Orden aufgefasst, und die geistigen Führer der Juden, welche aus dem babylonischen Exil als „babylonische Gelehrte" zurückkehrten, waren es, welche die Reste ihres Volkes vollbewusst in eine nationale Heilsgenossenschaft, in ein Priestervolk, umwandelten und auch die alten Ueberlieferungen in der Weise umdichteten, dass die Idee der Heilserziehung schon in die Anfänge der Volksgeschichte zurückverlegt wurde, in dem Sinne unserer heutigen christlichen Auffassung. Aber auch die Idee des eigenen Vorzugs vor allen anderen Menschen wurde hiermit dem ganzen Volke, als dem auserwählten Priestervolke oder den „Heiligen Gottes" eingeimpft, und hier liegt die Quelle jenes Hochmuthes, der im Verlaufe weniger Jahrhunderte dazu kam, nur in den eigenen Volksgenossen eigentliche Menschen zu erblicken, alle Andern aber den thierischen Wesen gleichzustellen. Die Antwort auf diesen Hochmuth war dann der Hass aller andern Völker, welcher sich in dem selben Grade mit Verachtung paarte, als man die eigenen Anschauungen für menschlicher, die eigenen Sitten für besser, d. h. dem göttlichen Willen entsprechender, und die eigenen Lebenszwecke für edler d. h. den göttlichen Heilszwecken angemessener erachtete als die jüdischen.

Ist das Beispiel etwa verführerisch? Fusst nicht die Lehre Christi auf der geraden Umkehr jener pharisäischen d. h. separatistischen Anschauung? Ist die deutsche Nation etwa geeignet, ist sie dazu angelegt und dazu aufgelegt, eine ähnliche Rolle zu spielen? Oder liegt in den äusseren Umständen ein Zwang, der, um der Selbsterhaltung willen, die Nation nöthigen könnte, jene schlimmen Dinge mit in den Kauf zu nehmen? Die Nation hat viel Hass zu überwinden, um nicht zu sagen: in Liebe zu verwandeln, — und sollte es nicht näher liegend und leichter sein, dieser Aufgabe in der Weiterbildung dessen gerecht zu werden, was ihr bis jetzt mit den andern Nationen des Abendlandes in religiösen Dingen gemeinsam

war, als sich in jener höchst ausschliesslichen Weise auf sich zurückzuziehen? Und wie wäre schliesslich die Gefahr eines nationalen Cäsaro-Papismus abzuwenden, — für ein Volk, wie das deutsche, wohl die tödtlichste aller Lebensformen! Freilich bleibt für jede grosse Nation die Selbsterhaltung oberstes Gesetz, aber zwingt die Gegenwart dazu, das Mittel der Erhaltung — und es wäre diess doch das letzte Mittel — darin zu suchen, dass gerade auf dem Gebiete, auf welchem der deutsche Individualismus sein Recht am lautesten fordert, aller Manigfaltigkeit der Boden entzogen werde, die sich doch kaum erst in furchtbar blutigen Kämpfen das Recht der Parität der christlichen Konfessionen erstritten hat? Richtet doch heute der Katholizismus vor unseren Augen in der englischen Staatskirche grosse Verheerungen an, — ein Beweis, wie schwach der Schutz ist, den diese kirchliche Form bietet, und ist ihm doch auch in Nordamerika, welches sich neue und höhere Lebensformen zu schaffen anheischig macht, freier Spielraum gewährt. Welche Härte des Gemüthes und welche Oede und Leere des Geistes sind heute Kennzeichen jenes Volkes, das sich vor zwei Jahrtausenden in eine ausschliesslich nationale Heilsgenossenschaft zu verwandeln unternommen hat!

6.

Der Individualismus des deutschen Volkes, wie man diese Eigenschaft nun einmal mit einem undeutschen Worte zu benennen gewohnt ist, hat Gott Lob heute noch seinen starken natürlichen Hinterhalt in den Volksstämmen, — seinen politischen in den Königreichen und im Bundesverhältniss des Reiches zu einem selbständigen und ungeschmälert zu erhaltenden Oesterreich-Ungarn, — seinen religiösen im paritätischen Verhältniss der christlichen Konfessionen, und seinen sozialen in den noch recht lebendigen Ueberresten der alten ständischen Gliederung und den Zunftgenossenschaften, die heute wieder im Kampfe gegen die semitische Umgarnung nach neuen Lebensformen ringen. Es gibt Nichts, was die Fortdauer der natürlichen Stämme bedroht, als ihre gleichmässige Unterjochung durch unsere Semiten nach palästinensischem Muster und ihre Verwandlung in jüdische Ackerknechte, die an der Scholle haften, und in nomadisirende Fabrikarbeiter, die dem jüdischen Arbeitsangebot nachgehen, — eine Umwandlung, für welche die judenliberale Gesetzgebung ein so diensamer Kuppler, und die Maschinen, obwohl sie von Juden nicht erfunden sind, ein so geschicktes Werkzeug sind. Das Verhältniss des Königthums zum Kaiserthum und das der beiden Kaiserreiche zu einander schützt die Stämme, die heute noch, ein jeder nach der besonderen Beschaffenheit seines Wohnsitzes, von Ackerbau und Viehzucht leben, welche den Menschen der Natur am nächsten liegen. Jeder Angriff gegen die Parität muss abgewehrt werden; Katholiken und Protestanten haben in der Bekämpfung gemeinsamer Noth zu wetteifern, was nur durch Bildung

von Genossenschaften und ordensähnlicher Verbindungen möglich ist. Mit Hilfe der Kirchen müssten die arbeitenden Stände die dämonische Macht der Maschinen brechen und den christlichen Heilszwecken dienstbar machen. Der Wehrstand und an seiner Spitze der Adel hat die Grenzen und die Kolonial-Gebiete zu sichern und den überseeischen Handel zu schützen, und Grenzen und Kolonien sind heute — wie aus obiger Aufzählung und Schilderung der uns feindseligen Mächte hervorgeht, — so beschaffen, dass ihre dauernde Sicherung ohne engere Verbindungen und Waffengenossenschaften nicht wohl denkbar ist.

Der Lehrstand hat seine Aufgabe nicht in der blinden und ziellosen Förderung einer sogenannten Wissenschaft *in abstrakto* zu suchen, sondern in der Durchleuchtung der Motive mit jenem Lichte, welches Leben erhält und fördert, nicht abstumpft und tödtet, wozu heute vor allen Dingen die Aufhellung der Geschichte der göttlichen Offenbarung im Gegensatze gegen die Ungebundenheit des natürlichen Menschen gehört, denn auf dem Missverständniss dieser Geschichte beruht unser heute noch fortdauerndes Verhältniss zum Judenthum und zum Semitismus überhaupt, ferner die Beseitigung falscher Rechtssysteme, die Begründung einer Volkshygiene, die Aufklärung darüber, dass der Uebergang oder Uebersprung von der Materie zum Geiste, vom Ausgedehnten zum Denkenden vom menschlichen Geiste nie erfasst werden kann, und dass die Betrachtung der natürlichen Wunder eine ewige Quelle der reinsten Freude für den Menschengeist ist, — und vor Allem die Schaffung von Lehrmethoden, die, das Wesentliche feststellend, das störende Unwesentliche über Bord werfend, die gequälte Jugend entlasten und so eine Quelle des Hochmuths und der sogenannten Blasirtheit, ja selbst der Bosheit verstopfen, die gerade in unseren Tagen so reichlich fliesst. Auf dem Lehrgebiete liegt aber die Nothwendigkeit engerer Verbindungen vielleicht am allernächsten, und wie eine gute Schule an sich schon eine Verbrüderung darstellt, wenn sie dem Geiste, der unsere Schulen einst geschaffen hat, noch nahe steht, so sind ja heute auch unsere Ritter vom Geiste und der Feder in ihren Nöthen und Mühen zur Begründung publizistischer Unternehmungen zum Kampfe gegen den die Presse beherrschenden Semitismus auf engere Verbindung angewiesen, und der christliche Buchhandel hätte wahrhaftig alle Ursache sich gleichfalls gegen den Feind abzuschliessen.

Der „Kampf um das Dasein", wie er heut geführt wird, verschlingt die Kraft der Einzelnen in solchem Maasse, dass sie sich ganz und gar den Aufgaben des Tages und der nächsten Stunden hingeben müssen, nur um ein Leben zu fristen, das für sie selbst und das Ganze von Tag zu Tage werthloser wird und nicht mehr menschenwürdig genannt werden kann. Der Dämon Augenblick hat die Ewigkeit verschlungen, und die Selbstbesinnung der Menschheit droht zu schwinden. Die Genossenschaft allein kann wieder ein solches Maass von Kraft entbinden und frei machen, dass

die Besinnung zurückkehrt und der beruhigte Geist wieder Musse findet, Bilder der Ewigkeit in sich aufzunehmen und in Gott und Natur Schönes und Ewiges zu schauen, wie es der Geist verlangt, und im Zeitlichen schöne Formen zu schaffen, die Ewiges widerspiegeln. In der Gesellschaft kann Schönes nur durch ständische Gliederung dargestellt werden — Bauer, Handwerk, Adel — wie auch allein dem Dauernden in dieser Gliederung ein Antheil am Ewigen innewohnt. Nur engere Genossenschaften innerhalb der Gesammtstände können diesen selbst als Muster dienen.

Die höchste Aufgabe aber fällt der Kunst zu und vor Allem der Musik und Poesie. Der dichtende Genius, emporgetragen durch die Liebe zu seinem Volke, überschaut die Erde und ihre Völker und blickt zurück in die Zeiten bis zum ersten Aufdämmern der Menschengeschichte, scheidend im gotterhellten Sinne zwischen den dämonischen Mächten der Finsterniss und den himmlischen Heilsgewalten, wie zwischen Feind und Freund von heute. Ewige Jugend im endlichen Geiste widerspiegelnd, führt er sein Volk an den Busen der Natur und zu seinen geschichtlichen Ursprüngen zurück und lehrt es, in schöner Beschränkung den göttlichen Heilszwecken dienen. Die Selbstbeschränkung, die er sich auferlegt, und mit der er sich dem Gesetze seiner Kunst gehorsam fügt, ist Muster für jede Art Beschränkung, wie die Gliederung in Stände und Genossenschaften sie Allen auferlegt; die Liebe, die ihn erfüllt, und mit der er Alle umfasst, wird in seinem Werke zum wirklichen Bande, das Alle umschlingt und in Allen die gleiche Liebe zum Ganzen erweckt, und der Hinweis auf das Ewige, der aus jedem seiner Worte und Weisen herausklingt, lässt zu keiner Zeit jenen Höhenschwindel aufkommen, dem der Absturz folgt. In diesem Sinne betrachte der Deutsche das Werk des Meisters von Bayreuth!

Die Quellen der Dichtung des „Tannhäuser".

Zur richtigen Auffassung einer erhabenen Dichtung gehört zweierlei: Verstehen des Stoffes, der Handlung und weiter der darin zum Ausdruck gekommenen allgemeinen, über die Grenzen der Dichtung weit hinausreichenden Idee. Antwort auf die erste Frage gibt uns die geschichtliche Betrachtung, wogegen die Ausführung der zweiten der philosophischen anheim fällt. Natürlich greifen beide mehrfach in einander über, zumal die letztere ist zum grossen Theile von der ersteren abhängig; ein sicheres Urtheil über die selbständige Tiefe eines grossen Gedankens ist erst da möglich, wo seine Erscheinungsform klar erkannt wird. Die Grösse einer Dichtung liegt in der harmonischen Durchbildung von Form und Gehalt, erst damit ist das Höchste und Edelste geschaffen; wir haben Fälle genug, wo auf der einen oder anderen Seite nur Unvollkommenes gegeben wird, und doch zählen wir auch solche Werke leicht zu den Meisterschöpfungen der Kunst. Bei Richard Wagner aber erfüllt sich beides in schönster Weise. — Unsere Betrachtung des Tannhäuser will nur die erstgenannte Frage behandeln: wie stellt sich der Stoff beim Meister dar im Verhältniss zu den mittelalterlichen Quellen, welches waren die ihm gegebenen Voraussetzungen und in wie weit erfuhr der alte Stoff eine blosse Modernisirung oder eine völlige Wiedergeburt?

Unter den Minnesängern des 13. Jahrhunderts ist ein Angehöriger des in Bayern und Salzburg angesessenen Geschlechtes der Tannhausen vertreten, unter dem Namen der Tanhûser. Ueber sein Leben ist nichts weiter bekannt, als was aus den ihm zugeschriebenen Liedern entnommen werden kann. Er war ein weit in der Welt herumfahrender Mann, „sunder dank" ohne seinen freien eigenen Willen, eben weil die Umstände ihn dazu zwangen. Auch einen Kreuzzug, wohl den von 1228 hat er mitgemacht. In der Pariser Liederhandschrift ist er abgebildet im Mantel mit dem Kreuzeszeichen. Friedrich der Streitbare von Oesterreich war sein Gönner, von seiner milden Hand empfing er auch Lehensgüter, aber mit dessen 1246 erfolgtem Tode war es mit des Tanhûsers Herrlichkeit vorbei. Es ist nicht unmöglich, dass er im zweiten Theile seines Lebens zu den Hohenstaufen Konrad IV und Konradin in gewissen Beziehungen stand, also römischem Wesen abhold war. Um 1270 ist er gestorben. Weib und Wein brachten ihn um sein Gut; die schlimmen Verhältnisse kommen auch in seinen Liedern zum Ausdruck: Herr Unrat, Schaffenicht und Seltenreich helfen ihm beim Hausbau, Mangel, Zweifel und Schade sind sein stätes Ingesinde. Sonst schlägt der Tanhûser in seinen Liedern einen heiteren,

oft muthwilligen Ton an und ahmt in parodierender Weise französische Pastourellen (Hirtengedichte von wenig idealem Inhalt) nach. Merkwürdig ernst steht ein Busslied unter den anderen drin, und gab, ob nun echt oder nicht echt, jedenfalls die Veranlassung zu der späteren Sage, deren Held der Tanhûser geworden ist.*) Das ist alles, was über die Lebensumstände des ritterlichen Sängers angegeben werden kann. Keine Spur deutet darauf hin, dass schon in früher Zeit, im 13. Jahrhundert sagenhafte Erzählungen über ihn in Umlauf waren.

Im 16. Jahrhundert aber finden wir das Volkslied**) vom Danhauser.

2) Danhauser was ain ritter gut
wann er wolt wunder schawen,
er wolt in Fraw Venus berg
zu andren schönen frawen.

Der Liebe der „edlen Minne", der teufelischen Göttin wird er überdrüssig und verlangt von dannen:

14) „Frau Venus! das enwill ich nit,
ich mag nit lenger pleiben.
Maria muter, raine maid,
nun hilf mir von den weiben!"

16) Do schied er widrumb ausz dem berg
in jamer und in rewen:
„ich will gen Rom wol in die statt
auf aines bapstes trewen."

18) „ach bapst, lieber herre mein!
ich klag euch hie mein sünde
die ich mein tag begangen hab
als ich euch will verkünden.

19) ich bin gewesen auch ain jar
bei Venus ainer frawen;
nun wölt ich beicht und busz empfahn
ob ich möcht gott anschawen."

20) der bapst het ain steblin in seiner hand
und das was also durre:
„als wenig das steblin gronen mag
kumstu zu gottes hulde."

22) da zoch er widrumb ausz der statt
in jamer und in laide:
„Maria muter, raine maid!
ich musz mich von dir schaiden."

*) Vgl. Uhland, Schriften IV (1869) S. 259—86; F. Zander, die Tannhäusersage und der Minnesinger Tannhäuser, Königsberg in Pr. 1858.

**) Das Lied erscheint in fliegenden Drucken von 1515 ab; ich gebe es nach Liliencron, deutsches Leben im Volkslied um 1530 (Kürschners Nationallitteratur Bd. 13) S. 97 ff.

23) er zoch nun widrumb in den berg
und ewiklich on ende:
„ich wil zu meiner frawen zart,
wa mich gott will hin senden!“
24) „Seind gottwillkomen, Danhauser!
ich hab eur lang emboren;
seind willkomm, mein lieber herr,
zu ainem bulen auszerkorn!“

Der Stab ergrünt am dritten Tage wieder, doch zu spät: die ausgesandten Boten finden den Ritter nicht mehr auf Erden. — Die Sage, welche sich hier an des Tannhäusers Namen geknüpft zeigt, ist uralt und tritt in vielerlei Gestalt im Volksglauben aller Völker und Zeiten auf: die Elfenfrau, die den Geliebten zu sich in den Berg entrückt. Infolge halbgelehrten Wissens trat an ihre Stelle die Liebesgöttin antiker Mythologie und wurde ausserdem der Gedanke an den Kampf christlicher und heidnischer Mächte darein verwoben. Auch der Zug von dem wieder ergrünenden Stabe wurzelt im Volksglauben und kehrt sonst wieder. In einem schwedischen Volksliede sagt der Priester dem spielenden Neck: eh wird dieser Rohrstab, den ich in der Hand halte, grünen und blühen, als du Erlösung erlangst; trauernd wirft der Neck die Harfe hin und weint. Der Priester aber reitet fort, und bald beginnt sein Stab in Laub und Blüthe auszuschlagen; da kehrt er um, dem Neck das Wunder zu verkünden, der nun die ganze Nacht über frohe Weisen spielt (Myth. 3. Aufl. S. 888 Anm.) Die Vereinigung dieser verschiedenartigen Motive zu einer Sage und deren Beziehung auf Tannhäuser ist aber keinesfalls älter als das 14. oder 15. Jahrh. Tanhûser theilt das Schicksal verschiedener Minnesänger des 13. Jahrhunderts, die späterhin mythische Gestalten geworden sind: so ist der Herr Reinmar von Brennenberg (ca. 1238—76) als der Bremberger Held der sog. Herzmähre geworden, nach welcher sein Herz der geliebten Dame als Speise vorgesetzt wurde; Heinrich von Morungen wird als der edle Moringer im Volkslied auf wunderbare Weise aus weiter Ferne in seine Heimath zurückgeführt, wo er eben noch recht kommt, um die Ehe, welche seine Gattin einzugehen im Begriffe steht, durch sein plötzliches Erscheinen zu verhindern; Nithart von Reuental, der kunstmässige Gestalter höfischer Dorfpoesie wird als Neithart Fuchs um 1500 der Held eines lustigen Schwankes, in dem die ewige Fehde zwischen dem Ritter und den erzürnten, täppischen Bauern in vielen tollen Streichen ausführlich beschrieben wird. Die aus seinen Minneliedern entnommenen Andeutungen bildeten die Skizze für einen ganzen, keck erfundenen und ausgeführten Roman. Eine Anzahl von Minnesängern genoss die Auszeichnung, von den späteren Meistersängerzünften als die Erfinder der holdseligen Kunst verehrt zu werden. So rettete sich ihr Name und zum Theil auch etwas von ihren Dichtungen in eine spätere Zeit hinüber, freilich in mythischer Weise. Die Vorstellung, die

man von den ritterlichen Sängern sich machte, war eine ganz willkürliche und entsprach wenig dem wirklichen Urbild. In ähnlicher Weise entstand eine Scheingestalt des Tannhäuser und wir vermögen unschwer anzugeben, wie eine romanhafte Auffassung aus seinen Liedern die Anhaltspunkte für die Sage gewinnen konnte. Das Busslied und die Kreuzfahrt vereinigen sich zur Anschauung einer Bussfahrt; diese musste natürlich eine Sünde zur Voraussetzung haben und dafür bot sich des Tanhûser's leichtes Leben. Sein Minnedienst als Buhlschaft mit der Venus ist eine schwere Sünde; und in dem himmlischen Gnadenakte der päpstlichen Härte gegenüber darf man vielleicht gibellinischen oder protestantischen Widerspruch annehmen. — — —

Eines der schwierigsten Gedichte des Mittelalters ist der *singerkriec ûf Wartburc*, um das Ende des 13. Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem thüringischen Spielmann verfasst. Darin wird erzählt, wie um 1206 auf der Wartburg von den berühmtesten Dichtern ein Streit abgehalten wurde. Die Pariser Liederhandschrift zeigt ihn bildlich: oben sitzt das Schwert in der Hand der „landgrave Herman von Dueringen", neben ihm seine Gemahlin „die lantgrevin von Düeringen" Sophia; unten sind die streitenden Sänger abgebildet; die Ueberschrift lautet: „hie kriegent mit sange her walther von der vogilweide. her wolfram von Eschilbach. her Reiman der alte. der tugendhafte Schriber. heinrich von Oftertingen unde Klingesor von Ungerlant." Biterolf gehört auch noch zu den Meistern. Die Sänger geben sich theils dunkle Räthselfragen auf, theils forschen sie nach verborgener Kenntniss, z. B. Lucifers Erschaffung; alle einigen sich im unbeschränktesten Lobe des Thüringer Landgrafen, nur Heinrich von Ofterdingen preist Leopold von Oesterreich noch höher. Sehr ernstlich ist der Kampf, denn der Unterliegende verfällt dem Nachrichter. Man hat früher geglaubt, dass wirklich einmal ein derartiger Wettstreit an Hermanns Hofe stattfand. Doch ist daran sicherlich nichts Wahres; wir haben eine phantastisch-verwegene Erfindung eines Spielmannes vor uns, was zur Genüge schon daraus hervorgeht, dass der Gegner Wolframs nächst Ofterdingen der Zauberer Klingsor ist, eine Gestalt, die ja nur im „Parzival" lebt; ein gewiss hübscher Einfall, wenn Wolfram mit den Kindern seiner eigenen Phantasie kämpfen muss. In ähnlichem Sinne, wie diese Erfindung, ist auch das Uebrige gehalten.

Den Grund für die Sage und Dichtung von einem Sängerstreit auf Wartburg haben wir in den Verhältnissen des ersten Viertels des 13. Jahrhunderts zu suchen. Da war allerdings des Landgrafen Hermann Hof ein Sammelplatz für alle bedeutenden Dichter; fast von jedem unter ihnen lässt sich erweisen, dass er dort eine Zeit lang verweilt, Walther und Wolfram trafen daselbst zusammen. Die Erfindung eines Wettsingens gab erwünschte Gelegenheit, die Dichtergrössen der Vergangenheit und ihren fürstlichen Beschützer in einem gemeinsamen Bilde vereinigt der Nachwelt vorzuführen. Wie im ganzen Vorgang so ist auch bei den einzelnen Persönlichkeiten Dichtung

und Wahrheit, d. h. wirkliche Sänger treten völlig mythischen Gestalten gegenüber. Ausser Klingsor entbehrt auch dessen Schützling, Heinrich von Ofterdingen, eines gesicherten, lebendigen Vorbildes. Dieser Heinrich, dem in der Sage eine so wichtige Rolle zu Theil geworden ist, hat sich noch nirgends in den Quellen der Geschichte deutscher Dichtung nachweisen lassen. Kein Minnelied trägt seinen Namen; dagegen nennt ihn später eine Bearbeitung der reizenden lieblichen Zwergensage vom König Laurin als Verfasser; eine Zeit lang hat die Wissenschaft ihn sogar für den Dichter des Nibelungenliedes gehalten. Ein adliges Geschlecht mit ähnlich klingendem Namen ist bei Traunstein nachweisbar. Wie dem nun auch sei, wir werden gut thun, ihn als mythisch d. h. vom Dichter des Wartburgkrieges für erfunden zu erachten haben. Im besten Falle war sein Urbild ein beliebiger, unbedeutender Minnesänger, von dessen Werken nichts erhalten ist, und den sich jener thüringische Spielmann herauswählte. Seinen Ruhm, der ihm nachmals in reicher Weise zu Theil wurde, verdankt er jedenfalls nur seiner Stellung im Wartburgkriege. Und doch sind die irrigen Ansichten, welche früher über ihn verbreitet waren, für unsere Zwecke von Bedeutung, da hier nicht zum ersten Male eine falsche, später weil nicht stichhaltig wieder aufgegebene wissenschaftliche Meinung die Veranlassung zu einer schönen Neudichtung geworden ist. Im Jahre 1838 erschien in Königsberg ein Buch „über den Wartburgkrieg“ von E. T. L. Lucas, worin auf Seite 270—273 die Ansicht vorgetragen wird, dass *Heinrich von Ofterdingen* und der *Tannhäuser* identisch seien; beide stammen aus der Salzburger Gegend, beide sind in Zusammenhang mit dem österreichischen Hofe, dessen Lob sie verkündigen, und drgl. mehr. Die Beweisführung steht natürlich auf sehr schwankem Grunde und zeugt von wenig Verständniss für die Zustände jener Zeit. Aber das kommt für uns nicht in Betracht. Der Meister hat die Ansicht zu der seinigen gemacht und von ihr ausgehend seine Dichtung geschaffen: „Es geht die Sage von einem Ritter und Sänger Tannhäuser (mythisch und selbst späteren Ansichten nach völlig gleich dem Heinrich von Ofterdingen im Wartburgkriege), nach welcher dieser in den Venusberg gerathen sei und dort an Frau Venus Hofe ein ganzes Jahr zugebracht habe.“[1]) So sind mit einem Schlage zwei an sich einander gänzlich fernestehende Sagenkreise zu einem einzigen vereinigt und dabei doch beide in ihrer Ursprünglichkeit belassen, nirgends willkürlich umgemodelt. Zunächst ist noch auf eine äusserliche Zuthat aufmerksam zu machen, welche der Meister anbrachte, um den von der Wissenschaft ihm dargebotenen rein zufälligen Zusammenhang zu einem nothwendigen und innerlichen zu machen. Dem Vorgange J. Grimms[2])

*) Textbuch zum Tannhäuser (1845), Vorbemerkung. Eben darum führt Tannhäuser auch den Vornamen Heinrich.

**) Myth.[3] 887. Richard Wagner a. a. O.

folgend fasste er die Frau Venus als gleichbedeutend mit der altgermanischen Göttin Holda, der freundlichen, milden und gnädigen auf; ihre Hofhaltung aber verlegte er in den Hörselberg bei Eisenach, von dem allerhand Spukhaftes erzählt wird, wozu ihm das Lied vom Danhauser keinerlei Anhaltspunkt gewährte. So vollzog sich Tannhäusers Geschick in nächster Nähe der Wartburg. Aber von ungleich tieferem Werthe ist die Schöpfung der herrlichsten Frauengestalt, eine in ihrer unendlichen Einfachheit grossartige That, die ohne irgendwelche wesentliche Züge in den Quellen zu ändern mit einem Schlage eine zuvor nicht im Entferntesten geahnte Dichtung schuf. Im Sängerkriege begegneten wir der Landgräfin Sophia, Hermans Gemahlin; als Heinrich von Ofterdingen beinahe unterlegen ist, nimmt sie ihn in ihren Schutz; der Meister stellt seine Elisabeth in den Mittelpunkt der Handlung; die Jungfrau ist es, um deren Liebe gesungen wird; von selber bot sich nun ein wohlthuender Gegensatz zur Liebe der Venus in der reinen und hohen Elisabeths, und als Tannhäuser um seiner Sünde willen von den übrigen Sängern angegriffen wird, da breitet wiederum Elisabeth die schützenden Arme über den Verfehmten. Der Inhalt des Sängerstreites besteht nicht mehr in dunkeln Räthseln nnd mystischer Weisheit, sondern im Ergründen von der Liebe Wesen. Der Name Elisabeth für die thüringische Fürstin ist von tiefem Sinne und wunderbar zart klingt der damit verbundene Gedanke aus in Tannhäusers letztem Worte: *heilige Elisabeth*, bitte für mich! Die Liebe der reinen heiligen, gottgesandten Jungfrau vollbringt die Erlösung aus den Banden der teuflischen, weltlichen Liebesgöttin des wilden Sinnentaumels. Wenn wir das Werk Richard Wagners auf der einen Seite, die Quellen auf der andern ins Auge fassen und es wäre uns nichts weiter über die wirklichen Verhältnisse bekannt, so würde gewiss die Dichtung des Meisters als ein vollkommenes einheitliches Ganzes erscheinen, auferbaut auf der einfachsten und sinnigsten Grundlage, die je erdacht werden kann, und die Sagen vom Wartburgkriege und vom Tannhäuser möchte man versucht sein, für verständnisslos abgetrennte Ueberreste davon zu nehmen. Und doch vollzieht sich die unbegreiflich schöne Dichtung ja vor unseren Augen. Daraus erkennen wir, dass der Tannhäuser des Meisters etwas ihm Ureigenthümliches ist, etwas nie vorher Dagewesenes, und dass wir es in alle Weite nicht mit Neubearbeitungen alter Quellen und Aehnlichem zu thun haben, sondern mit einer einzig ihm eigenen Schöpfung, zu der ihm die Quelle nur das Rohmaterial bieten konnte. Wir müssen aber auch die Dichtung als solche als ein Werk unseres Meisters auffassen, und dürfen niemals sie in einer fernen Vergangenheit wiederfinden wollen, als habe er nur von Urzeiten Vorhandenes durch den darauf lagernden Staub der Jahrhunderte hindurch erkannt und uns damit beschenkt. Vielmehr lebt seine Dichtung nur in ihm und durch ihn und ist ihr nichts Aehnliches vorausgegangen. Wenn wir aber die erhabene Einfachheit und Klarheit mit Recht als das Kenn-

zeichen des grossen Genius zu betrachten haben, so erfüllt sich diess hier wahrlich in seltener Reinheit. Die beiden Sagen des ausgehenden 13. und des 15. und 16. Jahrhunderts vereinigt der Meister und führt sie zurück in die Zeiten, wo einst wirklich Tannhûser und Wolfram gelebt und gedichtet. Dass der Meister niemals fremdartige Stoffe künstlich hereinzieht, das beweist die Art und Weise, wie die heilige Elisabeth zur Verwendung kommt.

Wir dürfen nun auch billiger Weise darnach fragen, auf welchem Wege Richard Wagner mit dem Sagenstoffe bekannt geworden ist. Wie wir sahen, liegen die Verhältnisse gar nicht so einfach, und um sich mit all den Einzelheiten, ja nur mit dem Wortlaut der Quellen selbst vertraut zu machen, bedarf es eines längeren gelehrten Studiums und auf dem Wege eines mühsamen an Kleinigkeiten haftenden Durcharbeitens der Quellen, wie es die Sache des Forschers ist, würde dem Genie kaum die Offenbarung werden, die zur Erschaffung treibt. Wer mit der kritischen Sonde der heutigen Wissenschaft jene Zeiten unserer deutschen Dichtung durchmisst, wird oft verwundert fragen, wie war es nur möglich, all dieses Schöne und Erhabene zu finden. Aber ein anderer Hauch weht uns entgegen aus den älteren Arbeiten der poesievollsten Meister deutscher Wissenschaft, der Brüder Grimm. Wir haben gelernt, heute über sehr viele Dinge anders zu urtheilen, und es wäre gewiss zum Wenigsten im Sinne jener wunderbaren Gelehrten gehandelt, wollte man sich den sicheren neueren Errungenschaften da, wo sie das früher Geglaubte widerlegen, verschliessen; wenn so viele der Grimm'schen Ansichten als veraltet gelten müssen, so bleibt doch ewig jung und Geist und Gemüth erfrischend die Art ihrer Kundgebungen, die überall auch beim trockensten Gegenstand mit warmer Liebe und hoher dichterischer Schönheit zu uns spricht. Eines der schönsten Bücher und auch heute noch eine unerschöpfte Quelle des Wissens sind die im Allgemeinen nur wenig gekannten „deutschen Sagen", zwei Bändchen, die Vorrede des ersten datirt vom 14. März 1816, die des zweiten vom 24. Februar 1818. Die alte Auflage ist längst vergriffen. Ein Wiederabdruck wurde 1865 und 1866 von Hermann Grimm besorgt. Darin sind eine Menge wunderschöner Volks-*Sagen* (nicht *Märchen!*) enthalten, zum Theil aus lebendiger mündlicher Ueberlieferung, zum Theil auch aus Urkunden ältester und späterer Zeiten.

In ihrer eigenthümlich schönen, schlichten Weise haben die Brüder alles wieder erzählt, so dass die aus den verschiedensten Quellen zum Theil von sehr minderwerthiger Natur zusammengetragenen Berichte einen durchaus einheitlichen ästhetisch wohlthuenden Eindruck auf den Leser machen. Ein reicher Sagenhort ist darin beschlossen und in ansprechendster Weise, ohne gelehrte Anstrengung und Mühe kann sich Jeder rasch in erschöpfender Weise über alles Wissenswerthe Belehrung erholen. Darin

sind nun die Sagen vom Tannhäuser, Wartburgkrieg und Lohengrin erzählt, ferner die von Frau Holle, vom Hörselberg u. a.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass dieses Buch dem Meister bekannt gewesen ist, und ihm die Stoffe zum Tannhäuser und Lohengrin zunächst ihrem Inhalte nach vermittelte. Wenigstens ist uns keine Darstelluug bekannt, der wir einen so ergreifenden und in schlichter Einfachheit erhabenen Eindruck zuschreiben möchten. Zumal das Künstlerherz kann sich dem Zauber nicht entziehen. Die Sagen wirken mit Ursprünglichkeit und Frische, wie sie niemals diess in gleicher Weise vermögen, wenn sie in gelehrten Abhandlungen, von der Umgebung fast erdrückt und in Schatten gestellt begegnen; und zumal in unserem Falle sind sie unstreitig viel schöner, als die Originale, die, sehr weitschweifig und äusserlich, ermüden und nur selten erwärmen. Zum Beweise möge es gestattet sein, im Folgenden die Tannhäuserstücke zu geben.*)

Der edle Tannhäuser, ein deutscher Ritter, hatte viele Länder durchfahren, und war auch in Frau Venus Berg zu den schönen Frauen gerathen, das grosse Wunder zu schauen. Und als er eine Weile darin gehaust hatte, fröhlich und guter Dinge, trieb ihn endlich sein Gewissen wieder herauszugehen in die Welt und begehrte Urlaub. Frau Venus aber bot Alles auf, um ihn wanken zu machen: sie wolle ihm eine ihrer Gespielen geben zum ehlichen Weibe, und er möge gedenken an ihren rothen Mund, der lache zu allen Stunden. Tannhäuser antwortete: Kein ander Weib gehre er, als die er sich in den Sinn genommen, wolle nicht ewig in der Hölle brennen, und gleichgiltig sei ihm ihr rother Mund, könne nicht länger bleiben, denn sein Leben wäre krank geworden. Und da wollte ihn die Teufelin in ihr Kämmerlein locken der Minne zu pflegen, allein der edle Ritter schalt sie laut und rief die himmlische Jungfrau an, dass sie ihn scheiden lassen musste. Reuevoll zog er die Strasse nach Rom zu Papst Urban, dem wollte er alle seine Sünden beichten, damit ihm Busse aufgelegt würde und seine Seele gerettet wäre. Wie er aber beichtete, dass er auch ein ganzes Jahr bei Frauen Venus im Berg gewesen, da sprach der Papst: „Wann dieser dürre Stecken grünen wird, den ich in der Hand halte, sollen dir deine Sünden verziehen sein, und nicht anders.“ Der Tannhäuser sagte: „Und hätte ich nur noch ein Jahr leben sollen auf Erden, so wollte ich solche Reue und Busse gethan haben, dass sich Gott erbarmt hätte.“ Und vor Jammer und Leid, dass ihn der Papst verdammte, zog er wieder fort aus der Stadt und von Neuem in den teuflischen Berg, ewig und immerdar drinnen zu wohnen. Frau Venus aber hiess ihn willkommen, wie man einen langabwesenden Buhlen empfängt; danach wohl auf den dritten Tag hub der Stecken an zu grünen und der Papst sandte

*) (I ² S. 214/5). Nr. 171. Der Tannhäuser.
Nach dem alten Volkslied in Prätorius Blocksberg, Leipzig 1668. S. 19—25. Agricola, Sprichwort 667 p. m. 322b.

Botschaft in alle Lande, sich zu erkundigen, wohin der edle Tannhäuser gekommen wäre. Es war aber nun zu spät, er sass im Berg und hatte sich sein Lieb erkoren, daselbst muss er nun sitzen bis zum jüngsten Tag, wo ihn Gott vielleicht anderswohin weisen wird. Und kein Priester soll einem sündigen Menschen Misstrost geben, sondern verzeihen, wenn er sich anbietet zu Buss und Reue. —

Auf der Wartburg bei Eisenach kamen im Jahse 1206 sechs tugendhafte und vernünftige Männer mit Gesang zusammen und dichteten die Lieder, welche man hernach nennte: den Krieg zu der Wartburg. Die Namen der Meister waren: Heinrich Schreiber, Walter von der Vogelweide, Reimar Zweter, Wolfram von Eschenbach, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen. Sie sangen aber, und stritten von der Sonne und dem Tag, und die Meisten verglichen Hermann, Landgrafen zu Thüringen und Hessen mit dem Tag und setzten ihn über alle Fürsten. Nur der einzige Ofterdingen pries Leopolden, Herzog von Oesterreich, noch höher, und stellte ihn der Sonne gleich. Die Meisten hatten aber unter einander bedungen: wer im Streit des Singens unterliege, der solle des Hauptes verfallen; und Stempfel der Henker musste mit dem Strick daneben stehen, dass er ihn alsbald aufhängte. Heinrich von Ofterdingen sang nun klug und geschickt; allein zuletzt wurden ihm die andern überlegen, und fingen ihn mit listigen Worten, weil sie ihn aus Neid gern von dem Thüringer Hof weggebracht hätten. Da klagte er, dass man ihm falsche Würfel vorgelegt; womit er habe verspielen müssen. Die fünf andern riefen Stempfel, der sollte Heinrich an einen Baum hängen. Heinrich aber floh zur Landgräfin Sophia, und barg sich unter ihrem Mantel; da mussten sie ihn in Ruhe lassen und er dingte mit ihnen, dass sie ihm ein Jahr Frist gäben: so wolle er sich aufmachen nach Ungarn und Siebenbürgen, und Meister Klingsor holen; was der urtheile über ihren Streit, das solle gelten.*) — — Die weiteren Ereignisse wie Klingsor kommt und mit Wolfram streitet, den Teufel zu Hilfe ruft und trotzdem den Sänger nicht überwältigen kann, übergehen wir hier, da sie für unsern Zweck nichts Wesentliches bieten.

Es ist nun an der Zeit, uns vorzuführen, was der Meister selber über seine Tannhäuserquellen in der „Mittheilung an meine Freunde“ **) sagt: „In dieser Stimmung fiel mir das *deutsche Volksbuch vom Tannhäuser* in

*) (II ² S. 299). Nr. 563. Der Wartburger Krieg.
Jo. Rohte chronicon thuring. ap. Menken II 1697—1700.
Leben der *heil. Elisabeth* in altdeutschen Reimen, ibidem 2035—45. (Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass dieses an sich ja ganz zufällige Zitiren der heiligen Elisabeth zusammen mit einer unten mitgetheilten Stelle der Hofmann'schen Erzählung den äusseren Anstoss gab, das Bild der Elisabeth mit der Frauengestalt im Tannhäuser in Verbindung zu setzen.)
Chronica pontificum et archiepisc. Magdeburgens. Bei Wagenseil und Tenzel.
Gerstenberger, thüring. Chronik, apud Schminke I 277—286.

**) Schriften IV. S. 331—2.

die Hände; diese wunderbare Gestalt der Volksdichtung ergriff mich sogleich auf das Heftigste: sie konnte diess aber auch erst jetzt. Keineswegs war mir der Tannhäuser an sich eine völlig unbekannte Erscheinung: schon früh war er mir durch *Tiecks* Erzählung bekannt geworden. . . . Das durchaus moderne Gedicht Tiecks las ich jetzt wieder durch, und begriff nun, warum seine mystisch kokette, katholisch frivole Tendenz mich zu keiner Theilnahme bestimmt hatte; es ward mir diess aus dem Volksbuche und dem schlichten Tannhäuserliede ersichtlich, aus dem mir das einfache echte Volksgedicht der Tannhäusergestalt in so unentstellten schnell verständlichen Zügen entgegentrat. — Was mich aber vollends unwiderstehlich anzog, war die, wenn auch sehr lose Verbindung, in die ich den Tannhäuser mit dem Sängerkrieg auf Wartburg in jenem Volksbuche gebracht fand. Auch dieses dichterische Moment (nämlich den Wartburgkrieg) hatte ich bereits früher durch eine Erzählung *Hofmanns* kennen gelernt; aber gerade wie die Tieck'sche vom Tannhäuser hatte sie mich ganz ohne Anregung zu dramatischer Gestaltung gelassen. Jetzt gerieth ich darauf, diesem Sängerkriege, der mich in seiner ganzen Umgebung so unendlich heimathlich anwehte, in seiner einfachsten echtesten Gestalt auf die Spur zu kommen; diess führte mich zu dem Studium des mittelhochdeutschen Gedichtes vom „Sängerkriege", das mir glücklicherweise einer meiner Freunde, ein deutscher Philolog, der es zufällig in seinem Besitze hatte, verschaffen konnte." Die „Mittheilung" ist 1851 geschrieben, also reichlich 8 Jahre nach der Dichtung des Tannhäuser, und daraus erklärt es sich, dass der Meister hier einige offenbar irrige Angaben macht. Tieck*) bearbeitete die Tannhäusersage in der treffend charakterisirten Weise, E. T. A. Hofmann**) den Sängerkrieg, ebenfalls in durchaus modernisirender ziemlich freier Weise, indem er sich auf Wagenseil, den bekannten Berichterstatter über der Meistersinger holdselige Kunst stützte; bei beiden sind die Stoffe ganz auseinander gehalten, weder der eine, noch der andere hat auch nur die leiseste Andeutung einer *Verschmelzung der Gestalten des Tannhäuser und des Heinrich*, also eben des wesentlichen Grundgedankens der Wagnerschen Dichtung. Die Tannhäusersage ist von Tieck in sehr wenig ansprechender Weise wiedergegeben und ihre einfache Handlung völlig zerstört. Dennoch ist sie für unseren Tannhäuser nicht ohne Einwirkung geblieben: die Scene des 3. Aufzuges, Tannhäuser und Wolfram lehnt sich an Tiecks Gedicht an, indem auch dort der „Tannhäuser" einem Freunde Friedrich von Wolfsburg sein Schicksal erzählt, als er im Begriff ist, die Pilgerfahrt anzutreten und wiederum als er „bleich und abgezehrt, in zerrissenen Wallfahrtskleidern und barfuss" zurückkehrt. Dagegen zeigt sich der Einfluss der Hofmann'schen Erzählung in sehr vielen Einzelheiten, ja

*) Romantische Dichtungen I (1799) S. 423—92: der getreue Eckart und der Tannhäuser.

**) In den Serapionsbrüdern 2. Band, 3. Abschnitt: der Kampf der Sänger. Ges. Schriften (1857) II S. 25—85.

auch Elisabeth und Tannhäusers und Wolframs Verhältniss zu ihr lehnt sich äusserlich an Hofmann an. Die Darstellung in den Serapionsbrüdern ist nicht eigentlich schön, schon die Quelle ist arg verderbt, die Minnesänger sind in etwas philisterhafte Meistersinger bei Wagenseil verwandelt, Heinrich von Ofterdingen ist ein Bürger zu Eisenach, aber es sind unstreitig einzelne dichterisch schöne und anziehende Bilder drin enthalten und diese sind es, die den Meister fesselten und die nun in gänzlich verändertem Zusammenhang, innig verwachsen mit der Auffassung der mittelalterlichen Quellen und der neugewonnenen des Meisters in seiner Dichtung wieder auftauchen. An nebensächlichen Dingen bemerke ich, dass die Schreibart Eschinbach von Hofmann stammt. Wir verfolgen nun Hofmanns Geschichte und heben die für unsern Zweck belangreichen Stellen heraus: in einem Traum sieht der Erzähler zunächst die Gestalten seiner Dichtung; mitten im Walde stösst er auf einen Jagdzug, lustiges Hörnergetön erschallt, der Landgraf und die Sänger, reich gekleidet, Pagen und Diener, Jäger mit Jagdspiessen und Hörnern ziehen vorüber. Es ist die Scenerie des 1. Aufzuges. Dabei ist auch eine Frau, eine junge schöne Wittib Mathilde von Falkenstein. Nebelhaft taucht schon hier das Bild des Sängerstreites empor. Mathilde will bereits Wolfram den Kranz reichen, da springt Heinrich von seinem Sitze und singt wundersame fremde Weisen, bis die Harfe ihm zerreist. „Schwarze Nebel legten sich über Wald und Wiesenplan, und hüllten alles in finstre Nacht. Da stieg ein in milchweissem Licht herrlich funkelnder Stern empor aus der Tiefe und wandelte daher auf der Himmelsbahn, und ihm nach zogen die Meister auf glänzenden Wolken singend und ihr Saitenspiel rührend. Ein flimmerndes Leuchten zitterte durch die Flur, die Stimmen des Waldes erwachten aus dumpfer Betäubung und erhoben sich und tönten lieblich hinein in die Gesänge der Meister.“ — Die Meistersänger auf der Wartburg lebten wie Priester einer Kirche in frommer Liebe und Eintracht beisammen; „die verschiedensten Weisen der Meister tönten harmonisch mit einander und schienen Strahlen eines Liebessternes.“ Heinrich war in seinem Ruhme durch Wolframs Ankunft auf der Wartburg zwar etwas in Schatten gestellt worden, aber dennoch hing er in rechter, inniger Liebe an Wolfram, der diese aus tiefstem Grunde seines Herzens erwiderte. Heinrichs Wesen ward aber bald unruhig, düster und zerrissen, ja er wurde endlich ganz krank; aber Wolfram entdeckte er sich, es war die Liebe zu Mathilde, die ihm als einem Bürger ja unerreichbar war. „Ein unbekanntes Glück, des Himmels höchste Wonne stand hoch über mir, wie ein golden funkelnder Stern — es war mir, als schwämme ich im weiten Himmelsraum daher auf dunklen Wolken. Da fuhr ein funkelnder Blitz durch die Finsterniss und ich schrie laut auf: Mathilde! — ich erschrack darüber, denn ich glaubte, dass Flur und Wald, dass alle Berge, alle Klüfte den süssen Namen widertönen, dass tausend Stimmen es ihr selbst sagen würden,

wie unaussprechlich bis zum Tode ich sie liebe". Und Heinrich wollte die Gegend für immer verlassen. Als er wiedergenesen, da machte er manchen Gang in den frühlingsduftenden Wald, die Wartburg und Mathilde aber beschloss er für immer zu meiden. Denn sie war Wolfram geneigt, der die Sangeskunst besser zu üben verstand als alle Meister. Einmal begegnete dem einsamen Wanderer eine geheimnissvolle Gestalt; der Fremde rieth ihm, er solle nach Siebenbürgen zum Meister Klingsor ziehen; da werde er der Kunst mächtig werden und alle besiegen. „Von der Gräfin Mathilde. Gewiss, vielgeliebter Leser! befandest du dich einmal in einem Kreise, der, von holden Frauen, sinnvolle Männern gebildet, ein schöner, von den verschiedensten in Duft und Farbenglanz mit einander wetteifernden Blumen geflochtener Kranz zu nennen. Aber wie der süsse Wohllaut der Musik über alles hinhauchend in jeder Brust die Freude weckt und das Entzücken, so war es auch die Holdseligkeit einer hochherrlichen Frau, die über alle hinstrahlte und die anmuthige Harmonie schuf, in der sich alles bewegte." „So sehr die Königin sich mit frommen kindlichen Wesen mühen mochte, ihre Huld jedem zuzutheilen in gleichem Maasse, doch gewahrte man, wie ihr Himmelsblick länger ruhte auf jenem Jüngling, der schweigend ihr gegenüber stand, und dessen vor süsser Rührung in Thränen glänzende Augen die Seeligkeit der Liebe verkündeten, die ihm aufgegangen." Alle freuten sich über Wolframs Glück; Heinrichs unglückliches Geheimniss war der erste finstere Schatten, der darauf fiel. Der aber war verschwunden und obwohl tief betrauert wich doch sein Bild im Verlaufe eines Jahres immer mehr und endlich in weite Ferne. Der Frühling war wiedergekommen; auf einem anmuthigen Platze im Burggarten waren die Meister versammelt, um sein Blühen mit freudigen Liedern zu begrüssen. Der Landgraf und Mathilde hatten sich niedergelassen, eben wollte Wolfram von Eschinbach ein Lied beginnen, als ein junger Mann, die Laute in der Hand, hinter den Bäumen hervortrat. Mit freudigem Schreck erkannten alle den Heinrich. Der nahte sich dem Landgrafen, und dann der Gräfin Mathilde, vor der er sich ehrfurchtsvoll neigte. Wiederum war er in der Meister Kreis aufgenommen. Nun begann das Singen. „Während die andern sangen, sah er in die Wolken, schob sich auf dem Sitze hin und her, zählte an den Fingern, gähnte, kurz bezeugte auf alle nur mögliche Weise Unmuth und Langeweile." Wolfram sang ein Lied zum Lobe des Landgrafen. „Heinrich von Ofterdingen runzelte die Stirn und nahm, sich von Wolfram abwendend, die Laute, auf ihr einige wunderbare Akkorde anschlagend. Er stellte sich in die Mitte des Kreises und begann ein Lied, dessen Weise so ganz anders als alles, was die andern gesungen, so unerhört war, dass alle in die grösste Verwunderung, ja zuletzt in das höchste Erstaunen geriethen. — — — Er rief die Gestirne an, und indem seine Lautentöne leiser lispelten, glaubte man, der Sphären klingenden Reigen zu vernehmen. Nun rauschten die Akkorde stärker, und glühende Düfte

wehten daher, und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgegangenen Eden aller Lust. Jeder fühlte sein Inneres erbeben in seltsamen Schauern. Als Ofterdingen geendet, war Alles in tiefem Schweigen verstummt, aber dann brach der jubelnde Beifall stürmisch hervor. Die Dame Mathilde erhob sich schnell von ihrem Sitz, trat auf Ofterdingen zu, und drückte ihm den Kranz auf die Stirne, den sie als Preis des Gesanges in der Hand getragen. — — Nur ein Einziger stimmte nicht ein in den begeisterten Beifall der Uebrigen, und das war der Landgraf.“ Später sprach Wolfram Worte der höchsten Begeisterung zu ihm. Aber doch war auch ihm ein fremdartiger Zauber erdämmert aus Heinrichs Worten. „Eine düstere Ahnung befängt mich, ich denke daran, was dich von der Wartburg forttrieb und wie du wieder hier erschienen bist. Es kann dir nun Manches gelingen — vielleicht geht der schöne Hoffnungsstern, zu dem ich jetzt empor blickte, auf ewig für mich unter — doch Heinrich! — hier! — fasse meine Hand, nie kann irgend ein Groll gegen dich in meiner Seele Raum finden! — Alles Glückes unerachtet, das dich überströmt, findet du dich vielleicht einmal plötzlich an dem Rande eines tiefen bodenlosen Abgrundes und die Wirbel des Schwindels erfassen dich und du willst rettungslos hinabstürzen, dann stehe ich festen Muthes hinter dir und halte dich fest mit starken Armen.“ Die Meister hatten zwar Heinrichs Lied bewundert, aber später sprachen sie von falschen Weisen, eitlem Prunk und ruchlosem Inhalt. Nur Mathilde hatte sich mit ganzer Seele dem Sänger zugewandt. Mit höhnendem Stolz blickte sie auf die andern Meister herab, und es kam so weit, dass Heinrich sie selber in der Kunst des Gesanges unterrichten musste. „Seit dieser Zeit aber war es, als schwände von der berückten Frau alle Anmuth und Holdseligkeit. Alles vernachlässigend, was zur Zierde holder Frauen dient, sich alles weiblichen Wesens entschlagend, wurde sie zum unheimlichen Zwitterwesen, von den Frauen gehasst, von den Männern verlacht.“ Der Landgraf war wenig froh und sagte zu Heinrich: „Ihr habt durch Eure seltsame, unheimliche Weise den schönen Kreis, den ich hier versammelt, gar hässlich gestört.“ Da erzählte ihm Ofterdingen, dass er von Klingsor die Meisterschaft gewonnen habe. Da begannen die Meister gegen ihn zu singen, und als Heinrich den Leopold von Oesterreich pries höher als den Landgrafen Hermann, die Frauen am Hofe mit schnöden Worten angriff und die Schönheit Mathildes allein auf heidnische, ruchlose Art zu preisen fortfuhr, so geriethen die andern in Zorn und traten in heftigen und schonungslosen Liedern seine Meisterschaft in den Boden. Ja mit dem Schwert in der Hand wollten sie schwere Rache an ihm nehmen. Da rief Heinrich den Landgrafen um Schutz seines Lebens an, und bat, er solle die Entscheidung über die Meisterschaft dem berühmtesten Sänger der Zeit, dem Meister Klingsor überlassen. Das wurde zugestanden, und Heinrich verliess die Wartburg. Nach einem Jahre erschien Klingsor in Eisenach und nahm bei einem Bürger Wohnung.

Auch Wolfram wohnte in der Stadt bei einem Bürger. Die Meister freuten sich, dass nun der Streit mit Heinrich geschlichtet werden sollte. Wolfram begab sich zu ihm in seine Wohnung, da es ihn drängte, den Vielgerühmten zu begrüssen. Unfreundlich war der Empfang und Klingsor spottete über Wolframs Kunst. Aber Wolfram begann schöne Weisen zu singen, ein herrlich Lied im güldenen Ton. Und so sehr Klingsor seinen mächtigen Verstand und seine grosse Kunst mühte, nie erreichte er die Anmuth von Wolframs einfachen Liedern. Da bekannte er sich selber, in diesem Wettgesang ohne Zeugen für besiegt. Doch zur Nacht wollte er einen schicken, Nasias geheissen, der solle Wolfram überwinden. — Wolfram befand sich um Mitternacht in seinem Zimmer, erfüllt von allerlei schönen und frommen Dichtergedanken. Da erschien Nasias zum Kampfe. Er begann ein Lied von den 7 Planeten und der himmlischen Sphärenmusik. Dagegen sang Wolfram eine schöne, fromme Weise von geistlichen Dingen. „Nun sang Nasias ein Lied von der schönen Helena und von den überschwenglichen Freuden *des Venusberges*. In der That klang das Lied gar verlockend und es war als wenn die Flammen, die Nasias um sich sprühte, zu lüsterne Begierde und Liebeslust athmenden Düften würden, in denen die süssen Töne auf und nieder wogten, wie gaukelnde Liebesgötter.“ Aber Wolfram dachte während des Liedes an seine hohe, fromme, reine Liebe. Er sah Mathilde vor sich, wie er sie zum ersten Male im Wartburggarten erschaut, alles rang nach Worten und Tönen in ihm. „Und als Nasias schwieg, begann Wolfram ein Lied, das in den herrlichsten, gewaltigsten Tönen die Himmelsseligkeit der reinen Liebe des frommen Sängers pries.“ Da verschwand Nasias mit grossem Aerger. Klingsor hatte in der selben Nacht in den Sternen gelesen, dass dem Ungarn-König ein Töchterlein geboren werde, das Elisabeth heissen wird und ob ihrer Tugend und Frömmigkeit heilig gesprochen werden soll. „Und die heilige Elisabeth ist erkoren zum Weibe Ludwigs des Sohnes des Landgrafen Hermann.“ Der Landgraf beschloss sofort durch eine Gesandtschaft an den König von Ungarn für seinen elfjährigen Sohn Ludwig um die neugeborene Prinzessin werben zu lassen. Dann verliess Klingsor die Wartburg und lehnte es ab, als Schiedsrichter zwischen Heinrich und den Meistern dem Wettstreite beizuwohnen. Der verhängnissvolle Tag kam heran. Zwei edle Herrn hatte der Landgraf als Richter bestimmt. Mitten im Kreise standen zwei Sitze für die kämpfenden Sänger, hinter denselben war ein Schaffot errichtet, bei dem Stempel, der Eisenacher Scharfrichter stand, denn der Besiegte verfiel ihm sofort. Heinrich von Ofterdingen erschien bereit mit dem Meister zu singen, der ihm gegenübergestellt werde. „Darauf trat der Marschall vor die Meister hin mit einem silbernen Gefäss, aus dem Jeder ein Loos ziehen musste. So wie Wolfram von Eschinbach sein Loos entwickelte, fand er das Zeichen des Meisters, der zum Kampf bestimmt sein sollte.“ Er sass Ofterdingen gegenüber und sah des Freundes Züge, aber aus dem leichenblassen Gesicht

funkelten unheimlich glühende Augen ihn an, er musste an Nasias denken. Heinrich begann seine Lieder und Wolfram wollte sich beinahe entsetzen, als er dasselbe vernahm, was Nasias in jener verhängnissvollen Nacht gesungen. Doch fasste er seinen Muth zusammen und antwortete in einem hochherrlichen Liede, dass der Jubel des Volkes emportönte und ihm schon den Preis zuerkennen wollte. Doch Heinrich sang weiter die wunderlichsten Weisen. Wolfram fühlte sich auf fremdem Gebiete. Da schritt plötzlich Mathilde in den Kreis in aller Anmuth und Holdseligkeit, wie zu jener Zeit, als er sie zum ersten Male in dem Garten auf der Wartburg sah. Sie warf den seelenvollsten Blick inniger Liebe auf Wolfram. Da schwang sich die Lust des Himmels, das glühendste Entzücken jubelnd empor in dem selben Liede, womit er in jener Nacht den Bösen bezwungen. Trompeten ertönten; der Marschall nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihn dem Sänger zu bringen. Stempel rüstete sich, sein Amt zu vollbringen, aber die Schergen, die den Besiegten fassen wollten, griffen in eine schwarze Rauchwolke, die sich brausend und zischend erhob und schnell in den Lüften verdampfte. Zur selben Stunde sprengte eine Gestalt, beinahe anzusehen wie Meister Klingsor, auf einem schwarzen, schnaubenden Rosse durch die Burgpforten davon. — Auf blumiger Rasenbank erwartete Mathilde den geliebten Wolfram; der böse Zauber, der sie befangen hielt, war gebrochen. Von Heinrich empfing aber Wolfram in der selben Nacht einen Brief, in dem er ihm sagte, jetzt sei er wirklich vom Abgrunde zurückgerissen durch seine Freundschaft und neu dem Leben wiedergegeben. „Vergiss, was ich im Wahnsinn that. Grüsse die Meister und sage ihnen, wie es jetzt mit mir steht. Lebe wohl, mein innig geliebter Wolfram!“ Nachmals hörten die Meister, dass Heinrich am Hofe der österreichischen Fürsten herrliche Lieder singe. So hatte Wolframs Sangeskunst die Geliebte und den Freund vom böslichen Verderben gerettet.

Wir mussten bei Hofmanns Erzählung ausführlicher verweilen, da sie in mehrfacher Hinsicht von Belang ist; in der That ist Manches und durchaus nicht bloss Nebensächliches davon in die Dichtung und in die scenischen Bemerkungen des Tannhäuser übergegangen; so der Vergleich mit dem Stern der Liebe, endlich zum mild herabschimmernden Abendstern verdichtet. Die Lieder der Sänger zeigen oft wörtliche Anklänge; Vieles ist verwendet, aber gerade in entgegengesetzter Weise z. B. Elisabeths Bezauberung durch Tannhäusers Lieder, mit denen ein neues Leben ihr in die Brust zog. Zum andern aber enthüllt sich uns deutlich das, worin sich der Meister von der Romantik unterscheidet. Die Romantiker sind von überschwenglicher Begeisterung für ihre mittelalterlichen Quellen erfüllt; auf der andern Seite steht ihnen ein reiches eigenes poetisches Empfinden und Gestalten zu Gebot. Aber das Eine wie das Andere ist verschwommen; es liegt nichts daran, ob die Quelle, welche das Werk früherer Zeiten vermittelt, eine trübe ist, oder nicht; so wird vor Allem von vorneherein

darauf verzichtet, den Gegenstand in hellem Lichte und klaren Umrissen zu erschauen; aber je klarer und einfacher das erschaute Bild, desto klarer wird auch die darauf neu aufgebaute Dichtung. Eine Phantasie des Gefühles kann niemals aus trüben Quellen edle und durchsichtige bilden. Darum enthält die Neuschöpfung wohl lichtvolle, zum Theil überraschend schöne Einzelgedanken, das Ganze bleibt aber verschwommen und kann darum nie als echtes Kunstwerk wirken. Wie unschön ist bei Hofmann, dass er immer eine und die selbe Scene wiederholt. Sie verliert jegliche Bedeutung dadurch. Was den dichterisch veranlagten Beschauer anspricht, können darum nur wieder jene Lichtblicke sein; das Gesammtbild verweht als wesenloses. Darum war der Meister auch so hoch entzückt, als er zu den Quellen selber hinabstieg. Richard Wagner als Dichter in Bezug auf die Gestaltung mittelalterlicher Stoffe steht zu den romantischen Dichtern in ähnlichem Verhältniss, als auf dem Gebiete des Wissens die Grimm zu den Romantikern, hier wie dort tritt die zunächst durchaus nüchterne, einfache und schlichte Auffassung des Gegenständlichen und Thatsächlichen an Stelle von verschwommenen, mit eigenen höchst unklaren Begriffen getrübten und verwirrten Meinungen. Dessen ungeachtet muss entschieden dem merkwürdig genialen E. T. A. Hofmann ein nicht unbedeutender Einfluss bei der Schöpfung der Elisabeth zugestanden werden. Gerade hierin aber tritt auch wieder zu Tage, dass die Elisabeth nichts weniger als eine von Wagner nur wiederholte Schöpfung Hofmanns ist. Hofmann bot dem Meister zu dem, was die mittelalterlichen Quellen ihm an die Hand gaben, eine Frauengestalt, zu der Wolfram und Heinrich in Liebe entbrannt waren. Die Stellung dieser Frau ist aber im Tannhäuser eine völlig neue und befindet sich zugleich wieder viel mehr in Uebereinstimmung mit den alten Quellen; dort fand Heinrich unter dem bergenden Mantel der Landgräfin Schutz und dieses Bild bietet der 2. Aufzug, nicht die Mathilde in ihrem wenig festen Wesen und ihrer unklaren Neigung zu den beiden Meistern. Der Antheil der Romantiker an der Schöpfung des Tannhäuser ist demnach kein grösserer als der der Quellen selber, zu denen sie einige ihrem dichterischen Empfinden entsprungene schöne, neue Züge hinzufügten. Das Wesentliche der Tannhäuserdichtung beruht aber gerade in dem Vereinigen der vielen getrennten Einzelzüge, dass sie unter der einheitlichen neuen Auffassung nicht mehr zufällig und im besten Falle ansprechend erscheinen, sondern künstlerisch nothwendig, und dadurch in ihrer Bedeutung unendlich gehoben. Was aber meint der Meister mit dem oben erwähnten „Volksbuche“ vom Tannhäuser, das ihm den Tannhäuser in Verbindung mit dem Wartburgkrieg zeigte? Ein solches ist nicht vorhanden; es gibt nur das Lied, und so muss auf irgendwelche Art und Weise bei der Niederschrift jener Stelle ein Irrthum obwalten. Richard Wagner war sich nicht mehr bewusst, wo er von jener Verschmelzung der beiden Sagenkreise Kunde empfing und so verdichtete sich ihm seine eigene Dichtung zu einem „Volksbuch.“ Zu

einer derartigen Vorstellung wirkte wohl der Umstand mit, dass die Sagen in ihrer Reinheit ihm durch Grimm's schlichte Prosadarstellung bekannt waren und vielleicht eine, aber erst nach seinem Tannhäuser erschienene, sehr lesenswerthe Schrift von dem als Bibliograph auf dem Gebiete mittelalterlicher Dichtungen sehr verdienten J. G. Th. Grässe,*) k. sächs. Bibliothekar in Dresden, unter dem Titel: „die Sage vom Ritter Tannhäuser, aus dem Munde des Volks erzählt, mit verwandten Sagen verglichen und kritisch erläutert", 1846. „Seinem theuren Freunde, dem königlich sächsischen Hofkapellmeister Richard Wagner der Verfasser." Es enthält in ansprechender Weise die Sage vom Tannhäuser, vielfach mit Anklängen an die Wagner'sche Dichtung; 7 Bearbeitungen des Liedes sind S. 36—65 mitgetheilt. Aber wie gesagt von einem Volksbuch und einer darin enthaltenen Verbindung Tannhäusers mit dem Sängerkrieg ist nirgends etwas bekannt. Hofmann's Erzählung bringt einmal in eine ganz äusserliche Berührung den Nasias mit dem Venusberg; diese Stelle kann auch kaum gemeint sein. Die Sache dürfte sich folgendermaassen verhalten haben: nachdem der Meister das Tannhäuserlied kennen gelernt hatte, las er die beiden romantischen Dichtungen wiederum durch. Durch die Vermittelung jenes Freundes, des deutschen Philologen, erhielt er den mhd. Text des Sängerkrieges, von dem damals bereits zwei Auflagen vorhanden waren, eine von Zeune (1818) und eine von Ettmüller (1830), einem vortrefflichen Gelehrten, mit dem Richard Wagner später in Zürich auch in persönlichen Verkehr trat. Eben jener Philolog hat ihm ausserdem die gelehrte Hypothese übermittelt, der zufolge Heinrich von Ofterdingen und Tannhäuser identisch seien, welche dann mit einem Schlage die Neugestaltung des Stoffes schuf, die in der Durchführung gänzlich das alleinige dichterische Eigenthum Richard Wagners ist.

Die obigen Ausführungen bezwecken, diejenigen Züge hervorzuheben, welche dem Meister bei der Lektüre etwa haften blieben, und die nun bei ihm in völliger Neubildung sich zusammenfügten. Damit soll aber nicht etwa behauptet werden, es handle sich um ein gelehrtes, mühseliges Zusammensuchen der Einzelheiten von Seiten des Dichters zum Behufe seiner Schöpfung. Ein geheimnissvoller Vorgang bleibt die Vereinigung des Getrennten und Ferneliegenden zur Einheit, über den sich der Schöpfer vielleicht selbst kaum klar ist. Wer Richard Wagner gelehrtes Quellenstudium etwa im Sinne eines modernen Verfassers geschichtlicher Romane auffassen würde,

*) Ich möchte nicht unterlassen, hier auch die treffliche Schrift F. Müllers über den Tannhäuser (1851) ins Gedächtniss zu rufen, welche S. 10—33 mit Fleiss und Sorgfalt die Sagenquellen zusammenstellt. Allein dadurch schon ist den Schriften Müllers bleibender Werth verliehen, und sie verdienten viel mehr gelesen zu werden. In der Anordnung und Behandlung wird sich ja freilich heute vieles ganz anders stellen, aber diese Verbesserungen macht leicht jeder Leser selbst. Was übrig bleibt, ist werthvoll genug. Müllers Bücher gehören zu den nützlichsten unter den Schriften über Richard Wagner.

dürfte schwerlich das Richtige treffen. Es ist ein lebendiges Schauen von Bildern, aber was der Dichter dann mittheilt, geschieht unter dem Lichte, unter welchem er es sah, und das ist eben ein besonderes. Wie wenig gelehrt im philologischen Sinne in Bezug auf Festhalten von nebensächlichen und unnützen Kleinigkeiten, mit denen oft Bearbeiter mittelalterlicher Stoffe nur allzu freigebig sind, Richard Wagner verfuhr, das beweist ein sehr lehrreicher Zug aus dem Briefwechsel mit Uhlig (Nr. 43 S. 118 und Nr. 50 S. 139). Zur Walküre glaubte der Meister noch einmal der „Wölsungasaga" bedürftig zu sein, und erhielt sie aus Dresden durch Uhligs Vermittlung, um dabei zu ersehen, dass er sie gar nicht mehr nöthig gehabt. Die lebendigen einmaligen Eindrücke geben der Stoff zur Dichtung, nicht ein mosaikartiges Zusammensuchen. Wenn wir es versuchen, uns Rechenschaft über die Entstehung der Handlung einer erhabenen Dichtung zu geben, dann können wir die Bestandtheile bestimmen, aus denen sie hervorwuchs. Künstlerisch und schön ist die Dichtung, wenn eine Idee alle Einzelheiten so in sich vereint, dass sie nur als ihre nothwendigen Aeusserungen erscheinen; ist das Letzere nicht der Fall, dann darf man von einer schlechten „Komposition" des Stoffes reden. Daran kranken die meisten Dichtungen, im äussersten Maasse aber gerade die des Mittelalters und die auf sie gebauten modernen Nachahmungen. Richard Wagners Werk gab beinahe immer den Quellen des Mittelalters erst den wahren, dichterischen Inhalt; er ist unendlich einfach; man könnte sich wundern, dass Niemand vor ihm darauf verfiel. Das ist eben die That des Genius, die ein Geheimniss bleibt in ihrem Schaffen, aber um so klarer und herrlicher uns entgegenleuchtet aus der That.

Wolfgang Golther.

Rienzi.

Der Rückblick von dem erreichten Ziele auf den Beginn des Weges, welchen ein Künstler in seinen Werken zurücklegen musste, hat schon oft zu dem unvermutheten Resultate geführt, dass es für ein Schaffen, welches einer neuen, grossen Idee dient, keinen Anfang und kein Ende giebt; sondern dass das Ende sich schon im ersten Werke geoffenbart hat, wenn auch einer Welt noch verschleiert, für welche es dem Künstler immer schwer ist und bleiben wird, sich verständlich zu machen. An einem solchen Werke, in welchem zum ersten Male ein neues Element der Kunst an's Tageslicht gelangt, wird nicht etwa sofort dieses Neue berücksichtigt und geschätzt; sondern nur die Momente werden beachtet, welche sich zu den vorhandenen Kunstwerken in Beziehung setzen lassen, und jede darüber hinausgehende Neuerung wird entweder übersehen oder verdammt. Eben jenes Vorhandensein anderer Werke der selben Gattung ist der Grund, weshalb der Künstler die Idee, zu deren Offenbarung er berufen ist, nicht gleich völlig in die Erscheinung treten lassen kann; denn, um die Schranken, welche die lebende Generation um die in der Vergangenheit durchlaufenen Bahnen gezogen hat, erfolgreich durchbrechen zu können, ist es nöthig, sich in eben diesen Bahnen bewegt zu haben. Die Einschränkungen, welche sich nur auf den formalen Charakter eines Kunstwerkes erstrecken, sind gleichsam ein Gesetz des Schaffens, welches immer an das bereits Vorhandene anknüpfen lässt. Sobald der Künstler diese äussere Bedingung an seinem Werke erfüllt hat, ist es ihm doch möglich, den Inhalt seinen eigenen Gesetzen gemäss zum Ausdruck zu bringen; aber diese Gesetze selbst werden ihn nöthigen, nicht blitzartig, sondern von Stufe zu Stufe den vollen Umfang seiner Idee zu offenbaren, um dabei schrittweise jede äussere Schranke zu zerstören und dafür der Welt eine neue Gattung von Kunstwerken und damit zugleich eine völlig neue Kunst zu hinterlassen. In ähnlicher, stufenartigen Entwickelung verhält es sich mit dem Verständniss derjenigen Zeitgenossen, welche sich bemühen, mit dem Inhalt der neuen Werke vertraut zu werden: jedes neue Werk dient zunächst nur zur Vermittlung des Verständnisses der vorhergegangenen, ohne selbst auch nur theilweise erfasst zu werden, so dass der Künstler mit dem jedesmaligen erweiterten Ausdruck seiner Idee sich wiederum allein gelassen sieht. Liegt endlich das Ganze vor aller Augen offen da, so begreift Mancher nicht, wie er nicht von Anbeginn an dem Künstler hat folgen können. Durch diesen Zweifel wird dann sehr häufig die Geringschätzung hervorgerufen, mit welcher, wie von Bergeshöhe, auf die ersten Aeusserungen der neuen Kunst herabgesehen wird: und eine solche Geringschätzung ist es, unter welcher das Werk, mit welchem die im „Parsifal“ auslaufende Kette neuer Kunstereignisse begonnen wurde, noch

heute zu leiden hat. So geschieht es, dass eine Wiederbelebung des *„Rienzi“* nicht mit dem Gefühl des Enthusiasmus, sondern mit dem Lächeln des Bedauerns begrüsst wird; denn diese Oper, so heisst es, stehe zu den Werken, wie „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, von den spätern ganz zu schweigen, doch in gar keiner Beziehung und müsse besser als „Jugendsünde“ in den Akten begraben bleiben. Auch seien die Aufführungen des „Rienzi“ so vorzüglich, dass durchaus nicht an ihnen gerüttelt zu werden brauche. Trotzdem hat kaum eine Aufführung von den Werken an deutschen Bühnen eine gründlichere Verbesserung nöthig als die des „Rienzi“, für welche Behauptung der Mangel einer vollständigen Partitur als bester Beweis dienen kann. Was aber insbesondere die Veranlassung gewesen, dass die Aufführungen des „Rienzi“ von jeher mangelhaft, ausdruckslos und von unklarer Wirkung zu sein pflegen, das ist die völlige Missachtung dessen, was gerade auch diesem Werke wesentlich ist: des Drama's. Auf diesen Punkt wirft ein erwünschtes Licht die Vergleichung der Dichtung des Meisters mit seiner „Quelle“, dem Romane Bulwer's. —

Das Rom zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts konnte keinen erhabenen Anblick mehr gewähren. Den Adligen war jeder Sinn für Vornehmheit und Ritterlichkeit abhanden gekommen. Die beiden Geschlechter der Colonna und Orsini, in welchen die verschiedenen kleineren Adelsfamilien ihren Halt suchten, befehdeten sich fortwährend untereinander und hielten nur zusammen in der Plünderung des Landes, der Unterdrückung des Volkes und der Verachtung der Kirche, deren Oberhaupt seinen Sitz in Avignon hatte aufschlagen müssen. Auf diesem düstern Hintergrunde erscheint im Drama das leuchtende Bild Rienzi's, des päpstlichen Notars. Er tritt waffenlos unter die streitenden Parteien der Adligen und des Volkes, und nur seinem Auftreten allein ist es möglich, dem Kampfe Einhalt zu thun. In ihm hat der Gedanke an das alte Rom die glühendste Begeisterung für die Errettung des seinigen aus dem gegenwärtigen Zustande der Verkommenheit und Erbärmlichkeit geweckt. Durch glänzende Beredtsamkeit hat er das Volk für sich und seine Pläne gewonnen. Mit unerschrockenem Muthe hält er den Adligen ihre Verbrechen vor, und Keiner unter ihnen findet, aus Furcht vor seinem Anhang unter den Bürgern, den Muth, ihn zu bestrafen. Ermuthigt durch die Führer des Volkes und gestützt auf den verheissenen Schutz der Kirche schreitet er zur ersten That und verschliesst den Adligen, welche zu gegenseitigen Streitereien aus der Stadt gezogen sind, die Thore. Die ihm daraufhin angebotene Königswürde lehnt er ab: sein Streben ist nicht auf Erlangung persönlichen Ruhmes gerichtet. Mit eiserner Energie will er nur den vollen Glanz des alten, von der Tyrannei Einzelner befreiten Rom's wiederherstellen und dieser Begeisterung für die Freiheit sucht er alle persönlichen Gefühle in sich selbst und in Andern dienstbar zu machen. Wie der Gedanke an die Wiedererweckung des alten Zustandes bei ihm zur

Triebfeder jeder Handlung geworden ist, so will er ihn auch in jedem Bürger und in jedem Adligen lebendig werden lassen. Diesem nur von dem einen Traum erfüllten Willen entspringen nun auch seine Fehler: der gefährlich wirkende Stolz, mit dem er den überwundenen Adligen entgegentritt, ist nur dem Bewusstsein von der Macht der Gesetze, welche er sie hat beschwören lassen, entsprungen, muss aber von ihnen für den Ausdruck kleinlichen Uebermuthes gehalten werden. Der selbe Stolz treibt ihn, die auf den Kaiserthron Anspruch erhebenden Fürsten Deutschlands nach Rom zu laden, um dort ihre Rechte auf den römischen Königstitel geltend zu machen. Genährt wird freilich dieser Stolz durch den glücklichen Verlauf seiner ersten Unternehmungen, welche in kurzer Zeit die Ruhe des Landes und die Unterwerfung der Feinde der römischen Freiheit herbeiführen. So stolz er sich der Welt gegenüber zeigt, so demüthig erkennt er das Walten einer höhern Macht an, in deren Dienst er sich gefesselt fühlt. Nach der glücklich erfolgten Rückkehr der von ihm zur Verkündigung des Friedens in's ganze Land ausgesandten Boten, sinkt er in tiefer Ergriffenheit zum Danke gegen Gott auf die Kniee. Diese religiöse Demuth, welche sich nicht blos in der Anhänglichkeit an die Kirche äussert, bildet einen Grundzug seines Wesens und lässt ihn alle wechselvollen Begebenheiten seines Lebens in Beziehung zur göttlichen Vorsehung setzen. Ist es hier das Gefühl des Dankes, so später das der höchsten Noth, welches ihn treibt, Gott auf den Knieen anzuflehen, das nur zu dessen Preise durch ihn aufgerichtete Werk nicht mit ihm zu Grunde gehen zu lassen. Mit diesem religiösen Zug ist in ihm das Gefühl des rein Menschlichen verbunden, welches ihn jede staatsmännische Klugheit bei Seite setzen und ihn das Volk anflehen lässt, es möge die des Meuchelmordes an ihm und damit an der Staatsgewalt schuldigen Adligen begnadigen. Doch sollte eben dieser höchste Triumph edler Menschlichkeit zu seinem eigenen Verderben werden; denn ihr entspringt der durch die Rückkehr der selben Adligen zu ihrem alten Räuberhandwerke hervorgerufene Feldzug, in welchem mit dem Blute der römischen Bürger der Sieg und die Vernichtung der Tyrannen erkauft werden musste. Für den Besitz der Freiheit hat er das Volk begeistern können, zu einem Opfer für ihre Erhaltung jedoch nicht; und so muss er bald die Unzuverlässigkeit der Gunst des Volkes auch an sich erfahren. Die Kirche hat ihn nur als Werkzeug in ihrer Hand behandelt und lässt sich durch den Adel zur Verhängung des Bannfluches über ihn verleiten. So steht er allein mit seinem hohen Römerthum, das er in Niemandem ausser seiner Schwester zu einer lebendigen Flamme hat entfachen können: „noch giebt's ein Rom" kann er jener zurufen, als nur sie auf dem grossen Platze vor der Laterankirche, an welcher die Bannbulle prangt, an seiner Seite geblieben ist. Er weiss, dass sie für den Glauben an die von ihm geoffenbarte Freiheit ihre Liebe geopfert hat und nun auch in ihr, wie es in ihm selbst sein ganzes Leben

lang so gewesen ist, alles Fühlen und Empfinden nur dem Gedanken an die ersehnte Grösse Rom's geopfert wird. Im Hinblick darauf wagt er noch einmal den Versuch, Rom aus seinem Schlafe zu wecken; und als sein Ruf ungehört verhallt, als er sieht, wie das Volk ihm auf die Erinnerung an die durch ihn gewonnene Macht mit der Anzündung des Kapitol's antwortet, da will er sein Rom lieber völlig zu Grunde gehen als so weiter misshandelt sehen und endigt, unversöhnt mit dem Geschick, mit dem Ausruf des heftigsten Fluches gegen dieses Rom und seine verblendeten und zu jeder höhern Erhebung unfähigen Bürger.

Während auf die im Vorhergehenden entwickelte Weise der Held des Drama's sich von allen menschlichen Fesseln frei zu machen sucht und die Verwirklichung seiner hohen Vorstellungen von Völkerwohl und Menschenglück weit über die Grenzen der Rechnung mit den Forderungen des wirklichen Lebens erreichen zu können glaubt, somit also als Typus des Menschlichen im idealen Sinne erscheint, findet sich in dem Bulwer'schen Vorbilde das Menschliche nur als Ausdruck der Wirklichkeit dargestellt. Was in dem zwanzigjährigen Klosterschüler zunächst als jugendliche Vaterlandsliebe geschlummert hat, wird durch den Anblick der Leiche seines von einem Colonna ermordeten jüngern Bruders zu einer durch die persönliche Rache erhöhten Leidenschaft, welche der Entwicklung des Charakters eine bestimmte, von der ursprünglichen Anlage zum träumerischen und thatenlosen Gelehrten oder Dichter abweichende, zum Handeln zwingende Richtung giebt. Auch ihm schwebt das Ideal des befreiten Rom's vor; aber in diesem Bilde sieht er sich selbst zugleich als ruhmreicher und mit glänzenden Ehren überhäufter Befreier. Dieses Verlangen nach eigener Grösse trägt Schuld an der Verblendung, in welche er geräth, als es ihm gelungen ist, in kurzer Zeit von einem einfachen Beamten des Papstes zum Oberhaupte der Stadt Rom emporzusteigen. Er glänzt durch Gerechtigkeitsliebe, durch den Schutz, welchen er in gleicher Weise jedem Unterdrückten zu Theil werden lässt, und durch die Unparteilichkeit, mit welcher er die Gesetze handhabt. In getreuer Uebereinstimmung mit seinen Begriffen von Freiheit lehnt auch er eine despotische Herrschaft ab und setzt seine gesammte Regierungsthätigkeit in Beziehung zu dem Volke, dem er über jede seiner Handlungen Rechenschaft abzulegen sich als Tribun verpflichtet fühlt. Während der Dauer seiner Regierung belebt sich der Handel von Neuem, der Verkehr ist wieder ein sicherer geworden, die Wissenschaften blühen empor und die Künste offenbaren eine Reihe neuer Werke. Allen jenen Vorzügen des Tribunen stehen nun im Roman ebensoviele Eigenschaften von minderem Werth gegenüber. Wenn es ihm auch widerstrebt, die frühern Gewaltthätigkeiten der Patrizier zu vergelten, so bekundet er ihnen gegenüber doch einen verletzenden Uebermuth, welcher nichts mit dem patriotischen Stolze des Rienzi im Drama gemein hat, und, wo sich die Gelegenheit darbietet, sucht er sie öffentlich zu demüthigen, von der Erkenntniss

ausgehend, dass die Feinde Rom's eher durch Furcht und Schrecken zu zügeln seien als durch den vergeblichen Versuch, sie ernstlich zu versöhnen. Es wird ihm ferner die Entfaltung einer zu grossen Prachtliebe vorgeworfen. Möge sie nach mancher Richtung hin von wichtigem Einfluss gewesen sein und besonders den Aufschwung der Gewerbe gefördert haben, so geht sie doch über die Einnahmen des Staates hinaus und veranlasst die Erhebung von drückenden Steuern, zu deren Bewilligung sich das Volk, wenn es auch gern an den Festen des Tribunen Theil nimmt, nicht herbeilassen will. In der Verweigerung jener Steuern zeigt sich der erste Widerstand gegen die Gewalt Rienzi's. Als die merkwürdigste Seite seines Charakters wird im Roman sein religiöser Enthusiasmus angesehen, welcher weit über die Aeusserungen der Frömmigkeit im Drama hinausgeht. Im Roman wird der religiöse Sinn Rienzi's zu einem grenzenlosen Mysticismus. Er hält sich für berufen und befähigt, mit Wesen aus einer bessern Welt zu verkehren, und erklärt zu seinen Handlungen durch überirdische Eingebungen geleitet zu sein. Auch sucht er durch prophetische Aussagen, welche merkwürdigerweise häufig durch den Erfolg bestätigt wurden, eine geheimnissvolle Macht auszuüben. Dadurch sieht er die Wirklichkeit oft in falschem Lichte und lässt sich mehrfach zu überspannten Handlungen verleiten, die in einem seltsamen Gegensatze zu seinem sonst ruhigen Benehmen stehen. Das berühmte Bad in der Porphyrwanne, welches auch einem derartigen Ideenkreise entsprang, und der jenem folgende Mordversuch sollen weiter unten noch näher erörtert werden. Zu jenem Widerspruch zwischen Aberglauben und kühler Berechnung gesellen sich noch andere Gegensätze, wie Stolz gegen die Grossen und Demuth gegen die Geringen, der hingebendste Patriotismus und die heftigste Begierde nach persönlicher Macht. — Im Drama weiss Rienzi nichts von Liebe zu einem weiblichen Wesen: seine hohe Braut heisst — Rom, dessen einstige Grösse ihn zu glühender, dessen tiefe Erniedrigung ihn zu schmerzlicher Liebe entflammt hat. Im Roman liebt er die ebenso schöne als stolze und prachtliebende Nina und vereinigt sich mit ihr, um die gemeinsam gehegten Hoffnungen auf dereinstigen Glanz und Ansehen zu verwirklichen. In Nina findet sich das Verständniss von Rienzi's Freiheitsplane wieder, wie es in der Irene des Drama's lebendig geworden ist, welche im Roman eine stille, heitere Natur besitzt und nur ihrer Liebe zu Adriano, dem einzigen ritterlichen Colonna, lebt. Eben die Begeisterung für ihren Bruder und seine Ziele versetzt sie in unruhige Besorgniss und sie denkt an seine Pläne nur in dem ängstlichen Gefühl, dass deren Verwirklichung, vor Allem die Unterdrückung des Adels, ihr den Geliebten entreissen muss. Die Römerin Nina und die liebende Irene werden in der Irene des Drama's vereinigt; aber in dieser offenbart sich ein erhöhtes Element der weiblichen Natur: die Aufopferungsfähigkeit der persönlichen Neigung zum Besten des Freiheitsideales. So bildet diese Irene den direkten Gegensatz zu Adriano, welchem die Neigung

zur Verwandtschaft und die Liebe zu einem Weibe weit über das Wohl der Allgemeinheit hinausgeht. Er ist das Bild des leidenschaftlichen Egoisten, welcher von dem Gegenstand seiner Liebe sogar verlangen kann, den eigenen Bruder ermorden zu lassen, und dann dem Mörder anzugehören. Wenn auch der Adriano des Roman's für die Freiheitsziele Rienzi's die wärmste Sympathie bekundet, so erwartet er doch von einer allmählichen Veränderung und Entwicklung der Verhältnisse eine glücklichere Verwirklichung des gemeinsamen Ideals als von einer gewaltsamen Umwälzung, da jede Anwendung von Gewalt die Schädigung, wenn nicht gar den völligen Sturz seiner Verwandten und Freunde herbeiführen muss, gegen welche er sich durch rücksichtlose Parteinahme für Rienzi der Verrätherei schuldig machen könnte. Die Schuld würde wiederum beim Volke ein gerechtes Misstrauen in die Ehrlichkeit seiner Gesinnungen erwecken. Er versucht nun nicht, diesen Konflikt innerlich zu lösen, wodurch er in die Rolle eines tragischen Helden hineingerathen wäre, sondern sieht dem Verlaufe der Handlung mit der Miene eines Diplomaten zu, welcher schliesslich abseits von den Gewalten des Lebens sein Dasein in Ruhe weiterfristen kann. Darum nöthigt ihn der Tod der Verwandten nur zur freiwilligen Verbannung, während der Tod des Vaters in dem Adriano des Drama's die glühendste Rache auflodern lässt. Ein verwandtschaftliches Rachegefühl schreibt der Roman einer andern Persönlichkeit zu.

Die bisher festgestellten Unterschiede der Charaktere im Roman und im Drama gehen aus den Forderungen hervor, welche an diese beiden dichterischen Gattungen gestellt werden. Das antike Epos, aus welchem der prosaische Roman der Neuzeit hervorgegangen ist, begnügte sich mit der plastischen Darstellung in sich abgeschlossener Charaktere, welche durch die verschiedenen Lebenslagen nur zur Bethätigung ihrer Festigkeit veranlasst, aber nicht zum Verlassen der festen Schranken, die ihnen gezogen sind, gezwungen werden können. Das Interesse, welches jedoch an der Bildung und Entwicklung einzelner Naturen genommen wird, findet seine volle Befriedigung nur im Roman, da auch dem Drama nur grosse Züge für die Zeichnung der Charaktere zu Gebote stehen. Diese kann der Roman von den ersten Keimen, in stätiger Fortschreitung, bis zur völligen Ausbildung schildern und zugleich durch das Gemälde der Verhältnisse, aus welchen jene entstanden sind, und der Wechselwirkung, in welcher sie sich mit ihnen bethätigen müssen, den ganzen Inhalt des gegebenen Stoffes erschöpfen. In gleicher Weise werden im Epos die Vorgänge des gewöhnlichen Lebens behandelt: das Interesse erstreckt sich nur auf die Feststellung des Vorganges selbst, nicht auf die besondere Stimmung, mit welcher er zu charakterisiren ist. Hingegen kommt es im Roman gerade auf diese charakteristische Stimmung an, welche durch die Schilderung der Umgebung und der besondern Art, wie der einzelne Vorgang sich vollzogen hat, erzielt wird. Die ganze Anlage beider Gattungen

gestattet die Auflösung des Stoffes in eine Vielheit von Geschichten, ohne dass es deshalb gestattet wäre, diese ausser Zusammenhang mit dem einheitlichen Faden zu setzen: es kann daher die Einhaltung des Zeitverlaufes aufgegeben und doch eine enge Verknüpfung der Einzelheiten bewerkstelligt werden. Dagegen ist das Drama eng an die Zeitfolge gebunden, da das Verständniss dessen, was an den Augen des Zuschauers vorübergeht, nur durch eine strenge Aufeinanderfolge ermöglicht werden kann. Damit diese Zeiteinhaltung jedoch keine nur äusserliche Eigenschaft des Drama's bleibe, muss die innere Folgerichtigkeit der Entwicklung des darzustellenden Vorganges mit jener verbunden sein, wie sich die Erfüllung dieser Sätze aus der Betrachtung des in Rede stehenden Drama's leicht ergiebt, in welchem die vielverzweigte Darstellung des historischen Gemäldes im Roman in eine Folge sich auseinander entwickelnder Phasen der Handlung umgeschaffen worden ist: aus den fortwährenden Streitigkeiten der Adligen untereinander und den gemeinschaftlichen Kämpfen gegen das Volk erwächst das Auftreten Rienzi's gegen diese; seiner ersten That, dem Verschliessen der Thore, folgt die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung; der Unzufriedenheit mit dieser und dem Zustande der Freiheit überhaupt entspringt der Mordversuch der Adligen; die ihnen bewiesene Milde führt zu ihrem erneuten Kampfe gegen die Unabhängigkeit des römischen Volkes, welcher ihre völlige Vernichtung in sich schliesst; diese ist nur mit dem Blute der Bürger zu erkaufen gewesen, wobei es sich ergiebt, dass das Volk zu keinem Opfer für die Freiheit zu begeistern ist und sich willig der Macht der Kirche fügt, welche durch den Bannfluch die Gewalt Rienzi's bricht; daher kann das Ringen um die Wiedererlangung der schon einmal innegehabten Höhe nur ein vergebliches sein und muss den völligen Untergang des Helden herbeiführen. Alle diese einzelnen Fäden sind durch den leitenden Gedanken verknüpft, dass das Rom, wie es wirklich ist, sich nicht zu dem Rom hat machen lassen, wie es die Phantasie eines Einzelnen auf den Ruinen des alten hat erstehen sehen. Zugleich spiegelt sich in den gesetzmässig aneinander geschlossenen Zügen der handelnde Gang des Roman's wieder, welcher den Helden nicht sowohl in den verschiedensten Lebenslagen und den ihnen entspringenden manigfaltigen Kundgebungen seiner Charaktereigenthümlichkeiten offenbart, sondern zugleich die gesammten Zeitverhältnisse in einzelnen und umfassenden Schilderungen vereinigt hat. Kleinere Züge aus diesem grossen Bilde sind mit in die enggegliederte Kette des Drama's eingeflochten, wie beispielsweise die Ermordung des Bruders; doch haben alle zwischen die Verhängung des Bannfluches und den Sturz des Helden fallenden Ereignisse übergangen werden müssen, da der nochmalige Versuch Rienzi's zur dauernden Begründung des ihm vorschwebenden Zustandes Rom's und die damit zusammenhängenden Erlebnisse sämmtlicher handelnden Personen von dem Dichter des Roman's nicht ausgelassen werden konnten, der Dramatiker sich jedoch mit

der einmaligen Veranschaulichung der Unmöglichkeit des angestrebten Zieles begnügen musste. Gerade die Schilderung der dem ersten Unglück des Helden folgenden Pest ist eine glänzende Leistung des Romandichters. Auf der Suche nach der entflohenen Geliebten kommt Adriano mit allen Schrecknissen und Begebenheiten der verheerenden Seuche zusammen, durch welche die Einen zu rohen, jeder menschlichen Regung völlig entfremdeten Gesellen, die Andern gleichgiltig gegen das irdische Dasein werden. Wieder Andere vereinigen sich, um durch ein Leben des Rausches und der Sinnlichkeit die Furcht vor der Krankheit zu ersticken und zugleich den ihnen noch gegönnten Rest zum Leben in der Befriedigung jeglichen Genusses zu verbringen. Eine rührende Episode bildet das Zusammentreffen der Liebenden, von denen Irene den von der Pest ergriffenen Adriano findet und eine Zeit lang pflegt, ohne von ihm erkannt zu werden. Von derselben Meisterschaft der Schilderung zeugt die Erzählung von Rienzi's Kerkerhaft in Avignon und seiner durch die eigene Gemahlin bewerkstelligten Errettung. Freilich hat diese das Aufgeben der Ehre als Preis dafür aussetzen müssen; doch weiss sie sich aus dieser Nothlage durch ihr geschicktes Auftreten zu befreien und die zügellose Leidenschaft, in welche der sonst ritterliche Cardinal Albornoz zu ihr entbrannt ist, in eine jenen erbärmlichen Lohn verachtende Hochachtung vor der Ehre einer solchen Gattin zu verwandeln. — Es ist schon weiter oben das Bad in der Porphyrwanne des Lateran's, in welcher nach der Sage Kaiser Konstantin sein Heidenthum und seinen Aussatz verloren haben soll, erwähnt worden. In der dieser Handlung folgenden Nacht wird auf Anstiften der Adligen ein Mordversuch auf Rienzi ausgeführt, welcher jedoch durch seine an dem Mordgesellen bekundete körperliche Kraft und Gewandtheit misslingen sollte. Eine andere Hand als die, welche die Feder zur Schöpfung des Drama's geführt hat, würde sich diesen letztern mit grosser Lebendigkeit geschilderten Zug für die Bühne nicht haben entgehen lassen, wodurch jedoch ein theatralisches Element in das Drama hineingetragen und das Gegentheil von dem erzielt worden wäre, was unter dem dramatischen Element verstanden werden muss. Das Uebersehen dieses Unterschiedes hat zu der Hervorbringung der unsinnigsten Vergleiche geführt, von denen derjenige, welcher das Drama „Rienzi" der Schule Meyerbeer's entwachsen lässt, wohl als Gipfelpunkt angesehen werden kann. Von der Musik ist hierbei noch nicht die Rede. Dramatisch sind alle jene Momente zu nennen, welche sich aus dem Gange der Handlung oder dem Wesen der einzelnen Charaktere mit Nothwendigkeit ergeben und darauf zurückzuführen sind. Unter den Begriff des Theatralischen ist alles Dasjenige zu rechnen, was nur aus äusserlichen Gründen auf die Bühne gebracht wird, und sich nicht durch das Wesen des Drama's rechtfertigen lässt, daher auch nur als Wirkung ohne Ursache und somit als Effekthascherei angesehen werden muss. Dass in diese Bahn das Libretto der „grossen

Oper", besonders dasjenige Meyerbeer's gerathen war, würde aus einer ästhetischen Würdigung der Texte zur „Afrikanerin" oder zu „Robert dem Teufel" mit grösster Deutlichkeit hervorgehen; damit zugleich würde aber hoffentlich auch die Berufung auf eben jene Texte als würdige Gegenstände für die schmählichen Dienstleistungen der Musik eine besondere Beleuchtung erhalten: die Wirkung jener Sucht nach theatralischen Momenten musste unbedingt ihren Rückschlag auf den dadurch hervorgerufenen Charakter der Musik ausüben, welche als Handlangerin bei jenem Treiben selbst zur effekthascherischen Modedame degradirt worden war. Sie aus diesem Banne zu befreien, bedurfte es nicht erst des „Fliegenden Holländers" oder gar noch eines späteren Werkes, sondern gerade des *„Rienzi"*, welcher in seiner äussern Umrahmung noch eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen Gebilden der „grossen Oper" aufzuweisen hatte, ihnen innerlich aber schon völlig ferne stand.

Die Feststellung einer neuen Kunst- oder Kulturepoche wird immer eine besonders schwierige Aufgabe bleiben, wenn ihr Anfang kaum fünf Dezennien zurück datirt wird. Dass aber mit dem Erscheinen des *„Rienzi"* eine neue Epoche der Entwicklung der Musik begonnen hat, wird heute schon von denen nicht mehr bestritten, welchen es schwer fällt, einen früher in der Verkennung dieser Thatsache begangenen Irrthum eingestehen zu müssen. Auch kann nicht geleugnet werden, dass über die letzten Sonaten und Quartette Beethoven's hinaus die vom Drama losgelöste Musik keinen Fortschritt mehr zu verzeichnen hat, sondern dieser nur in der Verbindung der Musik mit dem Drama zu finden ist. Selbst die beiden gewaltigen Symphonien Liszt's zum „Faust" und zur „Divina Commedia" wurzeln völlig in der schon von Beethoven gehandhabten Methode der Beeinflussung eines poetischen Planes, wenn dieser auch nicht immer von ihm in der Ausführung des musikalischen Werkes selbst deutlich zu erkennen ist, sondern ihm allein nur vorgeschwebt hat. Im „Rienzi" erschien zum ersten Male ein Bühnenwerk, welches den eigenen Dichter zum Komponisten hatte. Die bisher nur selten wirklich verschmolzenen Elemente des Wortes und des Tones sind hier von der selben Hand zusammengefügt, sodass nirgends eine Lücke in den Beziehungen der Handlung zu der sie begleitenden und unterstützenden Musik zu finden ist. Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit des „Rienzi" nach musikalischer Seite hin ist die Einhaltung des prägnantesten Rhythmus, welcher der Energie des Helden sowohl wie der durch ihn erregten Volksmassen völlig entspricht. Es ist nicht jener in der damaligen Zeit auftauchende Rhythmus der Verzerrung, welcher noch heute als das Evangelium der gehaltlosen und deshalb als „tiefsinnig" verhimmelten Musikmacherei angepriesen wird; es ist auch nicht jener bis zum Banalen gesteigerte Rhythmus der Meyerbeer'schen Trivialitäten, deren Beliebtheit den Deutschen doch allmählich ein beschämendes Gefühl über ihren leichtfertigen Hang zum Kosmopolitismus

auf Kosten des Glaubens an die ihnen selbst innewohnende Schöpferkraft erweckt zu haben scheint: sondern es ist der Rhythmus der glühenden Begeisterung, wie sie sich in den Zurufen an Rienzi, dem energischen Schlachthymnus der Römer u. s. w. äussert. Die Melodie bewegt sich durchgehends in dem lyrischen Charakter der auf 16 und 32 Takte ausgedehnten Perioden. Noch wohnt ihr nicht das Element der Liebessehnsucht inne; denn die Liebe nimmt in dem Drama nicht die Gestalt einer Alles bewegenden Kraft an, sondern sie offenbart sich nur in dem Gefühl der Sicherheit oder dem der Verzweiflung: aber durchweg leuchtet eine durchdringende Wärme hervor, wofür als Beispiel die Begleitung zu der Anbietung der Königswürde angeführt werden mag. Von gewaltiger Wirkung sind die Chöre. Im dritten der jetzt veröffentlichten Briefe an Wilhelm Fischer wird ausführlich dargelegt, wie bei der Masse des zu bewältigenden Stoffes eine sorgfältige Einschränkung der musikalischen Ausführung nothwendig geworden und daher die sich oft zur Entfaltung grosser Chorsätze bietende Gelegenheit nicht ergriffen worden sei. Nur in den von der Situation bedingten Finalsätzen sei eine rein musikalische Auslassung angebracht gewesen „und die beiden Adagio-Sätze des zweiten und dritten Finales, sowie ihre rauschenden Schlusssätze verlangten durchaus eine ausführliche Behandlung, um dem musikalischen Flusse sein Recht widerfahren zu lassen.“ Nach der Scene zwischen den zum Morde entschlossenen Adligen und Adriano bleibt dieser allein auf der Bühne, und Alles, was in ihm vorgeht, würde selbst durch die beredteste Sprache nicht zu dem vollen Ausdruck gelangen können, welcher der Musik durch die wenigen, die Liebe zur Irene verkündenden Takte zu Gebote gestanden hat. Diese musikalisch versinnbildlichte Liebe treibt ihn zu dem Entschlusse, Rienzi zu beschützen, ohne dass ein Wort gesprochen oder gesungen zu werden braucht. In dem Vorspiele zum vierten Akte ist schon, wie diess in den spätern Werken in der eindringlichsten Weise geschehen ist, die Stimmung für den ganzen Akt angedeutet; noch mehr ist diess in dem Vorspiele und dem sich daran schliessenden Gebete des fünften Aktes der Fall: hier ist in der wunderbarsten Vollendung die auf der Scene ausgesprochene Frömmigkeit und demüthige Ergebung in Gottes Willen zum stimmungsvollsten Ausdruck gelangt. Die letzten, der höchsten Verzweiflung abgerungenen Fragen an das Volk bewegen sich in der Melodie des Treueschwures am Schlusse des ersten Aktes, worauf jedesmal das Orchester in vollstem Glanze im Style des dortigen Chores antwortet. Nach dem verdammenden Fluche Rienzi's verwandelt sich das leuchtende B-dur der Schlacht-Hymne in ein düsteres G-moll mit verminderten Septimen-Harmonien, in welchen das Geheul des entarteten Volkes über dem Grabe der vernichteten Freiheit austobt. Diese Behandlung der Motive in der letzten Scene erinnert schon völlig an den Styl der spätern Werke. Wenn im „Rienzi“ die überlieferten Formen der Duette, Terzette u. s. w. noch beibehalten sind, so stehen sie doch

nie im Widerspruche zu der dramatischen Situation. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die einzige Arie des Adriano zu betrachten, welche eng mit der Handlung verknüpft ist und in ihrem Verlaufe aus dieser sich weiterentwickelt. Sie erinnert in dieser Hinsicht an die Agathen-Arie, deren musikalische Formen nur als Wiederspiegelungen des inneren Seelenzustandes erscheinen. Von einer Beibehaltung des in der „grossen Oper" beliebt gewesenen Ballets würde kaum jemals geredet worden sein, wenn die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, das wirklich auszuführen, was sich als „Ballet" im „Rienzi" vorfindet. Die an Stelle des sog. Ballets getretene Pantomime, deren Musik sich im grossen Klavierauszuge*) und deren Verdeutlichung sich auch in den Ges. Schriften vollständig befindet, ist ein Festspiel, welches Rienzi mit der Absicht aufführen lässt, die Erniedrigung des alten Rom's durch die Tyrannen und seine selbständige Befreiung aus den Händen der Letzteren künstlerisch zu veranschaulichen. Muss nun die Pantomime aus Ermangelung der Besetzung durch gute Schauspieler, welche ihre Darstellung erfordert, ausbleiben, und wird bloss der unverständliche Torso des Ballets dargeboten, so gehört diese Methode der Wiedergabe eines Kunstwerkes schon zu den grössten Unsinnigkeiten, deren auf der ganzen Welt wohl nur die deutsche Bühne fähig ist. Ueberall, und besonders in dem viel gescholtenen Frankreich, frägt das Theater, welches ein neues Werk aufzuführen hat, zunächst nach Dem, was diesem Werke mit den vorhandenen Kräften scenisch und musikalisch abgewonnen werden muss. In Deutschland wird jedoch nur gefragt, wie das Werk für die vorhandenen Kräfte zugerichtet und verstümmelt werden kann. Im Januar d. J. hat die Karlsruher Hofbühne die Pantomime von guten Schauspielern darstellen lassen, und die beabsichtigte Wirkung ist nicht ausgeblieben. Mit dieser Auffassung des Ballets oder, richtiger gesagt, mit dessen Auflösung in die Pantomime und die sich aus dieser entwickelnden Tänze wird der schreiende Gegensatz zwischen den Tanzbelustigungen des Balletpersonals in der „Grossen Oper" und dem gesetzmässigen Verlaufe der Handlung thatsächlich aufgehoben. Die Karlsruher Hofbühne hat es sich bei der erwähnten Neueinstudirung angelegen sein lassen, das ganze Werk nach seiner dramatischen Seite hin zu betrachten und dabei besonders die nach dieser Richtung hin durch das neue Kunstwerk geschaffenen Gesetze zu befolgen. In erster Linie gilt diess von der Wiedergabe der Melodien, indem deren lyrischer Charakter völlig zum Ausdrucke gebracht wurde, ohne damit auch nur in irgend einem Zuge die Beziehung auf die „dramatische Aktion und das Verständniss der Situationen" zu vernachlässigen. Dadurch ward den Melodien ohne Schwierigkeit der noch immer häufig genug anzutreffende schleppende Zug genommen, welcher theilweise

*) Der mit der Bezeichnung, neue nach der Partitur revidirte Ausgabe von F. Brüssler erschienene Klavierauszug hat nicht einmal mit dem grossen Klavierauszug, geschweige denn mit einer maassgebenden Partitur Etwas zu thun.

der einer gewissen Trägheit dienenden Empfindung der Sänger, theilweise ihrem Hange nach Geltendmachung der vortrefflichen Stimmmittel entsprungen ist. Das melodiöse Element im „Rienzi“ erhielt durch den Fleiss und den ernsten Willen der Ausführenden das Leben und Feuer, ohne welches eine jede Melodie in die sentimentale und leierkastenartige Verweichligung hineingezogen werden kann. — Ein zweites Moment ward in Karlsruhe auf sorgfältigste Weise beobachtet: die lebendige Gruppirung der Volksmassen und die genaue Ueberwachung der einzelnen Bewegungen der Chormitglieder. Das schablonenhafte Gebahren, welches nur dem völligen Unverständniss und der durch Nichts zu zerstörenden Gewohnheit zuzuschreiben ist, ward gewissenhaft vermieden und ausserdem eine genaue Unterscheidung in den Bewegungen der verschiedenen Gruppen der Nobili, des Volkes und der Krieger durchgeführt. — Die Vertreter der Solopartien hatten sich bemüht, den ausgeprägten Charakter jeder einzelnen Rolle nicht allein singend, sondern in hervorstechender Weise darstellerisch zu veranschaulichen, so dass ihre Leistungen ebenso gut als schauspielerische wie als gesangskünstlerische betrachtet werden konnten. Durch das Zusammenwirken der verschiedenen angeführten Momente ward dem „Rienzi“ vollständig der ihm so oft oder fast immer zugetheilte Charakter der „Grossen Oper“ entzogen und er als Drama aufgeführt, wie er auch als Drama von seinem Schöpfer beabsichtigt worden ist. Er hat daher in der Kunstgeschichte auch als solches zu gelten, zu welchem Standpunkte er erst dann gelangen wird, wenn alle Bühnen sich die Mühe geben werden, bei der Einstudirung die Musik des „Rienzi“ als Mittel zur Verdeutlichung der Handlung „Rienzi“ zu betrachten und sich nicht bloss mit der Erlernung des musikalischen Theils begnügen.

Nach Angaben der im Besitze Sr. Majestät des Königs Otto von Bayern sich befindenden Original-Partitur ist der erste Akt des „Rienzi“ zu Riga am 6. Februar 1839, der zweite zu Boulogne sur Mer am 12. September des selben Jahres beendet; der dritte am 6. Juni 1840 in Paris begonnen und am 11. August daselbst vollendet und der vierte Akt am 14. August des selben Jahres begonnen worden: weitere Zeitangaben fehlen. Die erste Aufführung fand am 20. Oktober 1842 in Dresden statt. Die Beschäftigung mit der Einstudirung des Werkes in Deutschland hat sich seitdem nun gerade nicht auf die getreue Ausführung des Dramas, sondern nur auf die Arbeit des Prokrustes beschränkt, wobei aber zu bemerken ist, dass das Werk immer nur zu lang erschienen ist und daher stäts und immer von Neuem hat verstümmelt werden müssen. Der technische Ausdruck für diese Thätigkeit heisst „streichen“. Ein Strich im wahren Sinne des Wortes könnte nur aus der Einsicht entsprungen sein, dass an dieser oder jener Stelle eines Werkes sich zwischen der beabsichtigten Idee und ihrer Verwirklichung ein Zwiespalt befände, welcher nur durch die gänzliche Ausscheidung der betreffenden Stelle aus dem Werke oder durch die Ersetzung oder Schöpfung einer

andern beseitigt werden müsste. Der schon oben erwähnte Brief an Wilhelm Fischer giebt über diese Art von Strichen die sicherste Auskunft. Eine andere Veranlassung zur Feststellung eines Striches könnte in gewissen Mängeln der zu Gebote stehenden Mittel zur Ausführung liegen. Thatsächlich sind auf diese Weise in den Werken eine Reihe von Strichen in Umlauf gerathen, welche von Kapellmeistern und Darstellern zur Beschönigung der eigenen Lust am „Streichen" als Striche „von eigener Hand" (des Urhebers der Werke) angepriesen und getreulich beobachtet werden. Wenn doch nur sonst alle Vorschriften „von eigener Hand" betreffs der Aufführung so gewissenhaft befolgt würden! Dann sähe es in deutschen Landen wahrlich besser um die „stylvollen" Aufführungen der Meisterwerke aus; dann würde es der „Rienzi" nicht erlebt haben und noch erleben, dass er zum Kavalleristenkunststück zusammengestrichen und degradirt worden wäre. Wie weit es in dieser Beziehung gekommen ist, geht zur Deutlichkeit aus dem Umstande hervor, dass es mit Ausnahme von Dresden nirgends eine vollständige Partitur gibt, und dass noch nirgends der Wunsch laut geworden ist, die in München befindliche Original-Partitur möge endlich dem Druck und damit der Oeffentlichkeit übergeben werden. Die in dem Fischer'schen Briefe angeführten Striche finden sich mit Bleistift in jener Partitur angezeigt; auch wäre noch eine Reihe von anderen Strichen zu erwähnen, wenn diese nicht zum grossen Theile mit der Bemerkung „bleibt Alles wie ursprünglich" wieder aufgegeben worden wären. In der Ouverture sind die letzten zehn Takte vor *„un poco piu vivace"* auf einem besonderen Blatte verzeichnet; an deren Stelle befanden sich 48 Takte der wunderbarsten Kombination der Jubel-Hymne mit dem Preischor am Schlusse des zweiten Aktes. Die textlichen Veränderungen müssten bei der Veröffentlichung der Partitur noch einer besonderen Revision unterzogen werden, da sich beispielsweise die Ablehnung der Königswürde zuerst in den Worten „die heil'ge Kirche herrsche hier" ausdrückt, welche Worte mit Bleistift ausgestrichen und durch folgende „der Staat verbleibe seinem Haupt" ersetzt sind, während es in den Gesammelten Schriften heisst „der ganzen Welt gehöre Rom".

Die Einsicht der Original-Partitur wurde durch gütige Vermittlung des General-Direktors des Grossh. Badischen Landesarchivs Fr. von Weech von Sr. Exzellenz dem Bayerischen Obersthofmarschall Freiherrn v. Malsen huldvollst gewährt, wofür an dieser Stelle der verbindlichste Dank ausgesprochen werden soll. Die erwähnte Veröffentlichung der Partitur würde der weitern Verunstaltung des Werkes an den deutschen Bühnen hindernd in den Weg treten und seiner würdigen Aufführung die Bahn öffnen.

Eduard Reuss.

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XXIX. „Litteratur!“

Den Kunstfreunden unter ihren Kunden schickten die deutschen Buchhändler jüngst ein Schriftchen zu, das durch seinen stolzen Titel ein Aufsehen zu erregen bestimmt schien und auch erregt hat, wie es seinem Inhalte keineswegs entsprach: „Was erwartet die deutsche Kunst von Kaiser Wilhelm II.?“

Man fragt sich unwillkürlich zuerst, wer denn solche Frage zu stellen habe? Im Namen der „deutschen Kunst“! — An die allerhöchste Person des deutschen Kaisers! — Man glaubt, dass zu solcher Fragestellung mindestens ein ganzer Mann, ein Mann von hohen Verdiensten und bedeutender Thätigkeit im Staate des Kaisers, kurz, eine Persönlichkeit gehöre, die sich vor Allem selbst zu nennen habe. Man tritt nicht „anonym“ vor einen Monarchen. In dem Vorworte aber entschuldigt sich der Verfasser wegen seiner Anonymität, insofern er, „da diese Schrift sich manigfach unmittelbar an Minister und Herrscher wendet, auch den leisesten Anschein eines Streberthumes vermeiden wollte, eines unartigen Herandrängens seiner Person an die maassgebenden Persönlichkeiten.“ — Das ist wenig deutsch. — Es schickt sich auch nicht, den Thron zu haranguiren, am Wenigsten im Interesse einer einzelnen litterarischen Partei, die nichts aufzuweisen hat, als laute Erklärungen dessen, was sie können, sein und bedeuten möchte. — Das Schriftchen vertritt nämlich den Standpunkt des sogenannten Realismus in der Kunst, welcher über sich selbst um so weniger klar zu sein scheint, als er sich seinen eigenen Gegensatz in einem durchaus unklaren anderen „ismus“ vorzuspiegeln pflegt, den er als „Idealismus“ bezeichnet. Hierunter wird dann sehr leicht und bequem alles begriffen, was irgendwo und wie gleichfalls „Idealismus“ genannt wird, ob es nun das selbe sei, oder ganz etwas Anderes als all jene „ismen“ zusammen! — [Im Grunde handelt es sich wohl um das, was Schopenhauer als „verruchten“ Optimismus gebrandmarkt hat, worunter wiederum Manche einen „weltschmerzlichen“ Pessimismus verstehen. Gegen diesen Letzteren wendet sich der moderne Realist freilich, indem er damit auch den vom Weltschmerz befreienden Pessimismus oder den wahren Idealismus zu treffen hoffen darf, welcher an die Ideen in den Dingen sich hält und an das Ewige im Endlichen glaubt, was als „Mystizismus“ verrufen ist! — Der realistische Optimismus verlacht die „denkträge Lüge“ des sog. Idealismus (d. h. hier wiederum den Optimismus selbst), dass die Welt doch recht gut und schön sei, wenn man's nur richtig verstehe, sie zu nehmen; er verräth sich aber in der moralischen Ueberzeugung, dass alles Existirende als solches ein heiliges Naturrecht besitze und „mein Wille“ sich selbst Gesetz sei. Daher nimmt er ebenso sehr Partei gegen „pessimistische“ Philosophen, welche diesen meinen Willen seines Egoismus entkleiden und als Weltwillen entschleiern, als auch gegen den „brutalen bourgeoisen Utilarismus“, welcher zwischen „meinem“ und „deinem“ Willen ein verlogenes Kompromiss schliesst, wobei der grösstmögliche Vortheil eines Jeden den Kampf Aller gegen Alle deckt. Was sich davon abwendet, ohne sein Heil in der Konfession des „Realismus“ zu suchen, — die nach alledem eher eine Konfusion heissen dürfte — das ist „unklares Zopfthum“ — zu deutsch: Idealismus. — v. W.]

So ist auf allen Seiten von „Idealismus“ die Rede, und er wird äusserst schlecht gemacht; aber an das, was wir darunter zu begreifen pflegen, — an Bayreuth wird dabei gar nicht gedacht; wie das Bayreuther Werk überhaupt in der Schrift gar nicht und sein Meister selbst nur gelegentlich zusammen mit Börne und Heine erwähnt wird. Damit stimmt überein, dass in dem Buche die Musik eigentlich als die niederste, weil reinsinnliche (Andere meinen freilich die „seelischeste“) Kunst geschildert wird: „Zunächst glauben wir nämlich, dass unter allen Künsten derselben (der Musik) der geringste Einfluss auf die Kultur-Entwicklung eines Volkes zuzuschreiben sei.“ (An die Bedeutung des protestantischen Chorals wird dabei ebensowenig gedacht, wie an die ethische Wirkung des Wagnerischen Kunstwerkes auf die Auffassung der Kunst überhaupt — von allem Weiteren, was damit zusammenhängt, ganz zu geschweigen!) Dann heisst es: „Die Musik ist eine Art Hypnose, eine angenehme Einschläferung mit schattenhaften Träumen verbunden, welche in Nichts zerstieben bei dem gebieterischen „Wach!“ des Hypnotiseurs —“ (S. 66). Das „Wach auf!“ des Dramas wird natürlich überhört — muss überhört werden; denn alle Vorwürfe, welche die Musik als Einzelkunst über sich ergehen lassen muss, fallen ja sofort über den Haufen, wenn die Musik sich zum Drama verkörpert — ein thatsächlicher „Idealismus“, dessen Existenz völlig unbeachtet bleibt. Wer aber derart über die Kunst seiner Zeit reformatorisch-kritische Essay's schreibt, der hypnotisirt selber seine Leser, indem er ihre Augen auf einen Knopf konzentrirt, aber von dem Knopfloch abzieht, wodurch ein wirkliches Knöpfen ermöglicht würde. Verzeihung dem realistischen Bilde! Goethe selbst braucht's einmal in den Xenien. So geschmackvoll wird man in den Kreisen der schriftstellerischen „Litteratur“, welche der „Poesie“ den Laufpass gegeben hat. —

Nur „Litteratur“ ist es, was eigentlich als Kunst gelten und dem Staate zur Pflege überwiesen werden soll, denn Litteratur ist reiner Geist. (Unsaubere Geister eingeschlossen!) Diess ist ein so gänzlich Unbayreuther Gedanke, dass allerdings jede Erwähnung von Bayreuth ein Verbrechen gegen ihn gewesen sein würde. Von der Malerei wird ja wohl etwas freundlicher geredet, soweit sie nämlich — „Hellmalerei“ ist, das französische *Plein-air*, d. h. die Kunst der Leute, die nichts können, als das Hässliche sehen — wobei auch die allererhabensten Vorwürfe, z. B. Darstellungen aus dem Leben Christi, verunstaltet werden. Archaeologie und Kunstgeschichte werden als Sport gebrandmarkt, und das dafür vom Staate verausgabte Geld ist „im wörtlichsten Sinne verbuddelt!“ (S. 40). Die Plastik wird gar nicht erwähnt; die Architektur, wovon die Gotik allein der vom Staate gesetzlich vorgeschriebene National-Styl werden soll, ist hauptsächlich vom geldgeschäftlichen Standpunkte aus zu pflegen; sie soll den Fremdenzufluss nach den grossen Städten mehren — „Perikles Ludwig I., August der Starke, waren nicht blos excentrische Kunstschwärmer, wie man oft glaubt, sondern höchst kluge und *speculative* Rechner und Volkswirthe; sie wussten, die verhassten Verschwender, dass sie dadurch wieder ihren Städten und Ländern Millionen zuführten.“ (S. 31). Der statistische Nachweis über die Millionen, die von fremden Vergnügungsreisenden nach Alt-Athen gebracht wurden, wäre interessant. — Aus welchen Gründen der Staat die Kunst pflegen soll, ersehen wir ebenfalls auf Seite 31.: „Kein Kapital verzinst sich so glänzend, wirft so hohe materielle Erträge zum Nutzen der Gesammtbevölkerung ab, wie das auf künstlerische Unternehmungen verwendete —“ — Das ist der richtige Standpunkt des stolzen Gegners jedes „brutalen bourgeoisen Utilarismus“. Er äussert allerdings auch einen schönen, „idealen“ Gedanken: die staatliche Ausschmückung öffentlicher Gebäude durch nationale Gemälde jüngerer Künstler. Aber Das ist nicht sein Eigen, sondern schon längst vom Pfarrer Steinhausen in ganz anderer, geschmackvollerer und würdigerer Weise vorgetragen worden. Hier könnte der Pfarrer den Komödianten lehren. —

An einigen Stellen erkennt der Verfasser die wirklichen Schäden der Kunst ganz wohl, wie sie vor ihm von den Meistern erkannt wurden, die er ironisch auf den überwundenen Standpunkt schieben möchte! Aber er hütet sich die Schlussfolgen zu ziehen. Er sieht als einen Hauptschaden für die Kunst das gedankenträge, prunksüchtige und nur dem Gelde ergebene Leben der Grosskapitalisten an, die Kunst und Künstler nur zu ihrer egoistischen Unterhaltung ausnützen möchten; er spricht dabei sehr abfällig über den Commerzienrath Cohn, denn so etwas wird immer belächelt und zeugt von Freimuth, — er scheut sich aber wohl das eigentliche Judenthum in der Kunst zu berühren und erfüllt seine Pflicht als humaner Mitbürger des 19. Jahrh., indem er den „Antisemitismus“ mit dem scheelen Blicke bedenkt, der auch den Belächlern Cohn's so wohl gefällt. — Da der Verf. nun dergestalt sich um die Bundesgenossenschaft des wahrhaft Deutschen, Idealen und Produktiven gebracht hat, bleibt ihm wenig mehr übrig, als die alten beliebten Muster von Paris wieder hervorzuholen; und um ihren Glanz zu retten, muss er sogar den Franzosen Daudet selbst tarraskonischer Uebertreibungen bezichtigen, weil er es gewagt, die *Académie française* als ein Stück „unklaren Zopfthums“ darzustellen, dergleichen es, nach der Ansicht des neuen deutschen Reformators, wohl nur in Deutschland geben darf. Diess Reformiren nach französischem Muster wird zu guter Letzt auch auf das Theater angewandt, wobei nicht viel Neues heraus kommen konnte. Das Theater ohne das deutsche Muster unserer Tage, bis zu der jüngsten Form eines Berliner *„théâtre libre“* ist's eben Modeplunder und nichts weiter, und wer da hineingreift, wirbelt nur Staub auf. Wer Schiller *ad absurdum* führt, damit der Leser zum Schlusse was zu lachen habe, von dem ist nicht zu erwarten, dass er es ernstlich meinen werde oder könne mit der Reformation der deutschen Bühne. Es fehlt ihm an Fühlung mit der grossen Wahrhaftigkeit, die allein Kultur schafft.

Damit kommen wir zu dem Haupteffekte der ganzen Schrift. — Mehrfach werden Romane und Theaterstücke eines gewissen Conrad Alberti als Kunstwerke gerühmt, und der Staatspflege empfohlen; nun stellt es sich aber heraus, dass der Verfasser der Schrift selbst dieser Conrad Alberti, und dass dieser Name wiederum nur ein Pseudonym ist für: Conrad Sittenfeld

So erfahren wir endlich, wer in Deutschland berechtigt war, die grosse Kulturfrage an des Kaisers Majestät zu richten, zu einer Zeit, da Gefahr vorhanden schien, dass etwa gar dem bösen „deutschen Idealismus“ ein medicäisch Alter erblühen könnte. — Die Rechnenden haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht. —

R. Freiherr von Lichtenberg.

Geschäftlicher Theil.

Mittheilungen der Zentralleitung.

In Meiningen ist durch Herrn Major von Woyna, Bataillons-Kommandeur im 32. Infanterie-Regiment, eine neue Vertretung begründet worden.

In Neuss a./Rh. hat sich ein Zweigverein gebildet, dessen Vorstand aus folgenden Herren besteht:

Heinrich Thywissen, Vorstand.
Theodor Leuchtenberg, Kassirer.

In Bad Kissingen ist aus der dortigen Vertretung ein Zweigverein gebildet worden. Der Vorstand besteht aus folgenden Herren:

Ducrue, Rektor, Vorstand.
Abel, Bahnverwalter, Schriftführer.
Blenk, Prokurist, Kassirer.

Der definitiv gewählte Vorstand des Zweigvereins in Bonn besteht aus folgenden Herren:

Martius, Dr. phil. und Privatdozent, Vorsitzender.
von Pestel, Premier-Lieutenant.
Peill, Rentner.
Lanser, Kaufmann, Schriftführer und Kassirer.
Borchardt, cand. phil.

In Greifswald hat Herr Privatdocent Dr. H. Moeller die dortige Ortsvertretung niedergelegt und Herr königl. Musikdirektor Droenewolf daselbst sie übernommen.

In Bautzen hat Herr Apotheker Strauch die Ortsvertretung niedergelegt. Für ihn ist Herr Kantor Ernst Simmank daselbst als Ortsvertreter bestätigt worden.

In Troppau hat für den nach Wien zur k. k. Hofoper berufenen Musikdirektor Wondra Herr Buchhändler Zenker in Troppau die Ortsvertretung übernommen.

In Bad Elgersburg (Thüringen) hat Herr Postverwalter Gabler in Folge Versetzung die Ortsvertretung niedergelegt.

In Krummau i./B. ist durch Herrn Musiklehrer Jos. Mayer eine Ortsvertretung begründet worden.

Der Vorstand des Zweigvereins in Jena besteht aus folgenden Herren:

Dr. Gille, Geh. Hofrath, I. Vorstand und Kassirer,
Dr. Thon, Professor, II. Vorstand und Schriftführer.

In Baltimore ist die dortige Ortsvertretung in einen Zweigverein umgewandelt worden. Der Vorstand besteht aus den Herren:

Professor Dr. Paul Haupt, Vorsitzender.
Mr. Otto Sutro, Kassirer.

Die Vertretungen in:

Berlin (Herr Carl Schaeffer),
Christiania (Herr C. Warmuth),
Erfurt (Herr E. Voigt),
Mühlhausen i./E. (Herr Schick),
Saarbrücken (Herr Kapellmeister Pluge),
Stargard i./P. (Herr Buchhändler R. Just) und
Washington (Herr Anton Glötzner)

haben sich aufgelöst.

Vereinsnachrichten.

Amsterdam. Wagner-Vereeniging. 3. Mai. II. Aufführung: Lohengrin, Vorspiel, 2. Scene, 4. und 5. Scene des 2. Aktes. Meistersinger, Vorspiel und Monolog, 4. Scene mit Quintett, 5. Scene des 3. Aktes. Solisten: Frau Louise Reuss-Belce aus Karlsruhe, Frau Louise Jaide aus Rotterdam, Hr. G. Rogmans aus Amsterdam, Hr. Carl Mayer aus Köln, Hr. Adolf Stierlin aus Hannover. Vereinschor. Orchester des Konzerthauses. —

Dresden. Der hiesige Richard-Wagner-Zweigverein hielt am 23. Februar d. J. seine Generalversammlung ab. Aus dem Berichte des Herrn Vorsitzenden war zu entnehmen, dass die Mitgliederzahl sich auch im verflossenen Jahre mit einem Bestande von sechzig und einigen Mitgliedern auf der früheren Höhe erhalten hat, während die abgelegte Rechnung einen Baarbestand von rund 150 ℳ aufwies. Bei der Vorstandswahl wurden neu bez. wieder gewählt die Herren Komponist Reinhold Becker als Vorsitzender, Bildhauer Dr. Kietz als stellvertretender Vorsitzender, Hofmusikalienhändler Plötner als Kassirer, Regierungsrath Hoenig als stellvertretender Kassirer, Baumeister Strunz als Schriftführer, Maler Felix Schurig als stellvertretender Schriftführer, Bürgerschullehrer Zumpe als Bibliothekar. Nach weiterem Beschlusse der Versammlung sollen für die Vereinsbibliothek neu angeschafft werden Richard Wagner's Briefe an Uhlig etc., sowie Glasenapp's Leben Richard Wagner's. Diese Werke kommen unter den Mitgliedern in Umlauf. Ausserdem wurde die Abhaltung eines Familienabends für die Mitglieder und von diesen eingeführte Gäste in Aussicht genommen. Dieser Familienabend wird am 6. Mai d. J. in dem Kgl. Belvedere auf der Brühlschen Terrasse statt finden. Von künstlerischen Kräften sind dafür gewonnen der Klaviervirtuos Emil Sauer, die Konzertsängerin Fräulein Witting und der Cellovirtuos Smith. Der Vorstand hofft durch diese Veranstaltungen nicht nur das Vereinsinteresse bei seinen Mitgliedern, soweit seine Mittel ihm diess gestatten, wach zu halten, sondern auch den zahlreichen, noch ausserhalb des Vereins stehenden Dresdner Freunden des Meisters und seiner Sache erneute Anregung zum Beitritte zu geben. Denn die Erweiterung der Mitgliederzahl liegt ihm jetzt besonders am Herzen, da nur hierdurch die Vereinswirksamkeit sich immer erspriesslicher wird gestalten lassen können

Graz. Der hiesige Verein hielt am 12. April seine Hauptversammlung ab. Es gehörten dem Vereine im Jahre 1888 250 Mitglieder an, für welche an die Zentralleitung 500 fl. abgeliefert worden sind. Der Verein hielt 6 Versammlungen mit musikalischen Aufführungen und Vorlesungen ab und 30 seiner Mitglieder haben sich an dem Wiener Sonderzug nach Bayreuth betheiligt. Der bisherige Ausschuss wurde wiedergewählt, an Stelle des von Graz weggezogenen Herrn von Weis-Ostborn, Herr Pohlig, Lehrer der Klavierschule des Steiermärkischen Musikvereins, in den Ausschuss gewählt. Die zahlreich erschienenen Mitglieder wurden nach erledigter Geschäftsordnung durch die Klavier-Vorträge Herrn Pohlig's erfreut. Er spielte das Meistersinger-Vorspiel, die Sonate „Appassionata" von Beethoven, Wotans Abschied und Feuerzauber, Isoldens Liebestod und das Vorspiel zu Tannhäuser im Liszt'schen Satze. —

Josefsthal-Maxdorf (Böhmerwald). Die hiesige Ortsvertretung veranstaltete im Jahre 1886 drei grössere Konzerte und zwei kleinere (auf eine bestimmte Gesellschaft beschränkte) Musikabende, in welchen folgende Werke des Meisters zur Aufführung gelangten: Ouverture zu „Rienzi", Matrosenchor aus dem „fliegenden Holländer", Pilgerchor aus „Tannhäuser", Vorspiel zu „Lohengrin", Elsas Traum, Elsas Brautzug, Siegfrieds Tod aus der „Götterdämmerung". Die Ausführung geschah durch ein gut besetztes Streichorchester in Verbindung mit einem Harmonium. Die Musikabende wurden gleichzeitig als Vortragsabende aufgefasst, indem der Herr Vertreter, Lehrer Fidelio Fincke, „Tristan" und „Parsifal" in eingehender Weise besprach und so ein tieferes Verständniss im Kreise seiner Genossen anzustreben suchte. 8 Mitglieder besuchten die Festspiele in Bayreuth. — Im Jahre 1887 fanden wieder drei grössere Konzerte und zwei kleinere (interne) Musikabende statt; von den Werken wurden dargeboten: Fantasie aus „Rienzi", Spinnerlied aus dem „fliegenden Holländer", Einzug der Gäste aus „Tannhäuser", Einleitung zum III. Akt und Brautlied aus „Lohengrin", Lohengrin's Abschied, Vorspiel zu „Tristan", Vorspiel zu „Parsifal", Die Ausführung geschah in der gleichen Weise wie im Vorjahre; die Vorträge in den Musikabenden wurden fortgesetzt: Wagner als Schriftsteller und Dichter besprochen. — Im abgelaufenen Jahre 1888 veranstaltete die Ortsvertretung wiederum drei grössere Konzerte und zwei kleinere (interne) Musikabende, in welchen folgende Werke dargeboten wurden: Schlachthymne aus „Rienzi", Sentas Ballade, Wolframs Preislied, Scene (II. Akt 2. Scene) aus „Lohengrin", Scenen aus „Tristan", Schlussscene aus „Rheingold", Feuerzauber aus der „Walküre". Das Orchester war 32 Mann stark, meist absolvirte Konservatoristen aus Prag. Die Munifizenz des Herrn Leopold Riedel, der mit seiner Familie der Ortsvertretung angehört, ermöglichte die Ueberwindung aller materiellen Schwierigkeiten. —

Kissingen. Die seit dem Juni 1883 hier bestehende Ortsvertretung des Allg. R. Wagner-Vereins hat sich nach den neuen Satzungen vom März 1889 in einen Zweigverein verwandelt, welcher am 2. April seinen ersten musikalischen Abend gab. Es wird dabei einzelnen Mitgliedern überlassen, Freunde der Sache mitzubringen. Auch Vorträge und Vorlesungen sind in Aussicht genommen. Aus dem reichhaltigen Programm ernster Musik von Bach, Beethoven, Schubert und Stücken aus „Parsifal", „Tannhäuser" und „Lohengrin" ist insbesondere zu erwähnen die Improvisation des Herrn C. Kistler aus Motiven des „Ringes des Nibelungen". Als Sänger wirkten mit die Herren Habermann und Ihl, als Redner, den 1. April als Geburtstag des Reichskanzlers betonend, Herr Rektor Ducrue. –

Köln. Zweigverein. Der zweite Vortragsabend des hiesigen Zweigvereins hat am 8. Februar stattgefunden. Nach einleitenden Worten des Vorsitzenden zur Erinnerung an den 13. Februar folgte ein grösseres Bruchstück aus dem 3. Aufzug des Parsifal (Parsifal: Herr Dr. Ludwig Wüllner, Gurnemanz: Herr Zöllner, Klavier: Herr Dr. Neitzel), das Gedicht Ernst von Wildenbruch's „Auf R. Wagner's Tod" (H. Norrenberg) und die 2. Hälfte des 1. Aufzugs der Walküre (Sieglinde: Frl. Kollàr, Siegmund: Herr Dr. L. Wüllner, Klavier: Herr Heuser). Der hiesige Zweigverein zählt jetzt 185 Mitglieder.

Linz. Zweigverein. Am 17. März: Ausserordentliches Konzert unter Leitung des Herrn Theodor Schmidt. Neben älteren Kompositionen (Jacobus de Todi, Dowland, Eccard, Bach, Gluck u. a.) aus den Werken: Werbelied und Traumlied Walther's, Lohengrin's Erzählung. Der Ausschuss des Zweigvereins Linz spricht dem k. k. Hofopern- und Kammersänger Herrn Hermann Winkelmann insbesondere den wärmsten Dank für seine gütige künstlerische Mitwirkung bei diesem Konzerte aus. Am 8. April fand die satzungsmässige Hauptversammlung des Zweigvereins statt. Nachdem der Obmann, Herr Dr. Rigele, die Versammlung eröffnet und die erschienenen Mitglieder begrüsst hatte, erstattete der Obmannstellvertreter, Herr Dr. Kränzl, den Rechenschaftsbericht über das erste Vereinsjahr und lieferte ein Bild der allmählichen Entwicklung des Vereins aus einer blossen Zahlstelle mit 24 Mitgliedern zu seiner heutigen Stellung mit 62 Mitgliedern, welcher Fortschritt nur durch die musikalischen Vorführungen des Vereins an seinen Vortragsabenden ermöglicht worden sei. Der Bericht wurde mit Beifall zur Kenntnis genommen, ebenso der Ausweis des Zahlmeisters Herrn V. Fink für das Jahr 1888. Einnahmen 835 fl.; Ausgaben 751 fl.; Rest 84 fl. Auf Antrag des Herrn Kanamüller wird hierauf der bisherige Ausschuss ersucht, auch ferner seines Amtes zu walten. Er besteht demnach aus den Herren: Obmann k. k. Notar Dr. Rigele, Obmannstellvertreter Dr. jur. Kränzl, musikalischer Leiter Theodor Schmidt, Zahlmeister Hofbuchhändler V. Fink, Schriftführer Dr. jur. Ruckensteiner. Am 17. April: Vortragsabend. Liszt, Préludes (2 Klav. Hrn. Stradal und Göllerich), des erwachenden Kindes Lobgesang (Harmonium Hr. Görisch, Klav. Hr. Göllerich, Damenchor des Vereins), Mignon, König in Thule (Fr. Schmidt-Allizar), Dante-Symphonie (2 Klav. Hrn. Göllerich und Stradal). Dirigent: Hr. Theod. Schmidt.

Marburg i. H. Ein Blick in das „Mitglieder-Verzeichniss" zeigt, dass gerade in Universitätskreisen das Verständniss für die Bayreuther Idee noch wenig verbreitet ist, und vielleicht nirgends haben die Wagnervereine mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen als in kleineren Universitätsstädten. Um so anerkennenswerther ist das treue Bestreben des hiesigen akademischen Wagnervereins, der unter allen akademischen Wagnervereinen auf die längste Dauer zurückblicken kann, in jeder Woche an einem Abende kleinere musikalische Vorträge zu veranstalten. Am 7. Februar jedoch veranstalteten der studentische Wagnerverein und der Zweigverein gemeinsam einen grösseren Festabend zur Nachfeier von Kaisers Geburtstag und errangen einen, auch äusserlich durch zahlreiche Beitrittserklärungen bezeugten Erfolg. Eingeleitet wurde der Abend durch das Vorspiel zum III. Lohengrinakte (4 händig) von Hrn. stud. jur. Grusen u. stud. theol. Kühl; hierauf folgten Wolframs Anrede: „Blick ich umher" und König Heinrich's Aufruf (Dr. Winter); Gesangsvorträge (Händel und Mozart) von Frl. Schenkelberg; Vorspiel zu den Meistersingern (4 händig). Die Aufführung zweier Stücke von Hans Sachs: „Der fahrende Schüler im Paradeis" und „der Kaufmann mit den alten Weiben" durch den akadem. Wagnerverein wurde durch einen von Dr. K. gedichteten, von stud. phil. Hofmann als Herold gesprochenen Prolog eingeleitet, wie auch die Pausen zwischen den Stücken und am Ende durch Reden des Herold's ausgefüllt wurden. Vielleicht dürfen wir an dieser Stelle einige Verse aus diesen Reden mittheilen:

Doch wisst Ihr, wer's zuerst gewagt,
Was alte Sag' von Siegfried sagt,
Von Tristan und Isoldens Treu
Zu bilden für die Bühne frei?
Wisst Ihr, wer dess' sich thät erdreisten?
Ein Schuster hinter seinem Leisten
Hat uns, 's mag sein 300 Jahr,

All' das schon gesetzt in Verse klar.
Da lebt in Deutschlands Mitten
Getrost in That und Werk
So schlicht in treuen Sitten
Hans Sachs in Nürenberg. . . . . .

Zur Zeit der gelehrten Nürnberger Trichter
Wollt' Niemand mehr hören vom Volkesdichter.
Doch auf dem Hügel von *Bayreuth,*
Da ward sein Bild vor uns erneut.
Von ihm ging das deutsche Drama einst aus,
Drum musst jetzt auch im *Festspielhaus*
Sein Meistergesang auf's neu erklingen,
Er that uns allen zu Herzen dringen.
Drum möchten auch wir heut gerne erneuen
Womit Sachs einst that Dürer und Vischer erfreuen.
Am hohen ruhmgekrönten Ziel
Man ja gerne des Anfangs gedenken will.
Was Sachs und Lessing und Schiller erstrebt,
Eine deutsche Bühne! Wir haben's erlebt.

Die Rede schloss mit einem Heilrufe an den Kaiser. Darauf folgte der Choral: „Wach' auf" aus den Meistersingern (akadem. Wagnerverein) und das Vorspiel zum III. Akte. Daran schloss sich die Aufführung der Schwänke. Ernstere Worte des Herolds leiteten über zu dem von Prof. Dr. Koch gehaltenen Vortrage: „Die Aufgabe Bayreuths und die Wagner-Vereine." Der Pilgerchor (Streichorchester) endete die bestimmte Festordnung. — Am Vorabende vom 13. Februar hielt der akademische Wagnerverein eine würdige Trauerversammlung, auf der unter anderm ein warm empfundenes Gedicht von H. stud. phil. Hofmann, der Trauermarsch aus der Eroica, Wotans Abschied (H. Referendar Schulin) zum Vortrage gelangten.

Nürnberg. Zweigverein. 10. April: Familienabend. Neben Kompositionen von Grieg, Mendelssohn, Brahms und Raff, aus den Werken „Der Ritt der Walküren" für 4 Hände von Tausig (Frl. v. Königsthal, Hr. Wunder), Quintett aus den „Meistersingern" (Fr. Dotzer, Fr. Brand, Hrn. Müller, Klenk, Adami, Klavier: Hr. Kleemann), Brangäne's Gesang und Matrosenlied für Klavier zu 2 Händen von Tausig (Hr. Wunder).

Plauen. Zweigverein. 12. März: Grosses Konzert unter Mitwirkung des Hrn. Hofopernsängers S. Hofmüller aus Darmstadt, der Harfenvirtuosin Frl. Seidel aus Chemnitz, des Stadtmusikchors (Dirigent: O. Zöpfel) und des Kirchenchors (Dirigent: Hr. Glenk), neben Kompositionen von Beethoven, Mozart, Méhul, Pressel, Becker, Berlioz (Sylphentanz), aus den Werken: Vorspiel, Choral und Preislied a. d. „Meistersingern", Chor, Quintett und Arindals Heldenlied a. d. „Feen". — Mitgliederzahl: 182.

Reichenberg i. B. Zweigverein. 1. März: Musikabend. Nichts aus den Werken Liszt, Interludium a. d. „hl. Elisabeth" und „Gnomenreigen", Kompositionen von Händel und Schumann, ferner von Mendelssohn, Jadassohn, Rubinstein, Rheinberger u. A. (Frl. Herzog, Jannasch, Hrn. Günther, Müller, Proksch; Vereinschor, Dirigent: Hr. Gerhardt.)

Schwerin i. M. Der Zweigverein des allgemeinen R. Wagner-Vereins hatte in diesem Jahre am 7. März seinen ersten Gesellschaftsabend, welcher aus musikalischer Aufführung und gemeinschaftlichem Mahl bestand. Das Programm brachte das Lied „Träume", vorgetragen von Herrn Kammersänger Carl Hill, und den Zwiegesang Siegmunds und Sieglinde's aus dem 1. Akt der Walküre, von den Mitgliedern des Hoftheaters Fräulein Wittich und Herrn Dierich; die Pianofortebegleitung hatte Herr Hofkapellmeister Alois Schmitt übernommen. Herr Hofschauspieler Röhl deklamirte eine für diesen Abend von der dramatischen Schriftstellerin Fräulein Maria Günther, der Dichterin des Prologes unserer vorjährigen Feier, verfasste Ballade: Die Feen oder wie Richard Wagner sein Genie erhielt". Auch hörten wir noch 2 Lieder von Brahms op. 91 für Alt von der Hofopernsängerin Fräulein Minor mit Bratsche (Herr Balling), ferner 2 Lieder von Hans Sommer (C. Hill), das Quintett von Schumann (Alois Schmitt mit den Kammermusikern Halm, Paepcke, Lang und Balling) und 2 Pianoforte-Stücke „Nocturne" und „Caprice", komponirt und vorgetragen von Alois Schmitt.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

VI.

Wage dich nicht eher in die bedenkliche Gesellschaft der Wirklichkeit, bis du eines idealischen Gefolges in Deinem Herzen versichert bist.
(Schiller.)

Richard Wagner an Heinrich von Stein.

1.

Geehrtester Herr von Stein!

Sie werden uns zu jeder Zeit — am Liebsten allerdings recht bald! — willkommen sein. Wir bitten Sie bei uns abzusteigen, und so lange zu verweilen, als es Ihnen gefällt.

Ich erachte für heute nichts Anderes für meine Mittheilung wichtig, und grüsse Sie hochachtungsvoll

Bayreuth, 30. Sept. 79.

Richard Wagner.

2.

Depesche.

24. Dez. 1879.

Warum Armand Pensier, da es H. v. Stein war, der mit seinem Aufsatze mich so tief erfreute?

Mit Weihnachtsgruss

Richard Wagner.

3.

Mein theuerer junger Freund!

Wie uns Ihre letzten Mittheilungen betroffen, werden Sie leicht von Sich selbst ermessen. Sie begreifen gewiss, dass Ihre Entscheidung auch die unserige ist; jedenfalls ist eine solche aber gar nicht mehr zu treffen, da es sich um ein sittliches Gebot handelt. Nur Eines möchte ich Ihnen geben können: die Heiterkeit der Unbedenklichkeit bei der Befolgung des an Sie gestellten Gebotes. Bekämpfen (Sie) jeden weichlich betrübenden Gedanken, und stärken Sie sich dagegen durch die Annahme, dass Sie mit Ihrem Schicksale Hand in Hand gehen. Gewiss führt es zu Gutem! —

Denken Sie doch nur, dass sich auch mein Junge darein finden muss, und das wird ihm gewiss nicht leicht fallen: wir getrauen uns noch gar nicht, es ihm mitzutheilen. Ein eigentliches Lamento haben eigentlich nur wir Uebrigen ein Recht anzustellen, weil wir älter sind, viel durchgemacht haben, und nun uns immer wieder daran gewöhnen sollen, dass das Schicksal mit uns spielt. Auch haben wir in keiner Weise einen Ersatz für den Verlust vor uns, wie doch Sie, den eine

kräftige Pflichterfüllung stolz machen muss: bloss die Sympathie für Ihren Stolz bleibt uns; sie soll denn auch uns helfen! —

Von Herzen stäts und immer

Ihr

Richard Wagner.

Venedig, 10. Oct. 80.

Palazzo Contarini dalle figure. Can. Grande.

4.

Lieber Freund!

Ich antworte wenig — aber sogleich! Wie Ihre ganze Existenz mir zur schönen Freude gereicht, so erfreut mich auch Ihr so eben mir angekündigtes Vorhaben. Führen Sie es ja aus! Der Titel — vortrefflich, und Alles ein guter, bedeutungsvoller Anfang. Wollen Sie zugleich nützen, so seien Sie mit der Andeutung der „Idee" Ihrer Vorlage nicht zu sparsam: man ist dumm; — für uns allerdings sehr unangenehm. Somit — „besser bewahrt als beklagt." —

Die B. Bl. rechnen nun auch auf Sie. Nächsten Monat kommt auch ein Artikel von mir — als Ergänzung zu „Relig. u. Kunst" — mit praktischen Ausführungs-Andeutungen. Hiebei spiele ich darauf an, dass unsere Blätter erweitert werden und dem speziellen Kreise des Patronates entführt werden müssen. Es hilft nichts, — das Publikum muss weiter werden. —

Grosse Wehmuth herrscht bei uns noch immer über Ihr Ausbleiben: Siegfried wird darüber wie im Traume gehalten, er weiss noch nicht recht, wie das eigentlich ist.

Wie es wird? Gott weiss! Gewiss nicht schlecht, denn so, wie es jetzt ist, musste es sein — das ist sicher.

Nun aber, Sie werden doch einmal Ferien haben? Liegt da Wahnfried gar so fern? Oder fürchten Sie? Wird auch uns bange? —

Am Ende bleibt doch das Beste von allen Fragen und Zweifeln unberührt: viel Noth giebt es allerdings! —

Lassen Sie immer viel von sich hören, — es sind dann immer Familien-Geburtstagsfeste!

Leben Sie wohl und grüssen Sie ehrerbietigst Ihren Herrn Papa von

Ihrem ergebenen

Richard Wagner.

Bayreuth, 28. Nov. 80.

5.

Lieber Stein!

Ich las soeben wieder Ihren Aufsatz über Rousseau durch, und — ganz abgesehen von der tiefen Befriedigung, die ich zuletzt von jeder Ihrer Arbeiten gewann — regt mich zunächst der „Erziehungsgedanke"

wieder besonders lebhaft an, so dass ich — Alles was ich Ihnen sonst (selbst öffentlich) zu sagen habe, für heute übergehend — nur hierüber schnell Ihnen etwas gesagt haben möchte. —

Täglich berathen wir, und nun denken wir, wenn man den Knaben so erziehen lassen könnte, dass dieselbe Erziehung auch mehren andern guten Knaben zugut komme, und aus der Vermehrfachung ein guter Kern für die Zukunft zu bilden möglich wäre? Ich habe Lust, in einem „offenen" Briefe an Sie für die Bayr. Bl. eine Aufforderung zu erlassen, welcher gemäss etwa 6 oder 10 vernünftige Aeltern von Söhnen von 12—14 Jahren diese zur gemeinsamen Ausbildung uns nach Bayreuth schicken sollen. Ueberlegen Sie sich, was ich damit im Sinne habe, und theilen Sie mir Ihre Gedanken mit. Ich würde gern mir es wo anders absparen, und die kleine Volksschule so gut ausstatten, dass Jeder — und auch (vor Allem!) Sie es dabei aushalten könnten.

— Diess wäre denn so hingeworfen, aber nicht etwa zum Verlorengehen! —

Dass ich Ihnen Vieles und — gewiss — nichts Unbedeutendes über mein Verhältniss zu Ihnen und die Hoffnungen, die ich auf Sie setze, zu sagen mir vorgenommen habe — wissen Sie bereits. Ob das bei Gelegenheit der heute berührten Veranlassung, oder — als Einführung Ihrer dramatischen Scenen geschehen wird, mag sich finden: in beiden Fällen soll etwas ordentliches herauskommen. Nur im Vorbeigehen deshalb — wollen Sie die Scenen nicht noch um Etwas ergänzen? Ihnen sind mit jedem Stücke die Flügel so gewachsen, dass ich Sie noch weiter fliegen sehen möchte! —

Von ganzem Herzen

Ihr

R. Wagner.

Acireale, 24. März 82.

6.

Liebster Freund!

Man versichert mir soeben, Sie seien gesinnt, an mir nicht zu verzweifeln. — Das freut mich, — denn ich hatte Sorge! Immer, immer wälzt sich etwas — und welches Etwas! — dazwischen, was in seiner albernen Weise abgethan sein will! — Aber — es kommt! Passen Sie auf! — Heute Abend haben Sie in Halle Wagner-Concert: das ist doch auch etwas — etwas Wälziges — um so zu sagen! Bleiben Sie gut

Ihrem

R. Wagner.

Venedig, 26. Dez. 82.

Bayreuther Briefe

von Heinrich von Stein.

Mit Erläuterungen von Hans von Wolzogen.

Einleitung.

Es ist in Folge unlängst erlebter arger und widerlicher Dinge — man möchte sagen: glücklicherweise — für manche bisher nur unbesonnene, aber anständige Leute endlich wohl auch etwas Bedenkliches geworden, Briefe zu veröffentlichen, die zum Nachlasse Verstorbener gehören, aber in Verwahrung ihrer einstigen Empfänger sich befinden. Sind diese Empfänger ohne Weiteres berechtigt, sich als Besitzer zu betrachten und gegebenen Falls die Herausgabe zu veranlassen? Dass diese Rechtsfrage aufgeworfen werden konnte in unserer Zeit, welche dem geistigen Eigenthume nur erst so geringen Schutz zu gewähren pflegt, das ist ist zum guten Theile ein Verdienst der aussergewöhnlichen Eigenart gerade unserer Sache, der Wirksamkeit unseres Meisters. Diese Wirksamkeit hat in einer ihr wenig entsprechenden Welt eine weitverbreitete Theilnahme erregt, welche sich nach der Art der Zeit in vielfachen Versuchen äusserte, davon irgendwelchen geschäftlichen Vortheil zu ziehen. So ward die „Indiskretion" zum Style in der Behandlung des Grossen, und die Taktlosigkeiten gegen das geistige Eigenthum wie gegen die damit verflochtenen persönlichen Verhältnisse des Urhebers oder Besitzers kamen nicht mehr von der modernen „Tagesordnung". Es schien keinen Kulturwerth mehr zu geben, der nicht vor der „Oeffentlichkeit", in den Zeitungen, dem allgemeinen Missverständnisse preisgegeben werden müsste. Nicht so sehr zur Beförderung des Verständnisses für die grosse oder mächtige Persönlichkeit, welche aus ihren vollbrachten Thaten oder vorliegenden Werken hätte verstanden werden sollen, als vielmehr zur bequemeren Verstärkung der Wehr und Waffen verschiedener Parteiungen im Streite über Kopf und Gruft der Persönlichkeit hinweg: dafür ward nun Dasjenige, was sie selber doch nicht für solch eine unedle Oeffentlichkeit bestimmt und niemals für die Neugierde einer derart befangenen Mitwelt einst vertraulich geäussert, aus dem Geheimnisse des Briefes oder Tagebuches hervorgerissen und zum Gegenstande und Mittelpunkte unendlicher Verwirrung gemacht. Hierdurch aber ward der herrschende Zustand der öffentlichen Moral in einer so trostlosen Weise blossgestellt, dass auch der einzelne Schuldige, den wohl einmal die strafende Hand erreichen mochte, schliesslich nur noch die Rolle eines Opfers des Zeitgeistes zu spielen schien.

Unter solchen Umständen, vermehrt es nicht zunächst die allgemeine Verwirrung, wenn nun auch wir Bayreuther in scheinbarer Gefolgschaft dieses übelgebildeten Zeitgeistes ankündigen, dass wir uns anvertraute Briefe an dieser Stelle zu veröffentlichen gedenken? — Uns aber gerade geziemt es hier zu zeigen, inwieweit und in welcher Form eine Mittheilung aus der geistigen Hinterlassenschaft eines bedeutenden Menschen gestattet sei, um auch an diesem seltenen Beispiele den lehrreichen Gegensatz aufzuweisen zwischen jenem Zeitgeiste und dem Geiste der Kultur, für welche wir zu wirken verpflichtet sind. Wir *„veröffentlichen"* vor Allem gar nicht, indem wir einen allzu früh uns entrissenen Freund und Mitarbeiter nach seinem Fortgange aus unserer Mitte noch zu uns, als seinem Freundeskreise, in vertrauter Weise über Dinge sich äussern lassen, welche ihn und uns am Tiefsten berührten, oder ihm und uns auf's Ernsteste an's Herz gelegt worden waren, und über welche er selber, wäre er am Leben ge-

blieben, aus dem hier erschlossenen Schatze seines Wesens und Wissens uns noch so viele herrliche Worte und Weisungen geschenkt haben würde. Es galt von einer unersetzlichen Persönlichkeit und der unendlichen Möglichkeit seines Wirkens zu retten, was noch zu retten war; diess aber nicht für jene wirre und fremde Welt der Missdeuter und Ausnutzer, welche „Aufklärungen" hervorzulocken beliebten, um desto mehr im „Trüben" fischen zu können, sondern in strenger Beschränkung auf eine ideelle Gemeinschaft, aus welcher und für welche diese Persönlichkeit sich entwickelt hatte und in Wirksamkeit getreten war. Wäre draussen in der Welt schon Etwas derart zu finden, was mit dem Begriffe „Bayreuth" sich deckte, dann brauchten wir unser heutiges Verfahren nicht mehr besonders zu erläutern. Dort aber ist es nun einmal schier unmöglich geworden, dass irgend welche journalistische Veröffentlichung den reinen Charakter der wahren „Verinnerlichung" annähme und behielte, wie wir es doch erwarten dürfen, dass es in unserem Falle geschehen wird. In der That wollen wir die wirkende Persönlichkeit unseres Freundes als eine moralisch-intellektuelle Macht, welche bereits den edelsten Theil unserer eigenen genossenschaftlichen „Bildung" bedeutet, durch unsere Mittheilungen nur immer noch mehr und tiefer zum innerlichen Besitze, ja, zum „geistigen Eigenthum" dieser unserer Bayreuther Gemeinde werden lassen. Wir thun diess aber nicht etwa durch rücksichtlose Preisgebung seiner vollständigen Briefe, wie er sie geschrieben, als es ihm eben erst galt, sich brieflich zu bestimmten Personen auszusprechen. Wir entnahmen diesen Briefen nur kürzere oder längere Stellen, zusammengefügt zu wirkungsvollen Aeusserungen seines uns so theuer gewordenen Wesens und zu köstlichen Zeugnissen und nothwendigen Ergänzungen seiner uns geweihten, aber nicht abgeschlossenen Gedankenwelt. Diese Stellen, ein Reichthum von Perlen und Edelgestein, fassen wir dann wiederum ein in eine dadurch neu bereicherte Darstellung seines ganzen Lebens und Wirkens selbst, zur verstärkten Erinnerung an Das, was wir verloren haben und dennoch bewahren sollen über den Tod hinaus. Denn von H. v. Stein gilt das Wort Goethe's über Winckelmann: „Nun geniesst er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verlässt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Dass W. früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen."

Um der Mittheilung, die wir dergestalt mit der ausdrücklichen Genehmigung der Familie unseres Freundes im Laufe dieses Jahres hier geben wollen, von vornherein den Charakter des Ausserordentlichen zu sichern, ist es uns gestattet worden, Dem, was an seiner Hinterlassenschaft zweifellos und im ernstesten Sinne „Unser" ist, diejenigen Worte vorauszuschicken, welche mehr als irgend ein anderes menschliches Zeichen es ausdrücken, wie er selber — „Sein" war: das „geistige Eigenthum" — der geliebte Jünger seines und unseres Meisters. Es sind diess die Briefe Rich. Wagner's an Heinrich von Stein, welche ihrerseits für unsere Leser kaum noch eine Erläuterung benöthigen. In dem Kreise, in welchem unsere „Blätter" gelesen werden, ist auch unser „Taschenbuch" bekannt, welches im Jahrgange 1888 meinen Nachruf an Stein und damit die hauptsächlichen Daten seines kurzen und schlichten Lebensganges gebracht hat. Deutlich bezeichnen die Meisterbriefe 1 und 3 die bedeutendsten Wende-

punkte jenes Lebens: die Einladung nach Wahnfried und die Entschliessung zur öffentlichen Lehrthäthigkeit. Beständige und aufmerksame Leser der „Blätter" errathen, dass der Brief 2 den ersten Beitrag berührt, den er uns geliefert: den „Chorgesang des Aeschylos" (II, 359 ff.), der Brief 4 die uns bekannte Habilitations-Schrift für die Universität Halle „Der Wahn eines Helden". (Vgl. VIII, 223/4.) Im Briefe 5 ist der Aufsatz über „Rousseau's Werke und Wirkungen" (IV, 345) ausdrücklich genannt. Hier wird dann auch das Problem der Erziehung, welches einst den Jüngling nach Bayreuth geführt, noch einmal von dem Meister selbst bezeichnet und zugleich der letzten Arbeit seines jungen Schülers, welche er erleben sollte, der dramatischen Scenen *„Helden und Welt"* Erwähnung gethan. Diess führt uns auf die nachfolgenden Briefe, welche Stein seinerseits in den Jahren 1880—1887 nach Bayreuth geschrieben hat, und worin eben jenes Thema, sowie später das der „Heiligen", öfter und ausführlicher besprochen wird. Die nach Wahnfried selbst gerichteten Briefe glaubte ich ergänzen zu dürfen aus jenen, die ich von ihm empfangen hatte. So entstand daraus ein vollständiges Bild des Freundes in seiner grossartigen Entwickelung vom äussern zum innerlichsten Bayreuther. Zugleich damit entrollt sich vor uns die gesammte Geschichte der inneren Entwickelung, welche unsere geistige Sache in diesen sieben Jahren erlebt hat. Es wird von besonderem Nutzen sein, diess durch nichts zu ersetzende gemeinsame Erlebniss mitsammen noch einmal in so lebendiger Form als das Erlebniss eines einzelnen Menschen, solch eines Einzelnen, in seinem stäten Verkehre mit Bayreuth selber durchleben zu können. Auch „unter Uns" wird man es nicht ohne Eindruck sich wieder vergegenwärtigen, was Bayreuth einem Solchen sein und werden konnte, und wie es die Seinigen „erziehen" will und soll. Ja, wohl Mancher aus unserem Kreise darf sich daran noch heute ein Beispiel nehmen, wir wir Bayreuther eigentlich Alle mit einander arbeiten sollten; insbesondere, wie unsere „Blätter" gemäss ihrer Entstehung und Fortführung stäts zu lesen und zu durchdenken wären. Aus alledem wird es als eine echt Bayreuther Lehre zu den Lesern sprechen: wie ernst das Leben zu nehmen sei, welches man, durch Gnade berufen, auf irgend einem Felde der persönlichen Thätigkeit dieser „Sache von Bayreuth" zu widmen sich entschliesst. Ich hatte, mit der Herausgabe betraut, ein volles Recht, diese Briefe, welche fast alle nach Bayreuth geschrieben worden sind, kurzweg als „Bayreuther Briefe" zu bezeichnen; denn es ist Bayreuther Geist, der sich in ihnen lebendig, rein und edel auspricht. — So spreche er denn auch verständlich und erziehend wieder zu ernsten und ehrlichen Bayreuthern! —

H. v. W.

I. Abschnitt.

Bayreuther Arbeiten.

Heinrich von Stein verweilte bereits vor seinem Antritt des Lehramtes an dortiger Universität bei seinem Vater in Halle a. d. S., solange er nicht in Bayreuth sein schönes Doppelleben als Lehrer und Schüler führen konnte. Diess war unterbrochen worden durch die erste grosse italiänische Winterreise der Familie von Wahnfried nach Neapel. Damals mochte wohl über den im Deutschen Winter Zurückgebliebenen ein rechtes Gefühl der Verlassenheit kommen, und wenn er in die ihn umgebende Welt der Kunst wie der Wissenschaft blickte, so fand er dort schwerlich einen Trost.

Diesen holte er sich dann zum nächsten Maienfeste im Neapolitanischen Zaubergarten selber. Aus dem schaurigen Thüringer Februar aber schrieb er dorthin einmal einige Worte, welche anstatt aller andern uns dazu dienen mögen, uns nicht nur etwas von seiner allgemeinen Stimmung verspüren, sondern auch schon erkennen zu lassen, wie er es in Bayreuth gelernt hatte, Kunst zu erleben, Arbeiten zu schaffen, in die Welt des Tages zu blicken, und — in Allem und Jedem seines Meisters rechter Schüler zu sein.

1.

Halle. 21. 2. 80.

— — — „Gestern hörte ich in Leipzig eine wohl nur im Orchester irgend leidliche Aufführung des Siegfried; empfand sehnsüchtig die Nothwendigkeit von „Bayreuth", indess der Druck einer scheinbaren Unmöglichkeit, angesichts des Publikums, auf mir lastete! Der Gegensatz einer Vollkommenheit des Ideals, in Wort und Sinn, und der regungslosen Trägheit der Wirklichkeit, der sich jenes, das Ideal, und eben deshalb wie etwas nicht etwa blos tragisch Erhabenes, sondern wie etwas bitterlich Fremdes entheben musste und darstellt — das wäre wohl der leitende Gedanke der „Wanderjahre": gerade weil hier die idealen Vorstellungen mit der unglaublichen Kühnheit praktischer, fast nüchterner Vorschläge auftreten. — Aus den Ereignissen des Tages gehört vielleicht das Vermächtniss Carlyle's hierher, welcher eine Beisetzung in der Westminster-Abtei ausdrücklich testamentarisch unmöglich gemacht hat; selbst die letzte, edelste Gabe des Nachruhms demnach verschmähend, von einer unbelehrten heillosen Welt. — Nur freilich das Verzagen habe ich verlernt, seit ich den Meister habe lachen hören und lächeln sehen." —

In diesem Jahre 1880 brachten unsere Blätter noch nichts von ihrem besten Leser; aber vorbereitet ward damals aus seinem Geiste eine Fülle von Stoff zur Bayreuther Behandlung. Nachdem es im lange schweigenden Wahnfried zum Winter auf 1881 wieder lebendig geworden, hatte ich Gelegenheit ihm, der nach kurzem Besuch wieder nach Halle zurückgekehrt war, den Beifall des Meisters zu einer für das Januarstück von 81 eingehenden Besprechung der *„Renaissance"* des Grafen Gobineau brieflich mitzutheilen. Daran knüpfte ich eine längere Auseinandersetzung über den Gedanken, *„Shakespeare als Richter der Renaissance"* zu behandeln und diese Arbeit als eine weitere Bayreuther Ausführung der Idee jenes französischen Werkes der oben genannten Besprechung folgen zu lassen. Ich selbst war auf dieses neue Thema durch eigene, interne Bayreuther Erfahrungen und Belehrungen geführt worden, und darf deshalb wohl auch nicht nur zu besserem Verständnisse der Sachlage, sondern auch als eine Darstellung gewisser, weithin sich erstreckender, aber echt meisterlicher Anregungen einen Theil meines Briefes vom 27. Dezember 1880 hier abdrucken lassen.

„Aus dem vollen Verständnisse der tiefen Grundlage unserer Geschichtskritik haben Sie mit trefflicher Maasshaltung eine würdige Anzeige des Werkes geliefert, welche ihrerseits wiederum voraufdeutend eine ganze Reihe weiter eingehender und ausführlicher Abhandlungen des selben grossen Thema's eröffnen mag. Sie selbst gedachten bereits der Weiterführung nach der Seite der „Renaissance der Wissenschaft" am Beispiele des Giordano Bruno. Hiergegen fiel mir eine andere lösenswerthe Aufgabe ein, welche vielleicht besser noch vor jener, unseren Lesern zunächst noch ferner liegenden, zu behandeln wäre, und die ich Ihnen auf alle Fälle genannt haben will: Shakespeare als Richter der Renaissance.

Shakespeare steht vor unserer Aesthetik bis zu einem gewissen Grade immer als ein grosses Räthsel da. Manche treffliche „Bedeutung" ist an ihm nachgewiesen, die volle Deutung aber dort noch niemals gefunden worden, weil dieses von Seiten der reinen Aesthetik unmöglich ist; denn Sh. ist vor Allem eine moralische Macht. Er hat die Renaissance gerichtet. Die furchtbare Wahrheit der Geschichte, über welche Jene nur den verhehlenden Schimmer einer künstlichen Schönheit zauberte, ist bei ihm wieder truglos durchgebrochen und zwar nicht Kunst, aber Dichtung geworden, ohne das Geringste an ihrer Wahrhaftigkeit einzubüssen. Was der Künstler zu verhehlen getrachtet, das spricht der Dichter in unerbittlichem tragischem Beispiel offen aus. Die rührendste Gestalt in all seinen mächtigen Schreckensbildern ist mir immer Heinrich VI. gewesen, dieser unter der ganzen blutigen Last der Geschichte leidende fromme Reine, der so klagevoll in seinen Daseinsketten hinweist auf das ewig Andere, jene göttliche Wahrheit der Erlösung, welche wir „Religion" nennen. Diese Wahrheit nun steht der geschichtlichen ferne gegenüber, und wie die romanische Renaissance es versuchte der letzteren die Verklärung des schönen Scheines zu verleihen, so trachtete die germanische Reformation danach, die religiöse Wahrheit selber aus den Verwirrungen zu befreien, welche bei der Berührung mit der Geschichte über sie kommen und sie bis in ihr Gegentheil verkehren mussten. Aber wie die Renaissance, so endete auch die Reformation in Wahn, Wehe und Irre; und wie Shakespeare den Trug jener durch die Enthüllung der zu Grunde liegenden geschichtlichen Wahrheit richtete, so befreite die deutsche Musik, voran Bach, den Geist der religiösen Wahrheit selber aus den geschichtlichen Irren über alle Reformationen hinaus und verkündete ihn der Menschheit in ihrer eigenen idealen Sprache des allmitfühlend tönenden Weltenherzens. Und nun leitet der Gedankengang unmittelbar zu Wagner's „Aesthetik" hinüber. Während der unerbittliche Realismus Shakespearescher Dichterwahrhaftigkeit den Drang nach idealer Kunstwerdung neu erweckt, wie er zumal bei unseren Klassikern wirksam ward, — so drängt jene rein ideale Musik-Sprache nach realisirender Gestaltung, nach Individuation, und sucht sie von Anfang an, mit richtigem Instinkt, auf der Bühne. Dort aber bot nur erst der selbst durchaus renaissancegeborne Geist der Oper, eines Geschichtsprodukts und Modewerks, der Suchenden ein Asyl dar, das ihr zur Ursache stätiger Verflüchtigung und Entsittlichung werden sollte. Damit das wahre „musikalische Drama" entstehe, mussten Dichtung und Musik so gewaltige künstlerische Kraft gewonnen haben, wie sie durch den Dichter des Faust und den Komponisten der 9. Symphonie sie erlangten: so gerüstet entstand der unbesieglich starke Bund, welcher uns den neuen grossen Styl schuf, in welchem nun sowohl die furchtbarste Weltwahrheit als auch die idealste Gotteswahrheit, Beide im Verklärungslichte höchster Kunst, vor uns vereinigt erscheinen. — Aber auch diese neueste Kunst — sie schwebt über einem Leben, das ihren völligen Widerspuch bedeutet. Ist sie deshalb auch nur Renaissance? Oder bestenfalls Reformation? Oder bedeutete sie gar nur jenes

Dritte: Revolution, wie ihre Gegner es behaupten wollen? — Sie hat mehr als Alles diess gethan: sie hat uns die Regeneration wiedererweckt, und sie hat eine wirkliche Gemeinde von bedürftigen und hoffenden Menschenseelen gebildet, welche jene Idee in sich aufzunehmen berufen sind. Hier ist mehr als Dichtung — hier ist Kunst, und hier ist mehr als Kunst — hier ist Leben! Der Regenerationsgedanke, anknüpfend an die starken geistigen Regungen des vorigen Jahrhunderts, ist zugleich der Vollender und der Erlöser des Revolutionstriebes; er führt uns sogleich auf das soziale Gebiet, aber frei von den geschichtlichen Komplikationen der Jahrhunderte, welche jedes Reformwerk von vornherein zur ewigen Wiederholung des alten Elends drängen, sondern von oben her aus der Freiheit der verbundenen Idealmächte Kunst und Religion, mit dem völlig geöffneten Blick für die Schreckenswahrheit der geschichtlichen Welt: so sagt unsere Regenerationsidee nicht, was zu thun ist, sondern sie deutet auf Das hin, was wahr ist, und darum hat auch sie die Richterkraft Shakespeare's und die Erlösermacht der Musik, und wird im Widerspruch zum Wirklichen nicht zum Schein, sondern Jenes wird diess vor ihr, für Jeden, der die Wahrheit erkannt hat.

Ich habe diess Alles nur sehr flüchtig skizziren können, es sind unfertige Gedanken, welche Sie aber, wie ich denke, verstehen werden. Könnten Sie sich entschliessen aus solchem Verständnisse, nun ganz vollständig, das Thema vom „Richter Shakespeare" als nächstes Kapitel unserer Kritik der Renaissance für uns zu behandeln? Es würde damit auch einer oft geäusserten Ansicht des Meisters über die Bedeutung Shakespeare's ein wirksamer Ausdruck gegeben. Mit der letzten Hinweisung auf die Revolution aber würde auch wieder der Weg zur Renaissance der Wissenschaft eingeschlagen sein, insofern diese, wiederum auf der historischen Irre, durch Aufklärung bis zum Materialismus führen konnte, und so den Freiheitstrieb der menschlichen Seele durch die Revolutionen bis zum Nihilismus sich entwickeln liess. Und damit sind dann die zu „aufgeklärten Wissenden" gewordenen „reinen Thoren" wiederum zur *bestia triomfante* Ihres Bruno zurückgesunken, die kein Mitleid kennt."

War ich in meinem Briefe von dem besonderen Thema in das eigentliche schöpferische Gebiet all unserer weiteren, gemeinsamen Arbeit gelangt, so führt uns nun Stein's umgehend erfolgte Antwort wieder auf jenes Thema selbst zurück.

2.

Halle. 28. 12. 80.

„Um mit einem vollen, freudigen Ja auf Ihren Vorschlag einer neuen Arbeit sogleich einzugehen, dazu habe ich, auch schon bei einem ersten Durchlesen, die tiefe Verwandtschaft meiner Anschauung über Kultur- und Kunst-Bedeutung Shakespeare's mit dem von Ihnen angedeuteten Ideengange hinreichend erkannt. Noch kürzlich in Bayreuth zauberte mir Ein Wort des Meisters über den all dieser Renaissance völlig abgewandten, diese sonderlich tief durchschauernden und ihre Wirrniss abspiegelnden Einzigen den gesammten, Shakespeare in Lehre und Person vor Augen. Um so tiefschmerzlicher musste ich es empfinden, dass mir sein abermaliges Eingehen auf Shakespeare-Lektüre noch am letzten Tage für ein längeres Verweilen verhiessen ward, welches augenblicklich nicht in meiner Macht stand; steht es wieder in meiner Macht, dann wäre diess eine schöne, nun, durch Ihren Vorschlag, auch direkt für den Fortschritt meiner Arbeiten

belangreichste Hoffnung: denn nur im Munde des Meisters hat sich mir der vorher bloss gekannte Dichter erschlossen. So lassen Sie mich denn mit Bedacht an diese weitausschauende, schöne Arbeit gehen! — Der lebensgleiche Improvisationscharakter der Stücke Shakespeare's, — die historische Bedeutung der Römerstücke, — Shylock und Othello, — der schwermüthige Jacques und Hamlet's „die Welt ist ein Gefängniss", — auch das hochpolitische Loos der beiden Liebenden von Verona, dergleichen streitet sich nun, auf den ersten Anblick, in mir um die besondere Aufmerksamkeit. Welche Freude wird mir, schon durch die Erinnerung an Bayreuth, eine solche Arbeit sein!" —

Ehe wir das Jahr 1880 verlassen, um in das eigentliche grosse Arbeitsjahr unseres Freundes einzutreten, sei es mir gestattet, hier noch ein kurzes Brieffragment mitzutheilen, das sich auf eine Weihnachtsgabe bezieht, wodurch dem eifrigen Leser des Bruno die Werke eines andern grossen Italiäners der Spät-Renaissance und „Reformatoren der Wissenschaft", des Galilei, zu Theile wurden. Diese Zeilen enthalten für mein Gefühl ein rechtes Lebens- und Arbeits-Motto aller Derer, die mit uns sich in dem Dienste für eine grosse Sache gänzlich der Gefolgschaft grosser Männer weihen. Und dafür Zeugniss abzulegen, war ja insbesondere Stein's Aufgabe in der nächstfolgenden Zeit. —

3.

Halle. 26. 12. 80.

„— — — Ich freue mich sehr die Werke dieses grossen Mannes zu besitzen, der zu jenen Besten gehört hat, welche für ihr sicheres Wissen, ihre feste Ueberzeugung, Verfolgung und bittere Qualen erduldet haben. Man sollte es gar nicht glauben, dass für so einfache, richtige und wichtige Sätze, als sie hier der feurige Verfasser dieser dreizehn weissen Bände ausgesprochen hat, für echte und gute Wahrheiten ihm von Menschen Uebles gethan worden ist — es ist ein so grosses Unglück für manche, für viele Menschen, dass ihnen das einfach Wahre so fern liegt, dass sie sogar nichts mit einfachen, wahrhaftigen Menschen zu thun haben wollen — was macht es auch! Wir lernen und sagen das Gute, das Richtige, wie jene Männer, an denen wir so treulich hängen, dass wir sie immer wieder eifrig lesen, und noch im Grabe lieben und verehren. — —"

Mit dieser Gesinnung im Gemüthe tritt der rastlos Lernende in das entscheidende Jahr seiner Habilitirung ein und schreibt darüber im ersten Briefe:

4.

Halle. 3. 1. 81.

„Arbeitsam", übrigens in mehr absonderlicher, als sonderlicher Stimmung wird das neue Jahr hier in meiner festbestimmten Einsamkeit von mir begonnen. Man scheint mir belehrende Erfahrungen gelegentlich meiner

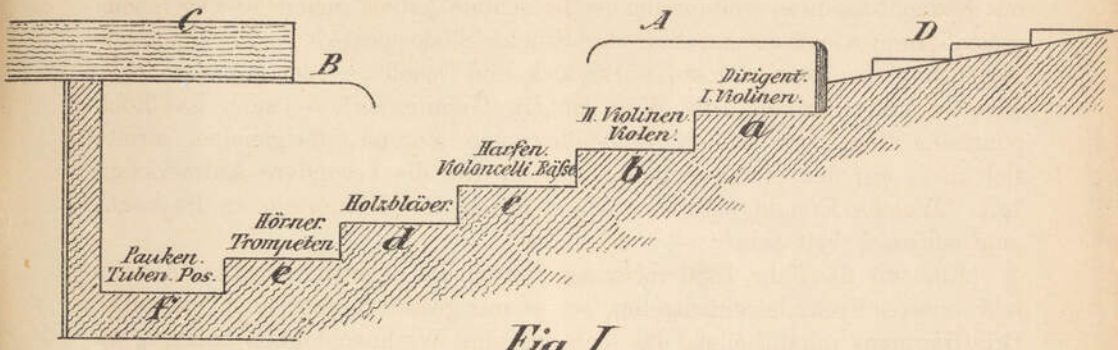


Fig. I.

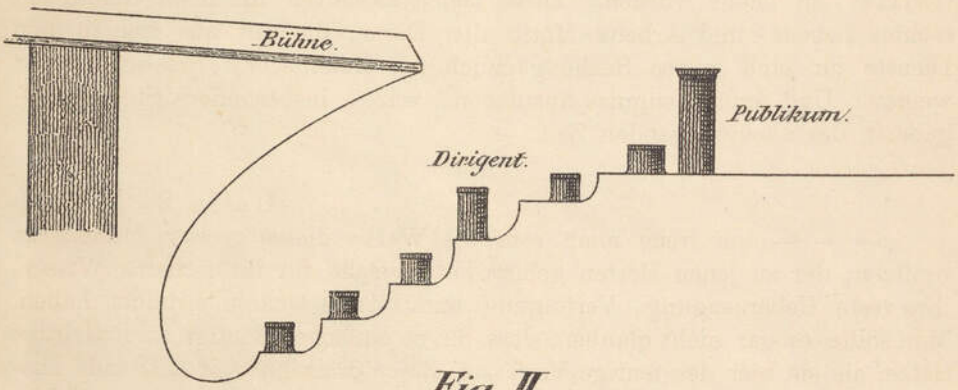


Fig. II.

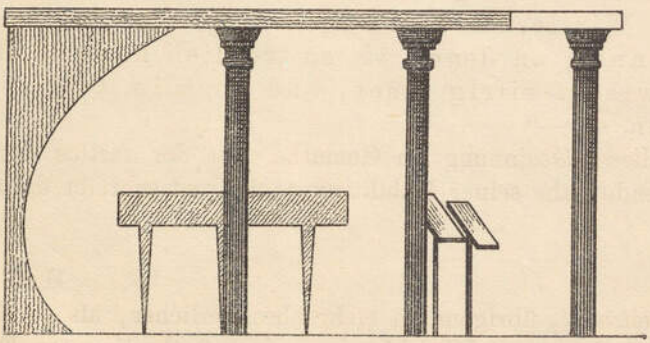


Fig. III.

Habilitation nicht ersparen zu wollen, obgleich ich es ja für Pflicht gehalten habe, dergleichen meinerseits nicht zu provoziren. Ein jüdischer Professor bekennt sich öffentlich als gegen mich agitirend, der ich ein Schüler Wagner's und Dühring's sei; und ach: die Welt muthet mich so hässlich an, als erwachte ich aus einem Traume: ein bitteres, immer wiederholtes Erwachen, denn ein „sonderbarer Hang zur Schwärmerei" entrückt einen immer wieder, unvermerkt. Doch bleibt „gleichgiltiges Ertragen des Nichtigen" stäts ein noch viel kräftigeres Trostwort. — Den Vormittag bringe ich mit meinem Giordano Bruno zu, den Abend mit Wanderjahren, Buddhismus und Gedanken an Shakespeare, an der Hand der „Gesammelten Schriften." —

Dann reiht sich sogleich das Folgende an, worin wir eine Hindeutung finden auf des Meisters inzwischen in den „Blättern" erschienenen Aufsatz „Was nützt diese Erkenntniss" (III, 336) und auf das immer ernstlicher sich hervordrängende grosse Thema der „Wanderjahre" (IV, 217). Mit welchen resignirenden Empfindungen, aber auch mit welchem sicheren Schatz der Kenntniss und Erkenntniss begann dieser Jüngling seine Mannes-Arbeit in der Welt! —

5.

Halle. 11. 1. 81.

„Wohl suche ich sie auszuüben, die grosse Tugend der Geduld, so sehr, dass ich auch recht gut einsehe, wie ich den Trost „ich arbeite" kein volles Recht zu gebrauchen habe: ich warte nur und beschäftige mich. Vielbeschäftigt bin ich denn; ich wünsche ernstlich, nun denn auch einzudringen in den Hörsaal, und gebe mir also redliche Mühe mit meinem Bruno, ferner mit Kant's Ethik (aufmerksam gemacht durch den an so entscheidender Stelle stehenden Zusatz zu Schopenhauer: „den Ausführer Kant's, den weitherzigen" — was denn wohl genau den Gegensatz und die Verwandtschaft ihrer moralischen, endgiltigen Weltanschauung bezeichnet), auch mit Rousseau's Erstlingsschrift, wohl dem ersten lauten, entscheidenden Wort gegen die Renaissance, völlig in dem Sinne, wie wir uns jetzt mit einer gleichen, freilich anders begründeten Auflehnung gegen das humanistische Pseudo-Ideal vertraut machen und dauernd einlassen." — — „Eine andere, grosse Aufgabe, zu deren Ausführung die geziemende Form ganz gewiss in einer ungemeinen Bescheidenheit aller Thesen und Ausdrücke bestehen muss: die Wanderjahre — ach, die sind schon fast wieder ein zu wehmüthiges Thema: wie Goethe so unendlich viel zu sagen, zu testiren hatte, und es doch nicht anders hat vorbringen mögen, als sähe er den Erfolg vollkommenen Nichtverstehens und Nichtbefolgens bei Zeitgenossen und Epigonen voraus; denn steht es nicht so um Alles, was da vom Handwerk an, bis zu Kunst und Religion, wozwischen Sprachen und Chirurgie auch nicht vergessen sind, über Erziehung eindringlichst, bilderreich an's Herz gelegt wird? — — —"

In seinem nächsten Briefe tritt uns ein bedeutender Begriff zum ersten Male entgegen, die *„Mythologie der Zukunft.“* Ein Klang aus den Bayreuther Gesprächen der letzten Zeit! Wie soll wiedererwachender religiöser Geist sich symbolisch ausdrücken? Wie käme er jemals aus, in dieser sinnlichen Welt, ohne die Sprache der Symbolik? Es handelt sich nicht etwa nur um die religiösen Formen seines Ausdrucks, welche ja schon in der evangelischen Geschichte des Heilandes mit höchster Schlichtheit, Klarheit und Bedeutsamkeit enthalten, und vom Meister in „Religion und Kunst“ unserem Gemüthe wieder zu Eigen gegeben worden sind. Der religiöse Geist, wie er Menschen nach der Art Stein's ganz durchdringt, so sollte er auch das Leben des Volkes völlig durchdringen und dessen Gesammt-Ausdrucke die Formen eines gemeinsamen Gemüths-Verständnisses geben. Nicht reine Wissenschaft giebt uns diese Formen; nicht aus ihren thatsächlichen oder angezweifelten Ergebnissen hat der Volksgeist die ihm stäts nöthige Symbolik — die konzentrirt verständlichen Typen seiner ganzen Weltanschauung — zu gewinnen. Was ist deutsch? Darüber z. B. sagt uns mehr als alle ethnologische, völkerpsychologische, kulturhistorische, wissenschaftliche Untersuchung und Forschung: die Sprache der Kunst, vom einfachsten Mythos der Urzeit bis zum Kunstwerk der Zukunft. Das Eine deutet uns den Andern, und nun ist er uns wieder eigener Ausdruck der Weltanschauung deutschen Geistes geworden. Wotan — Parsifal, nur diese Beiden will ich nennen; dem künstlerisch erweckten deutschen Geiste sagen sie in ihrer lebendigen Symbolik alles, wessen er bedarf, um die Grundbegriffe seiner Kultur, Deutschthum und Christenthum, sich jederzeit wie in einer idealen Sprache allverständlich zu vergegenwärtigen. Oder: was sagt uns Bayreuthern nicht dieser Gegensatz: Wälsungen und Nibelungen. Haben wir an ihnen nicht das Symbol des grossen Zwiespalts und Kampfspiels unserer Zivilisation, der ein Racen-Kampf ist aus Samen der Urzeit? Wer in diesen Gebieten zu Hause, wem diese Sprache natürlich geworden ist, der besitzt bereits die Grundlagen zu dem, was der Meister die „Mythologie der Zukunft“ nannte. Wir haben neuerdings versucht, dem hier Angedeuteten im Sinne jener ersten tiefen Anregungen, die uns einst so innig bedeutend an's Herz gelegt worden, einen reicheren Ausdruck zu geben in den *„Urgermanischen Spuren“*, in den *„deutschen Monatsgöttern“* und *„christlichen Monatsaposteln.“* Nur das völlige Unverständniss für das Bayreuther Kulturwerk und die gänzliche Unbelehrtheit durch des Meisters Worte und Werke kann hierin nichts sehen als etwa alterthümliche Spielereien. Es wird darin vielmehr einem sehr ernstlichen Bedürfnisse, von welchem insbesondere unser „gebildetes“ Volk heute noch keine Ahnung hat, nach der Voraussicht des Meisters, für die Zukunft eine edele Befriedigung andeutend vorbereitet. Nicht, dass wir selbst die „Formen“ schaffen wollten, die nur äusserlich zu acceptiren — „auswendig zu lernen“ — wären! Es gilt vielmehr nur erst die Fähigkeit

des deutschen Geistes zur eigenen Symbolik wieder auf sich selbst sich besinnen zu lassen und auf den Reichthum des Stoffes aufmerksam zu machen, welcher uns durch den Meister für die Gestaltungen einer „Mythologie der Zukunft" — nicht im religiösen Sonder-Sinne — wieder in die Hand gegeben worden ist. Stein suchte noch sehnsüchtig danach und dankte so innig bis zuletzt für jeden Lichtstrahl, dem man ihm auf ein vergessenes Gut aus der Symbolik des deutschen Geistes lenken konnte. Hier sehen wir ihn bis in den fernen Buddhismus schweifen, und zwar offenbar angeregt durch den Wandertrieb der Goethe'schen Arbeiter: „dass wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so gross." Er aber, im Sinne seines Meisters („Religion und Kunst") die Möglichkeit des „Zerstreuens" ernstlich in's Auge fassend, sucht doch an jedem Punkte der grossen Zerstreuung nur wieder ernsteste Sammlung: Gestaltung.

Wie fand er die dort im weichen Inder-Traum- und Denkerlande? Nein, wir müssen uns ganz klar darüber werden, was Stein selbst in seinem Briefe ahnungsvoll andeutet: dem an eigener vaterländischer Un-Kultur tief Verstimmten lockt in der gereinigten Fernwirkung des Buddhismus nur eben das Edelste seines deutschen Heimathlandes, enthoben dem Wirrsal der vielen unedelen Elemente, welche in der Wirklichkeit um ihn her jenes Edelste nicht zur freien Wirksamkeit gelangen lassen. So haben wir in der That das, was im Buddhismus philosophisch uns anspricht; im eigenen Schopenhauer, — was uns religiös-ethisch anheimelt, am eignen Christenthum, — was uns endlich mystisch, oder gar spiritistisch verführen möchte, an der eigenen Wunderkunst der Musik — und diess nun alles vereinigt zu lebendiger Gestaltung, und keineswegs fremdartig-orientalisch, üppige Zaubergarten-Frucht, sondern urdeutsch — ein frischer Waldknabe Siegfried-Parsifal: im Kunstwerk von Bayreuth! Das ist die unerschöpfliche Quelle einer heimathlichen „Mythologie der Zukunft"; denn diess ist der „bilderreiche" Ausdruck der eigenen Weltanschauung des zum Selbstbewusstsein wiedererweckten, echtbürdig-deutschen Geistes. Hier leben uns die Formen dieser Anschauung für ein gemeinsames Gemüthsverständniss: eine fast kindlich schlichte Sprache, „Urworte" — nicht „orphisch", sondern arisch-germanisch, in deren reinem Geisteselemente eine deutsche Erziehung nach Goethe's Wanderjahre-Ideal ohne Schad' und Bruch und ohne fremde Masken und Allegorien gedeihlich sich gestalten könnte. —

6.

24. 1. 82.

— — — — „In meiner Lektüre hielt ich vergebliche Nachsuchung nach einer nicht absprechend-occidentalischen, nicht gelehrsam-kalten Lehrdarstellung des Buddhismus. Ja, sollte sie vielleicht, an sich, kaum mehr in höherem Grade möglich sein, als sie in der Regeneration innerhalb des Schopenhauer'schen Gedankenkreises bereits vor uns steht? — Mythologie

der Zukunft, ich beginne vielleicht diese Aufgabe erst zu verstehen; alles derartige vom Kunstwerk und seinen Symbolen unmittelbar zu erwarten, auch in der Erziehung, ist vielleicht allerdings zu kühn: doch wäre, mit der erzielten Sicherung eines vollen Verständnisses des Kunstwerkes, durch einen etwaigen mythologischen Unterricht, jedenfalls alles geleistet, und auch die tiefsten religiösen Erbauungen des Erwachsenen könnten sodann in unmittelbare Beziehung zum Kunstwerk gesetzt werden. Sakramentale Weihe der Arbeit hätte hinzuzutreten — auch diess einer der Hauptgedanken des letzten Theils der Wanderjahre — und vieles, vieles Andere, allerherzlichst Nothwendige, von dem wir durchaus himmelweit entfernt sind. —"

„Sacramentale Weihe der Arbeit"! Es ist wieder ein Hauch des Goethe'schen Genius, wie er uns aus den wunderbaren Trümmern des deutschen Kultur-Tempels in den „Wanderjahren" entgegenströmt! „Von diesem Hauch umwittert", schämen wir uns unwillkürlich im Geiste Derer, welche nicht einmal soviel einer „deutschen Erziehung" verdanken konnten, dass sie es als Deutsche zu verstehen und zu achten gewusst hätten, wie die Sehnsucht nach einer solchen „Weihe" der Arbeit dem einsamen Arbeiter selbst, aus dem tiefen Ernste seiner Empfindung für das Grosse und Seltene seiner Aufgabe, auch eine bedeutendere und höhere Sprache in den Mund legen musste, als die des gemeinsamen Alltags, der solche geistige Lebenssorgen gar nicht kennt.

„Lange Ohren — kurz Gesicht!
Das ist euer Weltgericht!"

möchte man bisweilen ausrufen, wenn man immer wieder erfahren muss, wie man unter Deutschen ihn nicht versteht — diesen ringenden Ausdruck unserer grössten und ehrlichsten Kulturkämpfer, die sich die Sprache zum Ausdrucke ihrer idealen Zukunfts-Welt erst neu schaffen mussten, und die sie — diese Sprache — doch eigentlich nur wieder erst im vollendeten, musikalischen Kunstwerke der Zukunft finden könnten: — Diesen rührend-gewaltigen Ausdruck des deutschen Geistes vom „zweiten Faust" an, durch die sämmtlichen Schriften des Meisters hindurch, bis in den Rede-Ton eines echtesten Schülers wie Stein — den so edel verrätherischen Ton seines Ernstes, seiner Arbeitsweihe — ihn hat man kurzweg — und von geistreicher Seite — für „schwülstig" — „unerträglich" — „unverständlich" — „ermüdend" — ja, das Deutscheste, was wir haben, für „barock" erklärt! Alles wird als ein fertiges, glattes Objekt kritischer Bequemlichkeit, nie als theilnahmvoll verstandenes Wollen und Werden, Leben und Leiden, wirkliche Menschensprache begriffen! Versteht doch erst das Leiden der Lehrenden in Eurer engen Mitte — begreift, was ihre ungeheure Aufgabe sei — begreift es endlich am Kunstwerke, wenn ihr es ehrlich vergleicht mit eurer eigenen Zivilisation: und dann beurtheilt die „Sprache" solcher Arbeiter und lest erst einmal Stein's Schriften, deren Sprache Euch bisher

davon bequemlich abgeschreckt hatte. Ja, lest doch nur erst die eigenen Schriften des Meisters und preist den Himmel ehrlich, dass sie durch eine „Volksausgabe“ nun auch Allen zugänglich sind! Hier lernt ihr, was „Bayreuther Arbeit“ heisst! Solche Arbeiten sind nicht nach dem „Alten“ und „Modernen“ zu bemessen; sie sind der Ausdruck eines Neuen: das sagt uns so schön gleich der nächste Brief, welcher noch einmal die drei Themata — Mythologie der Zukunft — Schopenhauer — deutsche Erziehung — zusammen fasst.

7.

Halle. 3. 2. 81.

„Tapfer genug bin ich denn nun auch an der Arbeit über Shakespeare, und etwa mit der ersten Hälfte bereits zu Stande. In der Schule des Meisters ist in meiner Denkweise gerade der historische Gesichtspunkt so völlig verwandelt worden, d. h. umgewandt für alle Wirklichkeiten, und abgethan in Betreff der Wahrheit. In Kunst und Welt scheint mir alles bereits einmal Abgefertigte so inhaltsreich und neu seitdem, dass ich jedesmal erstaune, wenn ich Spuren des Richtigen in meinen früheren Arbeiten antreffe. Ungeahnt nun, im Besonderen, diese beiden Belehrungen: über das allmächtige Recht unserer Empfindung für die Thiere — und die ewige Bedeutung der Sage, des Symbols. Grade neben Schopenhauer gestellt, erscheint der ganze Reichthum dieser beiden Belehrungen. Sie nämlich geben jenen beiden, von dem Philosophen seiner Deutung der Welt zu Grunde gelegten, an sich problematischen Wundern: das Aesthetische und das Ethische — eine Welt von Inhalt. Der Schöpfer derselben scheint sich freilich um eben so viele Welten von dieser unserer Welt zu entfernen, und welche Erziehung thut uns und dieser Welt Noth, bis sie solcher Wahrheit ins Auge schauen kann! Dann freilich, dann, wenn wir, ein ganzes Volk, den Ring und Parsifal hörten — und verstünden, ergäbe sich alles Uebrige, Schöne und Gute, aus der darin sich kundgebenden Natur eines solchen Volkes von selbst. — Hier ersah ich also zum ersten Male eine Gewissheit und Wirklichkeit, während ich bisher berechtigte Fragen und Aufgaben bereits für eine solche gehalten hatte.“

Wenn ich mich nun nicht scheue, warme Worte der Anerkennung für den Werth unserer „Blätter“ hier folgen zu lassen, so glaube ich doch entschuldigt zu sein, da es nichts Anderem dienen soll, als der lebendigen Charakterisirung des Bayreuther Geistes, des Verständnisses eines echten Bayreuthers für die Bayreuther Arbeit. So liefert solch ein kurzes Wort über ein Stück unserer „Blätter“ gleich das beste einzelne Beispiel für die in diesen Briefen sich aussprechende allgemeine geistige Auffassung unserer Aufgabe. Auch sollen unsere Blätter ihre Ehre darin setzen, es nicht unwerth zu sein derart gelobt zu werden: d. h. von einem Solchen gelobt, der mit ihnen gelebt hat. Anderen Lobes bedürfen sie freilich nicht. —

Das erste Stück 1881 hatte Stein's Referat über Gobineau's *„Renaissance“* enthalten, zugleich Plüddemann's willkommenen Zuschuss zu meiner „Sprachverrottung“, welcher die „Sprech-Verrottung“ treffend zur Strecke brachte. Darauf schrieb mir Stein:

8.

10. 2. 81.

— — — „Wohl darf es mich stolz machen, mich in dieser ersten Nummer zu finden, die mich in jeder Zeile so wohlthuend anmuthet, als ein Allereigenstes, innerlich festes, hoffnungsvoll Gewisses. Eine Nummer Bayreuther Blätter macht mich sofort alle Ansprüche eines fremden Aussen vergessen, und weckt dafür hundert Aufgaben auf, welche mir innerlich lieb geworden, seit ich denken kann. So finde ich z. B. die lebhaften, programm-artigen Aeusserungen Plüddemann's gerade für ein erstes Stück sehr glücklich; wie viel kann sich daran anknüpfen, im Auffassen und Hervorbringen!“ —

Ja, wenn nur gleich die aufmerksamen und fähigen Mitarbeiter sich gefunden hätten, an unsere Anregungen, wie sie jedes Stück mit sich brachte, weiter anzuknüpfen, um mit uns ursprünglich Wenigen das Gesammtwerk an seinen verschiedenen Seiten fest und völlig auszubauen! Schliesslich blieb doch Alles wieder uns überlassen; und da war es nun Stein, der immer wieder auf das Herrlichste sein in Bayreuth erworbenes Gut in edelster Ausmünzung darein gab, das Defizit deutschen Geistes für unser inneres Bayreuth zu decken! Noch im selben Februar schickte er seinen *„Shakespeare“*, worauf ich ihm an seinen Geburtstage, dem 12., u. a. Folgendes schrieb:

„Ihre neue Arbeit hat mich darin bestärkt, dass Sie uns eine ganz ausserordentliche Stütze sein werden bei der schwierigsten Arbeit der Ausführung von „Religion und Kunst“. Ich freue mich sehr der gemeinsamen Thätigkeit; es ist ein so schöner, tiefer Grund gelegt, und bei der Ausführung Ihres „Shakespeare“ sind auch wieder so bedeutende Ansätze zu weiteren Betrachtungen an das Licht getreten! Der Meister liest jetzt Ihr Manuskript; seinem grossen Welt-Blicke wird Manches darin nur erst wie eine Skizze erscheinen, welche ein Zeichner, der ihn vorzüglich verstanden, entworfen hat. Ich selbst — wenn ich das erwähnen darf — vermisste den *Hamlet*, und zwar um so mehr, als gerade über diesen jüngst in Wahnfried so wundervoll gesprochen worden war. Allerdings bemerke ich nun, dass es kaum schriftlich wieder zu geben ist: man muss es gehört haben, und wie dort: im Anschlusse an die Vorlesung des ersten Aktes. Nur in wenige Worte gefasst war des Meisters Meinung: Hamlet sei eigentlich die Krone der Renaissance; hier sei der grosse, vernichtende Blick des modernen Menschen in die Furchtbarkeit der Geschichte geworfen worden, der Blick, den unsere „Kultur“ zu verhüllen bestrebt ist, den aber Hamlet sich nicht verhehlen konnte. Die „Welt“ in ihrer ganzen Schaalheit und Falschheit ist durchschaut — was hilft es noch zu handeln — es ist ja doch alles Verderbniss — und schliesslich entscheidet die rohe Gewalt. Aus solcher Zeit konnten keine wahren Helden mehr hervorgehen. Das Einzige, was man als heldenmüthig noch

erwarten darf, ist der muthige Soldat. So zeigte sich's im 30jährigen Kriege, und seitdem in der ganzen modernen Geschichte. Das Edle hat den Hamletsblick gethan, und die Helden scheinen ausgestorben. Für den wahrhaftigen Geist, das fühlende Herz ist der Rest — Schweigen. Der junge Fortinbras mit dem „starken Arm" ergreift unter Trommeln und Trompeten die Herrschaft und wird der Held des Tages. Was aber Hamlet erkannt, das handelt — Macbeth. Sie ergänzen sich, wie Subjekt und Objekt, zum Bilde der Welt." —

Mehr als ein Monat war inzwischen vergangen, als uns der Freund in seinen nächsten Briefen einen Blick thun liess hinter den Vorhang vor jenem Tempel der Wissenschaft, den zu betreten er nun einmal muthvoll entschlossen war. Wir erfahren, als ein völliges dreidimensionales Lebensbild: ein symptomatisches Erlebniss, eine bedeutsame Wirkung auf das Individuum, und zum Schlusse ein entschiedenes Zurückgreifen nach der Bayreuther Arbeit. Das Erlebniss der Disputation mussten wir freilich hier der „Lebendigkeit" berauben, um das Allzupersönliche zu vermeiden. Die Habilitationsschrift, womit Stein vor seine philosophischen Richter trat, war sein *„Wahn eines Helden"*, jene gedankenschwere Arbeit über Giordano Bruno. Wie wird ihm doch dieser „Philosoph" — entrückt der kopfschüttelnden Gesellschaft der Fakultät — alsbald so ganz wieder persönlicher Gemüthsbesitz, tröstlicher Theil seines Lebens, — und diess deshalb, weil er auch hier gelernt das Persönliche „Bayreuthisch" zu erfassen: als ein Symbol des grossen Lebens und Leidens, das dem Edeln in der Welt beschieden ist! Und so begiebt er sich, aus einer kurzen Erholung in der ersten Frühlingsnatur Thüringens, im Geiste wieder heim nach Bayreuth und schreibt mir den schönen Brief über unsere „Blätter", worin er den Begriff des Ideales als einer Triebkraft bereits andeutet, und damit eine Gedankenentwickelung für unsere gemeinsame Arbeit vorbereitet, der ich erst nach 6 Jahren, kurz bevor er uns verlassen musste, eine zusammenfassende Form zu geben wagte: *„Was ist Idealismus?"* — Dasjenige Stück der „Blätter", an welches er in seinem Briefe anknüpft, war aber die reichhaltige Doppelnummer vom Februar-März 81, welche das *„Erkenne dich selbst"* brachte und in dessen buntem, aber unter sich wohl verwandtem Gefolge: die *„regeneratorische Idee"* von Springer, den *„Unwerth der Vivisektionen"* von Nagel, die *„Philosophie des Militarismus"* von C. Frantz, das *„offene Schreiben an Herrn von Hülsen"* und endlich auch noch den vom Meister unterzeichneten *„Aufruf für Transvaal"*. Ueber dem Allen schwebte für Stein der sonntäglich freie Geist der „Wanderjahre"; — seine Professoren hätten ihn wohl schwerlich bemerkt und erkannt — nach seiner Freitags-Erfahrung! —

9.

Völkershausen. 21. 3. 81.

„Freitag war eine Erfahrung für mich; keine von den frohen und leichten, so glücklich meine eigene Leistung auch von Statten ging, glücklich über alles Erwarten, sodass einer meiner wenigen Gönner versichert, ich

habe dadurch meinen Gegnern die Waffen genommen, und einer dieser Gegner: der Bescheid wäre ohne dieses Colloquium weit schlimmer ausgefallen. Ich hatte an dieser Stelle möglichst dem dort beabsichtigten Lärm der Juden-Frage auszuweichen, was mir, zum Vergnügen der Wohlgesinnten, heiter, fast scherzend gelang. — — — — — Der schliessliche Bescheid war: Zugelassen, jedoch muss die Arbeit zum Druck nochmals umgestaltet werden. — Ich halte es für gut und Pflicht, nun auch die vierte Gestalt, die kläglichste, meiner Arbeit zu geben, sodass „der Wahn des Helden" nicht eigentlich mehr darin abgehandelt wird. Weist man auch diese Umarbeitung ab, so reiche ich, aber erst im Sommer, eine neue Arbeit ein. Beliebt man auch diese nicht, dann bin ich frei; nicht eher, wie ich glaube. — Meine Erfahrung bestand, wenn ich es schon heute recht ausdrücken kann, in einer doch so völlig neuen Enttäuschung über die Unmöglichkeit einer menschlichen Theilnahme der Berufenen für das Beste ihres Berufes, der „Philosophen" für Philosophie . . . . aber ich kann es nur schlecht ausdrücken, was auch wohl nur für mich neu war, schmerzlich neu. — Ein unglaublicher Zorn richtete sich gegen die Stellen, in denen ich meiner Stellung zum Meister nachdrucksvoll gedacht hatte, um aufrichtig meinen Examinatoren gegenüber zu sein; denn freilich kann ich in einer akademisch-wissenschaftlichen Erwägnng der Lehre Bruno's davon absehen; ich werde auch vielleicht in der neuen Arbeit rückhaltlos alles thun, was mir mein Gewissen gestattet, und meine feste Absicht, den gewonnenen Boden nicht wieder zu verlieren, gebietet; also gänzlich nüchtern zu Werke gehen und eine schlechte Arbeit liefern, welche die Wohlgesinnten meinen Peinigern verzeihen mögen!" —

10.

24. 3.

„Wenn ich sehe, wie tödtlich hart mir so ein einziges rauhes Anfassen einer sogenannten „wirklichen Welt" ankommt, so könnte es fast scheinen, als sei ich für „Welt" und „Wirklichkeit" durch das wunderbarste Geschick verloren, nicht vorhanden; aber rechtfertigte ich nicht noch eben vor mir selber Giordano Bruno wegen seiner thörichten Anläufe auf die Fakultäten damit, dass ihm freilich alle verkehrten Thätigkeitsformen erspart geblieben wären, wenn sein Trieb zur ersten Wirksamkeit unthätiger hätte sein wollen? Empfände ich so ein Unheil schwächer, so erschiene ich stärker, gewiss; und dass ich einmal der Stärkere bleibe, ist zwar ein guter Wunsch, aber eine trügerische Hoffnung: so bleibt mir dann immer nur das Empfinden selbst zum Troste, und in ihm einzig die Empfindung befreundeter Theilnahme zum wahren, erstarkenden Trost. Und so lese ich denn jetzt, nach manchen anderen Betonungen, das „Es ist nun einmal so, wie möcht' es anders sein" in einem fast kräftigen Tone." —

11.

Völkershausen. 5. 4. 81.

Nach mancherlei aufgezwungenen Arbeiten sehne ich mich, werde ich mich immer sehnen, zu dem zurückzukehren, was ich gerne als meine Thätigkeit im eigentlichsten Sinne betrachten möchte, der Theilnahme an den Blättern. Ermunternd, anspornend genug gemahnt diese letzte Nummer, mit ihrem überreichen Inhalt, ihrer grossen Schärfe und Entschiedenheit: Vivisektion ist unzweifelhaft zu einem entscheidenden Kampfworte geworden, und wird für Viele ersichtlich der Weckruf sein zu einer Betheiligung an dem positiveren Aufbau der Bayreuther Ideen. Das „Draussen" wendet dazwischen stäts ein: was wollt ihr ausrichten? wie denkt ihr — so auch Wohlwollende — einen Einfluss der metaphysischen Kunst, der Musik auf die uns umfangende Physik der praktischen Wirklichkeit? Sind Ideale mehr als Träume, sind es auch Triebe? Darauf, meine ich, sind unter vielen auch die „Wanderjahre" eine gute Antwort. Goethe greift in seine Zettelkästen, dort und hier — eine absonderliche Nicht-Komposition; aber von dort und hier fällt ihm immer wieder das eine Thema zu: wie hättest du dir eine Welt zu denken, von welcher du beruhigt Abschied nähmest? Idealer Drang genug, wie in dem Dichter des Faust; aber sorglichst beherrscht, fern von der mindesten phantastischen Regung: sollten auf diesem Wege wirlich nur Utopien zu gewinnen sein? Das Wort „Ideal" ist schon an sich ein Ausdruck einer Entzweiung des Geistigen und Natürlichen; in der Kunst kennt es Shakespeare noch nicht, der Musiker nicht mehr. Eine Durchgeistigung des einfach Natürlichen: diess ist die besondere Form, welche die Lehre vom Ideal in den W. annimmt. Erziehung, und Arbeit sind die grossen Probleme, welche hier ein künstlicher Geist sich anzugleichen versucht: die Resultate, produktiver Collektivismus (Föderalismus) als Form der Zukunft (Erziehungs-Provinz und Auswanderung), stäts künstlerisch gesehen, auch künstlerisch begleitet (vgl. Staat und Religion hierzu) — die Religion der Verehrung und des Mitleids als erziehend zur künstlerischen Besonnenheit im Thun. — Zu einer schönen Wanderung schicke ich mich eben an und pilgere nach Bauerbach, wo Ihre Familie Schiller beherbergt hat."

In dem *„offenen Schreiben an Hrn. v. Hülsen"* hatte zum Schlusse der Satz gestanden: „Das Thier steht gewiss in seiner schweigsamen, wahrhaftigen Vollendung dem Genie näher, als der gewöhnliche Mensch; dieser bedient sich der Sprache zur Verstellung seiner Bosheit, oder zur Blosslegung seiner Einfältigkeit, das Genie aber gebraucht sie als unmittelbare Kundgebung von tiefen Gedanken und wahren Empfindungen: in Bezug auf letztere ist sie ihm, was dem Thiere der Blick oder die Bewegung". Dem aus der freien Natur in die Enge der wissenschaftlichen Gesellschaft heimkehrenden Freunde ward dieser Gedanke, bildlich erfasst, zum Symbol für

eine Kultur der Zukunft, in welcher die Geberde — die Lebensäusserung der Gesammtheit — nichts anderes sein würde als die über die Gesellschaft ausgedehnte, gemeinsame reinmenschliche und ewignatürliche Eigenart des Genie's und des Thieres; und diese Kultur würde im reinsten Sinne die Schiller'sche einzige „ästhetische Religion" des wahren Christenthums zum beseelenden Ideale haben. Wie sich nun hier ein Aufblick des Natürlichen zum höchsten Geistigen — schon im Blicke des Thieres, bis zur Weltschau des Genie's — andeutet: so fand der mit solchen ernsten Kulturgedanken beschäftigte religiöse Sinn des Einsamen, nicht ohne Einfluss seines fortgesetzten schriftlichen Verkehres mit dem Geiste des Meisters, auch hierfür ein göttlich reines Symbol: in dem Vorbilde des Heilandes unserer Evangelien. Er verlor sich nicht in die unbestimmten Nebel am Horizonte unseres geschichtlichen Gesichtskreises, er malte sich kein phantastisches Zukunftsbid, sondern er kehrte an die Quelle zurück, welche uns immer noch lauter quillt, und las im Marcus die „Verklärung Christi", im Johannes aber die bedeutsamere Gemüthsbewegung des verklärenden Verklärten: „Und Jesus hob seine Augen auf gen Himmel und sprach: Vater, die Stunde ist hier, dass du deinen Sohn verklärest, auf dass dich dein Sohn auch verkläre." Die Bayreuther Beachtung dieses evangelischen Momentes hat mich veranlasst, ihn auch in den christlichen Monatsheiligen zu verwerthen.

12.

Halle. 19. 4. 81.

„Wie oft hat man es zu erfahren, habe ich es an mir erfahren, dass auch den Gutes Wollenden das stäte Müssen, die „Religion", noch gar sehr mangelt. Ist das Christenthum die einzige ästhetische Religion, so müsste es sicherlich auch im Verkehr die „freie Neigung" zum herrschenden Elemente zu machen geeignet sein: wie werthvoll, wie wichtig wäre diess, und ein grosses Stück der Kultur der Zukunft hätte gewisslich in einem solchen Kultus zu bestehen, Pflege alles Gegenseitigen, Verehrung des Ungemeinen. Wie freute ich mich über den ernsten Schluss des „offenen Briefes" in diesem Sinne; wie muss uns gerade hierfür auch „Bayreuth" Halt und Beispiel bleiben!" —

— — — „Immer wieder kehre ich zu der Verklärung Jesu zurück; solche Spuren wirklicher Jesu-Geschichte in den Evangelien wachen mir häufig zu wundervollster Lebendigkeit wieder auf, sind mir dann das Liebste, was ich erdenken kann. Wie werden die Geschichten auf das Gemüth des Knaben wirken, wenn sie ihm, ohne Truggebilde und in entscheidenden Augenblicken, vorgeführt werden! Vielleicht sind es wirklich nur wenige Spuren, aber doch wirkliche Spuren, welche Missverständnisse und Phantasmen auch in diesem Berichte einer unsäglichen wundervollen Begebenheit! Vielleicht ist nicht nur die Stelle Marcus 9, sondern auch Johannes 17 auf einen solchen einzigen, alle Zeitlichkeit des Leidens in einem siegreichen

Nicht-Wann aufhebenden Augenblick zu beziehen; ja, der an letzter Stelle bezeichnete Moment ist der Bedeutsamste für eine Verklärung; wie der Aufblick des Parsifal vor der Vollendung des heiligen Werkes: „Du weinest — sieh, es lacht die Aue!“ —“

Der letzte Uebergang auf das Kunstwerk verknüpft diese Briefstelle mit der Folgenden, welche sich auf einen Besuch bei dem Meister in Berlin zu der ersten „Ring“-Aufführung im Victoria-Theater bezieht.

13.

Halle. 16. 5. 81.

„Mein Kopf ist noch beständig voller Melodien und Bilder des „Rings“. In der Edda habe ich den Spuren der Fabel-Fügung nachgeforscht, mit immer wachsendem Bewundern und Erstaunen. Es ist schliesslich einfach und geradezu, als ob der „Ring“ eine den Edda-Dichtern nicht mehr zugänglich gewesene Urschrift sei, deren theilweises Verständniss man demnach in ihren Liedern nur hie und da verspürte: so sehr scheint im Drama alles zu seiner Ureinheit zurückgeführt und neu geschaffen und belebt. Wie sehr die Sprache der Musik mich, den „Unmusikalischen“, verständlich dünkte, wüsste ich nicht besser auszudrücken, als indem ich an eine der gelegentlichen Aeusserungen des Meisters erinnerte; er sagte bei einer Orchester-Stelle der Götterdämmerung: das sei so interessant. Dieses gab mir, in dem selben Augenblicke, Klarheit über das, was ich gerade empfand: also das Charakteristische, Interessante, unmittelbar Verständliche, das spricht hier, und einzig hier, in der erhabensten Kunstform zu uns, welcher man sonst nur das Erhabene, gleichsam Superlativische zuzutrauen geneigt war. Diess ist eine Folge des Prinzips der „Motive“, welche mir für die allgemeine menschliche Wirkung des Kunstwerkes nicht gleichgiltig erscheint.“ —

Als dann das Mai-Juni-Stück der „Blätter“ den grossen, prophetischen und — wie wir heut schon zu spüren beginnen — wahrhaft prophetischen Aufsatz des Grafen Gobineau über die *„jetzige Weltlage“* gebracht hatte, drängte es ihn, auch aus diesem Schrecknisse der Historie sich das Bild der „Heiligen“ — der religiösen Zukunftsgemeinde — als mögliche Hoffnung auf das Reinmenschliche wieder zu retten. Damit griff sein sehnsüchtiges Dichtergemüth vorauf in die letzte Zeit seines Sinnens und Schaffens. —

14.

Halle. 4. 6. 81.

„Dass ich ein aufmerksamer Leser der Blätter bin, wissen Sie freilich, auch ohne dass ich es sage; dennoch drängt es mich, es auch einmal zu sagen, in Bezug auf Einzelnes. Wie habe ich mich nicht in den Springer'schen Aufsatz hineinzulesen gehabt; wie sehr begreife ich jetzt seinen Werth und seine Bedeutung. Den Wirklichkeits-Ernst, die historische Wucht eines

durch den Meister von ganz anderen Gesichtspunkten aus gefundenen und als fernste, ideelle Möglichkeit ausgesprochenen Gedankens von Einem erläutert zu sehen, der an seinem Theile und in seiner Art diesem Gedanken bereits sein Leben gewidmet — wie bedeutsam, gerade weil derselbe bisher „draussen" gestanden; und dazu hat man jetzt die grossartigen, wahrhaftigen Perspektiven Gobineau's hinzuzunehmen, hat in Schemanns Calderon die Erinnerung an den einzigen Halt wahrer Helden-Verehrung durch die Jahrhunderte hin, und behält dabei, in den musikalischen Arbeiten, in Porges' Bühnenproben, an denen ich unbegünstigt „unmusikalischer" Mensch mich völlig zum Musiker werden sehe, den Mittelpunkt im Auge."

15.

30. 5. 81. „Von dem ungemeinen, so schön, wenn auch tief besorgt, in die Weite weisenden Aufsatz des Grafen Gobineau bin ich heute so bewegt und beherrscht, dass ich auch wohl gerne noch etwas davon sagen möchte. Freilich las ich ihn erst, nachdem ich lange, lange bei den Einführungs-Worten inne gehalten. Das „Nicht mehr wie sonst" der hl. Franziskus hat wohl für uns Bayreuther Alle die wundersamste, ergreifendste, Bedeutung wiedergewonnen. Wie Goethe sich für sein junges Geschlecht auf den dritten Artikel von der Gemeinde der „Heiligen" berufen durfte, das weist uns wohl vor Allem in das Bereich der unerfüllten Utopie, wenn wir an seinen Gedanken von Erziehen und Wandern wieder anknüpfen. Und so sehr nun auch in der That die von dem Grafen Gobineau überschauten Wirklichkeiten die Utopie des Heiligen bewähren, so sehr enthalten sie doch einen Einblick in ungeahnte Möglichkeiten, der uns andererseits wieder mit einer Fülle von Hoffnungen begabt. Wie bedeutungsvoll vereint sich hiermit die von einer gänzlich andern Seite her angeregte Andeutung des folgenden Aufsatzes von einem möglichen „Wandern" der deutschen Kunst. Bei den, am Schlusse erwähnten, zehn Jahren des Grafen ward mir jungem leidenschaftlich Hoffenden ganz wundersam zu Muthe; denn wahrlich, geleitet von einem solchen wahren Kenner der Dinge und Vorgänge, fühlt man sich ermuthigt, es festzuhalten: es giebt noch manches reale „Nicht mehr wie sonst", welches die andächtig-ideale Bedeutung des heiligen Wortes keineswegs aufheben, nur mildern und vertiefen würde. Nicht die Sonne des blendenden Tages, sondern die Sterne lenken den Blick nach oben; die Sterne, deren sind wir gewiss, und so heissen wir den Einbruch der Nacht fast willkommen, der uns hier so grausenhaft nahe geschildert wird."
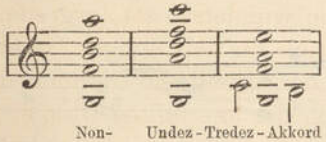
Das Gesetz der Tonalität.

III.
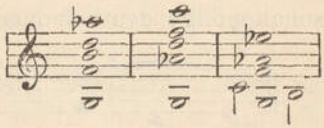
Die besondere Bedeutung der V. Stufe jeder Tonleiter wird schon durch ihren Eigennamen gekennzeichnet. Sie ist die Beherrschende, die Dominante. Auf ihrem Fundamente wurden von je die grösseren Freiheiten im Tonsatze zuerst eingeführt. Nachdem schon Bach die Sept und Non hier ohne Vorbereitung gebraucht, treten später auch die Undez und Tredez hinzu, meist als Vorhaltsnoten, nach und nach aber immer selbständiger, so dass schiesslich ein Akkord ermöglicht wurde, der sämmtliche Stufen der Tonleiter enthält:
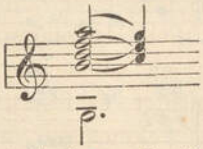


Bei alleiniger Hinweglassung der Terz h wird dieser Akkord, selbst in so enger Lage, unserem Ohre fasslich. Viel günstiger stellen sich aber bekanntlich die Klangverhältnisse, wenn er auf mehre Oktaven vertheilt erscheint (weite Lage):



in Moll:



Der häufige und kühne Gebrauch dieser Gestaltungen ist es hauptsächlich, welcher das Charakteristische des modernen Tonsatzes ausmacht, ja von den meisten Laien und Musikern als das spezifisch „Wagnerische" angesprochen wird. Als ein besonders auffallendes Beispiel des bei Beethoven noch seltenen Nonakkordes sei hier an den Schluss des Finales der Pastoralsymphonie (38. Takt vor dem Schluss) erinnert. Seit dem Rheingold ist uns dieser Akkord vollends zum vortrauten Freunde geworden:



Mit der Undez aber vereinigt finden wir ihn beispielweise im Ringmotiv
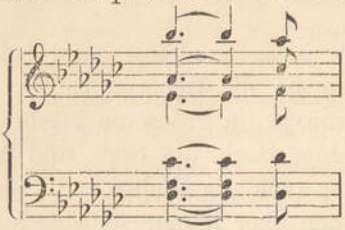


Der seltenere Fall der Vereinigung der Non mit der Tredezime findet sich aber besonders auffallend in den Meistersingern. Ich erinnere nur a) an
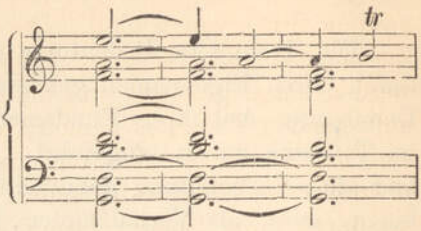
*) Auch das Posaunen-Thema im Vorspiel zum III. Akte des Lohengrin ist hier zu nennen. Es schwingt sich zuerst auf die Sept, dann auf die Non, schliesslich auf die Undez.

den Schluss des Quintett's, b) an den Schluss des Chorsatzes, der sich der dritten Strophe des Preisliedes
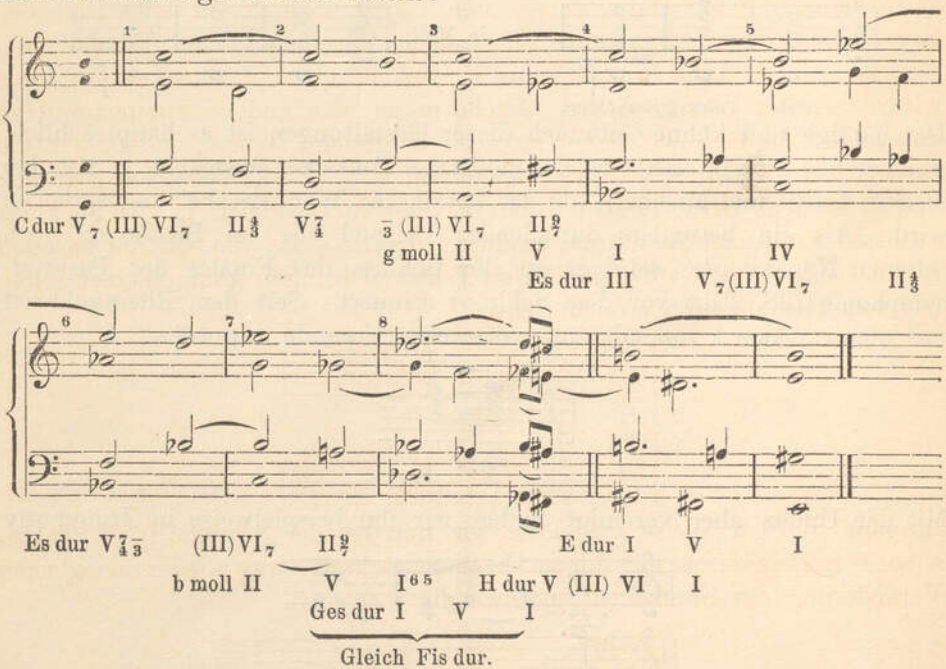
a)



b)
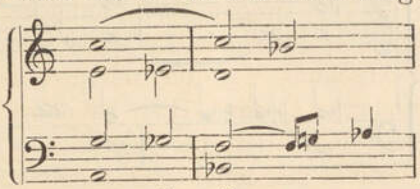


anschliesst, wo Eva leise einstimmt: „Keiner wie du so hold zu werben weiss!“ Der selbe Akkord tritt aber auch bereits im Vorspiele und zwar an einer Stelle auf, die wir wegen ihrer kühnen Modulation hier näher betrachten wollen. Sie verbindet als ein Zwischenglied von acht Takten den ersten grösseren Abschnitt in C-dur mit dem sogenannten Mittelsatze oder der Gesangsperiode in E-dur. Hier haben wir es mit einem wirklichen Tonartenwechsel (Modulation im eigentlichen Sinne) zu thun. Ich gebe vorerst den zu Grunde liegenden einfachen Satz, welcher allein den schrittweise sich vollziehenden Wechsel der Tonarten und die richtige Fundamentenfolge deutlich macht:
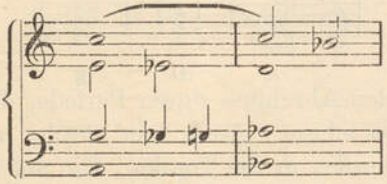


Man wird nach den beigefügten Erläuterungen erkennen, wie die verwandten Tonarten hier streng ineinander greifen und wird sich dabei nur gegenwärtig zu halten haben, dass die sechste und siebente Stufe der Molltonleiter als natürliche und als erhöhte Stufe zur Akkordbildung gebraucht werden können, was häufig übersehen zu werden pflegt. So hat

z. B. im dritten Takte das e als reine Quinte der zweiten Stufe von g moll zu gelten, desgleichen im siebenten Takte das g als reine Quinte der zweiten Stufe von b moll. Die moderne Chromatik, welche wesentlich als Zusammenziehung mehrer Fortschreitungen zu einer einzigen begriffen werden kann, gestattet nun die als Zwischenglieder im vorstehenden Satze auftretenden Tonarten g moll, b moll, Ges-dur auszustossen oder vielmehr sie nicht zu reinem Ausdruck gelangen zu lassen. Es erscheinen dann in überrasender Weise aufeinander: C-dur, Es-dur, Ces- oder H-dur; jede Tonart durch ihren Dominantseptakkord eingeführt. Wir haben nun genauer zu betrachten, wodurch dieses Ueberspringen möglich wird.
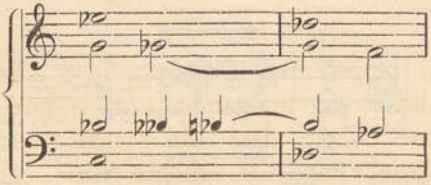
Im dritten Takte wird das fis enharmonisch ausgewechselt mit ges
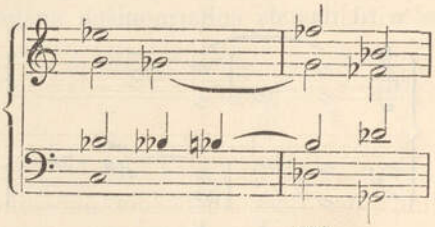


(Die alte Lehre liess den chromatischen Ton ges in C-dur nicht zu, da er in keiner der mit C-dur verwandten Tonarten zu finden ist.) Dass der Satz seine Folgerichtigkeit behält, zeigen die beigesetzten Fundamente. Ges ist die Non des Fundamentes F, welche ich hier zunächst mit ihrer natürlichen Auflösung notirte. Nachdem so eine andere Fundamentfolge entstanden, ändern wir den Satz noch in freierer Weise, indem wir die chromatische Non ges, statt sie aufzulösen, in die diatonische Non g zurück und diese dann in der selben Richtung, aufwärts, gleich in die Sept des nächsten Fundamentes führen, wodurch die Note as, die wir in unserem ersten Beispiele erst auf dem letzten Takttheil bringen konnten, hier schon mit dem Niederstreich erreicht wird:



In ganz gleicher Weise verfahren wir nun bei der Sequenz im 7. Takte. a wird enharmonisch mit doppel-b ausgewechselt, was wieder die gleiche Veränderung des Fundaments nothwendig macht.
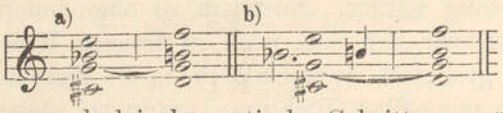


Die Fortschreitung vom 7. zum 8. Takte haben wir nun vom Fundamente as ausgehend so zu erklären: Die Non b wird im nächsten Takte zum Vorhalt Tredez des Fundamentes des. Ebenso die Sept ges zum Vorhalt Undez. Kraft der modulatorischen Wirkung, welche dem Quartsextakkord aber bekanntlich innewohnt, der beide Vorhalttöne konsonirend und als Prim und Terz einer neuen Tonika erscheinen lässt, dürfen wir auch hier die obige Auflösung unterdrücken, ja, unbeschadet der Wirkung, auch noch die neue Septime fes gleich wieder auf den Niederstreich mit anbringen, wodurch also der Quartsext-Akkord in einen Dominant-Terzquartakkord umgewandelt wird.

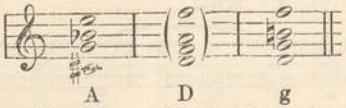


ges

Manchen Lesern dürfte es erwünscht sein diesen Fall in einer einfacheren Tonart notirt zu sehen. Es ist die bekannte Fortschreitung a), welche hier zu Grunde liegt und nur durch Vorausnahme des h im ersten Takt modifizirt wurde b)

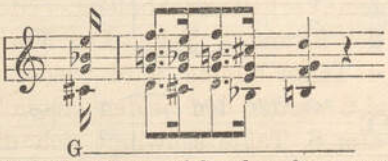


So einfach unserem an derlei chromatische Schritte gewöhnten Ohre diese Klangverbindung erscheint, — ihre Ableitung aus den harmonischen Grundgesetzen zeigt doch auch schon die vollständige Ausschliessung eines Akkordes:
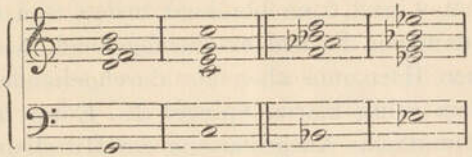


Wir haben nun noch den Abschluss dieser Periode, die Fortschreitung vom 8. zum 9. Takte zu betrachten. Auch hier erfolgt nicht die regelmässige Auflösung des Septakkordes in die Tonika. Ein solch starrer, diatonischer

*) Hier ist noch auf den Unterschied aufmerksam zu machen, dass die erste Akkordgestalt, wenn sie nicht mit der Selbständigkeit auftritt, wie in unserem Falle, meist eine einfachere Erklärung (als durch Wechselnoten oder zurückkehrende Durchgänge entstanden) zulässt z. B.
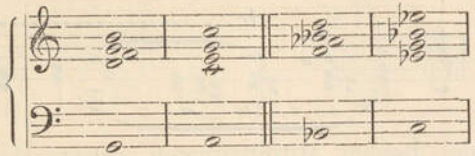


Hier ist G bleibendes Fundament. Diess reicht aber für unser Beispiel, in welchem beide Akkorde gleiche rhythmische Kraft und Bedeutung haben, nicht aus.
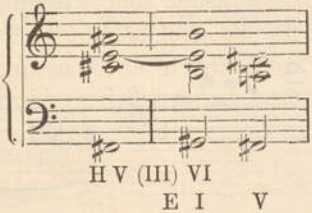
Schritt würde gegen die vorangegangenen Fortschreitungen zu knapp und unbefriedigend ausfallen. Auch würden Bass und melodische Hauptstimme auf dem Grundton (ces) zusammentreffen, was bei den Auflösungen der früheren Dominantseptakkorde immer vermieden wurde, wo statt:



der Bass immer nur um eine Stufe stieg, gleichsam die Tredez des zu erwartenden Fundamentes nehmend:



Dem entsprechend führt der Bass auch hier nur einen Stufenschritt aus die Mittelstimmen aber zeigen eine beruhigendere Fortschreitung:
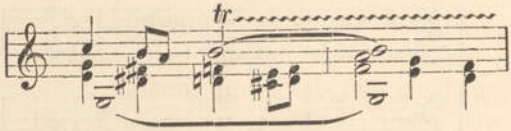


bei welcher die Tredez e wieder als Consonanz wirkt und der ganze Akkord als Sextakkord der I. Stufe von E-dur gelten kann. Dabei ist nicht zu übersehen, dass die Auflösung dieser Tredez dennoch im nächsten Akkorde wirklich stattfindet, wo auch strenge genommen die Tonart E-dur durch das als Dominantsept eintretende a erst erreicht wird. —
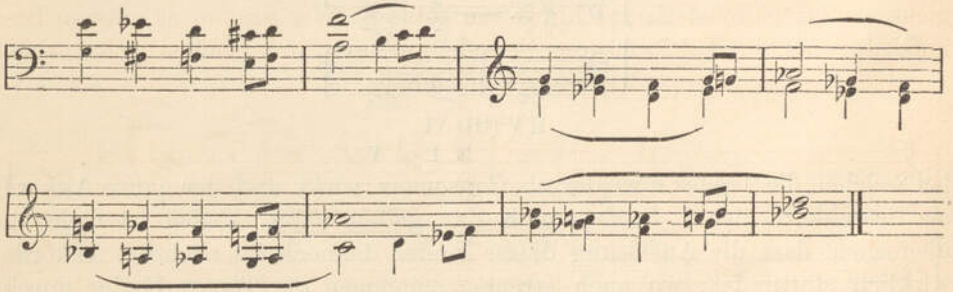
Nun erst wollen wir uns mit dem melodischen und kontrapunktischen Theile dieser Uebergangsperiode befassen. (Man vergleiche Partitur Seite 13, Takt 6, Klavierauszug von Karl Tausig Seite 5 Takt 3—11.) Das c der Oberstimme, welches in unserem Beispiele anderthalb Takte währt, wird hier durch Synkopirung aus seiner Ruhe zu drangvollem Ungestüm erweckt, in welchem es sich, statt als Undez liegen zu bleiben, auf die Tredez hinaufschwingt, diese durchgehend auflöst und in schwungvollster, rhythmischer Lebendigkeit die ganze Skala herabeilt, dabei die versäumte Undez noch als kleinen eingeschobenen Vorhalt nachholend. Gleiche melodische Ausgestaltung erhält auch der 3. und 4. Takt. Der Vorhalt der Non, welchen unsere Oberstimme im 4. Takte bildete, wird wieder durch die freie Undez übertrumpft. Takt 5 und 6 werden den beiden ersten Takten gleichgebildet, Takt 7 gleich Takt 3. Im 8. Takte schwingt sich die Oberstimme wieder auf die Tredez des Fundamentes B. Nach den oben gegebenen Erläuterungen

haben sich aber hier die Klangverhältnisse zu Gunsten eines neuen Fundamentes (Ges) derart verschoben, dass diese beabsichtigte Tredez nun als Consonanz, d. i. als Oktave des Grundtones erscheint, was eben diesem Takte die Wirkung eines beseligenden Zaubers verleiht. In melodischer Sequenz die Takte 2, 4 und 6 nachbildend bringt nun die Oberstimme im zarten rallentando dennoch die frühere durchgehende Auflösung an, welche im Lichte der neuen Harmonie aber als durchgehende Sept auftritt, die sich dann bis zu dem ruhig klaren Spiegel des E-dur herabsenkt.

Um die kontrapunktische Ausgestaltung der Mittelstimmen zu verstehen, haben wir auf die zwei letzten Takte der vorhergehenden Periode zurück zu blicken:



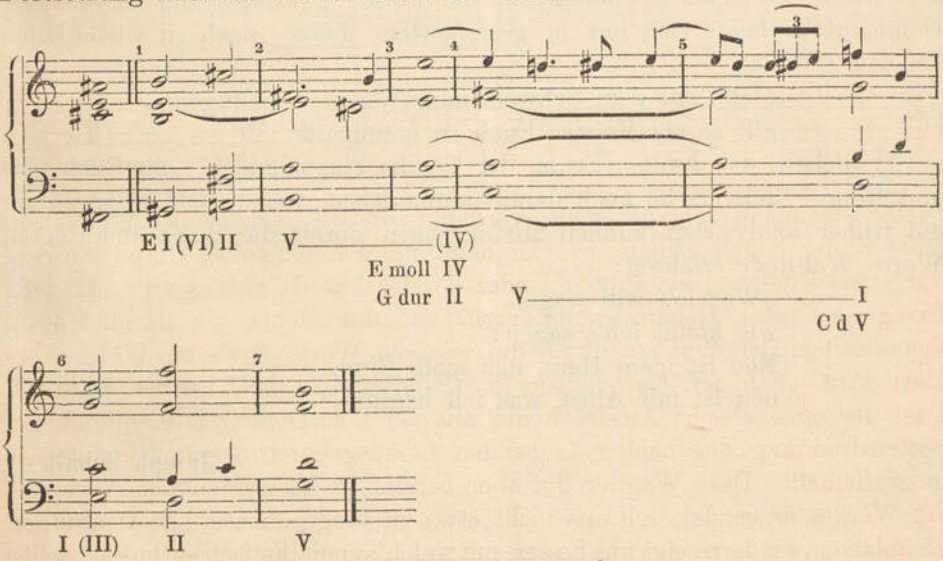
Den Terzengang der beiden Mittelstimmen wusste der Meister mit bewunderungswürdiger Kunst innerhalb der folgenden Harmonien konsequent durchzuführen und den verschiedenen Uebergängen durch kleine, unmerkliche Abänderungen anzupassen. Hier eine vollständige Skizze davon:



Dieser strammen Durchführung verdankt die so gefahrvolle Modulation jener Stelle hauptsächlich ihre Einheit und Fasslichkeit. Durch Anwendung der Eingangs erwähnten Undez-Tredezakkorde aber wurde ihr jene Erregung, jener Ueberschwang verliehen, der besser als durch unsere theoretischen Bemühungen durch die wenigen Worte Eva's an Walther erklärt wird: „Seh' ich Euch wieder?“ (Partitur Seite 57 Kl.-Ausz. Seite 29) Dass der musikalische Ausdruck nur aus der vom Dichter mitempfundenen Seelenstimmung der beiden Liebenden herausgeboren werden konnte ist unzweifelhaft. Dass Wagner ihn aber bereits im instrumentalen Vorspiele des Werkes anwendet, soll uns nicht etwa zu programmatischen Deutungen veranlassen, sondern zeigt uns besser, mit welch' sympathetisch enthusiastischer Stimmung ihn der Geist der Musik, den er ja als den Geist der Liebe selbst bezeichnet hat, erfüllte, zeigt ferner aber auch, welch' unmittelbares Herzensverständniss, welch zündende Begeisterungsfähigkeit er von seinen Hörern vorauszusetzen gewohnt war.
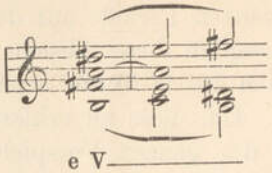
Um bei dem unsere Untersuchungen leitenden Grundsatz von der Tonalität zu verbleiben, haben wir noch zu erörtern, wie doch der ganze harmonische Bau der analysirten Periode auf der Haupttonart C-dur ruht. Es erscheint hier fast unmöglich diese Absicht festzuhalten, dennoch empfindet der Musiker bei dem im 9. Takte erreichten E-dur deutlich und mühelos die Oberterztonart. Um diess zu erklären haben wir uns nur recht lebhaft die Klangwirkung des ganzen Vorspieles von Anfang an zu vergegenwärtigen. So wird es begreiflich, dass die tonale Wirkung eines durch nahezu hundert Takte und fast ununterbrochen festgehaltenen C-dur, nicht durch die dann innerhalb vier Takte zweimal auftretenden Dominantharmonien von Es oder der eintaktigen von Ces-dur verloren gehen kann, umsomehr als es nirgend zu einer Schlussbildung kommt. Erst bei dem E-dur erkennen wir also eine bestimmte Nebentonart und zugleich den Grad ihrer Abhängigkeit von der Haupttonart.

Aber noch weit mehr. — Dort, wo diese Periode im Drama zur Anwendung kommt, zeigt sie uns der Meister trotz der entfernten Ausweichungen und einschliesslich des E-dur in noch engerem Rahmen der Haupttonart C-dur liegend, und ein Vergleich mit dieser Stelle, welche jedenfalls die ursprüngliche Conception wiedergiebt, ist zu lehrreich, als dass wir hier nicht nachdrücklichst darauf hinweisen sollten. Wir greifen zu diesem Behufe den achten Takt unserer Periode auf und untersuchen seine neue Fortsetzung nach ihrem harmonischen Gehalt.

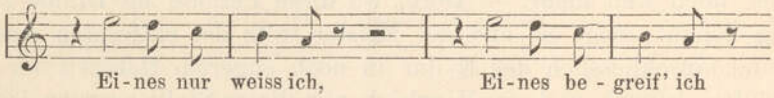


Das E-dur währt hier nur zwei Takte lang und wendet sich sogleich über e-moll, G-dur energisch der Haupttonart zu, welche in breiter Cadenzform (molto rallant. Adagio „mit allen Sinnen, Euch zu gewinnen“) das Gleichgewicht der Tonalität wieder herstellt. Zu bemerken ist noch, dass der Uebergang von E nach G mit Hülfe eines durchgehenden Akkordes (Takt 3)
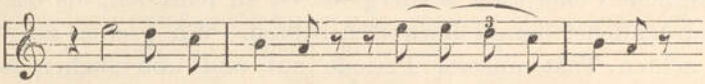
bewerkstelligt ist, der erst in Folge seiner längeren Dauer selbständigeren Charakter annimmt. Man vergleiche seine strenge Fortschreitung:



Auch in Hinsicht auf den rhythmischen Bau ist diese 7taktige Periode ebenso lehrreich als interessant. Zufolge der Unselbständigkeit des erwähnten Akkordes („Eines nur weiss ich,) findet bei Wiederholung der Phrase (Eines begreif' ich") eine Zusammenziehung zweier Takte auf einen einzigen statt, wodurch aber eine 7taktige statt der regelmässigen 8taktigen Periode herauskommt. Man vergleiche die Peinlichkeit einer rhythmisch-symmetrischen Fassung dieser Stelle:



mit der frisch lebendigen Verkürzung im Satze des Meisters:



Die früher bezeichnete Cadenz, in der Form des Halbschlusses (auf der Dominante) scheint sich nur in gesteigertem Maasse noch zu wiederholen bei den Worten:

„Ist's mit dem Schwert nicht, muss es gelingen,
gilt es als Meister Euch zu ersingen!"

um endlich in den breiten Strom der Tonika einzumünden („für Euch Gut und Blut"). Ich mache noch darauf aufmerksam, welch' tiefe Begründung die früher analysirten kühnen Modulationen durch die ihnen unterlegten Worte Walther's erfahren:

„Was ich will wagen,
wie könnt ich's sagen?
Neu ist mein Herz, neu mein Sinn,
neu ist mir Alles, was ich beginn'!"

Joseph Schalk.

Geschäftlicher Theil.

Mittheilungen der Zentralleitung.

Berlin, im Juni 1889.

An sämmtliche verehrl. Zweigvereinsvorstände und Herren Ortsvertreter des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Beiliegend übersenden wir Ihnen

die Einladung zur diessjährigen Generalversammlung

in der Ihnen laut § 14 der Satzungen zustehenden Anzahl von Exemplaren.

Indem wir ergebenst bitten, die Vertheilung derselben an die Mitglieder zu übernehmen, ersuchen wir gleichzeitig, die Delegirten der Zweigvereine und Ortsvertretungen, bezw. die gemeinschaftlichen Delegirten mehrer Vereine gemäss § 17 der Satzungen mindestens 8 Tage vor der Generalversammlung der Zentralleitung namhaft machen zu wollen.

Schliesslich fügen wir noch hinzu, dass spätestens in der ersten Woche des Monats Juli die Bezugsscheine auf Freikarten Ihnen zugehen werden.

Das Verhältniss stellt sich so, dass eine Freikarte auf 12 bis 13 Mitglieder, oder zwei Karten auf 25 Mitglieder entfallen. Es hat sich nicht günstiger gestalten lassen, da satzungsgemäss 35% von den Mitgliederbeiträgen nur eines Jahres (13000 Mark) für den Ankauf von Karten zur Verfügung stehen und ein diessseitiger Antrag an den Verwaltungsrath der Festspiele auf Ueberlassung von Freikarten über die gekaufte Zahl hinaus in diesem Jahre erfolglos blieb.

Hochachtungsvoll

Die Zentralleitung
des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Graf Waldersee,	von Vignau,
I. Vorsitzender.	I. Schriftführer.

Berlin, im Juni 1889.

Einladung

zur

Generalversammlung am 23. Juli 1889.

Die unterzeichnete Zentralleitung beehrt sich hiermit

die ordentliche Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins für das Jahr 1889

auf Dienstag, den 23. Juli 1889, Vormittags 9 Uhr,

in das Lokal der Gesellschaft „Frohsinn" nach Bayreuth einzuberufen.

Tagesordnung:

1) Rechenschaftsbericht;
2) Kassenbericht;
3) Bericht der Rechnungs-Revisoren;
4) Anträge der Zentralleitung auf Abänderung:
   a) des § 7 der Satzungen, anstatt „von der Zentralleitung aufgestellt" „von der Zentralleitung bestätigt."
   b) des § 8, anstatt „in der ersten Hälfte des Vereinsjahres" „in der ersten Hälfte des Vereinsjahres, in Festspieljahren bis spätestens Ende April des betreffenden Jahres."
   c) des § 14, anstatt der bisherigen Bestimmung über die Einberufung zur Generalversammlung „Die Einberufung ist unter Bekanntgabe der Tagesordnung an alle Zweigvereine und Ortsvertretungen zu richten, welche sodann ihre Mitglieder entsprechend zu benachrichtigen haben."
   d) des § 19, anstatt „der im § 15 gegebenen Vorschriften" „der im § 14 gegebenen Vorschriften."
   e) des § 21, anstatt „nach Massgabe der im laufenden Jahre eingezahlten Mitgliederbeiträge" „nach Massgabe der seit dem Rechnungsabschlusse im letzten Festspieljahre eingezahlten Mitgliederbeiträge."
   f) desselben § Abs. 2, sowie des § 23, anstattt „am 30. Juni" „bis zum 30. Juni, in Festspieljahren bis zum 31. Mai."
5) Anträge, welche gemäss § 16 der Satzungen angemeldet sind;
6) Wahl der Rechnungs-Revisoren, der Ersatzmänner, des gemäss § 24 ad 4 der Satzungen zu wählenden Delegirten, des Vorortes und der Zentralleitung.

Den Herren Delegirten wird anheimgestellt, Sich am 22. Juli cr., Vormittags 10 Uhr, in genanntem Lokale zu einer Vorbesprechung einzufinden.

Die Zentralleitung

des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Graf **Waldersee,**	**von Vignau,**
I. Vorsitzender.	I. Schriftführer.

Wir beehren uns, in Nachfolgendem den Cassa-Abschluss per 25. Mai 1889 zur gefälligen Kenntniss zu bringen.

Berlin, den 25. Mai 1889.

Die Centralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines.

Der I. Vorsitzende:
Graf Waldersee,
Contre-Admiral à la suite der Marine.

Der I. Schriftführer:
von Vignau,
Major z. D.

Cassa-Abschluss am 25. Mai 1889.

Einnahmen:

1888/89				
	An Cassa-Vortrag in Werthpapieren und baar	ℳ	9856	96
	„ Mitglieder-Beiträgen (siehe unter A)	„	31035	96
	„ Abonnements der Bayreuther Blätter (siehe unter A)	„	2647	07
	„ Spenden (siehe unter B)	„	1144	16
	„ Zinsen aus Werthpapieren		1810	65
	„ Erlös aus Bayreuther Festblättern		71	73
	„ Erlös aus Bayreuther Taschenkalendern:			
	Jahrgang 1885 ℳ 4.80			
	„ 1886 „ 3.90			
	„ 1887 „ 2.80			
	„ 1888 „ 139.47			
	„ 1889 „ 859.81			
		ℳ	1010	78
		ℳ	47577	31

Ausgaben:

1888/89				
	Per Administrations-Auslagen	ℳ	2163	77
	„ Agitations- und Druckkosten	„	1095	25
	„ Herstellung der Bayreuther Blätter	„	4200	23
	„ Herstellung des Bayreuther Taschenkalenders 1889	„	1323	92
	„ Porti und kleine Auslagen	„	395	79
	„ An- und Verkauf von Pfandbriefen	„	1226	57
	„ Rich. Wagner-Festspiel-Stiftung			
	a) 35% der abgerundeten Netto-Einnahme 1888/89 ℳ 11760.84			
	b) Spenden „ 1144.16			
		ℳ	12905	00
	„ Eintrittskarten-Ankauf			
	a) 35% der abgerundeten Netto-Einnahme 1888/89 ℳ 11760.84			
	b) Zuschuss aus den Zinsen von Werthpapieren „ 1239.16			
		ℳ	13000	00
	„ Rich. Wagner-Stipendien-Stiftung			
	a) lt. Beschlusses der General-Versammlung am 24. Juli 1888 ℳ 2461.65			
	b) 20% der abgerundeten Netto-Einnahme 1888/89 „ 6720.—			
		ℳ	9181	65
	„ Cassabestand in Werthpapieren und baar	„	2085	13
		ℳ	47577	31

Berlin, den 25. Mai 1889.

Erdtmann, Geheimer Rechnungsrath,
Kassier.

A. Einnahmen

an Mitglieder-Beiträgen und Abonnements der Bayreuther Blätter.

	Mitglieder-Beiträge			Abonnements	
	fl. ö. W.	M.	₰.	M.	₰.
Aachen		880	—	24	—
Amsterdam		205	—	30	—
Antwerpen		60	—	6	—
Asch	64	109	43	—	—
Augsburg		39	30	6	—
Baden bei Wien	48	82	05	—	—
Baden-Baden		124	—	—	—
Baltimore		136	—	36	—
Bamberg		20	—	—	—
Barmen		96	—	18	—
Basel		7	70	—	—
Bautzen		71	77	—	—
Bayreuth, Zweig-Verein		1247	20	—	—
„ Redaktion der Bayr. Blätter		168	—	784	44
Berlin-Potsdam		1200	—	—	—
Berlin (Dr. Sternfeld)		204	—	6	—
„ (Bodenstein)		160	—	—	—
„ (Akad. Rich. Wagner-Verein)		188	05	6	—
„ (Dr. Bartold)		84	—	—	—
„ (P. Thelen)		2136	—	—	—
„ (Zentralleitung)		298	40	144	—
Böhmisch-Leipa		57	80	—	—
Bologna		244	80	—	—
Bonn		468	—	48	—
Braunschweig		12	—	—	—
Bremen		160	—	—	—
Breslau		87	60	6	—
Brieg		65	50	18	—
Bromberg		12	—	—	—
Brünn	180	301	40	—	—
Brüssel		308	—	—	—
Budapest	95	132	97	15	48
Budweis	6	10	—	—	—
Büdingen		8	—	—	—
Buitenzorg-Java		16	—	6	—
Bukarest		280	—	—	—
Burg		48	—	—	—
Celle		7	20	—	—
Chemnitz		47	70	6	—
Darmstadt		52	—	18	—
Detmold		40	—	—	—
Transport:		9875	87	1177	92

	Mitglieder-Beiträge			Abonnements	
	fl. ö. W.	M.	₰.	M.	₰.
Transport:		9875	87	1177	92
Dordrecht		78	40	—	—
Dortmund		11	70	6	—
Dresden		291	60	—	—
Düsseldorf		859	95	12	—
Duisburg		4	—	—	—
Durlach		152	—	—	—
Eger	11	19	70	—	—
Eisenach		27	20	—	—
Elberfeld		72	—	—	—
Erfurt		4	—	6	—
Frankenberg		44	—	—	—
Frankfurt a/M. (Steyl & Thomas)		71	60	12	—
„ (Arthur Cahn)		60	—	30	—
Frankfurt a/O.		11	35	—	—
Freiburg		222	—	—	—
Fürth		155	40	—	—
Fulda		32	—	—	—
Gera		8	—	—	—
Giessen		91	50	6	—
Görz	26	44	71	—	—
Göttingen		220	—	30	—
Goslar		16	—	12	—
Gotha		60	—	6	—
Graz	400	644	10	—	—
Greifswald		12	—	—	—
Grossenhain		82	90	—	—
Haag (N.-Oe.)	74	124	43	—	—
„ *(Niederl.)*		11	25	12	—
Hagen		68	—	6	—
Hainburg	6	10	—	—	—
Halle a/S.		118	—	12	—
Hamburg (Armbrust)		688	—	6	—
„ (Dr. Hofmann)		12	—	6	—
Hameln		21	60	—	—
Hannover		652	—	—	—
Hechingen		15	60	—	—
Heidelberg		58	20	12	—
Heilbronn		12	—	—	—
Helsingfors		64	—	84	—
Hirschberg		16	—	6	—
Homburg v. d. H.		56	—	—	—
Iglau	10	16	74	—	—
Jena		71	20	12	—
Josephsthal-Maxdorf	48	82	05	—	—
Transport:	15269	05	1453	92	

	Mitglieder-Beiträge			Abonnements	
	℔. ö. W.	ℳ.	₰.	ℳ.	₰.
Transport:		15269	05	1453	92
Kandel		120	—	—	—
Karlsbad	332	551	08	—	—
Karlsruhe		316	—	—	—
Kassel		132	—	—	—
Kempten		23	20	6	—
Kiel		340	—	—	—
Kirchheimbolanden		19	60	—	—
Kissingen		108	10	—	—
Kitzingen		15	—	—	—
Klagenfurt	52	87	76	—	—
Koblenz		63	60	—	—
Koburg		51	40	—	—
Köln		796	—	12	—
Königsberg		84	—	—	—
Köslin		40	—	—	—
Kolberg		24	—	—	—
Kolmar		77	20	12	—
Konstanz		11	50	—	—
Krefeld		96	—	6	—
Krems	40	65	90	—	—
Krummau	32	54	40	—	—
Laibach	37	63	75	—	—
Landau		12	—	—	—
Landeshut		20	—	—	—
Leipzig (W. Auerbach)		148	—	—	—
„ (Akad. Rich. Wagner-Verein)		136	—	6	—
Liegnitz		4	—	—	—
Linz a/D.	146	246	86	—	—
Löbau		12	—	—	—
London		931	90	48	15
Ludwigsburg		24	—	—	—
Luxemburg		27	—	—	—
Magdeburg		100	—	12	—
Mainz		44	—	—	—
Mannheim		472	05	18	—
Marburg (Prof. Dr. Koch)		204	—	—	—
„ (Akad. Rich. Wagner-Verein)		100	—	—	—
Marktsteft		36	—	6	—
Meiningen		44	—	—	—
Meran	38	65	45	—	—
Mergentheim		24	—	6	—
Mülheim a. d. Ruhr		16	—	—	—
München		950	—	306	—
München-Gladbach		94	20	—	—
Transport:		22121	70	1892	07

	Mitglieder-Beiträge			Abonnements	
	Fl. ö. W.	M.	₰.	M.	₰.
Transport:		22121	70	1892	07
Münster i/W.		69	70	—	—
Neuss a/Rh.		112	—	—	—
Nördlingen		3	80	—	—
Nürnberg		449	60	12	—
Oels		152	—	—	—
Offenbach		116	—	—	—
Oldenburg		36	—	—	—
Olmütz	384	655	80	—	—
Osterwieck		24	05	—	—
Paris		80	50	—	—
Passau		20	—	—	—
Piacenza		12	—	6	—
Plauen i/V.		820	—	—	—
Pössneck		117	50	30	—
Posen		11	50	—	—
Pressburg	4	6	80	—	—
Quakenbrück		32	—	—	—
Rastatt		16	—	—	—
Regensburg (Seiling)		140	40	—	—
„ (Bössenecker)		44	—	—	—
Reichenberg	171	291	99	—	—
Reutlingen		4	—	—	—
Riga		275	90	348	—
Röhrsdorf		4	—	—	—
Rostock		82	50	12	—
Rotterdam		69	30	—	—
Salzburg	50	85	—	—	—
Schaffhausen		32	—	—	—
Schweinfurt		15	80	12	—
Schwerin		290	—	—	—
Siegen		20	—	—	—
Solingen		56	—	—	—
Sonneberg		272	—	—	—
Spandau		31	60	—	—
Speyer		28	—	6	—
Stargard i/P.		3	70	—	—
Steyr	14	24	08	—	—
Strassburg		80	—	—	—
Straubing		54	—	—	—
Stuttgart		84	—	12	—
Trier		16	—	—	—
Tübingen		8	—	—	—
Utrecht		96	—	6	—
Venedig		32	—	—	—
Transport:		26996	52	2336	07

	Mitglieder-Beiträge			Abonnements	
	fl. ö. W.	M.	₰.	M.	₰.
Transport:		26996	52	2336	07
Viersen		142	—	12	—
Villingen		48	—	—	—
Warnsdorf	248	426	56	—	—
Wehlau		24	—	—	—
Weissenburg		12	—	—	—
Wels	92	156	—	—	—
Wien (Akad. Rich. Wagner-Verein)	1447	2266	33	187	70
„ (Gutmann)	40	68	30	—	—
„ (Rich. Wagner-Museum)	18	24	15	6	—
Wiener-Neustadt	34	58	06	—	—
Wiesbaden		100	—	36	—
Wongrowitz		16	—	12	—
Worms		172	—	36	—
Würzburg		56	—	—	—
Zeitz		148	—	—	—
Znaim	134	215	72	15	30
Zürich (Gebr. Hug)		31	50	6	—
„ (Ulrich)		28	—	—	—
Zwettl	28	46	82	—	—
Summa:		31035	96	2647	07

B. Spenden.

		fl. ö.W.	M.	₰.
Abresch, Dr.	*Mainz*		6	—
Amélie, Prinzessin von Bayern, Königl. Hoheit	*München*		40	—
Behm, Eduard	*Stettin*		2	—
Böcker, Dr. jur.	*Göttingen*		5	—
Brass, Gustav, Fabrikbesitzer	*Niedergrund*	3	5	16
Carpenter, Percy	*London*		10	15
v. Chaulin, Major a. D.	*Jena*		26	—
Deutsch, Wilhelm	*Gries bei Bozen*	1	1	69
Freiherr von Diergard	*Morsbroich*		100	—
Derselbe	„		100	—
Duwell, Emilie, Fräulein	*Kempten*		6	—
Erbprinzessin von Anhalt-Dessau			4	—
Geisberg, Marie, Frau	*München*		20	—
Geisberg, Leo	*München*		20	—
	Transport:		346	—

		℔. ö.W.	ℳ.	₰.
	Transport:		346	—
Hamilton Miss	*Prestonkirk, Schottland*		30	—
Hanbury, C.	*London*		20	30
Hielle, Elisabeth, Frau . . .	*Schönlinde*	98	168	56
Hielle, Eduard	*Schönlinde*	23	39	56
Hug, Gebrüder	*Zürich*		16	—
Juchter, J.	*Amsterdam*		4	—
Kajanus, R., Kapellmeister . .	*Helsingfors*		10	—
Klärich, W., Kaufmann . . .	*Helsingfors*		10	—
Laudis, Gertrud, Fräulein . .	*Richterswyl*		8	—
Maas, Max, Dr.	*Frankfurt a./M.* . . .		6	—
Männergesangverein	*Warnsdorf*	3	5	16
„	*Ungar. Hradisch* . .	3	5	10
Meiner, Buchhändler	*Paris*		1	20
Merckel, Toni, Frl.	*Berlin*		10	—
Mielk, J., Frau	*Helsingfors*		6	—
Musiol, Robert, Lehrer . . .	*Röhrsdorf*		1	—
National-Verein	*Warnsdorf*	4	6	88
Parry, Hubert, Dr.	*London*		26	40
Ritter, M., Fräulein	*Petersburg*		7	—
Ritter, M., Fräulein	*Berlin*		12	—
Rosenlehner, R.	*München*		200	—
Sauter, Pauline, Frau	*Dessau*		2	—
Schlösser, Paul, Dr.	*Bonn*		16	—
Smolian, Arthur, Kapellmeister	*Wiesbaden*		10	—
Stechow, Dr., Stabsarzt . . .	*Berlin*		80	—
Steiger, Fr.	*Augsburg*		2	—
Ungenannt	*(v. Zweigverein Kissingen)*		—	70
Verein der Musikfreunde .	*Warnsdorf*	8	13	76
Weiland	*Rheims*		2	—
Wiegand, C., Dr. med.	*Wiesbaden*		10	—
Wilkinson Miss	*Melbourne (Australien)*		36	54
Wilson, J. W.	*Amsterdam*		20	—
Zeiss, Dr.	*Marktbreit*		1	—
Ziegler, G.	*Mergentheim*		9	—
Zierold, Kaufmann	*Burg*		2	—
	Summa:		1144	16

Weitere Mittheilungen.

Der gegenwärtige Vorstand des Akademischen R. Wagner-Vereins in Leipzig setzt sich wie folgt zusammen:

Max Liertz, Vorsitzender,
Hans Ratzenberger, Schriftwart,
Rudolf Schlösser, Kassenwart.

In Münster i. Westf. ist die dortige Ortsvertretung in einen Zweigverein umgewandelt worden. Der Vorstand besteht aus den Herren:

Roothaan, Musikdirektor, Vorsitzender,
Brinkschulte, Referendar, Schriftführer,
Letterhaus, Kaufmann, Kassirer.

Der Wagner-Verein Berlin hat sich dem Allgemeinen Richard Wagner Verein angeschlossen. Der Vorstand besteht aus den Herren:

Professor Dr. B. A. Wagner, Vorsitzender,
Bernh. Loeser, stellvertr. „
Dr. Koffka, Rechtsanwalt, Schriftführer,
Dr. Sternfeld, Privatdocent, stellvertr. Schriftführer,
P. Thelen, Verlagsbuchhändler, Schatzmeister,
Th. Barth,
A. Heinz, Organist und Componist,
Professor Klindworth,
Staatsanwalt Schultze,
} Beisitzer.

Der zu Bonn begründete Verein „Beethoven-Haus," welcher das Geburtshaus des grossen Meisters erworben hat und bezweckt, dessen Andenken an der geweihten Stätte in würdiger Weise zu pflegen, hat dem I. Vorsitzenden der Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins Herrn Grafen von Waldersee angetragen, als Ehrenmitglied dem Verein „Beethoven-Haus" beizutreten. Dieses Ersuchen wurde dankbar angenommen, indem der I. Vorsitzende dem neu gegründeten Verein der wärmsten Theilnahme versicherte und die Hoffnung ausdrückte, dass der Allgemeine Richard Wagner-Verein mit Interesse die Bestrebungen des Vereins „Beethoven-Haus" verfolgen werde.

Vereinsnachrichten.

Hannover. Zweig-Verein. 1888—1889 Winter. (Vorsitzender: Hr. Vizthum. Musikalische Leiter: HH. Steinmann und Fritzsch). I. Musikabend. 23. Psalm für Tenor, Harfe und Orgel von Liszt (HH. Grüning, Vizthum, Metzdorff). Melodram „Lenore", v. Bürger-Liszt (Frl. Friedhoff, Hr. Lutter), Siegmund's Lenzeslied, Lohengrins Erzählung und Abschied (Hr. Grüning), Chaconne v. Bach (Hr. Sahla), Benediktion v. Liszt, Isoldes Liebestod, für Klavier von Liszt (Hr. Lutter.) II. Abend: Es-dur Streichquartett, A-dur Variationen v. Beethoven (HH. Riller, Meuche, Deike, Steinmann), Erzählung des Tannhäuser (Hr. W. Müller), Vortrag über Wagner (Frl. Friedhoff). II. Albumblatt Es-dur für Pianoforte und Clarinette übertragen v. E. Fritzsch (HH. Fritzsch und Menz). III. Abend: Ouvertüre zu „Die Feen" (HH. Fritzsch und Vizthum), Arie aus „Die Feen", Loges Erzählung, „O komm' im Traum" v. Liszt (Hr. Grüning), Rheinberger: Es-dur Klavierquartett (HH. Lutter, Sahla, Meuche, Steinmann), Angelus von Liszt (HH. Sahla, Meuche, Engelhard, Steinmann). IV. Abend: Violoncello Sonate A-moll v. Grieg (HH. Ebert-Buchheim aus Braunschweig und Steinmann), Zwei Legenden und Spanische Rhapsodie v. Liszt (Hr. Buchheim), Charfreitagszauber (Hr. Gillmeister), Schlummerlied für Clarinette, Waldhorn und Harfe (Hr. Menz, Klöpfel, Vizthum). V. Abend: C-moll Trio v. Beethoven (HH. Sichel, Engelhard, Steinmann), Erzählung der Kundry (Frl. Börs), Cavatine aus Tannhäuser (Hr. Brandt), Frauenliebe und Leben, Liederzyklus v. Schumann (Frl. Börs), II. Mephistowalzer v. Liszt (H. Lutter und Fritzsch). VI. Abend: Violoncello Sonate A-dur v. Beethoven (Frl. Stockhardt, H. Steinmann, „Die Rose" v. Wagner, Hohe Liebe v. Liszt, „Aus dem hohen Lied" v. Cornelius, „Nordlicht", Ballade v. Rich. Pohl (Frl. Schotel), Italienisches Konzert v. Bach, (Hr. Klose), Zwei Gesänge aus „Die Meistersinger": Fanget an, Am stillen Herd (Hr. Grüning), Zwei Sätze aus der Clarinettensonate v. Fel. Dräseke (HH. Fritzsch und Menz), Huldigungsmarsch (HH. Fritzsch und Bessel).

Leipzig. Akad. Wagner-Verein. 7. Mai. Vortrag des Hrn. stud. phil. Schlösser: Nothwendigkeit der Tannhäuser-Aufführung in Bayreuth. — 14. Mai. Vortrag des Hrn. cand. phil. Dinger: der Schluss der „Götterdämmerung" und die Weltanschauung des „Ringes." — 21. Mai. Hr. stud. Wulffius: Russische Kritik über den Nibelungenring.

Mannheim. Zweigverein. 27. April. Vortrag des Hrn. Dr. Richard Pohl aus Baden-Baden: „Aesthetische Streifzüge durch die moderne Instrumentalmusik."

Reichenberg i./B. Zweigverein. 29. Musikabend. Lied: Stehe still! und Liszt, die drei Zigeuner (Hr. A. Thiele). Ausserdem Händel, 5 stimm. Doppelfuge aus „Acis und Galathea" (Vereinschor), Arie und Rec. aus „Rinaldo" (Frl. M. Helfer); Beethoven, Quartett op. 18 Nr. 3, Brahms, Schubert, einzelne Quartett-Sätze (Quartett Reimer); Bach, Präludium und Fuge cis-dur, Klavierstücke von Schumann und Mendelssohn (Frl. M. Teimer); Lieder von Döring, Franz, Brahms (Frl. Helfer); Löwe, Douglas (Hr. Thiele); Chorstücke von Schumann und Hartmann (Vereinschor).

Riga. Wagner-Verein: 22. März, Mozart-Abend: Trio in Es für Bratsche, Clarinette und Piano (ausgef. von den Herren Herrmann, Ploss, v. Haken); Duett aus „Cosi fan tutte" (Frl. Lange und Hr. Kellerer); Arie aus der „Entführung" (Frl. Grossmann); Terzett aus „Cosi fan tutte" (Frl. Günther, Frl. Grossmann, Hr. Adolfi); Serenade für Streichorchester (Dir. M. v. Haken). — 27. März: 5. und letzter Concert-Cyklus-Abend des Hrn. Kapellmeisters Lohse für das „neue Patronat": Geistliches Concert in der St. Petri-Kirche: „O bone Jesu", gemischter Chor a capella (Palestrina); Präludium und Fuge für Orgel (J. S. Bach); Chant des Cherubins, 4stimmig (Berlioz); 137. Psalm für Mezzosopran-Solo, Frauenchor, Violine, Harfe und Orgel (Liszt); Gebet, Solostimmen und gem. Chor (Wagner); „Ave Maria" 7stimmig (Bruckner); Die „Seligpreisungen" a. d. Oratorium „Christus", Bariton-Solo, 8stimmiger Chor und Orgel (Liszt); „Da zu dir der Heiland kam" gem. Chor a. d. „Meistersingern."

Wien. Ak. Wagner-Verein, Zweigverein. 4. Mai. IV. intern. Musikabend. Siegfried und die Rheintöchter (Hr. Jos. Schalk). Schubert, an die Leyer, vor meiner Wiege (Frau Rosa-Papier). Leo Hassler, Liebeslied (1601), Johann Staden, Widerspruch (1609), Stephanie, Ballet (1619) — Vereinschor. Beethoven, Serenade für Flöte, Violine und Bratsche (Hr. Kukula, Kreuzinger und Stecher). Cornelius, ein Ton, Angedenken, Mignon (Frau Rosa Papier). J. S. Bach, Cantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" (Frau Schmidt-Allizar, Hrn. Gürtler und Hirsch, Orgel: Hr. Wilfert, Klavier: Hr. Erben. — Vereinschor.) Dirigent: Herr Jos. Schalk.

Akademischer Richard Wagner-Verein zu Berlin.

Sommer-Semester 1888.

Die Thätigkeit des akademischen Richard Wagner-Vereins im Sommer-Semester 1888 musste sich — neben der Fortführung des im voraufgegangenen Semester beschlossenen Programms — naturgemäss in erster Reihe auf die angemessene Vorbereitung zu dem verständnissvollen Geniessen der Bayreuther Aufführungen erstrecken, andrerseits auf eine würdige Begehung des Geburtstages des Meisters, mit welcher, wie bei der Gründung des Vereins bestimmt, alljährlich die Feier des Stiftungsfestes verbunden sein sollte.

Inwieweit wir der Erfüllung des ersten Theils der Semester-Aufgabe gerecht geworden sind, ersieht man aus der nachfolgenden Chronik der Vereins-Abende, von welchen besonders die letzten ausschliesslich den „Meistersingern“ und dem „Parsifal“ gewidmet sind.

Die Art der Geburtstagsfeier des Meisters, bezw. der Feier des zweiten Stiftungsfestes sollte nach den günstigen Erfahrungen des Sommers 1887 dem Programm jener ersten öffentlichen Veranstaltung ähneln, nur dass wir einen Schritt weiter gehen und nicht mehr „die Ziele und Bestrebungen eines akademischen Wagner-Vereins“ zur Grundlage der „Festrede“ zu nehmen brauchten, — vielmehr durfte die Hauptrede des zweiten Stiftungsfestes ein umfassenderes und für die entwickelte Thätigkeit des Vereins charakteristischeres Thema haben, nämlich die „Vergleichung der Aesthetik Wagners und Schillers.“

Das Fest hatte sich auch in diesem Jahre der lebhaften Theilnahme geehrter Gönner unsrer Bestrebungen aus den verschiedensten Kreisen zu erfreuen. Von geschätzten Gästen waren zugegen die Herren Professor Julius Hey, Professor Karl Klindworth, Professor Kosack, Bildhauer Paul Otto, Privat-Docent Dr. Richard Sternfeld, Hofkapellmeister Radecke, Hofschauspieler Kahle, Dr. Paul Förster, die Schriftsteller Francis Stahl, Max Kretzer, Ottomar Beta, Max Schön u. a. m.; die Studentenschaft war durch den Ausschuss der Studierenden, das Direktorium der „Akademischen Lesehalle“, den Verein deutscher Studenten, den Akademisch-Theologischen Verein, Akad. Gesang-Verein, Akad. historischen Verein, Akad. Pharmakognostischen Verein und das Comité des damals gerade stattfindenden Lutherfestspiels, sowie durch viele andere nichtinkorporirte befreundete Kommilitonen vertreten; der Leipziger Bruderverein hatte die Herren stud. jur. A. Lorenz und cand. philos. H. Dinger als Vertreter entsandt. Nach dem Schlusse des offiziellen Theils fand die durch Mitglieder und Gäste ausgeführte Darstellung eines deutschen Satyrspiels „Der Sackpeter von Trompingen“ grossen Beifall.

Den Stoff für die Lesestunden bildete Richard Wagners Schrift „Deutsche Kunst und deutsche Politik.“ In der Reihe der musikgeschichtlichen Vorträge über Instrumentalmusik gelangten wir bis Beethoven. Als litterar-wissenschaftliche Vorbereitung neben der musikalischen für die Bayreuther Aufführungen galten die Vorträge über die „Meistersinger“ (3. Juli) und der über „Parsifal“ (20. Juli).

Für die unsern Mitgliedern anlässlich der Festspiele des Sommers 1888 gewährten Vergünstigungen sei hierdurch nochmals der verehrlichen Verwaltung des Stipendienfonds, zumal Herrn Friedrich Schön in Worms sowie auch unserm verdienten Ehren-Mitglied Herrn Hans Freiherrn von Wolzogen sowie dem Herrn Dr. Hans Herrig der ausdrückliche Dank des Vereins ausgesprochen. Die für einzelne neuen, für andere erneuten Eindrücke der Bayreuther Tage werden nicht verfehlt haben, den Eifer der einzelnen wie der Gesammtheit zu

erhöhen, welche für eine gedeihliche Erfüllung der vorgezeichneten Aufgabe nöthig ist.

Vom 30. Juli bis zum 2. August fand zu Bayreuth die erste Tagung des Kartells der akademischen Wagner-Vereine Berlin, Leipzig und Marburg statt. Hierbei stellte sich infolge prinzipieller Verschiedenheit der Ansichten über die Grundlagen für ein erspriessliches gemeinsames Wirken die Unmöglichkeit heraus den akadem. Wagner-Verein Marburg dem Kartell zu erhalten. Dieses besteht somit jetzt aus den beiden Vereinen Leipzig und Berlin. Zum Ehrenpräsidenten des Kartells ward der Herr Frhr. von Wolzogen ernannt. Bei der ordentlichen General-Versammlung des allgemeinen Richard Wagner-Vereins am 24. Juli zu Bayreuth vertrat unser Mitglied Dr. phil. cand. med. Sommer als Delegirter den Zweig-Verein Berlin.

In das studentische Leben der Universität einzugreifen hatte der Verein im Sommer-Semester wenig Gelegenheit: nur bei dem Wahl-Aufruf für den Ausschuss der Studierenden stand sein Name unter der Reihe der sogenannten nationalen Korporationen. Der Vorstand des S./S. 1888 bestand aus cand. phil. O. Schlemmer (Vorsitzender), cand. phil. Erich Kloss (Schriftführer), cand. phil. R. Meienreis (Kassierer).

In das

Winter-Semester 1888/89

trat der Verein mit 9 aktiven, 2 inaktiven, 5 auswärtigen Mitgliedern und 2 ständigen Gästen, im ganzen also mit 13 in Berlin anwesenden Mitgliedern; leider war der Verein genöthigt gleich am Anfang des neuen Semesters die Dimission i. p. über ein Mitglied zu beschliessen. In den Vorstand des W.-S. 1888/89 wurden gewählt: cand. phil. Erich Kloss (Vorsitzender), stud. jur. Alfred Lorenz (Schriftführer), stud. phil. O. Schlemmer (Kassierer). Neuen Zuwachs erhielt der Verein durch den Eintritt zweier Bundesbrüder aus Leipzig, durch den Eintritt eines neuen Mitgliedes und zweier ständiger Gäste, so dass die Zahl der letzteren jetzt aus vier besteht. Die Kommilitonen wurden durch folgenden, am schwarzen Brett der Universität veröffentlichten Anschlag zur Unterstützung unserer Bestrebungen eingeladen:

„Kommilitonen!

„Der Zentralsitz des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins ist nach Berlin „verlegt: dadurch ist die Entwickelung der Wagner-Sache in ein neues hoffnungs-„volles Stadium getreten.

„Die wachsende Theilnahme an den Bayreuther Festspielen im vergangenen „Sommer gibt den schönen Hintergrund ab, auf dem sich diese äusseren Ver-„änderungen vollzogen haben. An die akademische Jugend Berlins tritt besonders „jetzt die Aufgabe heran, an ihrem Theile für die Wagnersache, deren Ziel die „Wahrung nationaler Güter bedeutet, einzutreten.

„Der Akademische Richard Wagner-Verein Berlin hat es sich seit seiner „Gründung angelegen sein lassen, das Verständniss für R. Wagners Bedeutung „unter seinen Mitgliedern zu wecken.

„Wer die Ansicht theilt, dass neben dem Geniessen an der Darstellung der „Wagnerschen Kunstwerke eine gedankliche Beschäftigung mit des Meisters Ideen „nützlich ist, wird hierdurch freundlich eingeladen, an den Sitzungen des Akad. „R. Wagner-Vereins theilzunehmen."

Da für das Winter-Semester nichts vorlag, was die Thätigkeit unseres Vereins in eine bestimmte Richtung zwang (wie im S.-S. die Vorbereitung auf Bayreuth), so konnten wir jetzt daran denken, noch manche Lücken in der Organisation auszubauen. Die Zusammenstellung der Sitzungsprogramme geschah in der selben

Weise, wie in früheren Semestern, die musikgeschichtlichen Vorträge — die Geschichte der Oper bis auf die Gegenwart behandelnd — wurden fortgeführt, und damit ward dieser Theil des vorgesetzten Programmes seinem Ende zugeführt. Da die kgl. Hofoper öfter als bisher Wagner-Aufführungen veranstaltete, auch Beethovens IX. Symphonie zu mehren Malen zur Aufführung gelangte, so war den Mitgliedern hinreichend Gelegenheit gegeben, auch hierdurch erneute künstlerische Anregung zu geniessen. Auch der gemeinsame Besuch der beiden vom Wagner-Verein Berlin veranstalteten Konzerte (im November und im Februar, dieses zum Gedächtnisse des Todestages R. Wagners) sind hierher zu rechnen. Zu beiden Konzerten waren uns vom verehrlichen Vorstande in dankenswerther Weise einige Freiplätze zugewiesen worden.

Der Gedenktage grosser Tondichter wurde auch in diesem Winter durch einen zweckentsprechenden Vortrag gedacht: zum Gedächtniss des 13. Februar wurden die symphonische Dichtung „Orpheus" von Fr. Liszt und die Trauerklänge beim Tode Siegfrieds aus der „Götterdämmerung" vorgeführt. Des Geburtstages Sr. Majestät des deutschen Kaisers Wilhelm II. ward durch die Darbietung des „Kaiser-Marsches" gedacht.

Von einer grösseren Veranstaltung wurde in diesem Semester abgesehen. Einerseits waren die Mitglieder, welche sich zum grössten Theile in hohen studentischen Semestern befinden, durch die innere Vereinsarbeit in starkem Maasse in Anspruch genommen, — auch liess es sich nicht vermeiden, dass der Verein zu den gerade in diesem Winter sehr zahlreichen Festen und Kommersen anderer Korporationen Vertreter senden und diese so einen Theil ihrer Zeit opfern mussten, — andererseits schien uns eine allseitige Theilnahme der Berliner Wagnerfreunde nach den Erfahrungen des letzten Winters bei einer kleineren Veranstaltung nicht in dem von uns gehofften Maasse in Aussicht stehend. Dagegen gedenkt der Verein im S./S. 1889 anlässlich des 3. Stiftungsfestes wieder mit einer allgemeinen Feier hervorzutreten.

An den Wahlen zum Ausschuss der Studierenden konnten wir uns diesmal nicht offiziell betheiligen, da die sogenannten nationalen Korporationen nicht wie bisher in voller Gemeinsamkeit vorgingen; dagegen ward beschlossen, nach Kräften die Kandidaten des „Vereins deutscher Studenten" und der mit ihm verbündeten Korporationen zu unterstützen. Bei den Veranstaltungen einiger befreundeter Korporationen, wie des „Akad. Pharmakognostischen, akad. Dramatischen und akad. rechtswissenschaftlichen Vereins", des „Vereins deutscher Studenten" sowie bei dem vom Ausschuss der Studierenden veranstalteten Festkommers zur Feier des Kaiser-Geburtstages war der Verein fast stäts vertreten. Den Festkommers des „Vereins deutscher Studenten" zur Feier der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches am 18. Januar besuchte der gesammte Verein.

Auch im W./S. wurden die Lesestunden fortgesetzt und zwar bildet des Meisters Schrift „Oper und Drama" den Gegenstand der gegenwärtigen Lektüre. Dabei wurde mehr darauf geachtet, die Darlegungen Wagners aus seiner besonderen Absicht heraus zu verstehen, als sie kritisch zu zerlegen. Der zweite Theil des Werkes ist in diesem Winter bereits gelesen und besprochen worden.

Wir geben uns der erneuten Hoffnung hin, dass mit der in jüngster Zeit unverkennbar wachsenden Theilnahme an dem Bayreuther Werk auch die Studentenschaft allmählich mehr und mehr unseren über die akademische Gewohnheit allerdings hinausgehenden Bestrebungen verständnissvolles Interesse entgegenbringen wird.

Programme der Vereins-Abende.

Sommer-Semester 1888.

1888.

1. Mai. 1) Vorspiel zu „Tristan und Isolde". (2hdg.)
2) Beschlussfassung über die im S.-S. zu haltenden Vorträge.

8. Mai. 1) Vorspiel zu „Die Meistersinger von Nürnberg". (4hdg.)
2) „Die Oper vor Gluck." Vortrag von cand. phil. C. Mey. (Nr. 6 der musikgeschichtl. Vorträge. Vgl. letzten Sem.-Bericht S. 22 vom 13. Februar.)
3) 1. und 2. Satz der Symphonie Nr. 2 von Beethoven.
4) Siegmunds Schwertgewinnung a. d. „Walküre". (Gesangs-Vortrag.)
5) Quintett aus „Die Meistersinger". (Bülow'sches Arrangement.)

15. Mai. 1) Ouverture zu „Egmont" von Beethoven.
2) Ueber „Das Kunstwerk der Zukunft" als System der Aesthetik auf empirischer Grundlage. Vortrag von Dr. phil. et cand. med. R. Sommer. (Zugleich als Rückblick auf die Lese-Abende des W.-Sem. 1887/88.)
3) Stücke aus „Die Meistersinger" und „Lohengrin". (4hdg.)

29. Mai. 1) Ouverture zu „Der fliegende Holländer". (2hdg.)
2) „Zur Iphigenienfrage." Vortrag des stud. phil. H. Seng.
3) VII. Symphonie von Beethoven. (4hdg.)

5. Juni. 1) „Eine Faust-Ouverture" von R. Wagner. (4hdg.)
2) „Chr. W. Ritter von Gluck." Vortrag von cand. phil. R. Meienreis. (Nr. 7 der musikgeschichtl. Vorträge.)
3) Gesangs- und Klavier-Vorträge aus verschiedenen Werken von Gluck und Beethoven.

11. Juni. Feier des Stiftungsfestes des Vereins im „Clubhaus", Krausenstrasse 10.
1) Ansprache des 1. Vorsitzenden cand. phil. O. Schlemmer.
2) Huldigungs-Marsch von R. Wagner. (4hdg.)
3) Ouverture „Die Weihe des Hauses" von Beethoven. (4hdg.)
4) Vortrag des Dr. Sommer: „Vergleichung der Aesthetik Wagners und Schillers."
5) Siegfrieds Rheinfahrt a. d. „Götterdämmerung".
6) Isoldes Liebestod. Klaviervortrag eines Gastes. (4hdg.)
7) Rede des 2. Vorsitzenden cand. phil. E. Kloss.
In der Fidelität Aufführung einer Opern-Parodie „Der Sackpeter von Trompingen" von H. Dinger.

19. Juni. 1) Trauermarsch aus der „Eroica". (4hdg.)
2) a) „Ueber Gluck nach dem Marx'schen Werke." Referat des Herrn Paesler.
b) „Heinrich von Steins Ansichten über Gluck." Referat des cand. med. Götze.
(Zugleich als Erinnerung an Heinr. v. Steins Todestag. † am 20. Juni 1887.)

26. Juni. 1) Vorspiel zu „Die Meistersinger". (4hdg.)
2) „Die Vorläufer Mozarts." Vortrag des Hrn. Paesler. (Nr. 8 der musikgeschichtlichen Vorträge.)
3) Stücke aus „Die Meistersinger". (Vers. der Meister. Lied Walthers vor der Zunft. — Quintett.)

3. Juli. 1) Ueber Wagners „Meistersinger". (Nebst musikalischen Erläuterungen der motivischen Entwicklung.) Vortrag des cand. med. Götze.
2) Walthers Werbegesang und Schluss des 1. Aktes. Wahn-Monolog Hans Sachsens. Schusterlied. Prügel-Scene. (2hdg. u. 4hdg.)

10. Juli. 1) Verwandlungs-Musik aus „Parsifal". (2hdg.)
2) „Mozarts Opern." Vortrag des cand. phil. C. Mey. (Nr. 9 der musikgeschichtl. Vorträge.)
3) Ouverturen zu „Idomeneo", „Entführung aus dem Serail", „Schauspieldirektor", „Figaros Hochzeit". (2hdg. u. 4hdg.)

1888.

17. Juli. 1) Ouverture zur „Zauberflöte". (4hdg.)
2) Ueber die Ehrlichsche Schrift „Wagnersche Kunst und wahres Christenthum", Referat des stud. theol. Liebich.
3) Ouverture zu „Don Juan".
4) „Beethoven in seiner Stellung zu Gluck und Mozart." Vortrag des cand. med. Goetze. (Nr. 10 der musikgeschichtl. Vorträge.)
5) Ouverture zu „Fidelio".
6) Stücke aus „Don Juan" und „Fidelio". (Gesangs-Vorträge.)

20. Juli. 1) Vorspiel zu „Parsifal". (2hdg.)
2) „Die Parsifal-Sage; ihre verschiedenen Bearbeitungen und die ethische Bedeutung der Wagnerschen Dichtung." Vortrag des stud. jur. Huber.
3) Verwandlungs-Musik und Schluss des 1. Aktes aus „Parsifal".

Winter-Semester 1888/89.

30. Oktober. 1) Vorspiel zu „Die Meistersinger von Nürnberg". (4hdg.)
2) „Bayreuth und die Bedeutung des Bayreuther Werkes und der Festspiele." Ansprache, zur Einführung in das Semester von cand. phil. C. Mey.

13. November. 1) Vorspiel zu „Parsifal". (2hdg.)
2) „Einige ästhetische Begriffe in Anwendung auf R. Wagner." Vortrag des cand. jur. Huber.

27. November. 1) Egmont-Ouverture von Beethoven. (4hdg.)
2) „Die Entwickelung der Spiel-Oper nach Mozarts Tode." Vortrag des cand. phil. C. Mey. (Nr. 11 der musikgeschichtl. Vorträge.)
3) Siegfried-Idyll. (2hdg.)

4. Dezember. Musik-Abend.
1) Ouverture zu „König Stefan" v. Beethoven. (4hdg.)
2) Erste Scene des „Rheingold" (unter Leitung von C. Mey).
3) Loges Erzählung. (Gesangsvortrag.)
4) Isoldes Liebestod. (2hdg.)

12. Dezember. 1) Siegfrieds Rheinfahrt. (4hdg.)
2) „Cherubini und die grosse Oper." Vortrag des Herrn Paesler. (Nr. 12 der musikgeschichtl. Vorträge.) (Charakteristische Musik-Proben hierzu: Zwei Märsche aus „Medea" von Cherubini.)
3) Trauermusik aus „Götterdämmerung." (2hdg.)

18. Dezember. Musik-Abend.
1) Koriolan-Ouverture von Beethoven. (4hdg.)
2) Drei Lieder von Wagner: „Im Treibhaus", „Träume", „Schmerzen". (Gesangs-Vorträge.)
3) Larghetto von Mozart. (Violin-Vortrag)
4) Ouverture Leonore Nr. II v. Beethoven. (4hdg.)

22. Dezember. Weihnachtsfeier.
1) I. Satz aus der „Eroica" von Beethoven. (2hdg.)
2) Stücke aus dem 3. Akt der „Meistersinger" (Vorspiel, Quintett, Aufzug der Zünfte etc.) (4hdg.)
3) Siegfried-Idyll. (4hdg.) (Wiederholt.)

1889.

15. Januar. 1) „R. Wagner und die IX. Symphonie." Vortrag des Dr. Arthur Prüfer. (Mit musikalischen Erläuterungen.)
2) I. Satz aus der „Eroica" v. Beethoven. (Wiederholt.)

22. Januar. 1) Ouverture zu „Euryanthe" von Weber. (4hdg.)
2) Zwei Lieder von Weber. (Gesangs-Vortrag.)
3) „Karl Maria von Weber." Vortrag von cand. phil. Meienreis. (Nr. 13 der musikgeschichtl. Vorträge.)
4) „Trauermusik bei der Ueberführung der sterblichen Ueberreste Webers" von R. Wagner. (2hdg.)
5) Ouverture zum „Beherrscher der Geister" von Weber. (4hdg.)

1889.

29. Januar. 1) „Kaisermarsch“ von R. Wagner. (Zur Nachfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II.) (4 hdg.)
2) „Die Bedeutung der Tonarten.“ Vortrag des stud. jur. A. Lorenz.
3) I. Satz der A-dur-Sonate von Mozart. (2 hdg.)

5. Februar. Musik-Abend.
1) Eine Faust-Ouverture. (Wagner.) (4 hdg.)
2) Ouverture zu „Hans Heiling“ von Marschner.
3) „ „ „Manfred“ von Schumann.
4) „ „ „Jessonda“ von Spohr.

12. Februar. 1) Ansprache des Vorsitzenden cand. phil. Erich Kloss, betr. die Bedeutung des 13. Februar: Stiftungstag des Akad. Wagner-Vereins Berlin und Todestag des Meisters.
2) „Orpheus“, symphonische Dichtung von Fr. Liszt. (4 hdg.)
3) „Spohr und Marschner als Opern-Komponisten“, Vortrag von cand. phil C. Mey. (Nr. 14 der musikgeschichtl. Vorträge.)
4) Diskussion über R. Schumann.
5) Ouverture zu „Genovefa“ von Schumann. (2 hdg.)
6) „Siegfried Verklärung“ und Trauermusik aus „Götterdämmerung“. (2 hdg.) (Zum Gedächtniss des Todestages des Meisters.) Musik-Abend.

19. Februar. 1) G-moll-Symphonie von Mozart. (4 hdg.)
2) Vorführung der ersten beiden Scenen des III. Aufzuges aus „Siegfried.“ (Begleitung 4 hdg.)

26. Februar. 1) „Les Préludes,“ symphonische Dichtung von Fr. Liszt. (4 hdg.)
2) Diskussion über „„Richard Wagners „Ring des Nibelungen“, ein exegetischer Versuch von Dr. Eiser.““ (Bayr. Bl. Jahrg. 1878.)
3) Jupiter-Symphonie von Mozart. (4 hdg.)

5. März. 1) F-moll-Sonate (Op. 1) von Beethoven. (2 hdg.)
2) Diskussion über einen Aufsatz im Februar-Stück der Bayr. Bl. „Goethes Gespräche mit Eckermann“ von R. Schlösser.
3) I. Satz der C-moll-Symphonie von Beethoven. (2 hdg.)

Aufführungen der Werke.

Aufforderung.

Die werthen Herrn Vereinsvorstände und Ortsvertreter werden daran erinnert, das ausgefüllte Schema der Aufführungen, und gleichzeitig das etwa angelegte Verzeichniss von Zeitungsartikeln, bis zum Anfang des Juli an die Red. d. Bayr. Bl. gef. gelangen lassen zu wollen. (S. Bayr. Bl. 1888. Beilage zum X. Stück).

Bisher gingen die Schemata der Vertretungen von Augsburg, Chemnitz, Hamburg, Hannover und Königsberg ein, wofür besten Dank sagt

Bayreuth, 1. Juni 1889.

die Redaktion der „Bayreuther Blätter."

Verbesserungen im IV. und V. Stück.

(A. Wahrmund, Nothwendigkeit genossenschaftlicher Beschränkung.)

Seite	121	Zeile	8	von	unten	statt	Geist	lies	Gunst
„	121	„	7	„	„	„	Entbehrung	„	Entlohnung
„	123	„	15	„	„	„	von der	„	vor der
„	124	„	11	„	„	„	umfassen	„	umfassten
„	128	„	10	„	„	„	das	„	dies
„	129	„	3	„	„	„	liegen	„	halten.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

VII.

Die physische Gesellschaft in der Zeit darf keinen Augenblick aufhören, indem die Moralische in der Idee sich bildet.

(Schiller.)

VIII.

Wenn sich über manigfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsteren, tieferen Grunde die sämmtliche Welt.

(Goethe.)

Erziehung, Unterricht und Idealismus.

Von Wolfgang Körber.

IV.

Während die Gegenstände der Naturlehre, als im Raume befindlich, dem sinnlichen Anschauen sich darbieten, besitzen wir in den Ideen, deren niedrigste Stufe die Begriffe sind, die Objekte des geistigen Anschauens. Um unsere Jugend auf die Höhe solchen Schauens zu führen, müssen wir sie mit den Begriffen operiren, d. h. denken lehren, und es wird die Thätigkeit des Lehrers darauf gerichtet sein, die Begriffe der Sachen dem Geiste als die wirklichen Bilder ihres Wesens darzustellen und ihre gegenseitigen Beziehungen auffinden und prüfen zu lassen, auf dass schliesslich ein möglichst vollkommenes Bild der in Begriffen dargestellten Wesenheiten geschaffen werde. (Wagner III, 68). Ein solcher Vorgang vollzieht sich im Sprachunterrichte, dessen Aufgabe demgemäss darin zu suchen ist, über Form und Inhalt der Worte, ihren Dienst als Begriffe, über die Verbindung der Begriffe zu Urtheilen und über deren Gehalt, Gestaltung, Anordnung und Verschmelzung Licht zu verbreiten. Hierdurch soll dem jugendlichen Geiste die Fähigkeit verliehen werden, eigene Urtheile zu bilden und zwar solche, welche angesichts des auf ethische Zwecke gerichteten Unterrichts in das Gebiet idealer Bestrebungen fallen, und ihre Verkündigung mit aller ihm zu Gebote stehenden Fülle, Schönheit und Schärfe des Gedanken-Rüstzeuges auszustatten.

Hat das Erlernen der Sprache von jeher als das vornehmste Mittel zur Ausbildung der Gedankenthätigkeit gegolten, und dürfen wir die Sprachwissenschaft als die ideale Seite der geistigen Schulung ansehen, so bedarf die letztere bei den ehernen Gesetzen, in die wir durch Raum, Zeit und Kausalität gebannt sind, auch der Regelung durch eine zu den praktischen Aufgaben des Lebens hinleitende Wissenschaft. Die Mathematik ist es,

welche uns die Zeit berechnen, die Anwendung des Kausalgesetzes im Denkprozesse üben und den Raum messen lehrt. Mit idealem Denken und Fühlen hat sie zwar gar nichts zu thun, und darum wird sie immerdar eine trockene Lehrmeisterin sein. Aber da wir alle nun einmal zwei Seelen in uns tragen, deren eine sich an die Welt klammert, so thut uns neben dem idealen Sinnen auch ein praktisches Handeln noth, das auf klare und kalte Berechnungen gestützt ist, und für diese weist uns die Mathematik die Methode. In diesem Sinne ist sie ein unentbehrliches Bildungsmittel. Um sie auch den lebhaft empfindenden Knaben sympathisch zu machen, wird es nöthig sein, ihre Lehren durch möglichst anschauliche Bilder zu beleben und den Unterricht mit perspektivischem Zeichnen und praktischen Uebungen in der Messkunst zu verbinden.

Man stellt oft die seltsame Frage auf: welche Sprachen soll die Jugend erlernen? Als ob die Schule eingestandner Maassen eine Abrichtungsanstalt für die Aneignung fremder, undeutscher Idiome wäre. Nicht Sprachen sollen gelernt werden, sondern die Sprache, d. h. die deutsche. Ein verhängnisvoller Wahn hat bis auf den heutigen Tag die Ausführung dieser einfachsten, nothwendigsten und allein zu Recht bestehenden Forderung gehemmt. Es soll nicht gesagt sein, dass fremdsprachlicher Unterricht überhaupt vom Uebel wäre; nur darf man nicht Kindern, die wegen ihres Alters die Muttersprache selber nicht beherrschen können, durch jenen Unterricht das Sprachvermögen verwirren. Ferner soll, was an fremdsprachlichem Bildungsmaterial den Knaben etwa zugeführt wird, ihnen nicht sowohl zur Kräftigung und Unterstützung einer schon erlangten Sprachfertigkeit dienen als vielmehr den Gedankenreichthum, den sie aus der Beschäftigung mit der deutschen Litteratur gewonnen haben, vertiefen. Wer aber im Stande ist, etwas in seiner Art Besseres und Bedeutenderes, als es sich in der deutschen Litteratur findet, mit wirklichem Nutzen in Geist und Gemüth aufzunehmen, der muss einer schon sehr gereiften Altersstufe angehören. Wie stehen aber die Dinge? Man lässt zarte Knaben, die kaum ordentlich schreiben, geschweige denn sprechen oder gar denken können, fremdsprachliche Formen und Sätzchen von beliebigem Inhalt massenhaft lernen und führt sie allmählich in die Besonderheiten der fremden Stilart so weit ein, dass sie tüchtig werden, einen undeutschen Schriftsteller — meist militärgeschichtlichen Inhalts — mit saurer Mühe zu lesen und zu verdeutschen. Wer durch Cäsars *bellum Gallicum* und Xenophons *Anabasis*, bezw. den Charles XII. Voltaires sich hindurchgearbeitet hat und Extemporalien ziemlich fehlerfrei übersetzen kann, welche, dem Sprachgebrauche der genannten Schriftsteller entsprechend, in deutschen Worten, aber ganz undeutschen Gedanken nach Inhalt und Ausdruck abgefasst sind, der darf nach den heutigen Anschauungen als sprachlich gebildeter Mensch sich fühlen; denn der Staat gewährt ihm ein Vorrecht, das im allgemeinen nur den gebildeten Klassen zusteht, durch die Zu-

erkennung der Reife zum einjährig-freiwilligen Dienst. Weitaus die grössere Zahl der Zöglinge unserer höheren Schulen nimmt, mit der erwähnten Berechtigung in der Tasche, Abschied von der Schule. Deutschen Unterricht haben sie zwar auch empfangen; sie haben den Inhalt einiger Lesebücher mit recht hübschen Geschichten und guten Gedichten kennen gelernt und kindliche Versuche gemacht, Gegenstände aus der Natur, der Kunst, der örtlichen Umgebung zu beschreiben und fremde sowie eigene Erlebnisse zu erzählen. Das war recht erfreulich gewesen, ein Lichtblick durch das Dunkel fremdsprachlicher Schwierigkeiten; wahre Liebe aber und Verehrung unseres Schriftthums, die Unterscheidung guter und schlechter Erzeugnisse, eine dauernde Hinneignng, den Geist an der Litteratur zu erfrischen, konnte aus der kargen Nahrung nicht erwachsen. Selbst der günstigste Fall, dass auf der höchsten Stufe der mittleren Klassen ein Schillersches Drama, Goethes Herrmann und Dorothea und ausgewählte Abschnitte aus dem ins Neuhochdeutsche übersetzten Nibelungenlied gelesen worden, hat für die innere Bildung dessen, der mit dem Einjährigen-Zeugnis von der Schule abgeht, nicht viel zu bedeuten, weil bei der geringen Zahl von Unterrichtsstunden, von welchen ein beträchtlicher Theil durch das Besprechen der Aufsätze in Anspruch genommen ist, die Lektüre in hastiger Eile betrieben wird, der Geist unserer Klassiker aber sowie der mittelalterlichen Dichtung ohne ein tieferes Eindringen in die besonders charakteristischen Werke nicht erfasst werden kann. Ueberhaupt, solange dem Sprachunterricht der höheren Schule die beste Kraft durch die zeitraubende Beschäftigung mit ausländischen Idiomen entzogen wird, kann sie ihre höchste Aufgabe, deutsches Sprechen, Denken und Fühlen zu lehren, selbst denen, welche die ganze Schullaufbahn durchmessen, nur halb erfüllen. Das formelle Sprachgefühl freilich, der mündliche und schriftliche Ausdruck, wird im Unterrichte der obersten Stufen erheblich gefördert durch die anhaltenden Uebungen im Uebersetzen; denn wenigstens den einen Ruhm dürfen unsere Gymnasien beanspruchen, dass sie ihre Primaner als musterhafte Verdeutscher, soweit es die Schulschriftsteller angeht, entlassen. Aber dieser Ruhm hat die bedenkliche Kehrseite, zu theuer erkauft zu sein. Wohl hat man es soweit gebracht, die formgewandtesten Schriftsteller des römischen Alterthums, Cicero und Horaz, mit dem Verstande zu erfassen und der theils rhetorisch-pomphaften, theils wissenschaftlichen subtilen Art des Einen, der feinen Gedanken-Pointierung des Andern durch einen wohlgefügten deutschen Ausdruck gerecht zu werden; aber das Gemüth des deutschen Jünglings, dem unterdessen auch ein Goethe, ein Sophokles nahe geführt ward, konnte aus jenen vorzüglichen Römerschriften nichts anderes gewinnen als etwa eine kalte Bewunderung der Technik, ein Bedauern der römischen Kulturverhältnisse (denn jene beiden höchst kultivirten Römer waren selbst sehr mangelhafte Charaktere, und was man durch römische Historiker, zumal Sallust und Tacitus, über ihr Volk erfährt, kann nicht

günstigere Eindrücke erwecken), und die unbefriedigte Sehnsucht nach einer vollständigeren Kenntniss der Quellen, aus welchen der römischen Litteratur alles Heil geflossen ist — der Griechen. Aber weit entfernt davon, dass ein unmittelbar aus der Fülle griechischer Weisheit gewonnener geistiger Besitz den Höhepunkt gymnasialer Bildung ausmache, führt man die Jünglinge im Griechischen so weit, dass sie in der höchsten Gymnasialklasse die Schriftsteller nur auf Grund einer sehr sorgfältigen Vorbereitung, im späteren Leben fast garnicht mehr lesen können; den Vorrang vor allen Disziplinen räumt man heute ebenso wie im Mittelalter dem Lateinischen ein. Da nun mit Rücksicht auf ein gutes Lateinschreiben die Autoren weniger des Inhalts als der Form wegen gelesen werden, so zeigt sich denn auch bei dem Schlussergebniss die lateinische Formenkenntniss der deutschen Jünglinge — aber nur diese — in üppiger Blüthe, dergestalt, dass sie am Tage des Abiturientenexamens über syntaktische und stilistische Regeln, über synoymische Kleinigkeiten, über die Formen der *tractatio* und *argumentatio* gar vortrefflich Bescheid zu geben wissen. Und dennoch ist seit mehren Jahrzehnten, seitdem die klösterlich-strenge Zucht im Lateinischen gemildert und die Forderung geläufigen Lateinsprechens für die Schule, des Lateinschreibens für die akademischen Prüfungsarbeiten in Wegfall gekommen ist, die Krone des gymnasialen Unterrichts erblindet, und die lateinische Gelehrsamkeit wird von den Jünglingen, die sich für die Folgezeit keinen Nutzen von ihr versprechen können, als drückender Ballast abgeschüttelt. Ein jeder aber, der mit Ernst und Sachkenntniss die Aufgaben des Jugendunterrichtes ermisst, muss sich entschieden dagegen auflehnen, dass um eines so geringartigen Zieles willen, wie es die Kenntniss der lateinischen Schulautoren ist, die Spannkraft des jugendlichen Geistes während vieler Tausende von Lehrstunden abgenützt werde. Darum möge das Lateinische aufhören, ein Lehrobjekt der Schule zu sein, und durch wahrhaft nothwendige und nützliche Wissenzweige ersetzt werden, vor allen durch einen gründlichen und umfassenden Betrieb des deutschen Unterrichtes. Nicht ohne Wehmuth freilich möchte der Kenner des römischen Alterthums, dem aus der emsigen Beschäftigung mit der Litteratur des kernhaften Volkes auch die innige Liebe zu ihr erwachsen ist, die Zeit herannahen sehen, wo der grosse und edle Vergilius, dessen Verehrung uns ein theures Erbgut des Mittelalters sein sollte, zu den Todten gelegt sein wird. Doch nein, ein Verdrängen aus der Schulstube ist keineswegs gleichbedeutend mit einer Verbannung aus dem Leben. Gelingt es dem Jugendunterrichte, durch geeignetere Mittel als bisher das Interesse für Sprache und Litteratur überhaupt zu erhöhen und stätig zu machen, dann wird auch die lateinische Sprache als eine immerhin vornehme und respektable Schwester der unsrigen ihren Kreis von Verehrern finden. Lasst nur erst die heutigen Tages herrschende Vorliebe für Zeitungen und leichte Unterhaltungswaare aufhören, dann werden von erwachsenen Männern ein Cicero und Livius mit mehr Liebe und Verständniss gelesen werden als heute von unsern Gymnasiasten

Der Unterricht in der Sprache erfordert selbst in seinem Anfangsstadium mehr als bloss empfängliche Hinneigung des Gemüthes, und hat es von vornherein mit geistiger Abstraktion zu thun. Aber eben wegen der grossen Schwierigkeiten, welche bekämpft sein wollen, bis in die unendliche Manchfaltigkeit der Begriffe und Urtheile Licht und Ordnung gebracht ist, darf das lernende Kind nicht in einer Weise sich fremd fühlen, dass sein Gemüth gar keine Nahrung dabei fände, wie es thatsächlich beim fremdsprachlichen Unterricht der Fall ist; vielmehr muss das Feld, auf welchem es seine Geisteskräfte tummeln und stählen soll, ungeachtet aller Rauhheiten des Bodens und der Wildheit des Pflanzenwuchses, von der würzigen Luft und der milden Sonnenwärme der Heimath durchdrungen sein. Das heimathliche Gut aber, welches das Kind in der Schule wiederfindet, sind die Klänge seiner Muttersprache, nun veredelt und vergeistigt aus dem Munde weiser Männer und den Zeilen belehrender Schriftwerke zu ihm sprechend, auf dass es durch beide, Lehrer und Lehrmittel, bis zur Meisterschaft in seiner Sprache hinangeführt werde. Ein Lehrmittel für die Anfangsstufe des deutschen Unterrichts muss erst geschaffen werden. Die vorhandenen Lesebücher sind allesammt mit Rücksicht auf die geringe Stundenzahl verfasst, die dem Deutschen bei der Uebermacht fremdsprachlichen Unterrichts noch bewilligt ist, und haben sich darauf beschränken müssen, einzelne Abschnitte aus den für die Jugend lehrreichen Gebieten zu bringen. Mögen diese auch noch so geschickt ausgewählt und angeordnet sein, so fehlt doch der das Ganze belebende episch-interessante und logisch-vernünftige Zusammenhalt. Ein deutsches Lesebuch der Zukunft würde nach seinem Inhalte und in der Einfachheit der Darstellungsweise etwa an den Robinson Krusoe erinnern — nur müsste es ein durch und durch deutscher Robinson sein — zugleich aber etwas von der Tiefe, dem Ernste und der Poesie des Wilhelm Meister in sich tragen; es müsste immer lehrreich, doch niemals langweilig und hinsichtlich der Methode so gehalten sein, dass der anschauenden Phantasie immer weitere Kreise, dem begreifenden Verstande immer entwickeltere Ausdrucksweisen erschlossen würden. Das Interesse des Kindes haftet allein am Stoffe, nicht an der Form. Der Lehrer wird damit zu rechnen haben, und was er spricht und fragt, worauf er nur immer zurückgreift und was alles er kombinirt und in Parallele zu einander stellt, wird er an die Erzählung des gelesenen Buches anschliessen. Grammatische Belehrungen unterbleiben, weil sie einem normal gearteten Kinde von zehn bis zwölf Jahren nur ein nichtssagender Formenkram sind; vernünftig und richtig sprechen, angemessen fragen und antworten, das Wesentliche herausfinden und festhalten, das ist alles, worauf es ankommt. Haben die Kinder im ersten Jahre Korrektheit im mündlichen Ausdrucke sich angeeignet, so sollen sie im zweiten das Niederschreiben ihrer Gedanken erlernen und zunächst in der einfachsten Form, im schriftlichen Erzählen, geübt werden. Es giebt einen ewig jungen und reichen

Born, aus welchem unsre Kinderwelt den Stoff ihrer liebsten Erzählungen schöpfen wird: die deutsche Sage. Schon im Elternhause sind die Kinder mit diesem und jenem bekannt geworden: nun aber enthüllt sich ihnen in den Erzählungen des Lehrers die ganze prächtige Wunderwelt in organischem Zusammenhange. Eines Lesebuches bedarf es nicht: ein solches würde sogar schaden, weil der Stoff alsdann aus mehr als einer Quelle flösse. Zum Abschlusse des kindlichen Unterrichts würde dann das Höchste und Beste, was für naiv-kindliche Gemüther je geschrieben worden ist, in den Dienst des Unterrichts zu treten haben: die Geschichte des Heilands in den Evangelien erzählt. Die Arbeit der Kinder würde sich jetzt nicht mehr auf das blosse Erzählen zu beschränken haben, sondern vorzüglich auf das Erfassen des Zusammenhanges zwischen der Lehre und den Thaten und Schicksalen des Gottmenschen gerichtet sein. Der Gedankenwelt wird ein neues Gebiet eröffnet durch die Deutung der Bilder und Gleichnisse der heiligen Schrift; das ethische Leben der Knaben aber empfängt durch die intensive Beschäftigung mit dem, was christlich ist, nachdem sie in den untersten beiden Klassen das Wesen des Deutschthums in ihr Herz aufgenommen haben, eine Grundlage, welche dauern wird, so lange deutsche Treue ihnen zu eigen bleibt. Denn nun muss ihnen klar geworden sein, dass Christenthum und Deutschthum das selbe wollen — Opferwilligkeit, Treue, Verachtung des Lebens und seiner Güter. Ist das Christenthum als Inbegriff der höchsten Güte, das Deutschthum als derjenige der höchsten Kraft erkannt worden, so weiss der deutsche Christ, welche Bahn er zu wandeln hat. Unserer Jugend aber möge vor dem Abschluss ihres zweiten Schuljahres, in welcher ihr die Fragen über unser Volk und seine Religion besonders nahe treten, die Wahrheit, dass nur die Vereinigung von christlichem und deutschem Leben eine echte Kultur zu fördern vermöge, an den Beispielen der wahrhaft grossen Männer, der Helden und Märtyrer zumeist unsers eignen Volkes nachgewiesen und als ein unvergessliches und unveräusserliches Geistesgut eingeprägt werden.

Hiermit würde diejenige Stufe erreicht sein, wo die geistesärmeren Schüler, solche, die zu einer angestrengteren Gedankenarbeit nicht veranlagt sind, von der Stätte ihrer Bildung Abschied nehmen. Sie haben warm und edel empfinden, natürlich denken und klar und vernünftig sich ausdrücken gelernt. Der Segen, welcher auf der Hände Arbeit ruht, in die sie nun unmittelbar eintreten, wird sie zu frohen und geachteten Menschen machen.

Auch dem besterzogenen Knaben naht eine Zeit, wo die Natur es darauf anzulegen scheint, das Werk der Erziehung zu schanden zu machen. Die kindliche Fügsamkeit weicht dem Trotze, das Glauben dem Zweifeln, das ernste Streben einem ziel- und maasslosen Sehnen; Maass- und Formlosigkeit drückt sich selbst in dem äusseren Gebahren aus. Aber die Flegel-

jahre haben auch ihr Gutes in einer erhöhten Begeisterungsfähigkeit und in dem gewaltigen Kraftgefühl, welches zur Mannheit heranreifen will. Jene soll auf edle Bahnen gelenkt, dieses durch Arbeit gepflegt, gesänftigt und gebändigt werden; jener erschliesst sich nun, im vierten Jahre der höheren Schule, das Reich der Kunst, diesem das der Wissenschaft. Die für die Erziehung der Jugend in Betracht kommenden Kunstwerke der deutschen Sprache sind zunächst die Balladen und Romanzen, späterhin die Dramen unsrer Klassiker. Genau die nämlichen Stoffe sind auch in der poesielosen Gegenwart ein Bildungsmittel der Knaben; doch bringt der Unterricht darin im besten Falle eine mässige Erholung, gewöhnlich aber nur bei dem Schüler Langeweile, bei dem Lehrer die Qual des Misserfolges zu Wege. Das kann nun freilich auch nicht anders sein in einem Zeitalter, wo die Knaben von Kindesbeinen an mit fremden Sprachen beschäftigt werden und bei ihrer Gleichgiltigkeit gegen den Inhalt der fremdsprachlichen Gedanken an ein gedankenloses Hinplärren der Worte sich gewöhnen müssen. In einem Herz und Gemüth fast gar nicht ansprechenden Unterricht können aber die Herzenstöne nicht gedeihen, welche beim Lesen eines Gedichtes zur Geltung kommen wollen. Aus der Thatsache aber, dass heutzutage an Elementarschulen, die von fremdsprachlichem Unterricht frei bleiben, bei weitem verständnissvoller und besser deklamirt wird als an höheren Schulen, dass etliche Volksschullehrer-Seminarien, deren Zöglinge auf ihren Präparanden-Schulen auch eine nur deutsche Bildung genossen haben, geradezu als Musteranstalten richtiger Aussprache und Betonung gelten können, ist die Hoffnung zu schöpfen, dass in der Zukunft, wenn man das Widersinnige einer fremdsprachlichen Schulung der unreifen Kinder eingesehen haben wird, auch der den höchsten Bildungszielen entgegenstrebenden Jugend die Ursprünglichkeit des Gefühls, welche zum Sprechen deutscher Verse die wichtigste Bedingung ist, wiedergegeben sein wird. Es wird dann auch das langweilige Paraphrasiren der Gedichte und dramatischen Scenen nicht mehr stattfinden, dafür aber ein desto gründlicheres Eingehen auf die Präzision und Schönheit des Ausdrucks, auf die Idee des Dichtwerks, auf den Einklang des Inhalts und der Form gepflegt werden können.

Um die deutsche Sprache in ihrem vollen Werthe lieb zu gewinnen, ist es nicht allein nöthig, sie sprechen und schreiben zu können und für die rhythmischen Klangschönheiten, für den bilderreichen Ausdruck und die Hoheit der Gedanken in der Poesie einen offenen Sinn zu haben: ihre Machtfülle offenbart sich erst Demjenigen, welcher das ganze Gebiet der Wort- und Gedankenfügung im Grossen wie im Kleinen, ihre stilistische Behandlung, ihre syntaktischen Gesetze und die Artung ihrer Formen gründlich kennen gelernt und erprobt hat. Zwar ist die Formenlehre und das Wesentlichste aus der Syntax dem jungen Deutschen, welcher ein Paar

Lehrjahre auf der höheren Schule durchgemacht hat, aus ihrer Anwendung geläufig; aber ein praktisches Können verbürgt noch nicht das sichere Beherrschen, und die Mahnung, welche vom Deutschthum als unserm höchsten Erbgute überhaupt gilt: Erwirb es, um es zu besitzen, bezieht sich insonderheit auf seinen idealsten Bestandtheil, die deutsche Sprache. Neben der Erringung ihrer geistigen Schätze, der Durchdringung des Gedankengehalts unsrer vornehmsten Litteraturwerke, wird noch ein andrer Prozess durchzumachen sein, welcher die historische Entwickelung der Sprache hinsichtlich der grammatischen Formen und des ästhetischen Werthes zu ermitteln hat.

Nun aber wird es für diejenige Stufe des Unterrichts, welcher das Anfangsstadium einer inneren Beschäftigung mit der deutschen Poesie zuzuweisen ist, nicht wohl angehen, dass man ihr daneben auch ein wissenschaftlich-grammatisches Studium des Deutschen zumuthe. Es würde alsdann neben die Poesie eine gar unerquickliche Prosa und Nüchternheit der Belehrung treten, wie sie ja in den Anfängen jeder wissenschaftlichen Thätigkeit unvermeidlich bleibt. Zudem entbehrt das Hineinarbeiten in die Sprachgeschichte des Lebens, wenn nicht auch die Sprachvergleichung herangezogen werden kann. Diese Belebung des Unterrichtes aber wird unsrer Jugend auf der Stufe, auf welche wir sie gelangen liessen, wo sie arbeiten soll und kann und will, dadurch dargeboten, dass man sie Wort und Wesen der deutschen Sprache aus den Schöpfungen einer ihrer ebenbürtigen Schwestern kennen lehrt. Prüfen wir die Denkmäler der arischen Sprachen hinsichtlich ihres idealen Gehaltes, so können allein die Schriften der Griechen und der Inder an Ideen- und Gemüthsreichthum der deutschen Litteratur an die Seite gestellt werden. Die Erlernung beider Sprachen würde zu einer Ueberanstrengung der jugendlichen Leistungskraft und des Gedächtnisses führen; wir werden aber der griechischen Sprache den Vorzug vor der indischen geben, weil das Griechenvolk ungleich vielseitiger seine Kräfte entwickelt hat als das Schwestervolk im fernen Osten, weil wir selber, wenn auch auf indirektem Wege, einen wesentlichen Theil unsrer Kultur von dem griechischen Alterthum entlehnt haben, und weil die griechische Sprache die Form gewesen ist, in welcher die christliche Lehre ihren litterarischen Ausdruck gewann. Dem Deutschen ist das Sehnen nach der Fremde eingeboren, und den Geistern der Jugend wird durch die fremde Sprache dieses Sehnen erfüllt, weil die im Innern lebende sprachschaffende Kraft nun Flügel verlangt, sich zu entfalten. Keine der fremden Kultursprachen vermag an Reichthum der Formen, an Manigfaltigkeit syntaktischer Figuren mit der griechischen sich zu messen, keine der jugendlichen Arbeitslust so viele kernige und köstliche Nahrung zuzuführen und so nachhaltig zu belehren, weder das Lateinische mit seinem schwerfälligen Periodenbau noch die modernen Sprachen, welche insgesammt neben dem Flexionsreichthum ihrer Formen auch das Vermögen einer weitgehenden

und bis zum höchsten Grade logischen und wechselreichen Neben- und Unterordnung der Gedanken eingebüsst haben.

Das Erlernen des Griechischen wird auch in der Zukunft, wenn bessere Zeiten für das deutsche Schulwesen erschienen sein werden, kaum in andrer Weise vor sich gehen können, als heute auf den deutschen Gymnasien; nur werden die Erfolge ganz andre sein insofern, dass man ohne Schwierigkeit auch die tiefsinnigsten Schöpfungen der griechischen Prosa und Poesie im Urtext wird lesen können; denn die Arbeitskraft, welche der deutsche Jüngling dem Griechischen widmet, wird diesem von keinem fremden Sprachgebiete streitig gemacht werden, es sei denn vom Deutschen. Etwa ein Jahr wird nöthig sein, um die Formenlehre, zwei fernere Jahre, um die Syntax zu bemeistern. Schon am Ende des ersten Jahres kann mit einem leichten Prosa-Schriftsteller angefangen werden, am besten mit einer Auswahl aus Apollodor, welche in leichtfasslicher Sprache das Wichtigste aus der griechischen Sagenwelt kennen lehrt. Darauf werden von den Historikern Herodot und Thukydides, von den Dichtern Homer, Sophokles, Aeschylus und Pindar, von den Rednern Demosthenes, von den Philosophen Platon der Jugend möglichst vollständig zu eigen gemacht. Der Gewinn, welchen die Jünglinge aus solcher Lektüre davontragen, ist in formaler wie ideeller Beziehung gleich nothwendig und bedeutend. Nicht sowohl das Griechische nämlich ist Objekt des Erlernens, als vielmehr die Kunst, ein vielgliedriges, oft bis zu unergründlich scheinenden Tiefen führendes Sprachgebilde, wie es besonders von Thukydides und Pindar gefügt ist, bis in seine feinsten Nüancen mit dem Geiste zu durchdringen und in ein mustergiltiges Deutsch umzuformen. In solcher Kunst geübt, wird man sich immer bewusst bleiben, dass es um die Gestaltung des Ausdrucks eine ernste Sache ist, und keine Phrase in seinen Reden aufkommen lassen.

Griechenthum und Deutschthum sind einander verwandt durch die Hoheit und den Ernst des Empfindens, durch den religiösen Zug, welcher die bedeutsamsten Dichtungen durchweht. Doch sind die Griechen vermöge ihrer schärferen Auffassungsgabe, ihrer reicher entwickelten Sinnlichkeit und ihrer harmonischen, weit tiefer zum Innern führenden Bildung dem Ideal der Schönheit, welches Kraft und Anmuth vereinigt, näher als wir gekommen. Aus jedem der oben genannten Klassiker sollen die Jünglinge etwas lernen, was sie in unsrer heimischen Litteratur nicht finden können: aus Homer die urgesunde Natürlichkeit eines einfachen und folgerichtigen Empfindens und Handelns, aus Herodot die schlichte und liebliche Erzählungsweise eines im Grunde der Seele tiefernst und edel-pessimistisch angelegten Mannes, aus Thukydides die scharfe Logik eines weitsichtigen, mit einer ungeheuren Fülle von Thatsachen rechnenden Verstandes, aus Demosthenes das edle Feuer patriotischer Beredtsamkeit, aus Platon das poesiereiche Schaffen eines von der Wahrheit ewiger Ideen überzeugten

Geistes. Die antike Weltanschauung aber zur höchsten Weihe, zu ewiger Giltigkeit emporgehoben hat Aeschylus, dessen Dichtungen die Sprache des gottbegeisterten Weisen reden und durch Schuld, Frevel und Ueberhebung zur sühnenden Gnade führen. Der ethische Gehalt der Sophokleischen Dramen ist nicht so tief wie bei Aeschylus; aber durch die Kunst, den im attischen Volksbewusstsein lebenden mythischen Vorstellungen den denkbar schönsten Ausdruck gegeben zu haben, hat Sophokles sich ein hehres Denkmal gesetzt und er hat den ewig lebenden Jugendbildnern sich eingereiht, weil er es verstand, das Erhabene durch Milderung zum rein Menschlichen verständlich zu machen. In Pindar ist der spezifisch griechische Geist zum höchsten Glanze gediehen, in welchem eine lautere Frömmigkeit, tiefe Weisheit und freudigstes Tugendstreben sich vereinigen, verklärt durch eine staunenerregende poetische Kraft. Es beugt sich in Demuth der Geist, welcher Pindar zu erfassen strebt, vor der Fülle seiner Bilder, der Wucht seiner Gedanken, der Sehergabe, die durch das von dem Zufall regierte Getriebe irdischer Verhältnisse das ewig zerstörende, ewig schaffende, Glück und Leid mit gerechter Wage zumessende Walten des Weltordners schaut. Die lernende Jugend aber, wenn sie Pindar versteht, ist nun an die äusserste Grenze ihrer der Sprachwissenschaft gewidmeten Anstrengung gelangt; sie hat das Höchste empfangen, was menschliche Begeisterung geschaffen hat, und damit eine Kraft des Gemüthes, die immerdar dem Hohen zugewandt bleiben wird, zugleich aber auch diejenige Klarheit des Blickes, welche Gutes von Schlechtem, Grosses von Kleinem, Wahres von Falschem unterscheidet. Der fernere Unterricht, welcher, zum Abschlusse der Jugendbildung führend, die höchsten Schöpfungen der vaterländischen Weisheit und Dichtung zum Vorwurfe hat, ist dazu bestimmt, den Blick auf jener Höhe zu erhalten und ihn durch neue Objekte echter Kunst im Urtheile zu üben.

Neben dem griechischen Unterrichte, welcher etwa 6 Jahre mit je einer Lehrstunde täglich in Anspruch nehmen wird, darf das Deutsche nicht vernachlässigt werden. Das Sprachgefühl, die Kenntnisse in Grammatik und Stilistik, sind durch die Einführung in das Griechische soweit gefördert, dass auch die deutsche Vorzeit in ihren bedeutendsten und schönsten Schriftdenkmälern alsbald ein Objekt des Unterrichts werden kann. Nur wird die Methode der Spracherlernung im Vergleich zu der im Griechischen geübten die umgekehrte sein. Was nämlich im Griechischen wegen der Fremdartigkeit des Vokabelschatzes ohne unverhältnissmässig grossen Zeitverlust nicht durchführbar war, das heuristische Verfahren, welches aus den in der Litteratur sich darbietenden Wort- und Satzformen die grammatischen Erscheinungen abstrahiren lässt: es wird für das Verständniss der altdeutschen Sprache, deren Wortklänge unser Ohr traulich und heimatlich berühren, mit leichter Mühe zur Anwendung gelangen.

Es wurde oben der Unterrichtsplan für das Deutsche da abgebrochen, wo die Knaben mit vaterländischen Balladen und Romanzen, mit Schillerschen und Goetheschen Dramen (Tell, Wallenstein, Götz, Egmont) beschäftigt gedacht wurden. Der altdeutschen Poesie treten sie im sechsten Schuljahr näher, am besten in dem Zeitraume, wo sie in dem nebenherlaufenden griechischen Unterrichte mit den homerischen Gesängen eingehende Bekanntschaft gemacht. Was sie nun im Deutschen lesen, führt sie aus dem griechischen Götterhimmel in den deutschen Wald, aus dem buntbewegten Markte griechischen Lebens an den deutschen Herd, wo nur Redlichkeit, Treue und harte Pflichterfüllung gelten. Während nun die jungen deutschen Geister manchmal durch die höchst wunderlichen Komplikationen staats- und weltmännischer Klugheit trotz der glänzenden Darstellungsgabe eines Thukydides und Demosthenes beirrt werden mögen, trägt ihnen der Hauch altdeutscher Gemüthsinnigkeit und Frömmigkeit, das Beispiel echter Ritterlichkeit und ungestümer Heldenhaftigkeit begeisternde Frische zu. So möge denn unsern Jünglingen aus dem armen Heinrich, dem Parzival, den Dichtungen Walthers und dem Nibelungenliede die Weihe des deutschen Geistes zu Theil werden, der trotz aller Vielseitigkeit die Einheitlichkeit des frommen, treuen, nach Befreiung aus den Banden der Niedrigkeit sich sehnenden Gemüthes in sich trägt. Wer dergestalt in den Geist und die Sprache der Vorzeit eingedrungen ist, hat das Anrecht darauf erlangt, auch die älteste, ehrwürdigste und reichste Quelle deutschen Volksthums sich eröffnen zu sehen: die Edda bilde den Beschluss der dem deutschen Alterthum gewidmeten Studien.

Die deutschen Aufsätze in den Jahren der sprachlich-litterarischen Schulung werden nur immer solchen Gebieten zu entlehnen sein, auf welchen die Schüler sei es durch die Lektüre sei es durch die an sie geknüpften Ausführungen des Lehrers heimisch geworden sind. Hiermit wird in Ansehung der Manchfaltigkeit des in fremder und in eigner Sprache dargebotenen Lesestoffes und der unendlichen Kombinationsfähigkeit aller seiner, theils das Wissen theils die Denkthätigkeit, theils die Phantasie befruchtender Theile der Freiheit des Geistes kein Abbruch gethan, sondern vielmehr die Kraft des Auffassens und Wiedergebens vor eine heilsame Prüfung und das geistige Hervorbringen gewissermaassen in den Dienst jener erhabenen Geister gestellt, deren Schriften gelesen werden. Es versteht sich aber, dass in allen Stilgattungen, in welchen seine darstellende Kunst zu bethätigen dem Schüler obliegt, die Themata so zu wählen sind, dass auch die Originalität sich frei entfalten kann, und dass mit der Erweiterung des Gesichtskreises die Kraft des intuitiven Denkens in zunehmendem Maasse auch in den schriftlichen Leistungen geradezu herauszufordern ist: nur soll logische Korrektheit als das oberste Gesetz der von ernsten Motiven geleiteten Geistesthätigkeit der Jugend gelten und diese somit vor Gedankenlosigkeit und allzukühnen Gedankensprüngen be-

wahrt bleiben, die oft nur ein Zeichen geistiger Armuth sind. Im übrigen darf man hoffen, dass nicht bloss der Inhalt des Denkens, sondern auch das Feingefühl für den Ausdruck durch die grossen Vorbilder in griechischer und deutscher Sprache in günstiger Weise beeinflusst sein wird, dass ferner der Adel der Gesinnung, soweit er von jenen Helden des Geistes auf die deutsche Jugend sich übertragen kann, von selber zu der ihm angemessenen Reinheit und Schönheit im Gebrauche der Muttersprache führen wird.

Das letzte Jahr des Unterrichts, das zehnte auf der höheren Schule, würde den Jünglingen den klaren Begriff davon beizubringen haben, welchem Zwecke ihr ganzes Schulleben gedient habe. Es gebührt sich, dass das Deutschthum der Unterrichtsanstalt vor allem anderen ihnen ins Bewusstsein trete und aus diesem hervorgehend die Pflicht der Unterrichteten, alle ihre Kräfte der Sache ihres Volkes zu widmen und diesem treue Fürsorger und erleuchtete Vorbilder zu sein. Darum werde in diesem Jahre nur deutsch gelesen und gesprochen und dasjenige als Stoff des Unterrichts verwerthet, was der deutsche Geist in der Epoche seiner Kulturblüthe, vom pädagogischen Standpunkte aus betrachtet, Herrlichstes geschaffen hat. Wer aber dazu berufen wird, ein Vorbild zu sein, dem muss Gedanke und Wort zu freier Verfügung stehen. Den Weg zu geistiger Freiheit haben die Jünglinge schon zurückgelegt, als sie auf die Höhe der Geisteskultur der Griechen und zu dem Borne germanischer Kultur geführt wurden; jetzt sollen sie, was sie an Tiefe der Anschauung und geistiger Schwungkraft erlangt haben, in freier Rede anwenden, ihre Ueberzeugung mannhaft vertreten und vertheidigen lernen. Die Aufsätze fallen weg; es wird alles mündlich behandelt. Der Lehrer hat nur die Themata der Vorträge, der in Wechselgesprächen der Schüler zu erörternden Stoffe zu bestimmen, bezw. die getroffene Wahl zu begutachten, die Disputation vor überflüssigem Wortschwall zu wahren und sie so zu leiten, dass alle Gesichtspunkte gebührend zur Behandlung kommen und schliesslich ein festes Ergebniss und ein thatsächlicher Gewinn für das Geistes- und Gemüthsleben der Schüler ersichtlich wird. Als Grundlage der Besprechungen dienen die ästhetischen Schriften, darnach die erhabensten Dichtwerke unserer Klassiker: Herders Fragmente, die Briefe zur Beförderung der Humanität, Schillers Schrift über naive und sentimentalische Dichtung, seine Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, darnach die reifsten lyrischen Dichtungen Goethes, alsdann die Dramen: Braut von Messina, Iphigenie, Tasso, natürliche Tochter, Faust (beide Theile), schliesslich das Ideal und das Leben Schillers. Der zu bewältigende Stoff erscheint gewaltig; aber es stehen hierfür etwa 1200 Lehrstunden zur Verfügung.

Nachdem auf einer früheren Stufe des Unterrichts bereits das Ideal des Guten in der Erfüllung der Lehre Christi erschaut worden ist und aller spätere Unterricht in der Religion nur eine Vertiefung und Vergeistigung jenes zum Glauben gewordenen Wissens gewesen ist, sollen die Unter-

richteten jetzt, wo sie nach ernster Geistesarbeit zur Erkenntniss des Schönheits-Ideales emporgeführt sind, ins Leben hinaustreten. Das Resultat des Unterrichts ist das Eine gewesen: Das Gute und das Schöne sind verschwistert mit einander, sie suchen einander und können einander finden. In jeder Menschenbrust schlummern ihre Keime, und wer das Streben nach Freiheit und Natürlichkeit besitzt, dem tragen sie Blüthe und Frucht. Heil unsrem Volke, dessen Geist zugleich zur Freiheit und zur Schönheit sich entfaltet hat in wahrhaft volksthümlichen Schöpfungen, welche allen nachkommenden Geschlechtern als Lehre und Vorbild dienen; Heil der Schule, welche jene Schöpfungen für das ethische und ästhetische Leben ihrer Zöglinge dauernd nutzbar zu machen weiss. Die rauhe Wirklichkeit des ferneren Lebens wird an die meisten unter ihnen mit harten und nüchternen Forderungen herantreten: aber wer die von der Schule mitgegebenen Ideale im Herzen behält, wird sich durchkämpfen zu einem dem Dienste des Guten und Schönen geweihten Lebenswandel.

V.

Der Eintritt des neunzehnten Jahrhunderts durfte von unsern Grossvätern mit hohen Hoffnungen begrüsst werden. In der Blüthe ihrer Schaffenskraft standen die Männer, in denen, nach Jahrhunderten des Irrthums, des vergeblichen Suchens nach deutscher Art und Kunst, der reichste Geist mit dem reichsten Gemüthe vermählt war, so dass von ihrem rastlosen Wirken eine tiefgehende und bleibende Befruchtung idealen Lebens zu erwarten stand. Sie haben sich in der That eine kleine, aber unsterbliche Gemeinde geschaffen. Wenn Goethe und Schiller zunächst als Dichter um die ästhetische Bildung ihres Volkes sich bemühten, so suchte Herder das Gebiet zu bestimmen, welches der ästhetischen Bildung als Fruchtboden bereitet sein muss. Ihm verdanken wir die endgiltige Feststellung der Begriffe Humunität und Kultur. Jene ist als der Inbegriff des rein Menschlichen aufzufassen, als der Ausdruck einer ewig waltenden Nothwendigkeit, die das Gute, Schöne und Erhabene hervorbringt; diese besteht in der Pflege der edelsten Blüthen des Menschenthumes, der Kunst und der Religion. Auf Herder sowohl wie auf Goethe, der, unablässig einem Erziehungsideale nachsinnend, im hohen Alter endlich die Möglichkeiten einer der Menschheit würdigen und sie beglückenden Organisation auffand, hatte Rousseau den nachhaltigsten Einfluss ausgeübt. Er, der Anfänger und Begründer der idealen Erziehungslehre, hat die Fesseln der Schule und Konvention, die in eitlen Aeusserlichkeiten den Werth des Kulturlebens erkennen lehrten, abgestreift und der Menschheit allein und ausschliesslich die Sittlichkeit als Aufgabe zugewiesen, zu der man durch die Rückkehr zum reinen Naturzustande gelange. Wenngleich in seinem Emil Erziehungsbedingungen vorausgesetzt werden, die im praktischen Leben kaum jemals sich herbeiführen lassen, so erkennen doch alle seither erschienenen Er-

ziehungssysteme die negative Forderung Rousseaus, Fernhaltung aller von der modernen Zivilisation her die Jugend bedrohenden Schädlichkeiten, als berechtigt und nothwendig an; ihr eine positiv durchführbare Methode zur Seite zu stellen ist bis auf den heutigen Tag nicht gelungen. Doch haben hochherzige und tiefschauende Männer unsres Volkes die Forderungen Rousseaus und Herders theoretisch insofern ergänzt, als sie dem die Erziehung leitenden Geiste die Richtschnur angeben, wie man Charaktere heranziehe, die im Sturme des Lebens standhalten. Allen voran haben Jean Paul und Fichte das Heranbilden einer kräftigen Individualität betont. Der erstere erachtet es als eine Pflicht des Erziehers, schon in dem zartesten Kindesalter des Zöglings den Idealmenschen zu entdecken, den dieser in sich trage; ohne ein frühzeitiges Erschauen dieses Zieles der Erziehung seien die besten Mittel und Wege der pädagogischen Kunst nutzlos. Fichtes Ruf an das deutsche Volk: „Habe den Muth, tugendhaft zu sein; das ist der grosse Schritt zur Wiedererlangung der dir verloren gegangenen Freiheit“ — er wartet auf die Erhörung heute noch ebenso wie vor achtzig Jahren, und wenn Fichte behauptet, die dem deutschen Volke verliehenen Tugenden seien von Schäden und Flecken dermaassen überwuchert, dass das Volksauge, welches zur Selbsterkenntniss führen solle, erblindet sei, so hat ihm die Kultur- und Sittengeschichte unseres Volkes Recht gegeben und jener Blindheit den Charakter eines veralteten und chronischen Uebels zugesprochen.

Wer die Heilung des von Fichte gerügten Verderbnisses, des Mangels an sittlicher und geistiger Freiheit, von einer besseren Erziehung in Elternhaus und Schule erwartet, der möchte aus den Analogien, welche die Zustände der Vergangenheit und Gegenwart für die Zukunft gewähren wenig Trost schöpfen. Denn gesetzt auch, die Unterrichts-Verhältnisse, würden von Grund aus gebessert und nähmen eine dem Rousseau-Herderschen Ideale mehr entsprechende Gestalt an — etwa eine solche, wie sie im dritten Theile der vorliegenden Abhandlung entworfen wurde — so berechtigten doch zunächst nur gut angelegte und gut erzogene Naturen zu der Hoffnung, dass jener Unterricht der ganzen Lebensrichtung einen edlen Inhalt und festen Halt verleihen werde. Die öffentliche Schule hat es heute und wird es stäts mit Massenverhältnissen zu thun haben, in welchen das Gute nur gepflegt, aber nicht eigentlich gepflanzt werden kann. Die zum Guten erfolgende Heranbildung des individuellen Charakters fällt dem Elternhause zu, und die Schule wird für eine stätige Weiterentwickelung nur in den Fällen die Verantwortung übernehmen können, wo der Geist der häuslichen Erziehung ihren idealen Zielen nicht widerstrebt. Wo aber die Richtung auf materielle Interessen von den Eltern auf die Kinder vererbt ist, da wird der Segen der Schule nur etwas Aeusserliches bleiben und schliesslich ganz und gar sich verflüchtigen, wobei gerade an begabte Naturen die Verführung herantreten wird, ein eitles Streberthum mit idealistischen Phrasen zu verbrämen.

Solche Befürchtungen sind wohl berechtigt, aber nutzlos. Mag die häusliche Erziehung noch schlechter werden, als sie es heute schon ist, mag die Schule auch noch so vielen Misswachs und Undank ernten, sie müssen an der Idee der Vervollkommnung des Menschengeschlechtes festhalten, und ihre deutschen Vertreter sollen zunächst ihren Beruf und das Ziel ihres praktischen Wirkens darin erkennen, ihrem Volke Führer heranzubilden, die durch die Macht ihrer Persönlichkeit die Menge zur Nachfolge zwingen und mit den Waffen ihres Geistes den Irrwahn und das dreiste Gebahren des Materialismus niederkämpfen. Noch ist es ja mit dem deutschen Volke nicht soweit gekommen, dass das Trachten und Haschen nach materiellen Erfolgen einen allgemeinen Charakterzug bildete und alle guten Keime zu ersticken drohte; nur hat die von Fichte einst vergeblich bekämpfte Unselbständigkeit dazu geführt, undeutschen Einflüssen Geltung zu verschaffen, durch welche freilich der Reinheit und dem Reichthum deutschen Gemüthslebens schwere Schädigung geschehen ist. Es gilt, jene Einflüsse durch eine stärkere Macht zu bannen. Sobald die Ansprüche des Idealismus auch nur auf einem Gebiete — und am ehesten ist das der Schule zu erobern — und bei einigen Wenigen zur befreienden That geworden sein werden, dann werden sie fort und fort Gutes zeugen und die Schwächen und Irrthümer, deren sich heute die Volkserziehung, besonders die häusliche, schuldig macht, in ein klareres Licht setzen und durch Erweckung einer höheren Vernunft, der von Jean Paul geforderten Erkenntniss des in dem Kinde schlummernden Idealmenschen, bei allen ernsten Jugenderziehern zum Schwinden bringen.

Die Schule ist es, welche als staatliche Institution Macht besitzt und Macht verleihen kann; von ihr lässt sich unter den obwaltenden Verhältnissen eine Befreiung der Geister und des sittlichen Bewusstseins, ein geläutertes Verständniss von dem, was erhaben, gut und wahrhaft nützlich ist, am ehesten erwarten. Welche Kraft für die Pflege des Idealismus gerade ihr beizumessen sei, das wird auch indirekt durch die energischen Bestrebungen seiner Gegner bewiesen, welche, auf die hohen Anforderungen der im praktischen Leben geltenden Berufsfächer sich stützend, nur das praktisch Brauchbare und die einen unmittelbaren Nutzen versprechenden Disziplinen der Schule lassen wollen. Demzufolge wäre die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum und der altdeutschen Litteratur aufzugeben und durch eine desto eifrigere Pflege des mathematisch-physikalischen Unterrichtes und der modernen Sprachen zu ersetzen. Dass es den Vertheidigern der „modernen Kultur“ auch um die Wahrung des Idealismus eine ernste Sache sei, suchen sie durch die Erwägung glaubhaft zu machen, dass man „in den Meisterwerken der französischen und englischen Litteratur das klare Gold des Alterthums, nun freilich gemünzt und umgeprägt, wiederfinde. Ohne eine Kenntniss der unser heutiges Leben umspannenden und treibenden Ideen, die sich in den Resultaten der angewandten Natur-

wissenschaft und in den modernen Litteraturen kundgeben, bleibe unsre Bildung einäugig". Man kann nicht entschieden genug gegen solche Phrasen ankämpfen. Das klare Gold des klassischen Alterthums hat durch Männer wie Aeschylus, Pindar und Platon eine so wunderbar schöne und feste Prägung erhalten, dass französische oder englische Klassiker sich niemals vermessen haben, es zu münzen oder umzuprägen. Was wir an den Alten bewundern, die Objektivität des Schauens und Hervorbringens, ihren mit einem reinen und tiefen Gemüthsleben verbundenen Schönheitssinn, das sind nie veralternde und ewig wohlthuende Geschenke eines guten Genius, deren Bewusstwerden die niederen Sphären des Willens zum Schweigen bringt, dem Intellekte eine ideale Richtung giebt und, je höher es potenzirt wird, die Seele in einen um so höheren Glückszustand versetzt. Eine Erfüllung seines Sehnens kann zwar das deutsche Gemüth aus den Schriften des griechischen Alterthums nicht gewinnen; denn seit der christliche Geist den Bestrebungen der Kulturvölker seinen Stämpel aufgedrückt und in Männern wie Hartmann von Aue, Wolfram und Goethe den spezifisch deutschen Geist geweckt hat, ist die Humanität den Edlen des Volkes als Aufgabe erwachsen. In ihr allein sollen die unser Leben umspannenden und treibenden Ideen aufgehen. Es stände wahrlich schlimm um die Zukunft, wenn man schon im Jugendunterricht auf eine Kultur hinarbeitete, in welcher einestheils vielseitige Sprachgewandtheit, anderntheils die dem Handel und Wandel des Tages sein glänzendes Gepräge verleihenden Wissenschaften der Logik, Mathematik, Physik, Jurisprudenz und Nationalökonomie den geistigen Besitz aller Gebildeten ausmachten. Eine solche Ausstattung des Geistes würde diesem ebensoviel nützen, wie es dem Leibe förderlich wäre, wenn man ihn, unbekümmert um die Nahrung, mit lauter nützlichen und kostbaren Kleidern anthäte. Die Verstandeswissenschaften sind zwar dem Geiste ebenso nöthig wie die Kleidung dem Leibe; die lernende Jugend aber, wie sie sich äusserlich schlicht und einfach tragen soll, nehme mit einer einfachen und schmalen Kost aus den Feldern der Verstandeskultur vorlieb, um inzwischen aus den Quellen des Guten und Schönen eine desto reichere Nahrung für ihr Gemüth zu empfangen.

Die Kultur des Gemüthes hat dem Jugendunterrichte als sein eigentliches und wesentliches Ziel zu gelten, als ein Geschenk, das die Menschheit schon in den jugendlichen Jahren empfangen muss, wenn nicht das ganze Leben, in dessen späteren Phasen ohnehin die Empfänglichkeit, der Glaube und das Vertrauen des Kindes geschwunden sind, kalt und arm bleiben soll. Die bisherige Unterrichtsweise unsrer höheren Lehranstalten hat der Jugend zu viel der formalen Geistesfütterung und zu wenig der idealen Geistesnahrung dargereicht. Während bisher die Knaben aus tausend als Uebersetzungsstoff dienenden Sätzchen erfuhren, dass Tugend und Weisheit die höchsten Lebensgüter seien, soll ihnen fortan keine

abgedroschene Sentenz mehr entgegen tönen, sondern sie sollen griechische und deutsche Schriftdenkmäler, die ewig als aus dem Geiste der Tugend und Weisheit entsprossen dastehen, so tief wie nur irgend möglich erfassen und im Lichte der erschauten Schönheit und Wahrheit ihr Leben führen. Ist aber das Gemüth dermaassen von einer lebendigen Idee erfüllt und beherrscht, dann freilich muss der Geist des Starken auf's ernstlichste auch zu der Höhe der modernen Bildung hinanstreben. Kein Vernünftiger wird den Wortführern der realistischen Bildung es bestreiten wollen, dass die im Verkehrs- und Rechtsleben thätigen Kräfte erst ganz begriffen sein müssen, ehe man selber in sie eingreift. Aber mit einer gründlichen und umfassenden Pflege aller der Spezialgebiete der Forschung über jene Kräfte können erst die Akademieen sich befassen, denen sich selbst in unsrer vorgeschrittenen Zeit zweierlei nur dringend wünschen lässt: erstens ein fleissigeres Schülermaterial, zweitens die Verbesserung ihrer Lehrmethode. Das erstere wird sich einfinden, sobald schon die eigentliche Schule es vermocht haben wird, die Jünglinge mit idealem Sinne und der ihm entsprechenden ernsten Arbeitslust auszurüsten; was den andern Punkt betrifft, so thut den akademischen Lehrern ein Ablegen aller Pedanterie und ein liebevolles Eingehen in die Ideen und wissenschaftlichen Interessen ihrer Zuhörer Noth. Sie könnten in dieser Hinsicht manches von den öffentlichen Lehrern geringeren Grades lernen, welche, Dank der energischen Fürsorge unsrer Staatsregierungen, die Technik des Unterrichts vielfach bis zur Meisterschaft ausgebildet haben. Ein freundliches und williges Entgegenkommen der Lehrenden und Lernenden, verbunden mit einer rationellen Unterrichtsmethode, wird es dahin bringen, dass binnen verhältnissmässig kurzer Zeit die Studierenden zur Höhe einer allgemeinen Bildung gelangen und zugleich in ihrer Berufswissenschaft sich vertiefen. Dann dürften die Realisten selbst ihre Forderung, betreffs der Aneignung der modernen Sprachen, leicht erfüllt sehen, da es durchaus zu erwarten steht, dass sprachlich durchgebildete Jünglinge in weniger als Jahresfrist mit nur geringem Kraftaufwande und ohne Beeinträchtigung ihrer Fachstudien eine ausländische Sprache erlernen. Dem jungen Deutschen steht es wohl an, möglichst viele Umgangssprachen zu bemeistern und aus den Litteraturen fremder Völker mit einem dem deutschen Gemüth mehr oder weniger verwandten Empfinden sich vertraut zu machen. Ueberhaupt aber besitzt der Geist des Jünglings Schwungkraft genug, um neben der gründlichsten Vorbereitung auf die von einer inneren Stimme ihm zugewiesenen Lebensaufgaben auch die Erscheinungen des modernen Lebens zu durchdringen und das Gute und Nützliche daraus sich selber zu bewahren. Denn unter den vorausgesetzten Unterrichts-Verhältnissen wird ihm die Stätigkeit deutscher Gemüthsart zu eigen geworden sein, welche ihn nicht allein vor zu schroffen Missklängen seines inneren Lebens behütet, sondern ihn auch anspornt, in dem erwählten Berufsgebiete es womöglich bis zur Vollkommen-

heit zu bringen und mit neuen Aufschlüssen und Entdeckungen es zu bereichern. Der Idealist wird hierin keinen Kulturfortschritt erblicken, sondern nur ein Erfüllen der durch das Naturgesetz der Menschheit vorgeschriebenen Pflicht, in dem Garten der Zivilisation unaufhörlich weiterzubauen, das Schwache zu stützen, das Unhaltbare hinwegzuräumen, allenthalben zu bessern, zu reinigen und gesündere, freiere Arbeits- und Ruhestätten darin zu schaffen. Wem es aber in seiner Arbeit gelingt, seine Kinder durch Beispiel und Belehrung zu guten und thatkräftigen Menschen heranzubilden, in seinen Genossen und Untergebenen Liebe, Treue und Opfermuth zu entzünden und seinen Gebietern eine solche Achtung abzunöthigen, dass sie ihre Ueberlegenheit für nichts achten gegen die Grösse jener Schlichtheit und Bravheit der Gesinnung, welche Herz zum Herzen führt: dess Wirken bleibt in Segen bestehen, und hier ist der Boden bereitet, auf welchem eine wahre Kultur Frucht treibt und von Geschlecht zu Geschlecht in immer reicherer Fülle sich fortpflanzt.

Bayreuther Briefe.

Von Heinrich von Stein.
Mit Erläuterungen von Hans von Wolzogen.

II. Abschnitt.

An der Universität.

Aus drei Brief-Fragmenten erfahren wir demnächst etwas über die Thätigkeit Stein's an der Universität. Er las über Schopenhauer — unerhörtes Unterfangen! Ob er einen auch noch so geringen Erfolg nach Aussen gehabt? Er bezweifelt es, aber er verzweifelt nicht; denn der Erfolg nach Innen macht sich geltend: er fühlt nur um so bestimmter, dass er mit all seinem Wollen und Kaum-Vollbringen (wie er es empfindet) auf einem festen, immer mehr ihm eigenen Boden, in einer grossen geistigen Heimath steht, wo die Vollendung selber ihm fraglos lebt. Und zu dieser Vollendung, symbolisirt im Kunstwerke, gehörte auch er, er selbst, der rastlos Strebende, als ein lebendiger Theil des dort gewirkten Kultur-Ideals. Diese Wahrheit, als Lebenstrieb erfasst und befolgt, giebt Muth und Festigkeit in allen Widernissen und Enttäuschungen von Aussen und von Innen. Auf diesem Felde giebt es — auch im „heroischen Unterliegen" — nur wahrhaftige Siege! Und so wird aus Schopenhauer's Philosophie nicht nur wahr, was die Welt bemerkt: d. i. die Verwerfung dieser Welt, sondern auch, was der Genius lebt und lehrt: d. i. die Verklärung im Aufblick zum Ideal, in Kunst und Religion als Lebensmächten. —

16.

Halle. 14. 6. 81.

„Eine Erwähnung meines Kolleges in den „Blättern" würde mich sehr freuen, da ich ja durchaus im Sinne einer solchen vollendeten Thatsache: „Schopenhauer auf der Universität" so zähe daran festhalte. Ich will die Chancen des universitären Geschickes auch wirklich erproben, werde also noch unmittelbarer in einem für den Winter angezeigten Kolleg über „Kunst und Philosophie" mich auf das Kunstwerk der Zukunft und die Bayreuther Blätter beziehen; den sogenannten „Lehrbedürfnissen" werde ich später allenfalls mit einer „Geschichte der Philosophie", nach der Empfehlung Schopenhauers, entgegenkommen. Keinenfalls aber, trotz wohlmeinender Rathschläge, und des eventuellen Mangels an Zuhörern, mit einer „Logik", „Aesthetik", oder gar „Psychologie": diess hiesse eine Nothlage in wirkliche Knechtschaft verkehren."

17.

22. 6. „Die Sache selbst freilich spornt und ermuthigt jedes Mal auf das Freudigste, belehrt den, der sie lehren will, immer wieder entscheidend. Wie oft las ich Schopenhauer mit einer Art von Vergnügen am Einzelnen,

an ihm selber; plötzlich jedoch, in einem grossen Eindrucke, übermannt den Leser der Einfall: wenn dieses nun, alles Ernstes, hier, wo du stehst, jetzt, wo du liesest, wahr wäre! Nun liest man ihn mit eiserner Strenge; man prüft den Stein mit allen Proben; und wahrlich, er hält sich, es ist der Diamant. Am überzeugendsten aber gewinnt seine stäts an gewissen Stellen eingeschaltete Erinnerung, inwiefern hier überhaupt zu wissen und zu sagen sei, und inwiefern von dem eigentlichen tiefen Wesen der Sache nichts gewusst und gesagt werden könne, obschon gefühlt, und selbst verstanden". —

18.

27. 7. 81.

„Morgen schliesse ich mit meinem Kolleg ab. Für mich war dieses Versenken in die Tiefe Schopenhauer's ein wirklicher Gewinn, an Gedanken und Gemüth, wie ich es deutlich empfinde. Nun aber, was damit geschafft war — — jede, auch die bescheidenste Hoffnung, in die sich noch ein individuelles Gelten-Wollen einmischt, ist trügerisch, ein Theil jenes grossen Lebenstruges, welchem wir uns einzig durch die unbedacht nothwendige, gute That entheben. Dahin weist mich ein herzliches, ja, sehnsüchtiges Wollen; aber wie wenig gelang mir noch ein gleich herzliches Vollbringen. Aber auch so ernsten Gedanken nimmt „Bayreuth" das „wirklich Betrübende" hinweg; so tröstete mich der Meister, als es im vorigen Herbste jenen schweren Entschluss zu fassen galt; so, dünkt mich, bin ich auch grossen Schwierigkeiten gegenüber gefestet und gefeit." —

Inzwischen hatte ein Austausch von Briefen auch unter uns Zweien stattgefunden, worin das Thema der „Blätter" wiederum ernstlich behandelt ward. Von meiner Seite glaubte ich dem Einsamen noch öfters beweisen zu sollen, dass er in der That in einer Gemeinsamkeit sich befinde, und dass, was er als ein Ideal empfand, auch heute schon eine Wirklichkeit sei, nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Arbeit. Denn allerdings schwiegen die Stimmen auch Derer, die mit uns gingen, nur zu gern aus deutscher Bequemlichkeit und Verlegenheit und mochten mitunter dadurch auch den festesten Kämpfer entmuthigen. Man liess uns arbeiten, aber man zeigte nicht, dass man uns helfen wollte, — wofür doch jedes kleine Wort des Verständnisses schon ein anregendes Zeichen gewesen wäre. So schrieb ich ihm am 22. Juni:

„Ohne Echo aus den Seelen drausssen, in welche man seine Worte hineinruft, würden wir hier uns freilich ebenso verlassen und in's Ungewisse tastend vorkommen müssen, wie es andererseits das Loos Derer ist, zu denen wir reden, und welche in einer Welt zu wirken und zu leben haben, aus welcher heraus auf die „Blätter" zu hören, eigentlich schon gar nichts anderes heisst, als ihr nicht zu gehören. Darum sollen wir Drinnen und Draussen uns in unserer beiderseitigen Verlassenheit zu einem andersartigen Gemeinsamkeitsgenusse finden, welcher auf seinem Grunde das schweigende Bewusstsein eines gemeinsamen idealen Seelen-

besitzes, zu seiner Aeusserung seinen Stoff am Besten dem Betrachten und Erwägen jener eigenthümlichen Versuche verdanken wird, mit welchen wir das Schweigen in der Sprache der selben Welt, die wir verneinen müssen, reden zu lassen uns bemühen wollen. Ist unter „Sprache" hier das ganze Rüstzeug und Formenwerk zu versehen, womit der „Journalist" heutzutage zu arbeiten hat, so lässt sich ohne Weiteres begreifen, in welcher seltsamsten Lage Unsereiner sich befinden muss, wenn er zur idealen Herbeiführung eines erträumten „Tages" ganz anderer Art, als der Tag der Tagesblätter, eine Zeitung zu schreiben genöthigt ist. Eine Zeitung für ein Zeitbesiegendes! Solches Unternehmen erfordert eine unendliche Nachsicht, wie sie wiederum nur diejenigen zu haben vermögen, von denen man sie sich auch einzig gefallen lassen darf (während man von allen Uebrigen sich nur die Nichtbeachtung erwünschen kann): jenen wenigen Ahnenden oder Wissenden, welche sich in gemeinsamer Arbeit und Betrachtung zu immer neuer Arbeit und Betrachtung stärken wollen, worin sie nur erst allein Dasjenige leisten können, was ich oben verwegen schon als „Herbeiführung des Tages" bezeichnete.

Dass Sie ausser ihrer Thätigkeit für unsere „Blätter" nun auch noch gar ein ähnlich, wenn nicht noch mehr, widerspruchsvolles Werk, als es die Blätter in der Welt der Journale sind, auf dem Katheder einer deutschen Universität unternommen haben: dass Sie dort Schopenhauer und Wagner öffentlich verbinden und damit das Eine, Grosse bekennen wollen, auf dessen Grunde wir Wenigen uns dennoch eine Welt und eine Macht fühlen, — dafür habe ich nur reinste Bewunderung, die Ihnen das herzlichste Grusswort auf den Weg nachruft! Auch wenn gar kein „Erfolg", vom Kathederstandpunkt aus, diese Bemühungen „krönen" sollte: welch' ein Erfolg ist es schon für uns Alle, dass Einer kommen konnte und sagen: ich thu's, und es dann auch that! Gerade die Verbindung des Philosophen mit dem Künstler ist so tief bedeutend für das innere Leben, die lebendige Wahrhaftigkeit, die darin sich ausdrückende Sache und Gesinnung, wodurch ihr Vertreter einen so unendlich weiten Vorsprung vor allen den ewig rückwärtsschauenden Grössen unserer „gelehrten Schulen" hat. Er hat damit Fuss gefasst in Dem, was noch nicht da ist, so dass es ihn auch gar nicht zu bekümmern braucht, wenn vorläufig auch nichts da ist, was auf ihn hörte: er weiss doch, dass es ist, und dass er sagen kann, was dieses Seiende bedeutet; und diess können selbst gelehrteste Kollegen oft von dem nicht sagen, was für sie da ist." —

In seiner Antwort berührte Stein nun auch seinen eigenen Sprach-Styl und die Arbeit, die er auf dessen Ausbildung verwandte, — ein Passus, welcher recht geeignet ist, alle die leichtfertigen Kritiker seines Styles, die nie dergleichen Arbeit sich zugemuthet, wohl tief zu beschämen. Oder wäre es nicht einmal zum Schamrothwerden, wenn man sich sagen müsste, dass man auf Arbeiten, wie die Stein's, kühl und stumpf geschwiegen und ihm etwa auf ein so tief-bestimmtes Geistes-Erlebniss wie diese „Wanderjahre" aus der öden Stille seines Leserkreises nichts zu sagen gewusst, als dass er zu unklar schreibe?! — — Dabei fällt mir immer Schiller's Wort ein: „Man kann eine philosophische Diskussion nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen!" — Aber leider schämt man sich bei uns Deutschen nur zu oft des eigenen Feuers und lässt dafür die fremden Kohlen im modischen Kamine knistern!

19.

Halle. 27. 6. 81.

„Wie ungelehrig ich mir oft erscheine! Denn meiner Ausdrucksweise wende ich die grösste Aufmerksamkeit zu, sehr vorsichtig und nie zu knapp zu sprechen, bin ich bedacht, soll aber trotzdem, mündlich und schriftlich, dem gerechten Vorwurfe des Aphoristischen und Dunkeln noch lange nicht entgehen, und habe nur vielleicht gelernt, stylistische Form Anderer besser schätzen zu können; ich lese wenig mehr, aber nicht eine Zeile, die mich nicht fesselt, ja, erregt. Im höchsten Grade erfahre ich diess an Goethe's leidenschaftloser Prosa. Die „Campagne in Frankreich" ist in ihrer Glätte und oft mehr als erstaunlichen Ruhe mir der Art zu einem ergreifenden Einblick geworden: das furchtbare, und bis zum Unsäglichen düstre Erlebniss des deutschen Hellenen. Einige sind auf dem Rückzug, vor Ingrimm dem Wahnsinn nahe; unmittelbar hierauf verliert sich Goethe in die Anschauung des römischen Obelisken bei Trier, und füllt einige Seiten mit dessen Beschreibung. Den Freunden in Pempelfort ist er unverständlich, unerfreulich geworden; er klammert sich an die Erzählung jener jugendlichen Begeisterung für das Individuelle, in dem Besuche Plessing's ausgedrückt. — Man erinnert sich, wie ihn nach diesem Jahre Schiller fand, man gedenkt, wie ihm später der Held dieser revolutionären Heere, die er bei Malmy als Einer der Ersten erschaut hatte, als Kaiser zu demüthigster Ehrerbietung bewog. (Schilderung in den Tages- und Jahresheften!) Ein geängstetes, bedrücktes Wesen darin; der deutsche Genius, welchem das Eine Wort, die neue Sprache nicht mehr geschenkt wird. — Wie der alternde Luther, Wittenberg verlassend, und an seiner Kirche verzagend; Luther, welcher die Kirche seiner Choräle nicht zu stiften vermochte, so innige Keime er uns auch hinterliess! — So gehören wir hier zur Gemeinde einer kleinen Kirche, in welcher ein seltenster, wirklicher Lutheraner predigt, und ich höre ihn oft zu herzlicher Erbauung." —

Welch ein traulich deutsches Bild, wie unser Freund — selbst nach neuer Sprache für eine neue Welt suchend — in der protestantischen Kirche die Religion seiner Kindheit „zu herzlicher Erbauung" zu sich sprechen lässt! — Und nun schallt von der sogenannten *„neuen Welt"* herüber die dämonische Sprache der irreligiösen Anarchie: — der Präsidenten-Mord. Der furchtbare Ausdruck blinden Dranges aus bestehender Ordnung in's Chaos hat sich um ein unklar barbarisch stammelndes Wort vermehrt. Und wir, wir erinnern uns wieder an das Ideal, das grosse „Gotteswort", welches uns einen solchen Drang nach „Freiheit" aus seiner Tiefe heraus so verklären konnte, dass wir es auch noch in den Mauern unserer „kleinen Kirche" vernehmen, ohne ihre Niederreissung für das erste Bedingniss zum Gewinn der „religiösen Freiheit" halten zu müssen. Im Chaos das Ewige erkennen, und ihm den Kosmos als ideale, bildende Kraft des Gemüthes entnehmen: das ist die Bayreuther Lehre, wie sie vor Allem der Freund verstand.

20.

Halle. 4. 7. 81.

„Carlyle, dessen Friedrich ich beständig lese und erwäge, hat einen schönen, grossen Grundgedanken von dem Gegensatze des Chaos und Kosmos; in diesem Sinne vermag auch die kleinste Notiz der Zeitungsberichte mich oft tief zu bewegen: denn „Chaos“ im äussersten Sinne, heisst es überall in diesen Zeiten. Soviel man bis jetzt zu sehen vermag, fehlt dem wahnsinnigen Attentat in der „neuen Welt“ jeder heroische Zug, jede Bedeutung ausser der Einen: Anarchie, Chaos schlimmster Art, eine Anreizung zum eigentlich Bestialischen im Menschengeschlechte, das ist die Saat, die an der selben Stelle aufgeht, wo wir jungen Sozialisten eine echte und rechte Zukunft zu säen vermeinten. Kosmos, mit der vollen Kraft einer Wirklichkeit, ist dem gegenüber einzig das Kunstwerk, der einzige Halt aller unserer Ziele und Wünsche. Dürfte ich doch hoffen, mit meiner neuen Arbeit, diesem mich beherrschenden Gedanken, an meinem Theil, einen Ausdruck verliehen zu haben, der nach aussen hin etwas von der überzeugenden Kraft zu bewähren vermöchte, welche der Gedanke in meinem Innern immer wieder bewährt. Frl. v. M. schrieb mir kürzlich sehr herzlich und ergreifend: Wir Wenigen hätten, in der hereinbrechenden Nacht, die Flamme des Ideals um so sorglicher zu hüten. Nicht das allein, antwortete es in mir: das Dunkel der Nacht ist zu mächtig, und würde eine so stille Flamme auslöschen, ein unkräftiges Renaissance-Ideal der Geschichte anheimfallend, dem „Laden des Antiquars“. Hingegen aber ein gänzlich neu gestaltetes, zu einer That und zu einem Werk gestaltetes Ideal — das ist wohl mehr, ist nicht die der Hütung bedürftige Flamme, sondern vielmehr die Sonne, welche ihren Ort im Himmelsraume aus eigener Macht behält, indess die Erde sich ihr abkehrt, so dass uns Nacht, sonnenlose Nacht zu umfangen scheint. In diesem Sinne begann ich in diesen Tagen Schopenhauer's Lehre vom Ideal vorzutragen. Wirkliche Kräfte haben wir in den Ideen zu erkennen; jedoch der blinde Drang kann sie einzig als Kampf der Kräfte um die Materie zum Ausdruck bringen: und nur in der erhabenen Abwendung eines geheiligten Bewusstseins tritt die letzte Bedeutung jener „Ideen“ als weltüberwindendes künstlerisches und sittliches „Ideal“ hervor.“ —

Nun empfing ich das Manuskript seiner viel erwogenen und besprochenen Arbeit über die *„Wanderjahre“* — einen kostbaren Edelstein in unserer Bayreuther Schatzkammer. Ich glaube, — da es mir versagt bleiben muss, eine andere „Bayreuther Antwort“ auf diese Gabe hier mitzutheilen — so darf ich wenigstens meine eigenen Worte an Stein vom 8. Juli theilweise wiederholen. Mögen sie, indem sie an dem Beispiele der neuen Arbeit nochmals zu bestimmen suchen, „was wir wollen“, noch jetzt unsere Leser zur ernsten Beachtung jener Arbeit selbst bewegen, welche unserem Wollen so bedeutende geistige Form zu geben vermocht hat. (III, 218 ff.)

„Erst heute danke ich Ihnen für Ihr Manuskript, weil ich Ihnen mit meinem Danke zugleich meine Gedanken über Ihre Arbeit aussprechen wollte. Vorauf schicke ich Ihnen die Versicherung, dass auch hier wiederum keinerlei Aenderungen an der Form, die Sie ihr gaben, vorgenommen werden sollen; wie Ihre Arbeiten untereinander eine geordnete Reihe von Erfahrungen und Betrachtungen aus der „Bayreuther Schule" im tiefsten Sinne bedeuten und bilden, so gelten sie, für *„Bayreuth"*, als die einzelnen Bekundungen einer „Persönlichkeit", von welcher nichts wegzunehmen ist, sondern deren darin zu Tage tretende stätige Entwickelung als solche selbst mit zu dem lebendig-menschlichen Theile Dessen gehört, was wir all umfassend das „Kunstwerk der Zukunft" nennen dürfen.

Die Darstellung der mit allgemeiner Scheu betrachteten „Wanderjahre" als Goethe's Vermächtniss, dem eine künstlerische Gestalt zu geben, selbst sein grössester Genius wehmüthig entsagen musste, — diese Auffassung seiner letzten Prosadichtung muss für Viele, für die Majorität der Befremdeten und Unwissenden, eine wahrhaft beruhigende Erklärung abgeben. Wie müssten aber auch unsere moderne „Romandichter" sich dadurch beschämt fühlen, welche in vielbändigen Werken ausgeklügelte psychologische Probleme zu lösen sich bemühen, deren sich der Meister Goethe nur zur anmuthigen Nebenarbeit in künstlerischen Novellenkleinodien bediente, und andererseits die Räthsel der Welt und Probleme der Zeit romanhaft spielend lösen zu können meinen, für deren künstlerische Gestaltung selbst ein Goethe in der Welt, die ihn umgab, in der Sprache, die sie sprach, nicht die geschlossene schöne Form zu finden vermochte! — Welch ein grosser Hinweis auf die einzig helfende und befreiende ideale Form, einer „andern Welt", dahin der Faust die goldene Brücke schlug, und wo nun die Musik ihre allverkündende Sprache uns schenkt! Aber freilich, diese „Beschämung" der Produzirenden haben wir uns nicht zu erwarten; wir wollen nur auf die Anregung, Aufklärung und Zurechtweisung der Koncipirenden hoffen, denen in dieser Arbeit nun schon entschieden die Arbeit zum Genuss gemacht ist. Es schwebt wirklich etwas von Goethe'schem Geiste darüber, der den Leser mit tiefsinniger Anmuth auf der Wanderung nach dem Lande der schöpferischen Musik geleitet. Möchten die „Gebährden", welche diese Musik beseelen will, nicht nur als Allegorien dichterischer Phantasie verstanden werden!

Je mehr solcher Arbeiten wir bringen können, um so vertrauter muss das, was zunächst nur wie allegorisch erscheint, den Lesern werden, bis es ihnen unmerklich in eine eigene Sprache einer neugewonnenen Welt sich verwandelt hat, welche dann im lebendigen Kunstwerke ebenso nur noch den sinnlichen Klang zu erhalten scheint, wie in der wirklichen Bethätigung den sittlichen Werth; Beides an Stelle dessen, was man bisher Litteratur genannt hat, und was uns immer weiter von Kunst und Leben trennen musste."

Suchte ich die Empfindung der Wahrheit in Gedanken umzusetzen, — bei dem Freunde drängte jeder Gedanke wieder zum Bilde, zur Gestalt. Mythos und Symbol — „Mythologie der Zukunft" — künstlerisch sinnhafte Darstellung der Ideen in lebendiger, bedeutender Typenbildung —: dahin strebte sein Wesen, und darauf bezieht er sich sogleich wieder in seiner Antwort. Wir hören sich's regen von neuen Gebilden: ahnen wir nicht schon den *„Luther"*, den *„Cromwell"* seiner *„Helden und Welt"*? Ja, auch die *„Heiligen"* seiner letzten Tage melden sich wiederum leise und innig! Was konnte ihn mehr bedrücken als die Empfindung jener tiefen Noth, in der wir uns mit unserer Religion befinden?! Das Symbol ist

uns abhanden gekommen — vielmehr, es blieb in der Kirche erhalten, aber die Welt, der wir die Religion wieder erwecken möchten, lässt sich nichts mehr von diesem kirchlichen Symbole sagen. Ein Jammer, unendlich peinvoll dem ernst sinnenden und tieffühlenden christlichen Gemüthe! Ein Wort des Meisters selbst hat es zur neuen Schaffenslust angeregt — aber wo die Form finden, die nicht nur schönes Spielzeug wäre, — die zu einer Gemeinschaft gleichgestimmter Menschenherzen sprechen könnte?

21.

Halle. 11. 7. 81.

„— Wie herrlich wäre es, wenn mir „über Mythos und Symbol im Kunstwerk" im Sinne jener neuen Mythologie, wie sie der Meister bei meinem letzten Besuche in B. wiederholt erwähnte, ein gutes Wort gelänge; unabsehbar wichtig muss es uns immer wieder erscheinen, Sinn und Gemüth der Menge einmal so weit zu erheben, dass ihr der unwiderstehliche Eindruck des Kunstwerkes auch zu einem unverlierbaren, religiös vollkräftigen würde. Tief und beständig bewegt mich diese Möglichkeit jetzt gerade, wo ich an die Auslegung der religiösen Wahrheiten des IV. Buches Schopenhauer's gehe. Es muss eine Brücke geben von der Wunder-Erscheinung des Heiligen zu einer Weihe des Alltags; ist nicht auch diess der Gedanke Luther's, wenn er jene Heiligkeit der Askese, als ein Held, aufgiebt, aus Erbarmen mit der unerlösten, ja, noch gänzlich unerregten Menge eines Volkes? Mehr vielleicht noch als er lernen wir, durch Carlyle, Cromwell als den Bannerträger einer Schaar von Helden kennen, welche ihm zugleich eine Gemeinde der Heiligen bedeutete: aber freilich, ein wie starkes, unverbrüchliches, konfessionelles Symbol war ihm überliefert, dergleichen wir nun eben nicht mehr besitzen; in keiner Weise mehr besitzen." —

Ein folgender Brief zeigte an, wie er doch eine gewisse Form lebendiger Religiosität auch heute noch im Herrenhuter Gemeinde-Wesen gefunden; und es dient ihm zum Sinnbild für das Bayreuther Werk. In Wahnfried selbst ward die Schöpfung Zinzendorf's mit ernster Theilnahme betrachtet und dabei u. A. die Bedeutung hervorgehoben, die ebendort dem „Symbol des heiligen Speeres" beigelegt ward.

22.

Bayreuth. 9. 9. 81.

„Auch ich bin früher heimgekehrt, nachdem mein Besuch in Dettelsau zu herzlicher Genugthuung von mir abgestattet worden. Ein rein-ideales Werk auch dort mir lebhaft vor die Augen gestellt, das Werk Eines Mannes, aber von der Aufopferung Vieler getragen. Wahres Heil für das Bayreuther Werk kann wahrlich auch nur von einer solchen tiefen religiösen Besinnung zu erwarten sein. So verliessen mich die Gedanken, in deren Aufzeichnung ich gerade am Tag der Abreise begriffen war, auch draussen nicht. Schnell und bedrängend peinlich spottet meiner

nur jeder Augenblick, der ohne That, Wirklichkeit und Erfahrung verstreicht; so wonnevoll sich auch die Begründung meiner Gedanken, ich darf sagen, auf den Grundstein auf der Höhe von Bayreuth stäts erweist."

Ich möchte annehmen, dass jetzt schon die Gedanken seiner Schrift über *„Sprache und Kultur"* ihn beschäftigten, welche wir in ihrer ersten Fassung vor einem Jahre unseren Lesern mittheilen konnten. Das Wort, *Mythos* im strengsten Sinne, war ihm hierbei zum Symbol der Ideen geworden: ein edler und tiefsinniger Ausweg aus dem Dilemma der religiösen Symbolik. — Fügen wir noch ein schönes Wort hinzu über die Symbolik, die sein Gemüth nach echt Bayreuthischer, an herrlichen Abenden erlebter Lehre damals dem Kunstwerke Goethe's entnahm.

23.

Halle. 28. 10. 81.

— — — „Vom Eindruck des Egmont habe ich noch zu berichten; die thörichteste aller Aufführungen war nicht im Stande, ihn mir zu verwischen. Ich bezog in Gedanken den ganzen Verlauf auf den vom Meister so sehr hervorgehobenen Abschluss: „Wie ich euch ein Beispiel gebe." Da hat dann bereits die erste Scene, wo Egmont unter die Bürger tritt (II, 1), eine sehr volle Bedeutung. Etwas vom edelsten deutschen Geist ist in dieser friedlich grossen, so durchaus undespotischen Einwirkung der Persönlichkeit: das tragische Gegenbild zu dieser Scene ist dann das Alleinbleiben Klärchens „unter dem weiten Himmel". Hier horchte ich besonders auf die Worte, wie sie den Bürgern ihre inhaltlose Bejubelung des glücklichen Egmont vorhält; damit ist also jener erste Eindruck dahin: keine wirklich schöpferische Genialität des Gemüthes war darin, wenn sie ihm beifielen, nur ein eitles Gelüsten des Alltags. Aber der verlassene Egmont bewährt nun seinerseits diese Gemüthskraft, in dem göttlichen Einfall seiner letzten Stunde: nicht als ein kläglich Gemordeter in Jammer zu enden, sondern die stolze Bedeutung einer unentrinnbaren und qualvollen Nothwendigkeit in einer gewaltigen Aufraffung seiner Natur zu begreifen und darzustellen."

Die folgenden Briefe gebe ich im Zusammenhang wieder. Sie betreffen eine für Stein persönlich wichtige, für unsere „Blätter" nicht unbedeutende Sache. Als Stein nach Bayreuth kam, war er ein ernstlicher Anhänger Eugen Dührings, und mit Bedauern musste er bemerken, dass sich sein verehrter Jugendlehrer schroff abgewandt hatte von dem ganzen Bayreuther Werk. In der ersten Zeit unserer „Blätter" hatte ich mich an Dühring gewendet, dass er uns das Kapitel der Universitäts-Unwahrhaftigkeiten behandeln möge. Wer schien dazu berufen, wenn nicht er? Doch war gewünscht, dass in unserem jungen „Winkel"-Blatte zunächst eine Charakteristik im grösseren Style erscheine, die sich nicht alsbald wieder in das Kleinlich-Persönliche der Journalistik der grossen Winkel verlöre. Wir wollten nicht nur vor den Hochschulen, sondern auch vor den Stylisten unsrer Tage „Farbe bekennen". Als Dührings Manuskript anlangte, fand

sich jener Wunsch bis zu einem gewissen Grade zwar berücksichtigt, aber doch nicht in der Weise, dass die vortreffliche Arbeit demjenigen Tone entsprochen hätte, den der Meister gerade damals bei uns sehr entschieden angeschlagen wissen wollte. Er selbst erklärte die Aufnahme für unmöglich; doch kamen wir sogleich überein, dass dem bedeutenden Verfasser eine ausserordentliche Entschädigung zu Theil werden müsse. Ich übernahm es, ihm die Herausgabe seiner Arbeit in einer anderen als der Blätter-Form anzubieten. Dühring, der arge Erfahrungen mit der Wahrhaftigkeit der Welt gemacht, und Bayreuth von der Welt nicht unterscheiden gelernt hatte, scheint dieses Anerbieten für Flunkerei gehalten zu haben. Was ihn ehren sollte, nahm er als Beleidigung auf, zog im Zorne sein Manuskript zurück und liess seitdem — leider — keine Gelegenheit vorübergehen, um in seinen besten Schriften die bösartigsten Seitenblicke auf Bayreuth zu werfen, das er auf diese stürmische Weise niemals wirklich kennen und verstehen gelernt hat. Einer der bedauerlichsten Vorfälle in der Geschichte unserer litterarischen Arbeit! Dadurch, dass sein bedeutendster Schüler nun zum bedeutendsten Bayreuther ward, muss man allerdings diese alte Scharte völlig ausgewetzt erachten; doch dem Schüler selbst blieb ein vornehmer Schmerz im Gemüthe, den er sich in einem freien Worte über den einstigen Lehrer von der Seele zu reden wünschte. Nach unserem Briefwechsel über dieses Thema liess aber Stein — der Dührings Namen in seinem Aufsatze über *„Rousseau's Werke und Wirkungen"* (III, 345 ff.) einmal genannt — den Gedanken einer grösseren Abrechnung mit dem immer noch hochgeschätzten Manne fallen. Positiven Arbeiten völlig zugewandt, überliess er es mir, ohne jede Berührung des Vorgefallenen, durch ein Zitat in meiner *„Religion des Mitleidens"* noch einmal auf Dühring, und zwar im freundlichen Sinne, zurückzukommen. Seinen Briefen entnehme ich Folgendes. —

24.

Halle. 5. 11. 81.

„Im Reiche der Gedanken fühle ich mich so freudig und frei, dass ich es immer mehr für meine einzige Heimath erkenne: denn auf alle anderen Bereiche, die Reiche des praktischen Wirkens, der Verhältnisse und Beziehungen, verstehe ich mich nun und nimmermehr! So ist es mir denn auch schon wieder, in allem Jubel sicherster Fassung meiner Gedanken, die Hälfte meiner Zuhörer durch die erste Vorlesung von der zweiten abzuschrecken gelungen — aber kein Wort mehr hiervon; wir wissen Alle, wie es darum steht. Die besondere Freudigkeit nun verdanke ich zum Theil der Lektüre des Dühring'schen Buches („Sache, Leben und Feinde") und von Herzen wünschte ich wohl, mich hierin mit Ihnen in Uebereinstimmung zu wissen, um so viel ferner Dühring auch Ihren Studien gestanden haben mag, als er den meinigen stand. Gerade, weil er mir im tiefsten Grunde meines Gemüthes entfremdet

worden ist, seit ich zu Wagner gehöre, den Jener nicht kennt: gerade deshalb fühlte ich mich durch die einem so gänzlich verschiedenen Grunde entkeimten und dennoch gleichen Lehren bestärkt in unseren Resultaten. Beachten Sie vielleicht nur Cap. X.: die Erkenntniss des Asiatismus in der Religion S. 236; des germanischen Elementes in der Reformation, und zwar in ihren Chorälen S. 238; die Beachtung selbst der Lehenstreue S. 242; und die Begründung seiner gesammten Welt- und Lebens-Ansicht auf das den Deutschen eigene Vertrauen S. 243/4: das Vertrauen von Mensch zu Mensch als das Prinzip jener unsäglichen, von Grund aus erneuerten Kultur; ferner das Vertrauen zur Natur, etwa im Sinne von „Was nützt uns diese Erkenntniss S. 339", besonders S. 246: „Unsere Gemüthskraft ist in der That lebendiger Regungen gegen das Naturganze fähig" — nur in der Kunst, in der Musik, so ergänzen wir, und alle Philosophie hat diese Regungen zu stärken, zu ihnen hinzuleiten; Dühring fährt fort: „es muss der umspannendste Verstand erst Ordnung, Ebenmaass und Vollständigkeit in unseren Weltbegriff bringen". — Alles sind, für den Aufmerksamen, nur Folgerungen aus der Philosophie Schopenhauer's, aber solche Folgerungen, wie sie in den Bayreuther Kreis reformatorischer Gedanken hineingehören: kein jetzt erscheinendes Buch wird so viel im tiefsten Sinne Verwandtes bringen, obgleich herbe Absagen und manche uns überkritisch erscheinende Negation miteinfliesst. — In meiner Arbeit über Rousseau musste ich S. 241 erwähnen; es verhält sich freilich wohl noch anders: nicht nur die Religion, sondern die Zivilisation, in welcher Rousseau recht tief befangen blieb, war semitisirt, und dagegen die wahrhaftigen Antriebe seines Gemüthes waren deutsch; so entstand jener Kampf, dem er zum Opfer fiel, denn es erlöst daraus nur das Kunstwerk und was in Einklang mit ihm an Kultur zu erstehen vermag." —

25.

23. 11. 81. „Dühring's Gesinnung ist eben auch in seiner Wissenschaft das Originale; er verfährt, wie ich mich durch genaueres Studium überzeugt habe, trotz seiner Ausdrucksweise gegen Kunst und Religion, in der Wissenschaft eigentlich selbst „künstlerisch-religiös": dass er das nicht mit den selben Namen und Worten eingestehen will, ist seine persönliche unseligste Eigenschaft, aber sachlich allerdings, wie Sie ja auch meinen, accidentell. — Der Sache nach setzt sich nun mit ihm bereits diese Arbeit hier auseinander; für später wäre eine ausführlichere Besprechung sicherlich eine willkommne Aufgabe. Von besonderem Werthe würde mir gerade jede Erwähnung von Ihrer Seite scheinen, da eine solche eine gewissermaassen vollzogene Assimilation maassgebend bedeuten würde." —

Zur nothwendigen Vervollständigung dieser Fragmente möge denn noch eine Mittheilung meines Hauptbriefes dienen, den ich in der betreffenden Angelegenheit nach der Lektüre des Buches „Sache, Leben und Feinde" am 20. Nov. geschrieben hatte.

„Das Buch D.'s hat mich durchweg interessirt, vielfach angeregt, stellenweise erfreut. Allerdings kam ich während der Erzählung der eigentlichen Lebensgeschichte des Verfassers nicht zu der reinen Empfindung einer lebendigen Sympathie mit seiner Persönlichkeit, welche sich über das Maass des jedem menschlichen Leidensschicksale unwillkürlich gewidmeten Mitleids erhoben hätte. Es trat hier vielmehr die Antipathie gegen die durch dieses Leben so scharf charakterisirten Gegentendenzen in den Vorgrund der Wirkung; also mehr als „Beitrag zur Charakteristik der Zeit", wie als „Lichtblick aus der Zeitgenossenschaft" sprach dieser biographische Abriss zu mir. Dabei wirkte der Umstand bestimmend mit, dass mir die „Sache", für welche begeistert die kämpfende Persönlichkeit berechtigt ist sich selber stark und selbstbewusst hervorzustellen, im Grunde noch unbekannt war und bis zu einem gewissen Grade wohl fremd bleibt, insofern sie grossentheils nur von einem „Wissenschafter" in ihrer ganzen Bedeutung nach Dühring's Sinne begriffen werden kann. In dieser Eigenart der Sache liegt auch der Grund, wesshalb die persönliche Begeisterung bei ihrem Verfechter selbst nie den hinreichenden Ausdruck genialen Feuergeistes annehmen kann; wie etwa bei dem Vertreter einer künstlerischen oder religiösen Sache, dem man jedes Hervorkehren des subjektiven Selbstempfindens nur als die lebendige Form dieses, objektiven, Geistes der Sache anzurechnen pflegt. Als Dühring nun in der zweiten Hälfte seines Buches zur Besprechung der Sache überging, war es zunächst wieder die fast ausschliessliche Betonung des wissenschaftlichen Charakters, welche mich nicht recht zur Erwärmung für das Menschliche gelangen liess; wie sie dann auch in der Missachtung der religiösen und künstlerischen Kultur-Tendenzen sich zu einem geraden Gegensatze gegen unsere Tendenzen — ich möchte sagen —: „aufspielte", da im Grunde ein solcher Gegensatz nicht vorhanden, sondern sein Anschein nur das Accidenz zu der persönlichen Begabung des Verfassers ist. Es berührt aber wie feindlich, wenn man sehen muss, wie der Mann der Wissenschaft bei seiner gerechten Kritik der Unwahrhaftigkeiten in Religion, Kunst und Wissenschaft nun rücksichtslos und — einsichtslos die Religion gänzlich beseitigt, von der Kunst nur unbedeutende, zum Theil sogar unkünstlerische Reste übrig lässt, dagegen aber aus dem Dritten, das doch eigentlich am Aergsten gegen ihn sich dokumentirt hat, aus der Wissenschaft allein die Stützen für seinen Reformbau einer Kultur der Wahrhaftigkeit zu gewinnen denkt. Alle drei Elemente sind gleich berechtigt dabei zu wirken, und die Scheidung des Guten vom Schlechten in ihnen ist ein verdienstvolles Werk, solange sie eben noch etwas Gutes gelten lässt und auch auf die Kräftigung dieses Guten hinleitet. Gemüth, Verstand und Sinnlichkeit oder Phantasie wollen gleicherweise als Bildungskräfte der Kultur gepflegt und gestärkt werden. Es hat sonst den gefährlichen Anschein, als würde die Kultur schliesslich nur noch in einer Kultur der „Gelehrten" gesucht. Die „Philosophie" mag man in einem gewissen Sinne als eine Mischung von religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Faktoren, eine Art „Oper des Geistes", für überlebt erachten, sobald diese Faktoren sich selbständig zu starken Kultur-Elementen ausgebildet hätten und nun ihre natürliche Vereinigung in der Bildung vollkommener Charaktere, also in der Sittlichkeit, fänden, welche alsdann alle „Philosophie" reichlich ersetzen würde. Aber Religion und Kunst einfach als Rest alter Kinderzeiten der Menschheit zu betrachten, die der gereinigten Manneskraft der Wissenschaftlichkeit zu weichen hätten, das würde sich einem Geiste wie Dührings niemals haben einprägen können, wenn er zuvor den lebendigen Eindruck von der Möglichkeit einer Erscheinung wie unsere Kunst hätte in sich aufzunehmen vermocht. Hier hätte er eine Wahrhaftigkeit in künstlerisch idealer Verwirklichung erkennen können, und in

dieser Form wiederum den wahrhaftigen Geist einer Religiosität, welche höchste Wirklichkeit zu erzeugen fähig ist, insofern sie in der Wahrhaftigkeit des Gemüthes und der Empfindung beruht, welche in der Musik austönt. Sobald Dühring auf diesen wahren Urgrund seiner ganzen Reformbestrebungen kommt, — sobald er von der Gesinnung spricht, welche das zum Bewusstsein erhobene Gefühl der Wahrhaftigkeit ist, so redet er uns aus der Seele und beglückt uns mit den herrlichsten Aeusserungen unserer eigenen Ueberzeugung und Hoffnung. Hier entschleiert sich mit einem Male der innige Zusammenhang der Reform-Ideen bei uns und bei ihm. Ganze Seiten könnte man da abschreiben und in unsere Auseinandersetzungen übertragen. Mancherlei habe ich mir selbst notirt, was ich zitiren kann, wenn ich in meiner Arbeit fortfahre; auch in Bezug auf Gobineau ganz seltsam übereinstimmende Bemerkungen, welche natürliche Folgerungen aus jenem gemeinsamen Grundmomente sind. Der Gesinnungskampf für das Gute ist es, den wir beiderseits führen, nur mit dem Unterschiede, dass Dühring ihn auf dem Gebiete der Wissenschaft führt und als kritischer Geist die andern Gebiete, als solche, aggressiv behandelt, während wir, als künstlerische Menschen, ihn auf dem Gebiete der Kunst führend, das Gebiet der Religion mitzubefreien hoffen, und unserm Mit-Streiter auf dem Gebiete der Wissenschaft die beste Unterstützung bei dem Gewinne der wichtigsten Kultur-Faktoren verdanken zu können überzeugt sind. Kann man — ja, muss man es in diesem Betreff auf das Innigste beklagen, dass gerade zwischen ihm und uns eine persönliche Scheidung eintreten musste, so darf uns andererseits diese Scheidung, gegenüber der inneren Uebereinstimmung unserer Tendenzen, nicht mehr von solcher Bedeutung gelten, dass wir, die wir soviel weitherziger unsere Bestrebungen verfolgen können, deshalb theilnahmlos schweigend an den Kämpfen eines in Gesinnung und Ziel uns doch so Verwandten vorbeigehen sollten. — Am Wenigsten also beängstigt mich die Ihnen nöthig erscheinende Erwähnung D.'s im Artikel „Rousseau". Wir stehen wahrlich nicht auf jenem Standpunkte des litterarischen Verkehrs, auf welchem es heisst: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!" und wo jede persönliche Missachtung mindestens durch Nichtachtung erwidert werden muss! Wir dürfen uns wirklich die Vornehmheit einer edleren Gerechtigkeit verstatten, solange uns noch die Ehrlichkeit des Irrthums diskutabel gegenüber steht. — Und diess ist zweifellos Ihre Aufgabe, einmal, früher oder später, das Fazit aus den beiden Haupteinwirkungen Ihres Lebens selbst zu ziehen. Damit hätten wir uns dann auch das persönlich Unliebsame unserer Beziehungen zu D. gleichsam vom Herzen geschafft und das, was uns an seiner mitarbeitenden Kraft verloren gegangen, wenn auch nicht ersetzt, so doch auf unsere Weise wett gemacht." —

Schliessen wir jetzt das für Stein so bedeutsame Jahr 81 ab mit einem kleinen Nachtrage zur Frage der „Reform-Bestrebungen" aus der heissesten Zeitgeschichte!

26.

Halle. 31. 11. 81.

„Vergleichen wir die heute sogenannten Reform-Bestrebungen mit den heroischen Antrieben wirklicher Reformation, wie sie in dem zugleich erhabensten und entlegensten und doch auch unmittelbar reichsten Beispiele des Kunstwerkes von Bayreuth gegeben sind, so muss unser Urtheil wohl sogar hart und abweisend ausfallen. Selbst in dem Auftreten des immer noch einzig nennenswerthen Hofpredigers Stöcker — ein tief inneres Miss-

trauen, eine Unsicherheit der entscheidenden christlichen Empfindungen. Auch sehen wir nun schon, wohin die grossen Praktiker praktisch gelangen: zu einem Siege der Juden, trotz aller erweckten nationalen Instinkte und thatsächlicher Racen-Leidenschaft. Der Fehler liegt sicherlich in dem Trug einer möglichen Einlassung mit den vorhandenen Dingen, in den unzähligen Formeln der Kompromisse mit Konservatismus und Kirche. Aber welche strenge Mahnung freilich! Auch für mich, das weiss ich auf's Bestimmteste, und sage es nicht im Missmuth, wäre auf der Universität sogar ein entschiedener Erfolg kaum ein erster Anfang, vielleicht eher eine Ablenkung. Entlegene Einsamkeit ist einer auf ganz andre Fundamente, aber sehr fest aufgebauten Welt gegenüber das Schicksal des aufrichtigen Denkers, wie es das des wirklichen Künstlers ward. — Einsamkeit habe ich inzwischen hier genug, aber keine Entlegenheiten, und also viele Qual: denn dieser mir im tiefsten Innern entfremdeten Welt bin ich doch andererseits noch als Jüngling, als ein Suchender und Strebender gegenübergestellt; an diesem Zwiespalt erkrankt mein Gemüth; es empfände nicht wahrhaftig, wenn es diess leichter trüge." - -

Und der Blick des Verlassenen schweift um die ernste Jahreswende aus dem Zwiespalt mit Welt und Zeit gen Süden, wo jetzt in Palermo der Meister den „Parsifal" vollendet. —

27.

Halle. 8. 12. 81.

„Ich weiss mir noch allzuwenig die Wonne des Südens mit der Würde des Nordens vereinigt wirklich vorzustellen. Denn es ist etwas in dem Worte „Deutsch", was uns auch im seligsten Süden immer wieder nach irgend einem trüben Winkel unseres rauhen Landes lenkt; und doch andrerseits, wie übermässig verlassen und unmenschlich kommt man sich hier im Gedanken jener Gefilde vor. Die in die Tropen zögen, das würden eben auch andere Deutsche sein — — und sicherlich gibt es keinen Verzicht auf diesen Gedanken, sobald man ihn nur einmal verstanden hat."

19. 12. „Beschönigt habe ich mein Heimathsgefühl für südliche Zonen stäts gerne mit einem germanischen Instinkt der Wanderung, der zu erneuernden Wahl besserer Kulturstätten, und habe ihm so einen Ausdruck verschafft."

Diese ausklingenden Worte zeigen uns den Verfasser des Aufsatzes von den *„Wanderjahren"* recht persönlich beschäftigt mit dem ewigen Wander-Problem, als ein deutscher Mann, — jenem selben Problem, das er auch als deutscher Dichter zur gleichen Zeit in *„Helden und Welt"* zum Ende des „Heimathlosen" führen konnte, weil — er die Heimath gefunden, wo alle Jahreswenden nur neue, tiefe Aufblicke bedeuten zum eigenen Ideal, als einer Wahrhaftigkeit des Gemüthes. —

Die Ethik in der neuen Staats- u. Volkswirthschaftslehre.

Ein Rückblick auf den Ideen-Umschwung der letzten fünfzehn Jahre.

Von Dr. Eduard Schläger.

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."
Aus Goethe's Faust, Prolog im Himmel.

„Zwischen dem Kommunismus und dem Eigenthum will ich eine neue Welt aufbauen", schrieb einmal Proudhon, dieser schärfste Kritiker der alten, jetzt völlig ausgelebten Nationalökonomie der Say's und Ricardo's. Die Aufführung dieses Neubaues ist jedoch nicht der Vorwurf, die Leistung des Einzelnen. Ja selbst die blosse Zeichnung des Grundrisses ist dem Genie erst dann nur möglich, wenn eine Menge von Vorarbeiten auf allen Gebieten vorher vollendet sind, welche die Richtung des Neuen, die beim Bau selbst zu befolgenden Grundsätze, Ziel und Inhalt in allgemeinen Zügen wenigstens vorausbestimmen. Die Ausgestaltung im Einzelnen wird allerdings den grossen Männern der Zukunft obliegen. —

Unter dem Titel „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform", im Verlage der aus Anhängern der letzteren bestehenden Aktiengesellschaft „Pionier" in Berlin 1888 erschienen, ist eine Sammlung von Aufsätzen von R. v. Mosch zusammengefasst, welche in den Jahren 1878 – 88 in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht, als die ersten planmässigen Versuche betrachtet zu werden verdienen, die dringende Nothwendigkeit wie die Ausführbarkeit einer alle Lebensgebiete in Staat und Gesellschaft einschliessenden gründlichen Neugestaltung in grossen Zügen nachzuweisen und dem allgemeinen Verständniss näher zu bringen. Der spätere Geschichtsforscher, der den Umschwung der Anschauungen eingehend zu schildern haben wird, der sich in Staatswissenschaft und Volkswirtschaftslehre während der letzten fünfzehn Jahre vollzogen hat, wird in dem Buche eine Reihe der werthvollsten Dokumente und Aeusserungen einer bedeutungsvollen Bewegung erkennen und benützen, die unter der Oberfläche still arbeitend, mit ungebrochenem Muthe und fester Hoffnung die neuen Gestaltungen vorbereitete, welche in ihrer weiteren Entfaltung den neuen Forderungen einer vertieften Sittlichkeit, einer neuen Rechte- und Pflichten-Lehre die erste grossartige Verwirklichung zu geben bestimmt sind. —

Es wäre eine verdienstliche und dankbare Aufgabe, die Umwandlung der Staatswissenschaft und der Volkswirthschaftslehre Schritt für Schritt zu verfolgen, und zwar zunächst in den wissenschaftlichen Kreisen Deutsch-

lands, von dessen Kathedern der Anstoss zuerst ausging, um sich sodann über England, Italien, Frankreich bis über den Ozean nach den Vereinigten Staaten fortzupflanzen. Wie so häufig, sind es auch in diesem Fall die extremen Richtungen gewesen, welche die träge gewordene, auf dem Althergebrachten in falscher Sicherheit und Selbstgefälligkeit sich wiegende Welt der sogenannten herrschenden Ansichten aus ihrer Ruhe aufrüttelten und zur Durchsichtsvornahme zwangen. Im Anfang der 60ger Jahre platzen in Lassalle und Schultze-Delitzsch die weltgeschichtlichen Gegensätze auf einander. Staatshülfe gegen Selbsthülfe, Sozialdemokratie gegen Bourgeoisie oder Kapitalismus, die Zukunft gegen die alt und unzureichend gewordene Gegenwart, das waren die Gegner, die 1863 in Waffengängen sich maassen, in welchen Schultze offenbar der unterliegende Theil war. Die damals in Preussen die Mehrheit im Abgeordnetenhause besitzende Fortschrittspartei verstand jedoch die in dieser Niederlage ihres Vorkämpfers auch für sie sich ankündigende Gefahr gleicher Verurtheilung keineswegs. Jedenfalls verharrte sie in ihrer alten Herzenshärtigkeit und wollte selbst viel später (nämlich 1884) von einem sozialen Königthum nichts wissen, noch hören. Auf den Universitäten und in den Massen blieb jedoch der Kampf der oben angedeuteten Gegensätze nicht ohne wichtige, neue Entwicklungen entbindende Folgen. Der sogenannte Kathedersozialismus, durch Männer wie Schmoller, Held, Adolph Wagner u. A. glänzend vertreten, erscheint bald als die mittlere Diagonale zwischen den Extremen, der alten Manchesterweisheit, welche im freien Spiel der Kräfte, d. h. in der zunehmenden Ausbeutung der wirthschaftlich Schwachen durch die finanziell Starken nach wie vor das Heil sah, und der zunächst noch nationalen, seit 1875 internationalen Sozialdemokratie, die, um den immer mehr an Schärfe und Dauer gewinnenden Handels- und Geschäftskrisen ein Ende zu bereiten, kein anderes Mittel wusste, als die Erhebung des Staates zum einzigen Arbeitgeber und damit zum Bürgen für die stätige Verwirklichung des Rechtes auf Arbeit.

Der Krieg von 1866, und noch mehr der von 1870—71 leisteten den Lehren des Kathedersozialismus gewaltigen Vorschub, indem durch die wunderbaren Erfolge auf den Schlachtfeldern die entscheidende Bedeutung der preussischen Monarchie Allen sichtbarlich vor die Augen geführt wurde. Der sittliche Niedergang der Republiken, der französischen wie der nordamerikanischen, gab weiteren reichen Anlass zu Vergleichen zwischen der Sparsamkeit und Ehrlichkeit der preussischen und deutschen Regierung und ihres Beamtenthums, und der zunehmenden Korruption in höchsten und niedrigsten Verwaltungskreisen jenseits des Rheines. Der grosse Weltkrach von 1873 endlich überzeugte die Einsichtigen von dem herannahenden Bankerott des theoretisch bereits verurtheilten bisherigen Staats- und Volkswirthschaftssystems. Dem sich im Ringen um die Beute auflösenden Republikanismus, wie dem Konstitutionalismus, diesem Schaukelsystem

der Parteien mit einem zur blossen Dekoration herabgedrückten Parteikönigthum, stellte zuerst Professor Schmoller im Jahre 1874 in einem Aufsehen erregenden Vortrage (in der Singakademie in Berlin gehalten) über die Mission der Hohenzollern den inhaltsreichen Begriff des sozialen Königthums entgegen. In einer grösseren Schrift wurden die Gedanken des Vortrages, welcher eine Kritik von Seiten des Geschichtsforschers von Treitschke erfahren hatte, weiter ausführlich entwickelt. Von Seiten der Regierung erfolgte jedoch erst in der weltgeschichtlichen Botschaft des Kaisers Wilhelm vom 17. Nov. 1881 die erste Aneignung des von Schmoller zuerst neu betonten altpreussischen Königsideals. Jetzt berührte Preussen wie Antäus wieder den Grund und Boden, auf dem seine eigentliche und wesentliche Stärke beruhte, aus dem all seine überraschenden Erfolge, seine unbeugsame und unbesiegbare Grösse wie mit innerer Nothwendigkeit langsam hervorgewachsen waren. Der bis dahin nur zu oft als schrullenhaft und barbarisch verschrieene König Friedrich Wilhelm I. kam jetzt zu Ehren, wurde jetzt vollständiger begriffen und gewürdigt. Er erschien jetzt als die kräftige Verkörperung jener landesväterlichen Gewalt, jener berufsmässigen Sorge für das Gemeinwohl, die der Parlamentarismus dem Königthume für immer abgenommen zu haben wähnte, und in welchen der sogenannte Fortschritt von heute noch immer letzte Rückstände des Absolutismus zu sehen sich abmüht.

Im Jahre 1875 liefern die Vertreter (v. Unruh, Oppenheim, Eras u. A.) der in ihren Grundfesten bereits erschütterten Freihandels- und Freiwirthschafts-Lehre in der damals Paul Lindau'schen „Gegenwart" den sie bedrängenden Kathedersozialisten die letzte grössere Schlacht. Das Jahr 1878 endlich wird zum abschliessenden Grenz- und Marksteine zwischen der untergehenden alten und der aufsteigenden neuen Wissenschaft über Staatszwecke und Volkswirthschaft. Schon im Frühjahr 1878 war die Gründung des Centralvereins für Sozialreform und seines Organs, des wöchentlichen „Staatssozialisten", erfolgt.

Während im Anfang an diesem auch einige liberale, d. h. der alten überwundenen wissenschaftlichen Anschauung angehörige Politiker und Schriftsteller mitthätig waren, trugen doch die meisten Aufsätze schon das neue Gepräge. Es waren namentlich die Vertreter der neuen christlich-sozialen Gruppe, welche die Sätze der Schmoller und Wagner über das soziale Königthum, dessen Begriff nun an Inhalt und Tragweite fortwährend gewinnt, weiter ausmünzten und ausbildeten. Die von dem Führer der christlich-sozialen Partei zu neuem Leben und ausserordentlichem raschen Wachsthum gestärkte konservative Partei in Berlin machte zugleich Front gegen den Fortschritt wie gegen die Sozialdemokratie. Das selbe Verfahren schlug die in den letzten Jahren selbständig vorgehende Antisemitenpartei ein. Die vom Hofprediger Stöcker geleiteten Volksversammlungen waren ein ungewöhnliches Ereigniss in der Hauptstadt, in welcher bis dahin nur

Fortschritt und Sozialdemokratie zu Worte gekommen waren und sich bekämpft hatten. Die Reden Stöcker's, Adolph Wagner's und Anderer trugen das entschiedene Gepräge eines Kreuzzuges, der in aller Form gegen Fortschrittspartei, Sozialdemokratie, Unglauben und das durch seine Uebermacht auf finanziellem und zeitunglichem Gebiete gemeingefährlich gewordene Judenthum erklärt und ganze Winter hindurch konsequent durchgeführt wurde. Und durch den Kampf gegen das letztere kam das immer noch nicht zu vollem Durchbruch gelangte deutsche Volksthum zu stärkerer Betonung seines nationalen Inhaltes, zu entschiedenerem und ausgeprägterem Selbstbewusstsein. Die Vereine deutscher Studenten in Berlin, Leipzig, Göttingen etc. setzten das Werk in ihrem Kreise fort und schatteten die Zukunft des Reichstags voraus. Obgleich der „Staatssozialist" sich nur einer beschränkten Verbreitung rühmen konnte, sind doch seine Aufsätze in den Jahren 1878—82 als die Signalschüsse aufzufassen, welche den Kanonendonner der kaiserlichen Botschaft vom 17. Nov. 1881, wie der aus ihr folgenden sozialpolitischen Gesetzgebung zum Schutz der Arbeiter gegen Krankheit, Unfälle und Altersnoth zugleich im Voraus ankündigten und wachriefen. Das am 24. Mai 1889 im Reichstage mit 185 gegen 165 Stimmen angenommene Alters- und Invaliditätsgesetz stellt den alt und arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter, den Invaliden der Arbeit auf gleiche Stufe mit dem Invaliden des Krieges. Der Arbeiter wird in seiner Bedeutung als Soldat des Friedens neben dem Soldaten des Krieges als auf dem selben Berechtigungsboden stehend in Bezug auf Altersversorgung durch Pension zum erstenmale in der Geschichte anerkannt. Eine Maassregel von einer Grossartigkeit und Kostspieligkeit, wie sie die antike Welt weder begriffen noch in Angriff zu nehmen gewagt hätte, — eine Maassregel, welche die Solidarität aller Staatsbürger zur praktischen Wahrheit macht, und welche eben deshalb das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit in allen Deutschen und in allen Ständen des grossen Volkes und Reiches neu stärken und festigen wird.

Immer neue Kräfte werden von jetzt an der Sozialreform auf nationalem und praktisch-christlichem Boden zugeführt. Nach dem Eingehen des „Staatssozialisten" nimmt der nun gegründete tägliche „Reichsbote" kräftig das selbe Banner auf. Die „Neue Preussische Zeitung" tritt energischer als bisher zu scharfem Angriff auf Fortschritt und Judenthum in die Arena. Seit Anfang dieses Jahres (1889) bemüht sich das täglich erscheinende „Volk" die selben Grundsätze in die Massen zu tragen, und durch Billigkeit und volksthümliche Sprache dem gefährlichen Einflusse der sogenannten freisinnigen, in Wirklichkeit jüdischen Interessen dienenden und zu Schleuderpreisen von Berlin überallhin verbreiteten Presse einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Die im Herbst 1886 gegründete Zeitschrift „Pionier" arbeitet zur Klärung der verschiedenen Reformaufgaben auf allen Gebieten des nationalen Lebens in mehr wissenschaftlicher Weise. Ebenso schlägt die „Deutsche Adelszeitung" unter der Leitung des Sekretärs der

Adelsgenossenschaft, des Herrn von Mosch, die neue Richtung mit Geschick und Ausdauer ein. Sie sorgt ihrerseits für die Wiederbelebung des dem deutschen Adel zustehenden und im eigensten Interresse zu fördernden Bewusstseins der höheren Pflichten, der Leiter- und Führerstellung im Kampfe für die Verwirklichung der kaiserlichen Botschaften von 1881 und 1888, wie überhaupt des ganzen sozialpolitischen Programmes des mit 1881 auch von der Regierung als solcher anerkannten neuen Zeitabschnittes und Wendepunktes. Schon vorher war aus der sich klar werdenden Gegenwart der aufhellende Rückblick in die nächstliegende Vergangenheit gefallen. Die ungemeine Bedeutung des Sozialreformers Rodbertus und seiner theilweise nun erst der Oeffentlichkeit übergebenen Schriften wurde endlich erkannt und gewürdigt. Der Kreis der Aufgaben des Staates erfuhr immer neue theoretische wie praktische Erweiterungen; der Gedanke, dass nicht nur im Kriege, sondern ebenso sehr im Frieden Einer für Alle und Alle für Einen zu handeln und einzustehen haben, tritt immer klarer ins Bewusstsein. Es gilt von jetzt an, ihm stäts neue Anwendungen, neue Formen zu verleihen und zu erfinden, die dem veränderten Wesen des modernen Staates und der modernen Gesellschaft entsprechen, ihm so zu sagen gewachsen sind. Es gilt der Columbus-Entdeckung einer neuen und grossartigen Reformtechnik, einer Neuschaffung unerschöpflicher Arbeitsgelegenheiten auf allen Gebieten, um dadurch die riesenhaft vorangeeilte Maschinentechnik wieder einzuholen, und dem modernen Uebel der Ueberproduktion, der Quelle der chronischen Geschäftskrisen ein Ende zu bereiten. Es gilt, wie sich der „Pionier“ ausdrückt, überall die Arbeitskraft in Kaufkraft zu verwandeln, die Arbeiter im stärksten Maasse verbrauchsfähig zu machen, und dadurch die Kluft zwischen Ueberproduktion und Unterkonsumtion dauernd zu schliessen und auszufüllen.

Der sechste Abschnitt der „Materialien“ „Nothwendigkeit und Möglichkeit der Sozialreform“ beschäftigt sich mit diesem wichtigsten aller sozialpolitischen Zukunftsprobleme. Die dabei sich aufdrängende Stoffmasse von Vorschlägen und Gesichtspunkten liess sich darin nur theilweise unterbringen. Die werthvollen, vorläufig weggelassenen Aufsätze werden in Form eines besonderen Buches erscheinen, dem man mit Spannung entgegensieht. Denn hier wird es sich darum handeln, die Hoffnungs- und Muthlosigkeit, mit welcher jetzt noch so Viele der sozialen Frage und ihren Schwierigkeiten gegenüberstehen, in Zuversicht und ernste Thatkraft zu verwandeln. Das im Eingange erwähnte Versprechen Proudhon's, zwischen dem Eigenthum und dem Kommunismus eine neue Welt aufzubauen, wird alsdann in seiner ganzen Kühnheit und Grossartigkeit begriffen, und seiner allmähligen Erfüllung zugeführt werden. Der erfolgreiche Streik der Bergleute des rheinisch-westfälischen Kohlengebietes, die bedeutsamen Erklärungen des deutschen Kaisers den Abordnungen der Arbeiter wie der Grubenbesitzer gegenüber kündigen das Herannahen einer neuen Zeit an,

in welcher das barbarische Recht des Stärkeren an der für ein höheres Recht, für eine ihren gesetzlichen Ausdruck erst suchende neue Gerechtigkeit in die Schranken tretenden Macht des sozialen Königthums seine Bändigung und Beschränkung finden wird.

Die ungemessene Selbstsucht mit ihrer ewigen Unruhe und Unbefriedigtheit wird von einem in neue Formen zu giessenden Genossenschafts- und Gemeinsinn überall zu besiegen und durch ihn zu verdrängen und zu ersetzen sein. Die „Jagd nach dem Glück" mit ihrem unheiligen Gefolge von rohester Ichsucht, öder Gemeinheit und frecher Gewissenlosigkeit wird als Fata Morgana, als eine zum Verdursten und Verderben in der davon besessenen und zur Wüste mit wilden Thieren gewordenen Gesellschaft führende Luftspiegelung des eigenen Wahnes endlich klar erkannt und verdammt werden. Man wird aus der jetzigen Ueberhastung und ewigen Angst um das Dasein zu ruhigerer Lebensführung durch das freudige Gefühl allgemeiner Solidarität den Weg zurückfinden lernen. Man wird endlich die Warnungen Carlyle's vor dem Abgrunde, dem die jetzige Welt wie der vom Tode demnächst ereilte Reiter auf dem Henneberg'schen Zeitbilde mit steigender Raserei zustürzt, verstehen und beachten. Die grossen Denker, welche wie Carlyle der Gegenwart bis auf die Knochen sehen, erscheinen stäts als unwillkommene Propheten, als unbeachtete Cassandra. Aber eine Generation genügt heutzutage, um ihre Prophezeihungen zu Ehren zu bringen, um ihre Warnungen als Schicksalsrufe, als Schicksalsschläge an eigner Haut zu erfahren und zu empfinden. Carlyle erkannte in dem englischen Utilitarianismus eines Bentham & Co., in der Auffassung des Lebens als einer vielschubfächerigen gemeinen Nützlichkeits- und Genusswirthaft den Anfang des Endes, den Anfang des Niederganges des zur Phrase erstarrten Parlamentarismus und seines Gefolges von Schein, Heuchelei und jener Unaufrichtigkeit im Verkehr mit Anderen und sich selbst, der deshalb so schwer mit Heilmitteln beizukommen ist, weil sie zur anderen oder zweiten Natur sich verfestigt hat. Längst vor dem Eintritte des wirklichen Bankerottes der modernen Demokratie (siehe Frankreich, die Vereinigten Staaten etc.) stellte Carlyle ihn als gott- und naturnothwendig und deshalb als unvermeidlich in Aussicht. Nur in dem alten Preussen Friedrich Wilhelm des Ersten und seines Nachfolgers erkannte er die aller Heuchelei und Unnatur feindliche, echtdeutsche, ernst religiöse, der ungeheuren Verantwortlichkeit stäts eingedenke Kernnatur als die Bedingung und Verheissung neuer und besserer Zustände in Staat und Gesellschaft. In dem Siege des neuen Deutschlands über das versinkende romanische Frankreich begrüsste er 1871 freudig die Morgenröthe einer schöneren Zukunft, die Bürgschaft einer Wiedergeburt der noch nicht ganz dem geistigen und sittlichen Tode verfallenen Theile des europäischen Festlandes wie seines eigenen tiefkranken Englands. Wird es Deutschland gelingen, diese Zukunftserwartungen des grossen Schotten zu rechtfertigen?

Das ist die Frage, von deren Beantwortung das Schicksal Deutschlands und damit das Europa's überhaupt abhängt.

Die Erfüllung wird nur dann möglich werden, wenn Deutschland sich von dem Geiste durchdringen lässt, der in Carlyles Auffassung des Lebens als einer beständigen, ungeheuren Verantwortlichkeit, als eines in der Ewigkeit wurzelnden Daseins zu klassischem Ausdrucke herausgearbeitet ist. Das Thun, das Wirken, die Beseitigung des Schlechten und Nichtigen, sei es auch äusserlich noch so geehrt und noch so stark hinter Lügen und Schablonen verschanzt, die Organisation eines neuen Rechtes und eines neuen Mitleids zu einer die Welt überwindenden Macht: das sind die in Riesenschrift vor uns sich aufrichtenden Aufgaben, die bei Strafe des materiellen wie des sittlichen Unterganges von uns in Angriff und zwar sofort und mit aller Kraft in Angriff genommen werden müssen.

Der nüchternen Nützlichkeitsmoral des sogenannten verständigen Egoismus wird es nie gelingen, die aus den Fugen gegangene heutige Welt wieder einzurenken. Der ihr fremde Begriff der von wirklichem Gemeinsinn und Gemeingefühl unzertrennlichen Aufopferung und Opferwilligkeit und die von ihnen ausgehende Begeisterung sind unentbehrlich, um das Riesenwerk zu gutem Ende durchzuführen, das immer unabweislicher sich uns aufdrängt. Denn es handelt sich um nichts Geringeres, als die Versöhnung der Massen mit den Klassen, um die Unterordnung der Selbstsucht Aller unter die höchsten Forderungen einer neuen Sittlichkeit und Gerechtigkeit.

Alle jene wunderbaren Gewalten des aus seinen Tiefen sich erneuernden und neue Kraft schöpfenden deutschen Nationalgeistes müssen aufgeboten werden und zusammenwirken, um das ungeheuere Wunder einer in sich harmonischen Staatsgemeinschaft zu Stande zu bringen und dauernd zu gestalten. Die Philosophie Schopenhauer's, die den ganzen Menschen erschütternde, reinigende und erhebende Kunst Richard Wagner's, welche seit Jahrzehnten den Boden für diesen Nationalbau der Zukunft mit unsäglicher Mühe und Genie zugleich vorbereiteten und empfänglich machten, werden bei der nun begonnenen Riesenarbeit selbst jene Zuversicht, jene „Heiterkeit des Siegers" zu unterhalten und aufrecht zu erhalten haben, von welcher das ganze Leben des Meisters die erhabene und zur Nachfolge zwingende Verkörperung, das vollendete Vorbild gewesen ist.

Die französische Revolution und der deutsche Idealismus.

Ganz Frankreich feiert in diesem Jahre die Erinnerung an die grosse Revolution. Fast alle Völker nehmen Theil an dem Feste, aber Deutschland blieb fern. Nur die deutsche Kunst hat sich in das für uns ungastliche Land gewagt.

Es wäre vielleicht eine dankbare Aufgabe für sie gewesen, in Ermangelung der lebendigen Deutschen den Franzosen durch ein künstlerisches Bildwerk unser Volk darzustellen in seiner geistigen Beziehung zu der Revolution, welche man mit blendendem Prunke feiert. Aber in welcher Gestalt würde ein Maler oder Bildhauer die „Germania" darstellen müssen, um den Empfindungen gerecht zu werden, welche uns bei der Betrachtung dieser Säkulärfeier bewegen? Diese Gestalt darf nicht dem hinreissenden Wesen auf dem Niederwalde gleichen; denn, während Frankreich sich an eine ereignissreiche Zeit erinnert und die Schatten der Geschichte heraufbeschwört, geziemt es sich nicht für die germanische Jungfrau, das Schwert in der Hand zu tragen und mit kampfesmuthigem Blick nach Westen zu blicken. — Oder soll sie dargestellt werden als die vernachlässigte Spröde, welche halb beleidigt halb begehrlich mit scheelem Blick über die Schulter nach den prunkvollen Festen hinschaut, die sich von den Nationen angestaunt in Paris entfalten? — Oder wollen wir so thun, als ob uns das Fest, welches die Franzosen nun feiern, gar nichts anginge? Wollen wir die Germania dargestellt sehen als züchtige Jungfrau, die mit dem Schlüsselbund am Gürtel ihrer Häuslichkeit waltet, während sich draussen bunte Karnevalgestalten in wilder Freude tummeln? Vielleicht würde das letztere Symbol für einen grossen Theil unseres Volkes stimmen, der in wackerer Pflichterfüllung ruhige Tage verlebt; aber die Denkenden in unserem Volke können nicht ohne weiteres ein so bedeutungsvolles Ereigniss wie diese Säkularfeier vernachlässigen und sich zu den praktischen Fragen unseres engeren Daseins wenden, sondern sie sinnen nach über das geistige Wesen, welches sich in dieser Revolution offenbart und über den Grund, weshalb wir es ohne eine solche Revolution doch zu einem festeren und gehaltvolleren Staatsgefüge gebracht haben, als unsere trotz ihrer Revolution unglücklichen Nachbarn. Und wir finden die Antwort in den hundertfältigen Aeusserungen von denkenden Deutschen, welche weiter zurückzublicken vermögen als über das blutige Feld des letzten Viertelhunderts; überall hören wir die selbe Kunde, dass es gerade der Idealismus des deutschen Geistes gewesen ist, wie er in reingeistiger Form zur klassischen Zeit des vorigen Jahrhunderts erschien, der sich in unserem Jahrhundert in der politischen Form des Kaiserreiches seine Verkörperung zu schaffen suchte. Wenn wir uns also eine Germania-Gestalt denken wollen, in welcher diese Gedanken zum Ausdruck kommen, ohne dass sie zugleich das Kriegerische, Schmollende, Hausbackene darstellt, so wollen wir sie uns ausmalen in ruhiger Zufriedenheit, mit freundlichem Blick, nachdenklich lesend in einem Buche mit dem Titel „Geschichte des deutschen Idealismus", während das Schwert an ihrer Seite ruht.*)

Ja es ist nothwendig in diesen Tagen, über den deutschen „Idealismus" und die Entstehung des Reiches nachzusinnen, und gerade wenn wir die schwungvollen Reden über die französische Revolution vernehmen, müssen wir versuchen, diesen

*) Es liegt dem Verfasser fern, hiermit Einspruch zu erheben gegen die wohlbegründeten Ausführungen von Constantin Frantz in diesen Blättern, welcher die „Germania" für ein undeutsches Symbol erklärt. Doch war es wohl erlaubt, im Hinblick auf eine gebräuchliche Darstellungsform die in ihr enthaltenen Möglichkeiten zu künstlerischem Ausdruck zu suchen, um so den Grad ihrer künstlerisch-organischen Bildsamkeit festzustellen.

Begriff mit einem gediegenen Inhalt zu erfüllen, damit er nicht einem hohlen Gefässe und dem leeren Schein der Volkseitelkeit verglichen werden kann. Und diesem Zweck, nämlich etwas zur Klarstellung und zur Werthbestimmung dieses nationalen Stichwortes und des deutschen Wesens im Allgemeinen beizutragen, sind die folgenden Zeilen gewidmet.

Die Methode, welche wir hierbei anwenden, ist eine der gegenwärtigen Wissenschaft wohlvertraute, die vergleichend-induktive. Wir werden die gedruckten Aeusserungen von zwei hervorragenden deutschen Geistern, von Schiller und Wagner vergleichen und werden sehen, wie diese beiden Geister, deren Wirkungszeiten mehr als ein halbes Jahrhundert auseinanderliegen, eine wunderbare Uebereinstimmung in ihren Reaktionen gegen gleiche Reize zeigen, wie sie besonders im Gegensatz zur revolutionären Art der Volksentwickelung nach anfänglicher Theilnahme an den Umsturzbestrebungen einen ganz neuen und gleichen Weg zu sozialer Umänderung einschlagen; wie sie ferner in Bezug auf die Art ihrer Reformgedanken durch die Verbindung eines Kunstideals mit einem politischen Ideal völlige Uebereinstimmung zeigen.

Ist auf diesem Wege eine Wesensgleichheit zwischen diesen beiden hervorragenden deutschen Geistern nachgewiesen, so wird sich das zu Grunde liegende Gemeinsame zur Ausfüllung des Begriffes „deutsch“ und, wie wir sehen werden, besonders zur Bestimmung des Begriffes „deutscher Idealismus“ verwerthen lassen.

Zunächst fällt eine vollkommene Uebereinstimmung der Zeitumstände ins Auge, unter welchen beide Dichter-Philosophen ihre kunsttheoretischen Schriften schreiben. Während alles öffentliche Interesse des denkenden Publikums in Deutschland auf die politischen Ereignisse der französischen Revolution gerichtet ist, während in Frankreich der autokratische Staat in seinen Grundfesten wankt und viele edle Geister von der aufgehenden Sonne der Freiheit schwärmen, schreibt Schiller in seinem Dichterheim die „Briefe zur ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes“. Während ihn ringsum in Paris im Jahre 1849 die Wogen einer revolutionären Bewegung umbrausen, welche bis in unser Vaterland die bedeutendsten Wirkungen gehabt hat, schreibt Wagner in der ärmlichen Wohnung eines politischen Flüchtlings die Schrift „Kunst und Revolution“, welche in einer Pariser Musikzeitung veröffentlicht im Lärm des Tages verhallte, oder wenn sie Jemand las, sicher ein halb verächtliches halb bedauerndes Achszucken wie über einen Halbverrückten hervorgerufen hat.

Beide sind überzeugt, dass einer politischen Umwälzung, wenn aus ihr etwas Positives hervorgehen soll, eine innere Revolution der Geister vorhergehen müsse, beide stellen eine wahre Kunst als das Mittel hin, um einen Gemüthszustand zu erzeugen, in welchem die Menschen im Stande wären, Bürger eines freien und wahrhaft humanen Staates zu sein. Wagner sagt (Einleit. zum dritten und vierten Bande): „Dieses Kunstwerk dem Leben selbst als prophetischen Spiegel seiner Zukunft vorzuhalten, dünkte mich als ein allerwichtigster Beitrag zu dem Werke der Abdämmung des Meeres der Revolution in das Bett des ruhig fliessenden Stromes der Menschheit.“ Und (pag. 30 in Kunst u. Revol.) „Aus dem entehrenden Sklavenjoch des allgemeinen Handwerkerthums mit seiner bleichen Geldseele (und aus dem raffinirten Luxus des egoistischen Reichthums) wollen wir uns zum freien künstlerischen Menschenthume mit seiner Weltseele aufschwingen; aus mühselig beladenen Taglöhnern der Industrie (und aus schlaffen Götzendienern der Ueppigkeit) wollen wir alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört als ein ewig unversiegbarer Quell höchsten Genusses“. Vergleichen wir damit die Worte Schillers, mit denen er seine ästhetische Beschäftigung zu begründen sucht (zweiter Brief): „Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen, wie des Welt-

manns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das grosse Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgiltigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? Ich hoffe Sie aber zu überzeugen, schreibt er weiter, dass diese Materie weit weniger dem Bedürfniss als dem Geschmacke des Zeitalters fremd ist, ja dass man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muss, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert". Beide haben also eine innerlich seelische Ausbildung im Sinne, aus welcher ein humanes Verhalten in der bürgerlichen Gemeinschaft sich von selbst als naturgemässe Aeusserung ergeben soll, und als Mittel zu dieser Gemüthsbildung stellen sie ein Kunstideal auf, welches allerdings in der sie umgebenden Kunstwelt noch nicht zur Erscheinung gekommen ist, sondern dessen Verwirklichung sie zunächst in sich selbst suchen. Bei Schiller wie bei Wagner wendet sich der revolutionäre Geist zunächst vom politischen Schauplatz ab, und hält Einkehr in das Innere der menschlichen Seele: anstatt sich in vernichtenden Kraftäusserungen in der äusseren Welt auszutoben, erbaut er sich in der Seele zweier grosser Männer einen Tempel, in welchem vertraulich neben einander ein Menschheits- und ein Kunstideal und als ihre höhere Einheit das Kulturideal verehrt werden. Wie sich die deutsche Reformation zur italienischen Renaissance verhält, so verhält sich die innerliche Vertiefung bei Schiller und Wagner zur politischen Revolution. Wie sich in der Reformation der deutsche Geist von der blossen Freude an der Formen- und Gestaltenwelt abgekehrt und sich in die Tiefen seiner religiösen Empfindung versenkt, so kehren sich Schiller und Wagner einer bloss äusserlichen Zivilisation und der äusserlich politischen Beschäftigung ab und bilden in sich ein höheres Menschenthum aus, welches in ihren Kunstschöpfungen dann zum mustergiltigen Ausdruck gebracht wird.

Hierin ist das eigentliche Charakteristikum der von Schiller und Wagner gelieferten Aesthetik schon enthalten: es liegt eben in der innigen Verbindung eines Menschheits- und Kunstideals, und in der Ableitung des letzteren aus menschlich-seelischen Regungen. Man könnte ihre Werke mehr „ästhetisch-psychologische Kulturbetrachtungen" nennen, wenn nicht im weiteren Verlaufe das Aesthetische in den Vordergrund träte. Wie sehr sie durch diese Art von Aesthetik von den konzessionirten Aesthetikern abweichen, habe ich hier nicht näher auszuführen; dagegen ist es nothwendig, dass wir uns mit den psychologischen Bestimmungen, welche sie ihren Kunstbetrachtungen im engeren Sinne vorausschicken, näher vertraut machen.

Beide theilen sie der Schönheit oder vielmehr der in uns wirkenden Kraft, durch welche erst das geistige Phänomen des „Schönen" zu Stande kommt, das heisst eben, wenn wir den noch am meisten bezeichnenden Ausdruck einführen, dem Gemüth eine vermittelnde Rolle in unserem Geistesleben zu, wodurch die in uns wirkenden extremen Kräfte Vernunft und Sinnlichkeit zu einem Ausgleich kommen sollen. Freilich ist die Terminologie, in welcher sie diesen Gedanken begrifflich zu bestimmen suchen, eine vollkommen verschiedene, da sie sich darin an zwei verschiedene Philosophen anlehnen, nämlich Schiller an Kant, Wagner an Schopenhauer, aber der Begriff des Gemüthes ist beiden gemeinsam, und unter den ganz unterschiedlich aussehenden philosophischen Hüllen zeigt sich der selbe kostbare Kern. Beide möchten sie ihr Inneres lieber gleich durch ihr eigentliches Ausdrucksmittel, die Kunst, der Welt in einer eindringlicheren Sprache offenbaren, aber da eben ihr Kunstideal über die Grenzen der augenblicklichen Möglichkeit hinausgeht, müssen sie versuchen sich begrifflich der Welt verständ-

lich zu machen und lehnen sich zu diesem Zweck an einen philosophischen Lehrmeister des begrifflichen Ausdruckes an.

Schiller geht aus von der scharfen Entgegensetzung, welche Kant durch seinen kategorischen Imperativ im Gegensatz zu dem oberflächlichen Sensualismus der französischen Aufklärungszeit zwischen dem Vernünftig-Moralischen und dem Physisch-Sinnlichen zu Stande gebracht hatte, und seine ganze Aufgabe setzt er darein, diese Gegensätze, welche wiederum Anlass werden, dass noch weitere scharfe Entgegenstellungen zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, Materie und Form, physischem und moralischem Zustand, sinnlichem Trieb und Formtrieb, Leiden und Thätigkeit gemacht werden, wieder zu versöhnen. Er sagt p. 91: „Die Schönheit verknüpft die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und Denkens; diess ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.“ 90: „Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet, durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.“ „Daraus folgt, dass es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben muss, und dass uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze.“ P. 105. — Schillers ganze Erziehungsidee läuft darauf hinaus, einerseits von dem Sinnlichen im Menschen das Wild-Begehrliche loszulösen, aber das sinnliche Empfängnissvermögen zu belassen, andrerseits der Vernunft ihre Rigorosität zu benehmen und sie mit der veredelten Sinnlichkeit auszusöhnen; und als Mittel hierzu scheint ihm eine ideale Kunst allein wirksam zu sein.

Ganz die selben Anschauungen finden wir bei Wagner im Kunstwerk der Zukunft ausgesprochen. S. 66: „Wo es den unmittelbarsten und doch sichersten Ausdruck des Höchsten, Wahrsten, dem Menschen überhaupt Ausdruckbaren gilt, da muss eben der ganze vollkommene Mensch beisammen sein, und diess ist der mit dem Leibes- und Herzensmenschen in innigster, durchdringendster Liebe vereinigte Verstandesmensch — keiner aber für sich allein.“ P. 18: „Der blosse leibliche Sinnenmensch, der blosse Gefühls-, der blosse Verstandesmensch, sind zu jeder Selbstständigkeit als wirklicher Mensch unfähig.“ „Durch das Herz fühlt der Verstand sich dem ganzen Leibe verwandt, schwingt sich der blosse Sinnenmensch zur Verstandesthätigkeit empor.“ Später finden sich diese Gegensätze bei Wagner besonders in seiner Schrift über Beethoven durch seine Beschäftigung mit der Schopenhauerschen Philosophie vertieft, durch welche ihm der Unterschied zwischen der ausgedehnten Erscheinungswelt, mit welcher unser Verstand operirt, und der unausgedehnten Welt des Willens ganz zum Bewusstsein gekommen war; aber auch hier finden wir ihn bemüht aus dem allgemeinen Chaos des Willensartigen, welches der energisch-systematisirende Geist Schopenhauers als prinzipiell verschieden von dem in der Erscheinungswelt weilenden Verstande zusammengefasst hat, das Gefühlsartige im besseren Sinne abzuscheiden, — wobei ihm Schopenhauer mit seiner Ideenlehre entgegenkam, — und dieses Vernunftgemäss-Gefühlsartige unter dem Begriff des Gemüthes zusammenzufassen. Es würde uns hier zu weit in die einzelnen Begriffsbestimmungen der beiden herangezogenen Philosophen führen, wenn wir näher darauf eingehen wollten, wo sich Spuren und Anklänge an ihre systematischen Begriffe in den ästhetischen Werken der beiden Künstler finden, jedoch will ich mir einige Andeutungen erlauben. Vollkommen beherrscht von Kants Denkweise, allerdings mit einer Wendung zu dem ethisch-philosophischen Idealismus Fichtes, ist bei Schiller die Auseinandersetzung über Person und Zustand im elften Briefe, von wo

aus er schliesslich auf deduktivem Wege zu seinen leitenden Begriffen Vernunft und Sinnlichkeit kommt, die auch ohne solche abstrakt logische Ableitung aus einer metaphysischen Höhe jedem aus seiner inneren Erfahrung verständlich wären. In Bezug auf die Beeinflussung Wagners durch Schopenhauer'sche Begriffe möchte ich nur hinweisen auf die Ausführungen über mittelbaren und unmittelbaren Gefühlsausdruck, wo der Ausdruck „unmittelbar" kritisch betrachtet durch weniger mittelbar ersetzt werden dürfte, wodurch aber an dem richtigen Sinn dessen, was Wagner sagt, nichts geändert wird. Ja man könnte behaupten, dass die Künstler durch den Einfluss der Philosophen in ihrer Terminologie und ihren begrifflichen Bestimmungen etwas beeinträchtigt worden sind und uns ihren wahren Sinn viel klarer durch ihre Kunstleistungen enthüllt haben. Indem wir eine genauere Behandlung dieses Themas der Zukunft überlassen, wollen wir vorläufig nur den Satz feststellen: Wagner verhält sich zu Schopenhauer wie Schiller zu Kant.

Wenn nun unsere beiden psychologischen Aesthetiker versuchen, ihre ideale Forderung an das Wesen der Menschen auf den abstrakten Begriff zu bringen, so sprechen sie beide von einer „gewissen Totalität" des Charakters, und beide finden unser Vorbild hierfür in dem Charakter der Griechen, deren vollendete Kunst sie nun wieder aus diesem gleichmässigen geistigen Wesen herleiten; sie stellen also ihr Menschheitsideal auf im Hinblick auf ein historisch verwirklichtes edles Menschenthum, welches durch den Verlauf der Geschichte verloren gegangen ist, dessen Wiederherstellung sie aber im Gegensatz zu der sie umgebenden unbefriedigenden Gesellschaftsform und Beschaffenheit anstreben.

Ihre Unbefriedigung mit ihrer Umgebung bewegt sich bei beiden in zwei Richtungen, nämlich einerseits gegen das maschinenmässige Nützlichkeitsprinzip, welches nach dem Muster einer Art von moderner Nationalökonomie die Menschen nur insoferne betrachtet und gebraucht, als sie Werthe produziren, andrerseits gegen die sinnlich luxuriöse Geckenhaftigkeit einer äusserlichen Zivilisation, die wir uns ohne Mühe bei einem betrachtenden Spaziergang durch unsere Grossstädte vor Augen führen können.

Schiller sagt: 2ten Brief. „Der Nutzen ist das grosse Ideal der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht. Jene griechische Herrlichkeit hat einem kunstreichen Uhrwerke Platz gemacht, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Ewig nur an ein kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als ein Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das es umtreibt im Ohr, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens und, anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloss zu einem Abdruck seines Geschäftes, seiner Wissenschaft."

Dieser Vergleich der umgebenden Gesellschaft, in der bloss das Nützlichkeitsprinzip und das Fachinteresse herrscht, während sich der Geschmack auf den Luxus und sinnloses Vergnügen wirft, wie wir es z. B. in der modernen Operette vor uns haben, der Vergleich eines solchen Lebens mit einer Maschine findet sich in einer überraschend gleichen Weise bei Wagner: „So ist denn die Maschine der kalte, herzlose Wohlthäter der luxusbedürftigen Menschheit. Doch die Maschine hat endlich auch noch den menschlichen Verstand sich unterthänig gemacht; denn vom künstlerischen Streben, vom künstlerischen Auffinden abgelenkt, verläugnet, verunehrt, verzehrt er sich endlich im mechanischen Raffiniren, im Einswerden mit der Maschine, statt im Einswerden mit der Natur im Kunstwerke." P. 43 W.

Hier ist von Wagner die innere Verbindung zwischen den beiden Begriffen des Mechanischen und des sinnlich frivolen Luxus gefunden, welche von Schiller noch als zwei gesonderte Dinge bekämpft werden. Neben den obigen Aeusserungen über das Maschinenmässige des modernen Lebens, in welchem sich mancher zufriedene Geist über das Grossartige der Arbeitstheilung so kulturgeschichtlich erhaben vorkommt, sagt dieser nämlich an anderer Stelle: 13. „Mitten im Schoosse der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet, und, ohne ein geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft."

Ich habe diese beiderseitigen Aeusserungen über die umgebende Menschenwelt besonders deshalb angeführt, um indirekt zu zeigen, dass jenes seelische Etwas, was Wagner und Schiller auszusprechen haben und das in Anbetracht der sehr abweichenden Terminologie bei beiden vielleicht different erscheinen konnte, wirklich vollkommen das selbe ist. Es verhält sich hier wie in der Chemie: wenn wir zwei Stoffe haben, deren Gleichartigkeit wir vermuthen, so versuchen wir die Reaktionen, welche sie mit anderen uns ganz bekannten Stoffen geben: sind diese Reaktionen gleich, wie wir es hier bei beiden in Bezug auf Mechanismus und frivolen Luxus sahen, so können wir nun wieder auf die Gleichartigkeit jener seelischen Kräfte schliessen, und thun am besten diese mit dem am wenigsten zu missdeutenden Ausdruck „Gemüth" zu bezeichnen.

Aus der idealen Uebertretung der sie umgebenden Welt erklären sich zwei gemeinsame Züge bei Schiller und Wagner, nämlich einerseits das was sie ganz wie Rousseau die Rückkehr zum Naturzustande nennen, andererseits eben die hohe Verehrung des griechischen Charakters.

Am besten kennzeichnet sich die Art jenes Naturbegriffs, der himmelweit von dem verschieden ist, was man sich etwa bei dem Ausdruck „Naturalismus" denkt, bei Wagner z. B. in folgendem Satze: „Der nach der Natur sich zurücksehnende, und deshalb in der modernen Gegenwart unbefriedigte Geist, findet nicht nur in der Totalität der Natur, sondern namentlich auch in der geschichtlich vor ihm dargelegten menschlichen Natur, die Bilder, durch deren Anschauung er sich mit dem Leben im Allgemeinen zu versöhnen vermag." Bei Wagner und bei Schiller ist „Natur" eine Vernunftidee, eine ideale Sehnsucht, nicht aber ein gewöhnlicher, oder gar wie es bei den Unethischen der neueren Naturalisten manchmal ist, ein gemeiner Gegenstand der umgebenden Wirklichkeit.

Neben dieser gemeinsamen Sehnsucht nach der Natur fühlten sich beide Künstler in gleicher Weise von dem harmonischen Wesen des Griechenthums angezogen und erkennen hier den Meister, nach welchem der sich besinnende Geist der Menschheit aus seinem Innern heraus den rohen Stoff der Gegenwart gestalten soll. Wenn auch Wagner noch in der Idee darüber hinausgeht, und aus dem Ideal eines nationalgriechischen Charakters das Ideal des rein menschlichen herauszubilden strebt, jedenfalls trifft er ganz mit Schiller zusammen in der eingehenden Würdigung des griechischen Wesens und der griechischen Kunst. Schiller sagt: „Die Griechen beschämen uns nicht bloss durch Simplizität, die unserem Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja unsere Muster in den Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unserer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen" und unmittelbar darauf folgt ein Satz, in welchem der Begriff der Totalität auch auf die griechische Kunst in einer ganz an Wagner erinnernden Form angewendet wird. Letzterer sagt (62): „Vor welcher Erscheinung stehen wir aber mit de-

müthigenderer Empfindung von der Unfähigkeit unserer frivolen Kultur als vor der Kunst der Hellenen? Vor dieser Kunst der Lieblinge der allliebenden Natur, der schönsten Menschen, die uns die zeugungsfrohe Mutter bis in die nebelgrauesten Tage heutiger nordischer Kultur als ein unläugbares siegreiches Zeugniss von dem, was sie zu leisten vermag, vorhält.“ In diesem Satze ist die Kunst und das innere Wesen der Griechen wie eine untrennbare Einheit hingestellt, und an diesem Punkte gehen die immer noch rein kulturell-psychologischen Betrachtungen Schillers und Wagners in die eigentliche Aesthetik über: Sie verstehen nämlich unter Kunst die Darstellung des Gemüthsideals, welches sie selbst begrifflich festzustellen suchten, und dessen Art uns ausserdem aus der bei Beiden gleichen Reaktion auf gewisse uns erfahrungsmässig vertraute soziale Erscheinungen klargeworden sein muss, falls in uns die Spur einer gleichen Seelenkraft vorhanden ist.

Es ist bisher aufgezeigt, 1) dass der Antrieb, aus welchem die beiden Künstlerphilosophen ihre Werke schreiben, vollkommen gleich ist, 2) dass die Art ihrer Werke durch die Verbindung eines Kunst- und Menschheitsideals vollkommen ähnlich ist.

Es frägt sich nun, ob sie in der genauen Spezalisierung der Kunstart, welche zur Erziehung des Menschengeschlechtes dienen soll, zu gleichen oder wenigstens ähnlichen Forderungen und Feststellungen gekommen sind. Schon in der Art, wie sie ihr praktisches Kunstideal herzuleiten suchen, zeigt sich eine bedeutende Uebereinstimmung. Während sie nämlich zur begrifflichen Bestimmung ihres inneren Wesens in systematisch-konstruktiver Weise vorgegangen sind im Anschluss an ihre philosophischen Lehrmeister, finden wir bei Beiden da, wo es sich um die zum Ausdruck ihrer inneren Gemüthsbewegungen taugliche Kunstform handelt, eine rein physiologische Betrachtung über den natürlichen Menschen in seiner einfachsten Form als ein mit Sinnen ausgerüstetes Wesen; im Mittelpunkte eines ganz systematischen Begriffsgebäudes finden wir eine Betrachtung, bei welcher wir vollkommen deutlich den festen Boden der Erfahrungsthatsachen unter uns fühlen. Wagner geht in seiner Betrachtung, von welcher er sofort zu dem Begriff des Kunstwerkes aufsteigt, aus von dem natürlichen Menschen, im Moment, wo er sich einer Gemeinsamkeit mittheilt. Sein Inneres findet dabei einerseits Ausdruck in einer gewissen Form des Gesichtes und in den begleitenden Gestikulationen, d. h. also in einer gewissen Form seines Körpers, die durch Muskelbewegung herbeigeführt wird, andererseits durch seine Sprache. In letzterer sind aber wiederum zwei Elemente enthalten, erstens das rein musikalische seiner Stimme, weil eben die menschlichen Stimmbänder, welche den Ton erzeugen, vollkommen einem Musikinstrument gleichzuachten sind, und zwar ist dieser Klang der Stimme der unmittelbarste Ausdruck seiner seelischen Erregung, zweitens enthält die Sprache das Wort als Zeichen für einen Begriff unseres Verstandes.

Durch diese drei Ausdrucksmittel Körperbewegung, Wort, und Klang der Stimme thut sich der natürliche Mensch einer Gemeinschaft kund. Die künstlerische Weiterbildung der Körperbewegung ist nun die Tanzkunst im griechischen und als Karrikatur im modernen Sinne, sowie alle Mimik, die Weiterbildung des musikalischen Elementes, welches in jeder natürlichen Stimme enthalten ist, führt zum Gesang und zur Musik im Allgemeinen, die Weiterbildung des Ausdruckes durch begriffliche Worte zur Poesie. Wer das letztere anzweifeln sollte, der findet klassische Ausführungen hierüber nicht bei Wagner speziell, sondern gerade bei Schiller in seinem Kalliasentwurf —, wo er auseinandersetzt, wie der Dichter d. h. der Wortkünstler die unkonkrete Eigenthümlichkeit der Sprache überwinden müsse. — Andrerseits werden psychologisch genommen Körperbewegung, Klang

der Stimme und Wort Erscheinungsformen der drei Grundkräfte des seelischen Lebens: des körperlich-sinnlichen Lebens, des Herzens und des Verstandes.

Wie nun beim natürlichen Menschen jene drei Ausdrucksmittel bei einander sind, so müssen die künstlerischen Weiterbildungen vereint werden, wo es den vollgiltigen Ausdruck jener Totalität von Verstand, Körperlichkeit und Gemüth gilt, welcher Wagner mit Schiller als das Menschlichkeitsideal aufgestellt hat. „Wo es den Ausdruck des Höchsten, dem Menschen Ausdruckbaren gilt, da muss eben auch der ganze Mensch beisammen sein, dies ist der mit dem Leibes- und Herzensmenschen in innigster Liebe vereinigte Verstandesmensch.“ Jene drei künstlerischen Hauptfähigkeiten des ganzen Menschen haben sich zum dreieinigen Ausdrucke menschlicher Kunst unmittelbar und von selbst ausgebildet im Kunstwerk der Vergangenheit, im griechischen Drama, und sie sollen sich wieder zusammenfinden im Kunstwerk der Zukunft.

Ohne die Leser mit den physiologischen Betrachtungen aus der elementaren Sinnenlehre aufzuhalten, welche Schiller in den Mittelpunkt seiner Ausführungen gerückt hat, will ich nur das Resultat erwähnen, auf welches er kommt, und welches dem Wagner's fast ganz gleicht: „Der Gegenstand des Spieltriebes — so bezeichnet Schiller den Zustand ästhetischer Betrachtung —, in einem allgemeinen Schema dargestellt, wird also lebendige Gestalt heissen können, ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Wort dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.“ Dass hier nur noch ein kurzer Schritt ist, um von dem Begriff der „lebendigen Gestalt“ auf den einer „innerlich lebensvollen Menschengestalt“ zu kommen, ist ganz klar. Neu hinzugekommen ist die Vorstellung, dass dieses innere Leben sich einer Gemeinschaft von Menschen, abgesehen vom körperlichen Ausdruck, durch sein natürliches Ausdrucksmittel der Sprache verständlich machen soll. Schiller nimmt hier den vergeblichen Anlauf zu einem Sprunge, der eben erst nach ihm R. Wagner geglückt ist.

Eine andere Gruppe von Aeusserungen, in denen sich bei Schiller das Tasten nach dem Ideal des Wagnerischen Kunstwerkes kund thut, befindet sich da, wo er über die einzelnen Künste als Ausdrucksmittel für das Gemüthsinnere spricht, und wo er behauptet, dass die Kunstarten in ihren besten Aeusserungen sich zu nähern strebten: „Die besonderen Affinitäten verlieren sich mit jedem höheren Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, dass die verschiedenen Kräfte in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muss Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken, die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muss Musik werden, und uns durch unmittelbar sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie, in ihrer vollkommensten Ausbildung, muss uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben.“ Diese Sätze Schillers haben sicher auf manche seiner Zeitgenossen den selben Eindruck gemacht, wie die Wagnerische Forderung auf seine; was ganz natürlich ist, da bei Schiller wirklich nur noch die praktische Befähigung zur Verwirklichung eines solchen Ideals fehlte.

Auf die Frage, wie weit er sich durch seine praktischen Kunstleistungen an dieses Ideal angenähert hat, haben wir hier nicht einzugehen, da es sich hier nur um seine theoretisch-ästhetischen Erörterungen handelt. Doch sollen wenigstens als Abschluss dieser Bemerkungen zwei Sätze als vorläufig unerwiesene Behauptungen hier Platz finden: nämlich 1) das Prinzip der Sprachbildung in Schillerschen Dramen und Gedichten ist musikalischer Natur, woraus

sich das Deklamatorische seines Styles erklärt. 2) Durch die Einführung des Chors in der Braut von Messina wird der praktische Versuch gemacht, vom Sprechdrama zum musikalischen Drama überzugehen.

Wir haben bei Wagner gesehen, dass er seine grundlegende Betrachtung anstellt an einem Menschen, der sich einer Gemeinschaft anderer mittheilt, während Schiller gewissermaassen in einer sinnenden Absonderung von der Menschheit sich nur die „lebende Gestalt“ vor sein inneres Auge stellt. Es scheint sich hierin der Fortschritt einer Entwickelung anzukündigen: zu dem Gemüthsideal, welches schon Schiller hatte und schon bei ihm zur idealen, an die Menschheit im Allgemeinen gerichteten Forderung wurde, gesellt sich der heftige Drang, es auch in der nächsten Umgebung, in einer freudevollen Gemeinsamkeit verwirklicht zu sehen. Dieser Gedanke von der freudigen Wechselwirkung lebender Menschen taucht in allen Formen bei Wagner wieder auf und muss der Wahlspruch aller derer werden, welche sich in Gedanken an ihn vereinigen. Er sagt: „Eine unselig falschverstandene Freiheit ist diejenige des in der Vereinzelung, in der Einsamkeit frei sein Wollenden. Der Trieb, sich aus der Gemeinsamkeit zu lösen, für sich, ganz im Besonderen frei, selbständig sein zu wollen, kann nur zum geraden Gegensatze dieses willkürlich Erstrebten führen: zur vollkommensten Unselbständigkeit.“

Mit der Weiterbildung, welche Wagner mit der Schiller'schen Formel für das Kunstobjekt vornimmt, indem er für „lebendige Gestalt“ einsetzt: „lebendige Gestalt im Augenblicke, da sie sich einer Gemeinsamkeit mittheilt,“ — ist wie in einem Zauberspiegel der ganze Sinn der Geschichtsentwicklung von der klassischen Zeit mit ihrem reingeistigen Kunstideale zu der künstlerisch-sozialen Denkart gegeben, in welcher sich ein starkes Bewusstsein von der bürgerlichen Gemeinsamkeit im einheitlichen Reiche mit einem Gemüths- und Kunstideal verbindet. Wir sehen also in der Verschiedenheit der ästhetischen Formel nur einen Fortschritt auf dem selben Wege, den der gesammte deutsche Geist vom reinen unpolitischen Idealismus zu politischer Gestaltung mit idealistischem Innenleben gegangen ist, und wir erkennen hier deutlich, wie sehr die Geschichte des politischen Lebens in Deutschland mit der Geschichte des Idealismus verflochten ist.

Neben dieser Thatsache aber, welche uns überhaupt die Berechtigung zu der vorstehenden Betrachtung bei Gelegenheit der französischen Revolutionsfeier gab, haben wir die merkwürdige Uebereinstimmung der beiden Geister, welche wir mit Freuden deutsche nennen können, erkannt. Besonders erkannten wir ihre gleiche Stellung zur Frage der Gesellschaftsentwickelung und Revolution, und wir glauben in dem „Künstlerisch-Sozial-Reformativen“ ein wesentliches Merkmal des Gattungsbegriffes „deutsch“ zu finden, insofern es erlaubt ist, nach den Eigenschaften hervorragender Exemplare den Gattungscharakter zu bestimmen.

Diesen „deutschen Idealismus“, wie er sich in den beiden grossen Geistern Wagners und Schillers so schwungvoll erhoben hat, zu begreifen und unsere kleineren Geister damit auszufüllen, ist für uns eine ernste und würdige Beschäftigung, während man in Frankreich die Säkularfeier der Revolution in lauter Freude begeht. Und wir haben einen Ort, wo diese innere Einkehr und seelische Feier in würdiger Weise geschehen kann, einen Ort, wo das Positiv-Reformatorische des deutschen Idealismus sinnlich wahrnehmbar geworden ist, wir haben Bayreuth! Während Frankreich die Revolution feiert, wollen wir im Bayreuther Kunstwerk die Kraft des „deutschen Idealismus“ schauen!

Dr. R. Sommer.

Heinrich von Stein's poetischer Nachlass.*)

Weit am Horizonte
Jagen sich gleich Rossen
Kämme weisser Wogen.

Eine schäumt gewaltig
Zu des Himmels Bogen,
Glättet sich verschwindend.

Gliche ihr mein Leben,
Noch dem späten Wandrer
Fern ein leuchtend Sinnbild.

H. v. Stein
in den „Idealen des Materialismus" 1878.

Als Heinrich von Stein von uns genommen war, lastete auf uns der quälende Gedanke, wieviel Grosses und Herrliches unausgestaltet mit ihm zu Grabe getragen worden. Und dem Ungeheuerlichen solches Verlustes nachsinnend, empfanden die Zurückgebliebenen es wohl als eine wehmüthige Genugthuung, ähnlicher Fälle zu gedenken, in denen ein jugendliches Menschenleben voller Keime und Blüthen vor der Zeit vom Tode hinweggerafft worden war. Keine von diesen Erinnerungen dünkt mich ergreifender und zugleich zutreffender als die an den Neffen Friedrichs des Grossen, den Prinzen Heinrich, von dem der grosse König in seinem Nachruf sagen konnte „Deine Laufbahn war begrenzt, aber Deine Tage waren erfüllt", ja dem es Friedrich nachrühmte, dass der junge Weise ihn den Tod überwinden gelehrt habe.

Auch wir dürfen von unserem theuren Todten sagen „Seine Tage waren erfüllt". Der Welt freilich, die ihn nur aus seinem wissenschaftlichen Hauptwerke, der „Entstehung der neueren Aesthetik" kannte, musste es scheinen, als sei er mit dem Buche, das „viele Bücher noch versprach", nicht über den Anfang einer ruhmvollen Laufbahn hinausgekommen; als sei die Werthschätzung des Frühvollendeten dadurch ins Maasslose gesteigert, dass Kränze, wenn er lebte ihm beschieden, an seinem Grabhügel aufgehäuft wurden. Uns, die wir die Gesammtheit seines Schaffens überschauen und nun auch als köstliches Gut seinen Nachlassband in Händen halten, uns ist es eine tröstliche Gewissheit, dass seines Wesens bestes Theil uns unverlierbar erhalten blieb. Leuchtenden Auges stand er auf der Höhe, Welt- und Menschendasein überblickend. In seinem Herzen bewegte er, was immer Menschen und Völker bewegt und ergriffen hat. Ihm konnte die Welt nichts mehr lehren, ihm konnte sie nichts mehr geben. Er durfte schon als Zwanzigjähriger von sich bekennen: „Ich habe den Schmerz, ja die Todesangst des Lebens überwunden; ich habe mit dem Herrn gerungen und bin genesen." Klar und fest war seine Persönlichkeit ausgeprägt; was Goethe einst von Carlyle sagte, es darf mit gleichem Recht von Stein gesagt werden: er repräsentirte eine „neue moralische Kraft". Und diese „moralische Kraft" finden wir wieder in dem, was uns der Freund zurückgelassen; wir vernehmen ihren Pulsschlag in den noch lange nicht erschöpften, schwer zu erschöpfenden Aufsätzen, welche er in diesen Blättern niedergelegt hat; wir empfinden sie als gestaltende Macht in den dramatischen Bildern „Helden und Welt"; wir fühlen

*) Aus dem Nachlass von Heinrich von Stein Dramatische Bilder und Erzählungen. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1888. VIII und 216 S.

uns von ihr durchdrungen und beseligt, wenn wir die Dichtungen dieses Nachlassbandes in uns lebendig werden lassen; wir erkennen in ihr das Fundament einer edleren Kultur, wenn wir den Sprüchen nachdenken, die gleichsam als Tafel eines neuen Sittengesetzes uns auf der letzten Seite des Bandes entgegenleuchten.

Jenem Prinzen dankte es sein grosser Ohm, dass er ihn gelehrt habe den Tod zu überwinden. Unvergleichlich grösser ist die Wirkung, die wir von der Persönlichkeit Heinrichs von Stein voraussehen. Nicht Einzelnen nur, die der Zufall ihm nahe führte, hat er Heil gespendet; es mehrt sich die Zahl derer, denen die Vertiefung in seine Schriften, vor allem in diesen Nachlassband, zu einem Erlebniss wird, welches ihnen Halt und Trost, Befreiung und Ermuthigung für Leben und Sterben gewährt. —

Von dem Inhalt des Buches sind die drei ersten Stücke (die Heiligen: I. die beiden Einsiedler; II. die heilige Elisabeth; III. Tauler und der Waldenser) den Lesern dieser Blätter bereits bekannt und durch H. v. Wolzogen's Einführung näher gebracht. An sie schliessen sich drei Gespräche aus der deutschen Geschichte (Luther 1507; der grosse König; Karl Ludwig Sand); dann ein einaktiges Trauerspiel: „Trug des Lebens"; dann vier Erzählungen, bei denen Stein früher wohl gelegentlich an den gemeinsamen Titel „Sinngeschichten" gedacht hat. Endlich unter der Ueberschrift „Vermächtniss" Aufzeichnungen, welche aus der Hallischen Zeit (1881 — 83) stammen und von Stein vor Jahren schon zwei Freunden vorgelesen, dann aber mit anderen Aufzeichnungen zusammen, die er als Tages- und Jahreshefte zu führen pflegte, aufbewahrt worden sind. Dem Bande voraus geht eine kurze biographische Skizze, von einem der Freunde herrührend, die bei der Herausgabe des Bandes thätig waren.

Wenn ich den Stoff dieses Buches kurz bezeichnen sollte, so wüsste ich dafür kein angemesseneres Wort anzugeben als dasjenige, das Stein selber anfänglich als Ueberschrift einer der vier Erzählungen gewählt hatte: „Natur und Mensch." Als Gehalt des Buches aber, soweit er sich in eine Formel zusammenfassen lässt, möchten etwa die Worte gelten, die im Manuskript zu einer der Dichtungen hinzugesetzt sind: „Der Mensch ist die Seele der Dinge. Erschaue sie in Christo. Erkenne sie in allem Wirklichen. Heilige sie in Dir."

Natur und Mensch! — Die Natur, die den Menschen trägt und hält, die ihm entgegenkommt und seinem geheimsten Innenleben verwandt ist, und doch wieder mit grauenhafter Gewaltsamkeit störend und vernichtend eingreift in menschliches Geschick; und der Mensch, der nur im Zusammenhange mit der Natur und in der freien Ausbildung seiner natürlichen Anlagen sich glücklich fühlt, und der doch ihr widerstrebt, in Selbstbehauptung seiner Einzelexistenz sich abtrennt von ihr und so das Leben zu einem Gewebe von Trug und Wirrniss macht, ob er gleich die gestaltende Kraft in sich trägt, die den Zwiespalt zu schlichten und der Welt obzusiegen vermag — wahrlich in diesen Widersprüchen ist das Räthsel alles menschlichen Daseins überhaupt enthalten. Was hier helfen kann, ist einzig die Fähigkeit des Menschen, den Trug zu durchschauen, die Eigenexistenz aufzugeben und eine Gemeinschaft zu gründen, die dem Spiel vernunftloser Uebermächte entzogen ist. Die Einsicht in die Verderbniss der Welt ist der erste Schritt zur Weltbesiegung.

Die Einsicht in die Verderbniss der Welt, das ist es, was *die beiden Einsiedler* in die Wüste treibt. „Ich sah sie nach Gütern geizen und gieren, die mir weniger als nichts erschienen. Ich sah sie ihr Leben richten auf Dinge, die mir schlimmer schienen wie der Tod." — „Falsch, wirr und dumpf ist auch der Gutmeinenden Treiben dort." „Was ich draussen in der Welt gesehen habe, hat nicht Bestand.

Es vergeht, heute oder morgen. Wir bauen hier eine andre, wir bauen Gottes Stadt.“ „Leben ist dieses, das andre aber ist nicht Leben.“ — Den beiden Einsiedlern wird die ‚Flucht aus dem Leben‘ zu einem Quell wahrhaftester Beseligung; sie entschlagen sich nicht nur der Einwirkung der Welt, sie besiegen zugleich auch die Anwandlungen des Bösen, das in ihrer eigenen Natur sich auflehnt. In der Einsamkeit keimt der Glaube an eine Kraft des Gemüths, welche allen irdischen Dingen überlegen ist. Das glockenhelle Lachen des Paulus ist das Lachen Eines, der überwunden hat. Ihm ist der Abend „des Tages Fest“ und das Ende des Lebens ein völliges Aufgehen in Gott. „Du gehst zu Gott.“ — „Da war ich stäts. Doch bleibe ich in ihm.“ Und dennoch: diese Weltflucht, die nicht ins Leben zurückführt, ist nur die letzte und feinste Form einer wenn auch unbewussten Selbstsucht; ihr genügt es, dass sie mit ihrem Gott, d. i. mit sich, allein ist in der Einsamkeit. Dem Zweifel des Antonius: ein eitles, irres Thun sei, um der Liebe willen, die Einsamkeit, antwortet Paulus sterbend mit dem Geständniss: „Bruder, wenn Du jetzt nicht bei mir weiltest, wäre diese Stunde mir schwer. Ist das die Liebe, von der Du sprachest, wohl, so ist sie Gottes Werk.“

So tritt denn in dem Gespräch zwischen *Tauler und dem Waldenser* die Liebe neben den Glauben. „Ohne unsere eigenen Werke, Lieben meine ich und Gott bekennen, sind wir nicht selig.“ Von der Liebe aber wird gesagt: „die Engel und die Heiligen und Christus selbst werden ewiglich lieben und sich neigen, und ohne das mögen sie nicht selig sein, und wüsste das Gott selbst nicht, er wäre weder Gott noch selig.“ — „All-Liebe, nicht ein Neigen hierhin und dorthin, sondern die Liebe, mit der Gott die Sünder liebt, so gross und weit.“ — Wir wissen Gott „allein durch die That, durch die wir in ihn versinken.“ „Ihn nehmen wir wahr, wenn wir aus dem Begehren in das Lieben abgeschieden sind.“ Und der Weg aus dem Begehren in das Lieben? „Wer begehrt, der leidet in allem. Wer nicht frei wird von sich, ist jedes Uebels Knecht.“ So ist vor das Lieben das Leiden gelegt: „dein Leiden ist dein oberstes Wirken.“

Erkenntniss Gottes durch die Liebe; und aus dieser Erkenntniss das Vertrauen, dass alle Dinge in sich eine Richtung zu Gott haben. Und der Mensch, der diess erkennt, der Mensch bringt alle Dinge zu Gott, und es thut sich ihm eine tiefe Rechtfertigung kund — aus völliger Beruhigung des Gemüths. Er ist befähigt dem Bösen zu begegnen und für das Gute zu wirken.

Solch göttlicher Liebeskraft als einem Wirklichen, in der Welt Wirkenden, begegnen wir in der *„Heiligen Elisabeth.“* Nicht dass erst das Leiden diese Liebeskraft geweckt hätte; sie ist vielmehr eine ursprüngliche Anlage der Natur, aus der uns die Gewissheit kommt, dass das Gute im Weltzusammenhang von Anfang an vorgesehen ist. Woher sollten wir diese Zuversicht schöpfen, wenn nicht aus der Thatsache, dass von Zeit zu Zeit aus dem Schoosse der Natur Individuen hervorgehen, welche die Unbedingtheit des Guten in ihrem eigenen Lebenswandel zu überzeugender Ausprägung bringen. Solcher Heiligen eine ist die heilige Elisabeth; die Legende hat die Züge reinster Menschlichkeit unter Wundergeschichten verhüllen, aber nicht unkenntlich machen können. Die selbstloseste Nächstenliebe macht nur die unterste Stufe dieser Heiligkeit aus, eine Nächstenliebe, die sich bis zum Küssen des Aussätzigen steigert, und auch da, wo sie Undank erndtet, unter Thränen Gott zu loben und zu danken nicht müde wird. Deutlicher offenbart sich die Tiefe und Kraft ihres Seelenlebens in ihrer Ehe mit dem Landgrafen Ludwig — ein zartestes Ineinanderblühen von Gattenliebe und Geschwisterliebe, ein Einklang des Irdischen und Himmlischen, dem auch der Tod Ludwigs nichts von seiner Innigkeit zu rauben vermag „Will

ich Dich sehen, finde ich Dich nicht mehr. Was also machen, was thun, was thun, da ich Dich mehr liebe als Gott und alle Welt und alles, was je war und geschaffen ward und noch werden mag.“ Und der volle heisse Strom ihrer Seelenliebe ergiesst sich in das eine Wort „Jesus“. Fortan ist sie „in den Thränen Jesu allerwärts daheim“. Aber das Schwerste bleibt noch zu bestehn. Ihre Frömmigkeit, die nur dem Antriebe des eignen Herzens folgt, verträgt sich nicht mit dem, was die Kirche von ihr verlangt: Brechung des Willens. Der Wille zum Guten lässt sich nicht brechen. Er triumphirt noch, da man auch das aus ihrem Herzen reissen will, was am engsten mit ihrem Sein verwachsen ist: die Liebe zu ihren Kindern. Die harte Forderung Meister Konrads lautet: „Nimm sie aus Deinem Herzen und opfere Deine Liebe Gott.“ Und sie entsagt mit stummen Lippen und schneebleichen Wangen, sie entsagt dem, was der ungewusste Untergrund all ihres Liebens ist. Aber die Liebe höret nimmer auf. Gesteigert und verklärt erscheint fortan die Liebeskraft, die sich im natürlichen Verlauf des Menschenlebens am heiligsten und reinsten in der wärmenden Flamme der Mutterliebe kundgiebt. Hier ist mehr als Naturtrieb, mehr als natürliches Muttergefühl. Von einer solchen Seele — wie es im „Luther“ heisst — strömt Bruderliebe aus, wie ein lebendiger Strom der allermächtigsten Milde. Welch ein Gegensatz nunmehr zwischen den Gnadenwirkungen der Kirche, aus denen der Landgraf Konrad unbussfertig wie zuvor hervorgeht, und der unwiderstehlichen Umwandlung, welche der in sinnliche Leidenschaft versunkene Gerhard von Flandern im Anblick der Heiligen erfährt. Sie selber aber wird, „in ihrer Liebe wehetiefem Untergang, der sie vertilgte“, des Göttlichen theilhaftig: „So lobe ich Dich, Gott, dass Du mir Leid und Thränen gabst.“ „Glück ward mir über alles Glück — Du warst in dem Glücke — und dennoch nein! Das Glück verging und Du bist ewig.“ „Leid gabst Du mir über alles Leid, und in dem Leide warst Du; da ergriff ich Dich, da ward ich ewig.“

Die drei Gespräche aus der deutschen Geschichte schliessen sich ihrem Inhalte nach eng an die Heiligen an. Zumeist „*Luther*“ und „*Der grosse König*“: nicht die hellumrissenen, kraftvollen Gestalten, wie sie das Tageslicht der Geschichte uns zeigt, sondern die suchenden, nach Frieden sich sehnenden Menschenseelen, denen im Dämmerschein einer stillen Stunde, da der Weltlärm schweigt und das Kampfgeschrei verstummt, der Blick auf den letzten, geheimsten Sinn des Lebens sich richtet. In Luther steigert sich das bedrückende Gefühl von dem Elend der Welt bis zu einer Ahnung davon, was das sagen will: der Welt Sünde auf sich nehmen. In das Mysterium des leidenden Erlösers klingt, wie die heilige Elisabeth, auch diess kurze, inhaltschwere Gespräch aus. Anders das nächstfolgende. Nicht der Heilige, sondern der Held tritt uns entgegen; der Held, der unerbittlich klar sieht, wie es um die Dinge dieser Welt bestellt ist, und der doch den Muth und — die Geduld nicht verliert. Was ist's, das ihm Vertrauen giebt? „Nicht ein sinnendes Haupt über den Wolken, das für uns denkt —, aber der Boden, das Schlummernde da zu unsern Füssen, dem wir gleichen, wenn wir auf ihm — in ihm ruhn.“ Und zu diesem Vertrauen in den Naturgrund noch ein weiteres: Auf die Hindeutung Ziethens, dass des Königs Unterthanen tausendmal sterben und tausendmal wieder aufleben möchten für ihren König, weil sie ihn aus treuster Seele lieben, erwidert Friedrich: „Da liegt Es, das Räthsel!! Das hält uns am Leben fest, ohne dass wir sagen können warum .... Wenn so ein Kerl mir sagen kann, warum er mich liebt, so weiss ich mehr als alle Seine Pfaffen.“ Hier liegt das ganze Geheimniss beschlossen: Vertrauen, Hingebung, Liebe — das letzte Wort des Helden wie des Heiligen. Und zugleich darf an den Ausspruch Wagners in „Oper und Drama“ erinnert werden, dass Liebe nicht Selbst-

beschränkung sei, sondern unendlich mehr, nämlich „höchste Kraftentwicklung unsres individuellen Vermögens, zugleich mit dem nothwendigen Drange der Selbstaufopferung zu Gunsten eines geliebten Gegenstandes“ (Wagner-Lexikon, 414).

Von den beiden einer ferneren Vergangenheit angehörenden Gestalten des Reformators und des grossen Königs leitet uns das dritte Gespräch *„Karl Ludwig Sand“* an die Schwelle der Gegenwart hinüber. Ein Stück von einem Heiligen, und ein Stück von einem Helden ist darin verkörpert. Wer sich über die historische Persönlichkeit unterrichten will, findet im „Neuen Pitaval“ (herausgegeben von Hitzig und W. Häring, I. Theil, Leipzig 1857) die Quelle, aus der auch Stein vornehmlich geschöpft hat. Wie völlig aber das Bild, das der Dichter entworfen, sich mit dem historischen Sand deckt, diess zu erkennen genügt ein Wort Sand's, das in dem genannten Werke (S. 108) angeführt wird: „Unsere grösste Glückseligkeit ist eben diese Ruhe, die wir hier in der Unruhe finden. Ich kann daher auch diejenigen nicht leiden, die sich an Nichts stossen, denen Alles recht ist. Der Mensch muss etwas liebgewinnen . . . . Die Liebe muss lebendig in uns sein.“ In der ‚tiefen Beruhigung des Gemüths‘ berührt sich dieses Gespräch mit ‚Tauler und dem Waldenser‘, nicht minder auch in der Forderung der Liebe als Grundlage aller menschlichen Beziehungen: „Ich bin immer der Meinung gewesen, dass Jeder, der nicht aus voller, freier und bewusster Liebe handelt, sich früher oder später auf der Bahn betrifft, die ich die Bahn des Mordes nennen muss. Er lebt vom Leben Anderer. Ja, das thuen heutigen Tages fast Alle. Alle thuen es, die herzlos und gleichgültig an einander vorübergehen; denn Theilnahme irgend eines beseelten Wesens ist die Lebensluft, in der wir athmen . . . . Wo aber vielmehr Herzlosigkeit das allgemeine Gesetz ist, da wird auch zwischen Einzelnen jene Empfindung nie zu der beherzten Freude der Freiheit sich hinaufranken, sondern weichlich und launenhaft bleiben, und so werden wir, von Jugend auf, um unser Leben betrogen.“

Auch Sand weiss, dass das Höhere nur „in jener erhabenen Abkehr von der Welt auflebt . . . da wird es gefunden und dann zum Leben zurückgebracht.“ Aber Sand will mehr. Er will das ‚Ueberschwengliche‘ im Leben verwirklichen. Und so steht seine That ‚als ein Zeugniss bis an das Ende der Tage, was die deutschen Jünglinge von damals gewollt haben.‘ Nicht ohne Ergriffenheit wird man die Rechtfertigung dieser That kennen lernen, die bei aller durch den Tod willig gesühnten Verschuldung, doch ein Denkmal des deutschen Idealismus sein und bleiben wird. Der Wahrspruch dieses Idealismus sind die Worte, die der Verfasser in flüchtigen Zügen neben den Text der Dichtung gesetzt hat: ‚Wir scheinen die Welt zu fliehen, beherrschen sie in der That.‘ —

Um das Leben betrogen zu sein — das war der Fluch, vor dem K. L. Sand in der Wahrhaftigkeit seines liebefähigen und liebeverlangenden Herzens zurückschauderte. Die volle tragische Gewalt dieses um das Leben Betrogenseins fasst uns in dem kurzen Trauerspiel *‚Trug des Lebens‘* an. Wie in dem letzten Stück von ‚Helden und Welt‘ (‚Heimathlos‘) die allerrealste, herzloseste Wirklichkeit regiert, die dem Dichter blutige Thränen abzwingt, so ist es gleichfalls der Jammer sozialen Elends, der hier den leidensvollen Untergrund für eine erschütternde Liebestragödie bildet. — Eine Anwandlung von Mitgefühl hat ihn in ihre Nähe geführt. Er hat ihr Arbeit verschafft, sie haben einander liebgewonnen. Nun trennt sie die vermeinte Pflicht gegen seinen Vater, die Rücksicht auf seinen Beruf, eine gesicherte Lebensstellung und so fort. Sie vermag es nicht zu überwinden, nicht zu überleben; ein festes Band ist bald zur Schlinge geknüpft. Er trifft die noch Lebende, als er, von Gewissensbissen gefoltert, vor dem Altar die falsche Braut verlassen hat. Wie er die Hoffnung auf ihre Erhal-

tung schwinden sieht, will auch er sich das Leben nehmen. Mit letzter Kraft weist sie ihn auf wirkliche Pflichten hin. Sterbend spricht sie es aus, das Geheimniss des Lebenstruges: „Du traust nicht. Hätten wir Vertrauen gehabt, da wäre Rath geworden zu allem andern.“ Und sie legt seine Hand in die des Vaters: „Gieb ihm die Hand. Fasse Vertrauen zu ihm. Dann findet er sich selbst wieder, kann weiter leben, sich wieder trauen — und Andern helfen.“

Wenn im ‚Trug des Lebens‘ mit der schlichten Mahnung der Sterbenden das erlösende Wort gesprochen ist, das aus der sozialen Noth zu einer befriedigenderen Gestaltung menschlicher Verhältnisse zu führen vermöchte, so ist damit doch noch keineswegs die Aussicht auf einen unbedingt friedevollen Zustand des menschlichen Geschlechts eröffnet. Auch in dem Verlauf des Einzellebens bietet die Natur immer wieder schwer zu Fassendes, schwer zu Deutendes dar. In der Manigfaltigkeit menschlicher Individualitäten und der Fülle der Kombinationsmöglichkeiten entspringt ein unerschöpflicher Quell von Konflikten. Die Bewältigung solcher Konflikte ist von jeher Aufgabe und Werk der Dichtung gewesen; und je tiefer der Künstlergeist geartet war, desto tiefere Beruhigung hat er damit auf das Gemüth der Hörer oder der Zuschauer ausgeübt, denn „das Kunstwerk zeigt im Bilde den Vorgang der Versöhnung. Es theilt uns selber etwas von der Kraft mit, welche dem Geschick, als gleiche oder grössere Gewalt, den Frieden abgewinnt“ (Entstehung der neueren Aesthetik 356/7).

Dem Geschick den Frieden abgewinnen — das ist es, was den Inhalt der vier Erzählungen ausmacht, von denen wir nun zu sprechen haben. Die Versöhnung, die uns hier geboten wird, hat nichts gemein mit einem schwächlichen Optimismus, der die Augen vor dem Leiden der Welt verschliesst oder sich über seine Schwere hinwegtäuscht. Den Kelch des Leidens hat der Dichter bis zum Grunde durchgekostet, der sich schon in seinem Erstlingswerke zu dem Geständniss durchgerungen hatte: „Der Schmerz ist der ernsteste und vollkommenste Einblick in jene Systematik des Alls, deren Nothwendigkeit und Harmonie die grösste Genugthuung enthält, deren der menschliche Geist fähig zu sein scheint“ (Ideale des Materialismus S. 18). Alle vier Erzählungen knüpfen an Entsetzen erregende äussere Ereignisse an: der durch Ueberfahren herbeigeführte Tod eines Mädchens; der Untergang eines überseeischen Dampfers bei Borkum; das Attentat eines Führers auf einen Reisenden; ein vorbedachter Mord aus Eifersucht — das sind die Ereignisse. Erschütternder noch sind die Seelenvorgänge, welche mit diesen Ereignissen verknüpft sind.

Wir beginnen mit ‚*Pierre André*‘. Ein Mann, ungütig und schmerzenshart, inmitten einer gütigen Natur seinen Mitmenschen feindselig gegenübertretend, eine Gestalt, deren Möglichkeit im ‚Luther‘ zu den schwersten Zweifeln an der Weltordnung Anlass giebt. Anders hier. Es handelt sich darum: wie kann ein solcher Mensch mit sich fertig werden. Er leidet, ja er leidet unheilbar, denn er leidet an seiner eigenen Natur: ein Uebermaass von Kraft ohne das wohlthätige Vermögen der Hemmung, ohne die Fähigkeit überlegener Leitung durch die Vernunft. Die Unwiderstehlichkeit, mit der die Versuchung an ihn herantritt, den Fremden, den er führen soll, in den Abgrund zu stürzen, hat etwas Grauenhaftes; aber die Anlage ist typisch für jede Art von Naturtrieb, der nicht der unbedingten Beherrschung zugänglich ist. Dass es solche Anlagen giebt, war dem Dichter nicht verborgen, der unter seine Gebote auch diess aufgenommen hat: ‚Fliehe die Sünde, denn Du kannst ihr nicht widerstehen‘. So flieht auch Pierre André — vor sich selber, nachdem er einmal die unwiderstehliche Kraft jenes Triebes an sich erfahren. Es ist tief bedeutsam, dass das, was ihn bei jenem Ereigniss vom Aeussersten zurückhielt, die ruhige Besonnenheit des

Fremden war, den er zu verderben trachtete. Noch beim Abschied lässt dieser den Blick auf André ruhen — ‚als erschrecke er in tiefster Seele, dass die Natur so Ungeheures in ihrem Schoosse berge'. André vergisst den Blick nicht wieder und mag unter dem Eindruck solcher Seelenkraft den Entschluss gefasst haben, der Gefahr hinfort aus dem Wege zu gehen. Aber auch in einem anderen Lebensverhältniss gelingt es ihm nicht, den Dämon zum Schweigen zu bringen, der nur beschwichtigt werden konnte, wenn die Gesellschaft ihm nicht lieblos, sondern hilfreich entgegentrat. So flieht er von neuem: in der Gemeinschaft der Menschen lebend, aber ohne ferner noch etwas mit ihnen zu theilen. Die Einsiedler waren in die Wüste geflohen, um dem Versucher zu entrinnen; ihnen ist jede Thätigkeit, welche über die reine Kontemplation hinausgeht, versagt. Für André bleibt noch ein Positives übrig, das Lebensgefühl, das in der Bethätigung der eigenen Kräfte wurzelt. Diess Lebensgefühl hält ihn aufrecht und befähigt ihn, das Leben zu ertragen, ob es gleich nicht durchlebt wird. Er arbeitet nicht aus Lust an der Arbeit, sondern weil seine Kräfte ihn zwingen, ihnen ihr Recht zu verschaffen. Auch in diesem freudlosen Dasein aber ist eine Stelle, wo die Sympathie Eingang findet: das Verhältniss zu dem Hunde, das vom Dichter im Beginn der Erzählung leise angedeutet wird. Und wie jener Einsiedler die Liebe sterbend als Gottes Werk erkennt, so bezeugt Pierre André noch durch den Tod, der ihn im Hilfebringen ereilt, die Hoheit der sittlichen Kraft, die ihm einmal in dem Blick jenes Fremden rettend und erlösend entgegengetreten war. — ‚Natur und Mensch' und ‚Vorherbestimmt' waren die früheren Ueberschriften dieser Erzählung. Sie zeigen den Gedankenzusammenhang, in welchem sich für den Verfasser der Gegenstand darstellte.

Erscheint in ‚Pierre André' ein Uebermaass natürlicher Kraft bewältigt, so liefert der Mangel natürlich gesunden Kraftgefühls den Grundton einer zweiten Erzählung, der *„Heimath des Wilden"*. Die Lehrerin, die von einem Indianer aus dem Schiffbruch gerettet wird, sie hatte ‚nie geliebt, nie unmittelbar empfunden'. Und doch lebt in ihr die Sehnsucht nach einem Ungewöhnlichen, das ihrer Existenz Inhalt geben könnte; diese Sehnsucht treibt sie auf die abenteuerliche Fahrt nach dem neuen Erdtheil. Und nun tritt das Ereigniss ein, das sie aus dem Zusammenhange mit allem Früheren völlig löst, zugleich aber ihr nicht Befreiung, sondern nur härteren Zwang bringt. Sie ist nicht mehr Herrin ihres Geschickes. Sie lebt mit dem Wilden, und die Sorge für ihn füllt ihr Leben völlig aus. Durch eine ihrem Gefühl wie ihren Gedanken undurchschaubare Wundermacht ist sie an seine Lebensgewohnheiten Schritt für Schritt, Tag für Tag unentrinnbar fest gefesselt. Und nun die Lösung — wie ein Erlebniss des Mannes den Bann aufhebt, der sie an ihn gebunden und ihr den Tod als begehrenswerth erscheinen lässt; und wie ein neues Erlebniss den Blick des Wilden öffnet für das, was ihm vom Geschick in der zuvor ihm willenlos Dienenden gegeben war; und wie sich nun erst beider Seelen finden in freier Liebeskraft — diess ist der Ausdruck eines Vertrauens in den Naturlauf, das aus allem Wirrsal widerstreitender Geschehnisse die Möglichkeit ersieht, dem Leben eine freudvolle Gestaltung, einen tieferen Inhalt zu geben, eines Vertrauens, das auch in dem so ungleichen Eltern entsprossenen Geschlecht, mit brauner Haut, blondem Haar und blauen Augen, eine gute Art von Menschen vorauszuahnen vermag.

Lastender als der Zwang, den die Eigenart der natürlichen Anlagen mit sich bringt, lastender noch ist das Verhängniss, das an eine einzelne That des Menschen sich anknüpft. In der Erzählung *„Wandelungen"* ist es ein leichtfertig zudringlicher Blick, der ein junges Mädchen in den Tod schickt. Den Urheber des Unglücks verfolgt die Erinnerung an das, was geschehen, mit fürchterlicher Unentrinnbarkeit.

Heilen kann nichts, lindern nur Eines; die hingebende Liebe, die menschliche Güte kann das Verhängniss tragen helfen, wo sie es nicht zu ändern vermag. Er ist ein anderer geworden, aber das drückende Bewusstsein jener That verlässt ihn nicht. In der schulddurchflochtenen Sorge um sein in Gefahr geglaubtes Kind findet er den Tod, und in ihm erst die Befreiung. Wenn so die Unvergesslichkeit des Einmal geschehenen mit erschreckender Bestimmtheit zur Geltung kommt, so wirkt der Vorgang selbst nicht minder eindringlich auf die schuldlosen Zuschauer. Sie müssen dabei stehen, ohne helfen zu können; aber die innere Kraft des Helfens regt sich dennoch und lenkt sich auf die anderweitigen Möglichkeiten, wo Hülfe noth thut, ab. „Wir werden andere in solchen Erlebnissen; wir können uns über das, was geschieht, gleichsam hinausheben und damit auch hinaus über uns selbst, über das, was man aus uns macht und was ohne solche Erlebnisse aus uns geworden wäre.“ Wie jene Zuschauer dem Ereigniss eine Einkehr in sich selbst abgewinnen, aus der das Reinmenschliche zu edelster Bethätigung hervorblüht, so ist es auch dem Dichter gelungen, aus der grauenvollen Thatsache, die der Erzählung zu Grunde liegt und die er in seinem Geiste schaudernd miterlebt hat, etwas zu gestalten, was hinfort an vielen seine erhebende und versöhnende Kraft bewähren wird.

In der letzten der Erzählungen, „*Entsühnung*“, steigt der Schmerz um ein Geschehenes zu fast unversöhnlicher Höhe an. Zwei Geschichten flechten sich in einander, die eine, die sich auf den Mörder aus Eifersucht bezieht, und eine zweite, die diesem von einem Greise erzählt wird. Ein Vergehen, dem Anschein nach gering und gemeinhin nicht für strafwürdig erachtet, hat den Erzähler als Jüngling um sein Lebensglück gebracht. Er hat durch Hohn und Verlachen einen armen Handwerksburschen dazu getrieben, einen kalten Trunk zu thun und sich damit den Tod zu trinken. Das Urphänomen dieses Uebermuthes ist uns in dem Gelächter der Rheintöchter gegeben, das den Alberich zu unseliger Frevelthat aufstachelt; wir begegnen ihm auch in ‚Pierre André‘, wo gedankenloser Uebermuth die Katastrophe herbeiführt, und in der ‚Heimath des Wilden‘, wo die Herzlosigkeit der zivilisierten Gesellschaft den Wilden zur Besinnung über sein Verhältniss zu dieser Gesellschaft bringt. In den Mittelpunkt der Betrachtung aber tritt das Vergehen des Uebermuths hier, wo ein ganzes langes Leben damit ausgefüllt wird, die Unbesonnenheit eines Augenblicks zu sühnen — um doch schliesslich in das Bekenntniss auszuklingen: „All mein Thun und Leben gäbe ich willig dahin, wäre es mir an jenem Tage vergönnt gewesen, wäre es mir heute vergönnt, in das offene Grab zu steigen, welches für mich an der Seite des Gesellen seit jenem Tage bereitet steht.“ Alles was zur Sühnung geschehen ist, alle Sorge für die Eltern des Verunglückten, alle Verzeihung, die diese ihm gewähren, kann den Thäter seiner That nicht entsühnen. Ebensowenig vermag der, an den diese Erzählung gerichtet wird, nachdem er dadurch wahrsichtig geworden, noch an Entsühnung zu glauben. „Lasst mich die Nacht nicht mehr erleben“, so fleht der Jüngling, als er die Geschichte des Greises vernommen. Und als ihm nun die menschliche Gemeinschaft durch den Mund des Fürsten Verzeihung anbietet, wenn er die Erde, das Leben noch lieben könne, da wählt er freiwillig den Tod und leert die ihm dargebotene Schaale. Nur der Greis bleibt bei dem Sterbenden. „Den brechenden Augen hielt er jenes Bild vor, in welchem ein blutender und zerschlagener, zu Schande und Marter ausgespannter Leib als Inbegriff der Göttlichkeit erscheint. Da sanken, in dem heilig-geheimnissvollen Anblick, Haupt und Hand des Jünglings willig nieder, der letzte Frieden zog in seine Seele ein.“

In den Vorlesungen über die Aesthetik der deutschen Klassiker (Bayr. Bl. 1887) spricht Heinrich von Stein auch von der Entsühnung, welche die That Tells in Schiller's Drama erfährt. „Tell als Einzelnen vermöchten wir uns nach seiner That, so gerecht sie war, doch nicht als ruhig weiterlebend vorzustellen, wohl aber Tell als Vater seiner Kinder, inmitten seines Volkes. Das Volksgemüth hat durch seinen Arm die That vollbracht, die Liebe des versammelten Volkes spricht ihn nun am Schlusse los." Bei Tell also wird die Nothwendigkeit der Sühnung dadurch aufgehoben, dass die Stimme des Volkes die That rechtfertigt und billigt. Dadurch kann das Gewissen von der Belastung befreit werden, die nothwendig dem Morde, und sei er noch so sehr eine rettende That, folgen muss. Anders in den Fällen, die in ‚Wandlungen' und in ‚Entsühnung' uns vorliegen. Hier kann die menschliche Gemeinschaft wohl verzeihen, aber nicht billigen, noch weniger rechtfertigen; es bleibt der Stachel des *Oblivisci nequeo*, der den Schuldigen in den ‚Wandlungen' nicht zur Ruhe kommen lässt und der in ‚Entsühnung' den Missethäter auf die Sündenvergebung verweist, die nicht die menschliche Gemeinschaft, sondern die allein der Heilige, Reine zu spenden vermag. So klingt die letzte, höchstgesteigerte der Erzählungen in der selben Empfindung aus, welche die ‚Heiligen' durchzieht: dass einzig der Blick auf den Erlöser am Kreuz als „letzte erhabene Zuflucht" übrig bleibt, wenn die Wogen des Leidens die endliche Existenz verschlingen. Wenn zuvor das Menschliche als solches sich des unverschuldeten Geschickes zu bemächtigen vermochte, so gelingt es hier dem Menschlichen nur in seiner Steigerung zum Göttlichen, dem gequälten Gewissen in der Verneinung des schuldbeladenen Lebens selber den Frieden zu spenden.

Den Schluss des Bandes bildet das ‚*Vermächtniss*'. Kein Wort der Deutung vermöchte an die quellende Kraft der Empfindung heranzureichen, aus welcher diese herrlichen Worte geschöpft sind. Aus dem Nachlass des Todten hervorgezogen, stellen sie sich dar als die Summe dessen, was ein hoheitsvolles Gemüth den Nachstrebenden als Ertrag seines Lebens hinterlassen hat. Dem, der diesen Sprüchen tiefer nachdenkt, wird es nicht allzukühn erscheinen, wenn wir sie zu dem Werthvollsten rechnen, was unser Jahrhundert dem folgenden zu überliefern hat. In ihnen erglänzt der Widerschein eines Sittlichkeits-Ideales, das über alle Formen der Vergangenheit hinausragt und dem Geiste entstammt, der dazu berufen ist, die Welt zu deuten und zu gestalten. Wie jede Offenbarung genialer Naturen richtet sich auch diese zunächst an einen Kreis, der ihm verständnissvoll entgegenkommt; Worte des ewigen Lebens sind nur für solche gesagt, die von der Wahrheit dieser Worte in tiefstem Herzen ergriffen werden. Wenn es aber eine Gemeinschaft giebt, in der die Worte dieses Vermächtnisses auf empfängliche Gemüther zählen können, so ist es der Kreis, in welchem Bayreuther Geist und Sinn lebendig ist. Möchte vor allem in diesem Kreise die Verpflichtung empfunden werden, tiefer in das Verständniss der Worte wie der Dichtungen einzudringen; möchten Viele der Ausserordentlichkeit dieses Schatzes inne werden und mitarbeitend dazu beitragen, dass Wort in That, Dichtung in Wirklichkeit verwandelt werde. Die Losung für solches Streben hat Heinrich von Stein selber in seiner ersten Veröffentlichung in diesen Blättern angegeben; es sind die Worte des äschyleischen Chores: Das Gute siege!

Berlin, im Juni 1889.

F. Poske.

Parsifal-Nachklänge.

„Lass Du hier künftig die Schwäne in Ruh'!"

Ein Wort zur Aus- und Einleitung.

„Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und aussen gewirkten Guten gedenken, wovon das Augenfällige schon die Bewunderung des Beobachters erregen muss, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte." (Goethe.)

Es werden mitunter Stimmen laut — und vorlaut, welche an den Darstellungen des Bühnenweihfestspiels zu Bayreuth allerlei auszusetzen haben, was von der „*echten Tradition*" abgewichen sei. Welches ist nun aber die „echte" Tradition? — Entspricht sie vor Allem genau dem Bilde, welches den betreffenden Klägern vorschwebt? — Hieran dürfte man zweifeln, wenn man bemerken muss, dass die selben klagenden Stimmen sich manche auffällige Unsicherheit und Verworrenheit in Bayreuther Dingen zu Schulden kommen lassen. Auch spricht eine nur zu oft gemachte Erfahrung dafür, dass selbst wirklich kunstverständige Leute, und zwar besonders, wenn sie sich viel mit der täglichen Kunstausübung zu schaffen machen, in der wechselreichen Fülle der auswärtigen Eindrücke ihre Erinnerungen an das, was einst bei bedeutender Gelegenheit als vorbildlich festgesetzt ward, sich durchaus nicht klar bewahren konnten. Theilweise wussten sie überhaupt nicht mehr ihre Erinnerungen wiederzugeben, theilweise vermischten sie sich ihnen mit späteren Erinnerungsbildern; was jedoch den Stolz, einstmals „mit dabei gewesen" zu sein, nicht im Geringsten einzuschränken vermochte.

Ist nun schon das Traditionsbild, wonach die Kenner von Draussen urtheilen, nicht ein absolut sicheres und authentisches, so herrscht überdiess auch noch Zweifel oder geradezu Unwissen darüber, wo das Urbild eigentlich zu suchen sei. Es ist nicht so leicht damit abzuthun, dass man nur zu behaupten hätte: 1865 und 1868 zu München ward das „Urbild" für den „Tristan", für die „Meistersinger" geschaffen. Wer sich ausnahmsweise ganz genau bis in's Kleinste jener Münchener Urbilder entsänne, brauchte deshalb doch noch nicht ebenso genau unterrichtet zu sein über alledas, was damals besonderer Umstände wegen auch an diesen Urbildern noch unvollkommen blieb. Es genügt also durchaus nicht zur Bildung eines gerechten Urtheils, wenn Jemand, dem keinerlei spätere Erfahrung das Traditionsbild verwirrt hatte, nun einfach alledas an den Bayreuther Aufführungen genannter Werke für irrig und verfehlt erachten wollte, was von jenen Münchener Urbildern abgewichen wäre. Es könnte sehr wohl der Fall sein, dass gerade diese Abweichungen jene Verbesserungen wären, welche damals noch undurchführbar geblieben, aber für künftige, noch günstigere Gelegenheiten zur Ausführung zurückbehalten wurden. Darüber entschiede dann nichts Anderes, als das gute Gedächtniss Derer, welche die Wünsche und Absichten des Schöpfers der Urbilder damals genau erfahren hatten. Gehören nun sehr oft die Stimmen,

welche — sei es sprechend, sei es schreibend — das Urtheil über Bayreuth fällen, gar nicht Solchen an, die damals auch nur „dabei gewesen“ waren, noch weniger zu den Vertrauenspersonen gehört haben, so fliegt ihre Wagschale wohl gar leicht empor im Gegensatze zu dem Schwergewicht auch nur einer einzigen persönlichen Erinnerung, welche überall im Stande gewesen wäre, mit ganz besonderer Pietät und unter Fernhaltung aller störenden Eindrücke und ablenkenden Interessen die denkbar bestimmtesten und vertraulichsten Mittheilungen aufzunehmen und zu bewahren. In diesem Falle würde man gewiss am Ehesten annehmen dürfen, dass diese seltene Erfahrung auch in bewusste Empfindung von nachschöpferischer Kraft sich umgesetzt, und dergestalt Leben an Leben sich entzündet hätte, um auch ohne alle peinliche Nachahmung einer einzelnen, stäts von besonderen Umständen abhängigen Kunstleistung den wahren, lebendigen Styl des Kunstwerks unter anderen Umständen im besten Sinne „traditionsgetreu“ wieder herzustellen.

So genügt es keineswegs, an alle späteren Parsifal-Spiele einfach den Maassstab von 1882 anzulegen. Will man überhaupt einmal von solchen thatsächlichen „Maassstäben“ reden, so liesse es sich nicht ohne Grund behaupten, dass wohl gar die Aufführungen von 1883 bis zu einem gewissen Grade ein noch grösseres Anrecht darauf erheben dürften. Denn genossen nicht diese eben des Vortheils, das für sie auch jene maassgebenden Winke und Wünsche benützt werden konnten, welche nach den Erfahrungen des Vorjahres für die Wiederholung bereits geäussert und der Berücksichtigung übergeben worden waren? Gab es z. B. nicht eine Darstellerin der Kundry, welche im ersten Jahr nur erst zu seltenstem Auftreten gelangt, indessen doch die intimsten Anleitungen und Belehrungen erhalten hatte, welche nun alle erst im Folgejahre zur vollendeten Verwerthung kommen sollten? Wenn andererseits Einzelnes im Laufe der Zeit sich aus dem „Urbilde“ zu verlieren drohte oder wirklich aus besonderen Gründen sich verschob, so könnte diess wiederum nur von Solchen gerecht beurtheilt werden, welche das Urbild kennen — d. h. nicht nur die Vorstellungen von 1882, auch nicht nur die von 1883 genau in ihrer Erinnerung tragen, und richtig zu trennen und zu vereinen wissen, sondern auch mindestens ebenso genau darüber unterrichtet sind, was erst nach und nach den Verhältnissen, die mit dem „Style“ nichts zu thun haben, oft mühsam genug abgerungen werden musste, um Fehlendes zu ersetzen, Fehlerhaftes zu verbessern. Wer aber von den auswärtigen Freunden möchte ehrlicherweise und ohne grosse Selbstverblendung von sich behaupten, dass er in dieser schwierigen Sache so vollkommen sicher sei, wie es ein kritisches Auftreten wider das in Bayreuth thatsächlich Geleistete und als Wirkung allgemein Empfundene allein rechtfertigen würde?! —

Es ist nicht zu erwarten, dass solche Erwägungen, welche nur auf dem sonst so beliebten Gebiete des gesunden Menschenverstandes gewachsen sind, in absehbarer Zeit bei unserer vorherrschenden Kunstkritik zur Blüthe kommen dürften. Man wird gewiss nach wie vor das einfachste Nachdenken sich gerne sparen mögen, um nur lieber etwas reden, oder gar nachreden zu können. Je weniger man von einer Sache weiss, um so leichter kann man sich darüber verbreiten; denn das Wissen beschränkt die Redefreiheit auf wenige bestimmte Punkte, die der Phantasie keinen Spielraum lassen. — Es werden auch immer Elemente genug vorhanden sein, welche der Aerger nicht ruhen lässt, dass sie entweder zur gegebenen Zeit etwas versäumt haben und „nicht dabei gewesen“ sind, oder dass Andere etwas besser wissen und können als sie selbst. — Auch Solche werden uns nicht leicht ausgehen, welche in allem Ernste wähnen, dass sie die Dinge, die ihnen nur eben nicht gefallen, besser verstehen als Jene, welche darüber zufällig Bescheid

wissen, und dass sie allein Dasjenige bemerkt haben, was auch Diesen noch nicht gefällt. — Immer wieder wird man die wunderliche Erfahrung machen müssen, dass Urtheile gefällt werden auf Grund missverstandener Nachrichten, zwischenträgerischen Klatsches oder leichtfertiger Zeitungsnotizen (welche niemals von Bayreuth ausgehen), ohne dass man sich vorher nur einmal an der rechten Stelle nach dem wahren Sachverhalte ernstlich erkundigt hätte. — Es werden nach wie vor — und sogar im besten Sinne — Vorschläge gemacht werden, deren Unthunlichkeit Denen, die in das Werk und seine Verhältnisse durch tägliche Beschäftigung genau eingeweiht wurden, längst, und oft schmerzlich, bewusst geworden war. — Es werden Aenderungen beantragt werden, mit Berufung auf überlieferte Traditionen, von denen es den Bayreuthern bekannt ist, wie sie einst gegen die Wünsche des Stifters der Tradition nur unter dem Drange der Umstände entstehen und zugelassen werden konnten, um aber bei passender Gelegenheit eben jenem Besseren zu weichen, woran die eifrigen Antragsteller einen solchen Anstoss nehmen. — Es werden Pläne entworfen und wieder aufgenommen werden, welche aus gutem Grunde in Bayreuth bereits aufgegeben oder in anderer Gestalt verwirklicht waren, bevor die jetzt so pflichtbewussten Rathgeber einen Finger dafür zu rühren sich hatten entschliessen können. — Es werden aber auch manche recht gute und wohlbegründete Wünsche ausgesprochen werden, in der irrigen Voraussetzung, dass in Bayreuth wie in den Kindermärchen allerhand Wünschelhütchen und Tischlein-Deckdich bereit stehen, um alledas, was irgend wünschenswerth und den „Bayreuthern" selbst wahrscheinlich am Wünschenswerthesten wäre, mitten bei der grossen und schweren Hauptarbeit an der Stylfixirung für die Werke nur so nebenbei noch zu verwirklichen. — Und alledieses wird dann auf dem öffentlichen Spielplatze der Zeitungspresse mit dem witzigen Tone des Feuilletons dem grossen Missverständnisse preisgegeben, nicht aber etwa vertraulich an der einzig als entscheidend in Frage kommenden Stelle in würdiger Form zur ernstlichen Erwägung bei der stillen Arbeit mitgetheilt werden.

So wird denn auch Niemand auf den so äusserst fern liegenden Einfall gerathen, der alle scharfsinnigen „Einfälle" einzig bis zu der Möglichkeit ihrer Erfüllung ergänzen könnte, nämlich: den Thätigen in Bayreuth dazu auch die nöthigen geistigen und materiellen Mittel, will sagen: die Persönlichkeiten und die Gelder, zur Verfügung zu stellen. Oder — wenn man Persönlichkeiten nennt, so wird man nicht erst nachfragen, ob man sich in Bayreuth um ihre Mitwirkung etwa schon — vergeblich — beworben habe, sondern sich blindlings gegen Diejenigen ereifern, welche sich alsbald bereit finden liessen, Bayreuth in der Noth zu dienen. Und wenn man mit leeren Händen auf die grossen „Ersparnisse" hinweist, welche die Festspiele ermöglicht haben sollen, so wird man nicht ein Wort darüber fallen lassen, dass man wohl wisse, wie sehr nöthig diese Ersparnisse als ein nur nothdürftiger Rückhalt für die grossen Aufgaben seien, die von Bayreuth noch zu lösen sind, wenn sie auch nicht mit denen übereinstimmen, welche die klugen Kläger aufzustellen wüssten. Man wird vielmehr mit hohem, idealischem Pathos über den nüchternen „Geschäftsstandpunkt" in Bayreuth klagen, ohne begreifen zu wollen, dass eine noch ganz auf sich allein angewiesene Sache von solcher Bedeutung und Schwierigkeit allerdings zunächst auf alle ehrliche und vorsichtige Weise sich materiell einigermaassen zu sichern hat, ehe sie das dabei niemals vergessene Ideal mit grösserer Freiheit und freierer Grossmuth nach dem eigensten Verlangen zu fördern vermag. — Mit Vergnügen wird man unserem Bayreuth aus jeder Noth eine Sünde machen, und wenn man — so Gott will — bis zum neuen Jahrhundert so weit sein wird, in Bayreuth den *„Ring"* wiederholen können (wonach ja so viele „leere Hände" sich fordernd erheben!): dann

— wird zu guterletzt noch immer ein Rufer im Streit übrig sein, der da mit Stentorstimme verlangt, dass Bayreuth endlich eine That thue — wie er sie wünscht, gleichviel, ob ausserhalb des kleinen Kreises ihm Gleichgesinnter kein Mensch in der weiten Welt auf solche Rufe mehr hört, sondern die „weite Welt" nach wie vor unbeirrt um gedruckte und ungedruckte „Stimmen" nach Bayreuth kommt, um zu sehen, wie dort das Werk des Meisters über die Art der Welt sich Sieg auf Sieg gewinnt.

Sonach können wir Denen, — und es sind immer die gleichen Wenigen —, welche unsere „Schwäne" nicht in Ruhe lassen mögen, sobald sie wieder einmal ihre weihevollen Kreise gezogen haben, das gebührende „Dort hinaus!" unsererseits mit grosser Ruhe und ohne besondere Verdrossenheit zurufen. Wir wollen uns damit nur die Luft rein halten, glauben aber nicht, dass wir grosse Gefahren zu beseitigen hätten. Unser Bayreuth lebt und wirkt unbekümmert um alle auswärtigen Thorenstreiche, solange der gütige Gott ihm das Leben und Wirken gönnt. Eher noch könnten diejenigen eifrigen Besserwisser etwas bedenklich erscheinen, welche ihre Motive dem Kunstwerke als solchem selbst entnehmen. Man findet dergleichen in jeder Gruppe des grossen Publikums, anregende Gespräche und belehrende Diskussionen auf's Tapet bringend, woraus unter Umständen auch wirkliche akademische Abhandlungen über allerlei Ideen und Momente des Dramas sich entwickeln können. Nicht als wenn diess immer etwas Thörichtes und Untaugliches sein müsste! Aber wenn es des Guten zu viel wird, ist es schon schlimm genug. Ob nun dichterischer Tiefsinn, ob Irrthum dabei nachgewiesen werden soll, es vermag als Massen- und Modeerscheinung in jedem Kreise gesellschaftlicher Unterhaltung auf das Gefühlsverständniss des Publikums störend zu wirken. Gerade die Empfänglichkeit des Gefühls für das Kunstwerk, das Drama, soll aber in dem deutschen Publikum durch die Bayreuther Darstellungen wie etwas ihm ganz Neues geweckt, gestärkt und ausgebildet werden. Bei einmal gestörter Urtheilskraft könnte sogar unsere eigene Bayreuther Arbeit jene Gefahr vermehren helfen. Denn diese verwerthet unter strenger Trennung der Gebiete die dem Kunstwerk verdankte Symbolik wiederum als Grundlage und Stoff für die Bildung deutscher Kultur, für die geistige Beleuchtung deutscher Geschichts- und Weltanschauung. Die Richtung ist also die gerade entgegengesetzte: vom Kunstwerk aus, nicht in's Kunstwerk hinein. Um aber Verwechselungen und Verwirrungen zu verhüten, dürften wir unsererseits nicht versäumen, auch die andere Seite, das Kunstwerk selbst mitunter derart zu beleuchten, dass wiederum jede falsche Behandlungsweise, welche ihm von ausserhalb angethan werden möchte, durch eine gewisse entschiedene Gegenwirkung möglichst paralysirt werde. Dabei wäre der Vortheil mit Vergnügen wahrzunehmen, der es uns gestattet, uns von jedem wirklichen Befassen mit den auswärtigen Thorheiten selber fern zu halten und frei von den unangenehmen, oft ganz unwürdigen Manieren des Journalgeredes uns den Bayreuther Ton zu wahren, wenn wir vom Bayreuther Werke sprechen. Denn jene Dinge gehen uns garnichts an, und einzig die Sorge um etwaige Verwirrungen in der grossen Sache, die uns angeht, zwingt uns dawider einmal zum Reden auf unsere Art und — „unter uns." —

Müssten wir dergestalt ein Beispiel des rechten Tones zu geben uns befleissigen, so würden wir auch die rechten Grenzen anzugeben haben, innerhalb welcher die Auffassungen des Werkes und seiner einzelnen Momente sich bewegen dürften, ohne in einen thörichten Konflikt zu gerathen mit der Auffassung seines Schöpfers. Dass dabei nicht Ertödtung des eigenen Auffassungsvermögens bezweckt

wird, versteht sich von selbst, da ja gerade das Kunstwerk es ist, welches jenes Vermögen am Meisten stärkt, wie es uns auch erst recht eigentlich wieder in den Stand gesetzt hat, durch alle Nebel eines unkünstlerischen Zeitgeistes hindurch künstlerische Auffassungen — Anschauungen — zu gewinnen. Die Irrthümer, welche dabei unterlaufen, kommen immer aus unkünstlerischen Quellen, und wo wir derlei Gefahren drohen sehen, da sollten wir allerdings uns verpflichtet fühlen, ohne einen ungleichen Kampf zu beginnen, einfach die Wahrheit auszusprechen. Die Wahrheit aber, welche wir dabei vertreten, ist keine andere als diejenige „Tradition", welche vor allen „Traditionen", wie sie ausserhalb des Kunstwerkes sich geltend zu machen suchen, zum Mindesten den direkten Zusammenhang und die intime Beschäftigung mit dem Kunstwerke und seinem Schöpfer voraus hat, was nicht ohne eine gewisse Ausbildung des persönlichen Empfindens und Erkennens denkbar ist. Das aber ist das Empfinden und Erkennen des künstlerischen Lebens, wie es, abgesehen von allen stylistischen Einzelheiten, in den artistischen Intentionen unserer Festspiele sich neuschöpferisch für jeden Mitempfindenden als eine ideale Wahrhaftigkeit bethätigt, und ebenso das Empfinden und Erkennen des lebendigen Kunstwerkes, wie es in den ästhetischen Betrachtungen der Werke sich unter uns Mitlebenden als sicherer Leiter zur poetischen Wahrheit vor Allem zum Ausdruck bringen sollte. Von diesem Standpunkte der wahren „Tradition" aus würden wir immer erst zu beurtheilen, zu sichten und zu berichtigen haben, was uns etwa im Laufe der Zeit aus dem Kreise unserer Genossenschaft an „Parsifal-Nachklängen" in der rechten Tonart zu Gehör gebracht wird. So wären diess also die Nachklänge in unserer Bayreuther Gemeinde von den „Schwanenliedern" unserer Kunst, welche nicht ihr Ende prophezeien, sondern ihren Sieg verkünden. Denn die Schwäne sind, wie die Schwanenjungfrauen, Boten des Ewigen und singen immer, solange es Sinne giebt, sie zu hören. An eben diese Sinne wenden wir uns auch mit den „Parsifal-Nachklängen in diesen Blättern, die stäts wieder als Vorklänge ertönen mögen zu neuen Kunstthaten in Bayreuth. —

Geschäftlicher Theil.

Mittheilungen der Zentralleitung.

1) In Moskau ist durch Herrn Paul Pabst, Professor am Kaiserlich Russischen Conservatorium, eine neue Ortsvertretung gebildet worden.
2) In Köslin hat Frau von der Osten die dortige Ortsvertretung niedergelegt, und Herr Lieutenant Tresselt vom Regiment von der Goltz diese Vertretung übernommen.

Vereinsnachrichten.

Asch. Das vierte Konzert des Frauenchores unseres Vertreters, Herrn Labitzki, fand am 22. Mai zu Gunsten des Allg. R. Wagner-Vereins statt und brachte folgendes Programm: I. Theil. 1. Wächterlied auf der Wartburg. Dichtung von Jos. Viktor von Scheffel, Unisono-Chor und Solo, komp. von Hugo Wolf. (Frauenchor. Solo: Fräulein Marie Schneider.) 2. Rosenlieder, gedichtet und komp. von Philipp zu Eulenburg (Fräulein Marie Schneider.) 3. Geisterchor (Faust's Traum) aus dem 2. Akt der Musik zu Goethe's „Faust" von Eduard Lassen (Frauenchor.) 4. a) Odysseus, Dichtung von Felix Dahn, komp. von Hans Sommer. b) Lied eines fahrenden Schülers. Dichtung von Jul. Stinde, komp. von A. Naubert. (Fräulein Marie Schneider.) 5. Scene vor dem Thor: „Tanz unter der Dorflinde", aus dem 2. Akt der Musik zu Goethe's „Faust", komp. von Eduard Lassen (Solo: Frl. Marie Schneider.) II. Theil. 6. Siegfried und die Rheintöchter. (Solo: Woglinde: Frl. Marie Schneider.) 7. Ein Seemärchen. Dichtung für Rezitation und Gesang, gedichtet und komponirt von Philipp zu Eulenburg. (Gesang: Frl. Marie Schneider, Rezitation: Frl. Lina Adler.) 8. „Der Schatz ist weit" Dichtung aus „Des Knaben Wunderhorn" für 4stimmigen Frauenchor, komp. von Wilhelm Kienzl. (Frauenchor.) 9. Der Engel von Anton Rubinstein. (Frl. Marie Schneider, Frl. Lina Adler.) 10. „Mädel sind wir, flink wie der Wind", gedichtet von Thrasyllos, aus „fünf Tanzweisen" für 4stimmigen Frauenchor, komp. von Wilhelm Kienzl.

Berlin. Akademischer R. Wagner-Verein. In der ersten Sitzung des Sommer-Semesters 1889 ist der neue Vorstand gewählt worden, er besteht aus: cand. phil. Erich Kloss, 1. Vors. (N. Auguststr. 1), stud. phil. Paul Hasse, Schriftwart, stud. jur. Alfred Lorenz, Kassenwart.

Berlin. Wagner-Verein. 48. Vereins-Abend, 19. März. *Ueber musikalische Erziehung im Hinblick auf Richard Wagner'sche Kunstprinzipien.* Vortrag des Herrn Dr. Arthur Seidl aus München.

Graz. Am 6. Juni fand ein musikalisch-geselliger Abend des Grazer Richard Wagner-vereines statt, in welchem zum Vortrag gelangten: „Adelaide" von Beethoven, durch Herrn Krämer, die Kreutzer-Sonate (Violine Herr Miersch, Klavier Herr Pohlig), „Der Wegweiser" von Schubert durch Herrn Krämer, Scenen aus der „Götterdämmerung" u. zw.: der Abschied Siegfrieds von Brünnhilden, die Erzählung Siegfrieds vor seiner Ermordung und sein Sterbegesang, die Trauerklänge, der Schlussgesang Brünnhildens. Brünnhilde wurde von Frau Krämer-Widl, Siegfried von Herrn Otto Prelinger gesungen. Den Klavierpart führte Herr Pohlig aus.

Kiel. Zur Feier des Geburtstags unseres Meisters veranstaltete der hiesige Zweigverein am 23. Mai in der Aula des kgl. Gymnasiums einen Vereinsabend, an welchem nach einer Ansprache des I. Vorsitzenden die folgenden Musikstücke zum Vortrag kamen: 1. Vorspiel zu „Parsifal" (A. Keller), 2. Scene aus dem I. Akt der „Walküre" (Siegmund: Herr Direktor Kuhlgatz, Sieglinde: Frl. N. Böckow), 3. „Isoldens Liebestod" im Arrangement von Fr. Liszt (A. Keller), 4. Fr. Liszt, „Es war ein König in Thule" (Frl. Böckow), 5. Vorspiel zum III. Akt der „Meistersinger" (A. Keller), 6. a. Fr. Liszt „in Liebeslust"; b. R. Wagner, „der Engel" und „Schlaf, holdes Kind" (Frl. Böckow). —

Leipzig. Akademischer Wagner-Verein. Am 4. Juni: Vortrag des Hrn. stud. H. Ratzenberger *„Zur Werdegeschichte des Tristan".* Am 25. Juni: *Gedenkworte zur Wettin-Feier* von Hrn. stud. R. Schlösser, Ouverture zu Cornelius „Barbier von Bagdad" (4hdg.), Huldigungsmarsch (2hdg.), III. Akt der „Meistersinger" vom Quintett an (2hdg.), Referat über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wagner-Litteratur. Der Verein zählt jetzt 11 ordentliche, 8 ausserordentliche, 7 auswärtige Mitglieder und alte Herren, sowie 1 Ehrenmitglied. Durch die Ortsvertretung des Vereins zahlen 33 Personen ein.

Marburg (Hessen-Nassau). Der akademische Rich. Wagner-Verein zu Marburg feierte vom 31. Mai bis 2. Juni sein vierjähriges Stiftungsfest. Am ersten Tage fand im grossen Saale des Rest. Weber ein Festkommers statt, an dem etwa 50—60 Festgenossen theilnahmen. Das Musikprogramm umfasste folgende Stücke: 1) Quartett g-moll von Mozart (Klavier, Violine, Viola, Cello); 2) Parsifalvorspiel (Klav. 2händ.); 3) Egmont-Ouverture (Klav. 4händ); 4) Wotans Abschied mit Feuerzauber; 5) Zwei Lieder: a. „In questa tomba" von Beethoven, b. „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" von Schubert. Der zweite Festtag wurde in herkömmlicher Weise einer Wasserfahrt nach Wehrda gewidmet. Am dritten Tag endlich unternahmen die Vereinsmitglieder mit einigen Gästen einen Ausflug nach Schloss Wittgenstein bei Laasphe (Westfalen). Trotz allen Anfeindungen der in Marburg ebenso rührigen wie einflussreichen Gegner hat der Verein immer mehr Einfluss auf das musikalische Leben der regen Universitätsstadt gewonnen, und die stattliche Schaar der Vereinsgäste legt ein erfreuliches Zeugniss ab für das Ansehen, welches er in weiten Kreisen der Studentenschaft geniesst. Diesem Einfluss nach Aussen entspricht die Kräftigung nach Innen. In diesem Semester zählt der Verein 13 aktive, 1 inaktives und 5 auswärtige Mitglieder. Die Zahl der „alten Herren" ist auf 10 gestiegen. Ausserdem besitzt der Verein 3 Ehrenmitglieder und 2 „ständige Gäste". Bei dem stätigen Wachsen der Mitgliederzahl konnte denn schon Anfangs des Semesters ein Lieblingswunsch verwirklicht und zur Anschaffung eines Vereinsflügels im Werthe von 1500 ℳ geschritten werden.

Münster i. W. Wie schon berichtet, ist hier ein Zweigverein des Allg. R. Wagnervereins begründet worden. Nach den „Satzungen" zahlt jedes ordentliches Mitglied jährlich ℳ 6, wovon 4 ℳ an die Casse des Allgemeinen Vereins abgeliefert werden. Als ausserordentliche Mitglieder können nur Damen dem Vereine beitreten. Diese haben keinen Antheil an den Rechten der ordentlichen Mitglieder, welche mit denen der Mitglieder des Allgemeinen Vereins übereinstimmen. — Der Eröffnungsabend des neuen Zweigvereins fand am 3. Juni statt und brachte: Einleitung durch Herrn Louis Roothaan (Vorsitzender), Scene der Elisabeth (Frl. Braun), Weber's As dur Sonate (Herr Prof. Dingeldey), Liszt, Lieder: „Freudvoll und leidvoll", „Englein hold im Lockengold", „Kling leise, mein Lied" (Frl. Braun), Improvisation aus den Werken (Prof. Dingeldey), Taufscene und Quintett aus den „Meistersingern" (Frl. Braun, Frau Letterhaus, Herren Roothaan, A. und Fr. Hülskötter). —

Schwerin i. M. Der hiesige Zweigverein (Mecklenburg. R. Wagner-Verein) hat einen Aufruf zum Eintritt in seinen Kreis erlassen. Der Jahresbeitrag soll für nicht in Schwerin wohnende Mitglieder 6 Mark, für Schweriner 8 Mark betragen, wovon 4 Mark an die Central-Leitung in Berlin abgeliefert werden. Jedes Mitglied des „Mecklenburgischen Richard Wagner-Vereins" gehört zugleich zum „Allgemeinen Richard Wagner-Verein". Der „Mecklenburgische Richard Wagner-Verein" insbesondere veranstaltet seinen Mitgliedern jährlich mindestens zwei grössere Gesellschaftsabende und sucht ausserdem durch Zusammenkünfte und gesellige Unterhaltungen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Strebens nach dem gemeinsamen Ziele zu erwecken und zu stärken Der Vorstand besteht aus den Herrn Alois Schmitt, Grossherzogl. Hofkapellmeister, Carl Hill, Grossherzogl. Kammersänger, Dr. Abesser, L. Genzmer, Ed. Herberger, C. Ritter, Johannes Schmidt.

Wels. Zweig-Verein. Der am 1. Juni abgehaltene interne Abend brachte folgendes Programm zur Ausführung. Die 4händigen Klavierstücke (Vorspiel zu den „Meistersingern" und zu „Tristan") wurden von den Vereinsmitgliedern Rechberger und Graf Schmidegg vorgetragen. Frau Schmidt-Alizar aus Linz betheiligte sich als Gesangskünstlerin mit einer Arie aus *„Mitrane"* von Rossi und dem Vortrage der „Schmerzen", sowie der „Mignon" von Liszt. Hr. Stockhammer (Tenor) sang Lohengrin's Erzählung und Abschied, Hr. Stark (Bassist) den Aufruf des Königs Heinrich. Die Begleitung der Gesangstücke führten aus: Frau Ida Klug, Hrn. Binder und Schmidt.

Wien. Eine grössere Gesellschaft, aus Mitgliedern des Wiener akademischen Wagner-Vereines bestehend, die ausser an den regelmässigen Vereinsversammlungen, an noch einem anderen Tage der Woche zusammenkommt, um gemeinsam künstlerische Fragen zu besprechen oder Kunstwerke durchzunehmen, beging am 13. Juni die Erinnerungsfeier des Todestages König Ludwigs II. Stud. med. Hubert Steiner hielt hierbei einen Vortrag, worin der Redner besonders das Verhältniss des Fürsten zum Künstler besprach — Die selbe Gesellschaft beging am 5. Juni auch Webers Todestag, wobei unter anderem „Wagners Rede bei der Bestattung" vorgelesen, sowie der Chor des Meisters „Am Grabe Webers" ausgeführt ward. —

Herr Nicolaus Oesterlein hat für sein „Richard Wagner-Museum" eine von Professor Zumbusch im Jahre 1865 für S. M. König Ludwig II. aus Carrara-Marmor ausgeführte Original-Büste Richard Wagner's erworben. — Auch sonst wurde das Wagner-Museum in letzter Zeit wieder durch eine grosse Anzahl von handschriftlichen, litterarischen und bildlichen Gegenständen bereichert.

Einladung zur Subskription.

Die werthen Leser der „Bayreuther Blätter“,

sowie weiterhin die Mitglieder des Allg. R. Wagner-Vereines

erlaube ich mir davon in Kenntniss zu setzen, dass ich zum Herbst d. J. eine ursprünglich als neue Weihnachtsgabe gedachte, und als solche auch verwendbare, kleinere Schrift veröffentlichen werde, welche unter dem Titel:

Richard Wagner und die Thierwelt.

Auch eine Biographie.

mit Hilfe einer durchgeführten Darstellung des Lebenslaufes unseres Meisters sich insbesondere dazu eignen dürfte, weitere, für den allgemeinmenschlichen Grundgedanken empfängliche Kreise auch in jener besonderen Hinsicht zu belehren und vielleicht für unsere Sache zu gewinnen, ohne dabei als eine eigentliche „Parteischrift“ zu erscheinen. Das Leben des Künstlers stellt sich dar im stäten Zusammenhange mit der lebendigen Natur, welche es in manigfachen liebenswürdigen und merkwürdigen Erscheinungen durch alle Wandlungen treu und tröstlich begleitete. Die menschliche Natur selber giebt sich in diesem Zusammenhange so rein und tief, wie es ihr sonst der Verkehr mit der menschlichen Unnatur in gleicher Freiheit zu zeigen nur in der Kunst noch gewährte.

Die Schrift erscheint zum Oktober, im Verlage von H. Hartung & Sohn, Leipzig, in der Stärke von etwa 4 Bogen kl. Oktav, auf schönem Papier, gut ausgestattet, zum Preise von ℳ 1.

Gefällige Subskriptionen, welche hierdurch erbeten werden, können bis zum 1. Oktober an die Redaktion der „Bayreuther Blätter“ gerichtet werden. Doch werden auch bei jeder Buchhandlung, oder von der Verlagshandlung selbst, schon jetzt Bestellungen entgegengenommen.

Bayreuth, 1. Juli 1889.

Mit hochachtungsvollem Grusse

Hans Paul Freiherr von Wolzogen.

In Folge einer neuen Benennung und Zählung ist die Adresse der Redaktion von nun an:

Bayreuth, Liszt-Strasse 2.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

IX./X.

Ist ein wirkliches Bedürfniss zu einer grossen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt.
(Goethe.)

Wie die edle Kunst die edle Natur überlebt, so schreitet sie ihr auch in der Begeisterung bildend und erweckend voran. (Schiller.)

Bernhard Foerster.

† 3. Juni 1889.

„Möge diess unser letztes Wort gewesen sein, weil von nun an die Thaten an die Stelle der Worte treten wollen!“ — Nicht wie unser Wahn gemeint, hat jener Pfingstwunsch unseres letzten Aufrufs für Bernhard Förster sich erfüllt. Der ferne Freund hat unser letztes Wort nicht mehr vernommen vor der letzten That des Schicksals, womit es dem Sterblichen das Räthsel seiner Zeitlichkeit löst. Nichts Anderes aber hat hier das harte Menschengeschick an unserem Freunde bestätigt, als was wir aus seinem Wesen und Werke längst ahnen mussten, und was uns zwang, ihn zu lieben, ihm zu glauben, mit ihm zu hoffen. Auch in ihm war ein Unbedingtes wirksam, das uns als Göttliches gilt, ein dem Sittlichen zugewandtes Dämonium, welches in all seinem kühnen Schaffen nach rechter Heldenart zum Leiden berufen sein musste. Während es ganz der Welt, dem wirklichen Bedürfnisse deutschen Volksgeistes, deutscher Volksart sich widmete, war es doch zugleich in seinem Wesen erhaben über diese Welt. Zu gut, edel und gerade für ihre kleine, niedere und schiefe Art ging es immerdar auf unabweichbarem Wege durch alle Krümmen und Kreuzungen der Weltstrassen voran, und wenn es endlich wohl ganz dahinter zu verschwinden schien, so ging es dennoch über alle hinaus, auf einsamem Pfade in eine höhere Welt, die ihm die Heimath, uns die Zukunft heissen mag. —

Ein Bewusstsein des Volksbedürfens hatte sich in diesem Manne als schöpferische Noth schon verkörpert,

welches in der träumenden Menge der Stammesgenossen noch nicht, noch kaum zum Muthe der Empfindung erwacht war. Nur immer wache schlimme Feinde merkten bei Zeiten die drohende Gefahr einer weckenden Kraft und vereitelten nicht ohne Hilfe der heimischen Zaghaftigkeit und Vertrauenslosigkeit dem tapferen Träger einer deutschen Idee das rein verwirklichte Edelwerk. So war es jener Widergeist, der allzutief schon in allem Heimischen eingewurzelt, dem echten deutschen Sohne auch in der fernen Fremde noch die Sorgen des Geistes, die Nöthe des Gemüthes so wüthend vermehrte, dass in dem Augenblicke, als die Wolken über ihm sich lichten wollten, der ermattete Körper nicht länger widerstehen konnte. Ja, noch über dem Grabe, das uns heilig ist, treibt dieser gehässige Geist sein in allen Welttheilen gleiches teuflisches Geschäft. Aber heldenhafte Seelen ringen nicht um Glück und Erfolg: ihr höchstes Hoffen ist doch nur der Ausdruck ihres tiefen Glaubens an das Ewige, Ideale, das als erhabenes Trosteszeichen in ihrer eigenen Art der Welt sich anzeigt. Was dieser Welt elende Niedertracht einem solchen stolzen Wesen bis zum zeitlichen Verderben entgegenstellt, das kann nun und nimmermehr den erlösten Geist selbst berühren, der in ewiger Reine für alle Zeiten bewährt, was deutsch ist, und dass es dennoch göttlich ist.

Edelster Gedanke, reinster Wille, höchster Muth, innigste Treue und festester Glaube bleiben in solchen unverlöschlichen geistigen Heldenbildern nach aller irdischen Auflösung des Leidens und des Scheines die untrennbar einigen Gewalten frommer Erinnerung und Mahnung. Mag das muthvolle Beispiel unseres Freundes, wie es Begeisterung geweckt hat in zahlreichen jugendlichen Seelen, werkthätige Kräfte auch heute schon wecken können zur Fortführung der Arbeit des Unersetzlichen, strenge nach seinem unertödtbaren Gedanken; — oder mag dieses irdische Werk, wie wir nicht fürchten mögen, noch weiter verlassen und vergessen von seinem Volke für eine böse Spanne der Zeitlichkeit gar zurückweichen müssen, und etwa die Frucht deutscher That und Noth zuletzt von fremder Gewandtheit behaglich geerntet werden: wenn nur die hinterbliebenen deutschen Mitarbeiter in der jungen Kolonie selber aus dem regen Gefühle der Dankbarkeit sich die rechte Strenge der Pflicht und Kraft zur Arbeit überhaupt zu gewinnen wissen, so wird auch dort in jedem Falle der deutsche Geist sich vorbildlich für die Heimath und seines edlen Führers würdig bewähren.

Die durch That, Noth und Tod geweihte Grösse eines echten Menschen, eines ganzen Deutschen, eines der wenigen vollkräftig wollenden und schaffenden „Bayreuther“ — so spreche sie denn zu all seinen Freunden nah und fern und durch uns Freunde zur Welt noch einmal jene erschütternde Doppelwarnung in das Dunkel der Zukunft hinein: das „letzte Wort“ all unserer Kämpfer, die durch die Welt zu Märtyrern

wurden, sich zur Ehre, der Welt zum Weh. Wahret Euch, ihr deutschen Brüder, vor der zwiefältigen deutschen Gefahr — der von Aussen um uns, welche der Dahingeschiedene als eine Urwahrheit erkannt, genannt und bekämpft hat, und der von Innen in uns, welche mit „blinden Augen, blöden Herzen“ ihm, wie so vielen seiner grossen Vorgänger, auf der Walstatt der Vergänglichkeit das Ende gebracht. Was da misslang, das ist Sache der Welt und Zeit; was aber gewirkt und weiter wirkt, das ist und bleibt unvergängliche Heldenart und Heldenehre.

Ueber jedem solchen heroischen „Misslingen“, über jedem solchen Kampf und Ende ertönt das deutsche Dichterwort des greisen Goethe:

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
der das Schicksal sich vermummt:
wenn am unglücksel'gen Tage
blutend alles Volk verstummt.
Doch erfrischet neue Lieder,
steht nicht länger tief gebeugt;
denn der Boden zeugt sie wieder,
wie von je er sie gezeugt!

„Und so fortan in Ehrfurcht der waltenden Mächte — über Gräber vorwärts!“ —

Nachruf der Kolonisten in Nueva-Germania.

Am 3. Juni a. c., Morgens 8 Uhr, verschied in San Bernardino plötzlich in Folge eines Nervenschlages der Gründer und Leiter der Kolonie Nueva-Germania, Herr

Dr. Bernhard Förster

im Alter von 45 Jahren. Die Sorgen und Mühen der grossen Aufgabe, die er sich gestellt hatte, und deren gewaltige Anforderungen selbst die Kraft eines so energischen Mannes überstiegen, hatten ihn in den letzten Monaten körperlich und geistig herabgedrückt. Trotzdem eilte er unverzagt vor ungefähr 6 Wochen nach Asuncion, wo eine Reihe von Erledigungen seine Anwesenheit erheischten; er fühlte sich aber, nachdem der grösste Theil bewältigt war, doch so angegriffen, dass er eine kurze Ruhe und Erholung in der nahen Kolonie San Bernardino suchte. Ach, die Ruhe, die er hier fand, sollte die ewige sein: sei es, dass seine Nerven schon unheilbar angegriffen waren, sei es, dass die Nachricht von irgend einer neuen Widerwärtigkeit — noch fehlen uns darüber nähere Nachrichten — die tödliche Wallung hervorbrachte: er fand die gesuchte Erholung, aber sie schied ihn für immer von uns.

Obgleich für Alle, die der Sache näher standen, nicht der geringste Zweifel bestehen konnte, dass die von Dr. Förster ausgefertigten Urkunden über verschenktes und verkauftes Kolonie-Land den Empfängern unter allen Umständen den Besitz sicherten, und obgleich die angesehensten Juristen des Landes diess bestätigt hatten, so wurde doch der Umstand, dass der bezügliche Paragraph des allgemeinen Kolonisationsgesetzes etwas undeutlich gefasst ist, immer von Neuem

dazu benutzt, Dr. Förster zu verleumden und zu verdächtigen und laue Freunde in ihrem Vertrauen zu erschüttern. Denn wie jedem Manne, der sich über das Maass der Alltäglichkeit erhebt und es wagt in dieser Zeit der materiellen Verflachung die Deutschen an ihre vergessenen Ideale zu mahnen, so fehlte es auch unserem theueren Verstorbenen nicht an zahlreichen Neidern und Feinden. Wie unrecht aber jene Verleumder hatten, beweist ein schon vor längerer Zeit von dem damaligen zuständigen Minister im Ministerrath zu Dr. Förster gethaner Ausspruch: „Sie haben ganz zweifellos das Recht, auf Grund Ihres Kontraktes mit der Regierung jederzeit die posesion judicial (notarielle Besitz-Eintragung) zu verlangen;" worauf Dr. Förster erwiderte: „Es genügt mir zu wissen, dass den Bewohnern der Kolonie, die von mir Land empfangen haben, ihr Besitzrecht gesichert ist, hiernach werde ich die posesion judicial für mich erst dann beantragen, wenn ich auf mein Werk stolz sein kann!" Wohlgemuth nahm er also die gehässigen Angriffe seiner Widersacher auf sich, um auch hier im Lande zu beweisen, dass es ihm nicht um einen Vortheil für sich, sondern nur um die Erfüllung einer edlen Aufgabe zu thun sei. Und diesen Mann wagte die Verleumdung des kleinlichen Eigennutzes zu zeihen! — Wenn er weniger selbstlos gewesen wäre, vielleicht weilte er dann noch unter uns. Mögen jene niedrigen Seelen, die ihm seine ohnehin schwierige Aufgabe so dornenvoll machten, mögen sie sich mit ihrem Gewissen abfinden, so gut sie es vermögen, – die Nachwelt wird noch über sie richten. Denn das grosse Werk des Verstorbenen wird fortleben, wenn nöthig unter der Beihilfe der Regierung von Paraguay, die nicht nur sofort die Legalität aller Urkunden des Dr. Förster anerkannt, sondern sich auch zu jeder etwa erforderlichen Unterstützung bereit erklärt hat.

Wir aber, die Bewohner der Kolonie Nueva-Germania, wir wollen uns in treuer Anhänglichkeit um die trostlose Wittwe schaaren und den Geist des theuren Todten willig auf uns wirken lassen, dass er uns kräftige, Jeder an seiner Stelle das zu thun, was dazu beitragen kann, den herrlichen Plan des Gründers zu einer schönen Wirklichkeit zu führen, zum dankbaren Andenken an ihn, der für uns gekämpft und gelitten, und zum Segen auch noch für unsere nachkommenden Geschlechter.

Nueva-Germania, den 10. Juni 1889.

Franz Kayser. Hermann Schubert. Emil Schubert. P. v. Heldreich. Florian Liebelt. Wilhelm Hähner. Hermann Müller. Rich. Helm. Gustav Wein. Georg Streckfus. Reinhold Reichert. Gustav Benckert. Ernst Cordier. Johannes Zschucke. A. Neumann. José Köppl. Reinhold Keppler. Paul Buro. Robert Schellberg. Wilhelm Klein. Anton Franke. Fritz Neumann. Heinr. Theves. Fr. Volkmar Reichel. Max Steinert. Karl Claus. Wilhelm Neumann. Eduard Woldt. Ignatz Ueding. Clemens Weber. Theodor Kornes. Rudolf Schulz. Paul Ullrich. Carl Krüger. Otto Neumann. Fritz Fröge. J. Schütt Max Podlech. Max Gündel. Hch. Feustner. Joh. Paul Fischer. Alfred Baehrendt. Anton Friedrich. Krebenchl. Hermann Gehre. Georg Sternke. Otto Neumann hermano. Otto Schulze. Leonhard Weber. Oscar Erck. Ernst Albert.

Dem Nachrufe lag zugleich der ärztlich beglaubigte Todtenschein bei, welcher besagt, dass Förster an einem Nervenschlage starb. —

In Folge dieses traurigen Ereignisses ist die Leitung der Kolonie auf Herrn Oscar Erck übergegangen, welcher dem Verstorbenen von Anfang an als treuer Arbeitsgenosse zur Seite gestanden hat. Alle Briefe u. s. w. für die Kolonie sind also fortan zu richten an Herrn

Oscar Erck
Administrador de la colonia
„Nueva-Germania".
Paraguay.

Briefliche Mittheilungen.

1. Ein Sonntag in Nueva-Germania.

Es ist Sonntag, Mitsommer 1/2 5 Uhr früh. Sanftes Dunkel liegt noch auf Neu-Germanien; der Unterschied zwischen den Taglängen ist längst nicht so bedeutend, wie wir Deutschen es von der alten Heimath gewöhnt sind: im Sommer geht die Sonne frühestens 15 Minuten nach fünf Uhr, im Winter spätestens 15 Minuten vor sieben Uhr auf.

Der geräumige, mit Schattenbäumen bestandene Hof, welcher sich hinter dem Herrschaftshaus ausbreitet und an den beiden Seiten von den Wirthschaftsgebäuden begrenzt ist, bietet zu diesen frühen Morgenstunden einen sehr malerischen Anblick dar. Ueberall zwischen den Bäumen, den Carreten, in den Vorhallen der Baulichkeiten sind hellfarbige Hängematten und Mosquiteros angebracht (letztere mehr zum Schutz gegen den Nachtthau, als gegen die wenigen mosquitos). Das sind die Schlafstellen der hier dienenden Paraguayer, augenblicklich 14 an der Zahl. Mitten im Hof lodert hoch ein Feuer empor, dabei brodelt der Wasserkessel, und ringsherum hocken die peone (paraguayschen Arbeiter) und trinken aus den kleinen harten ausgehöhlten Kürbissen mit dünnen Röhrchen, bombilla genannt, das vielgeliebte Getränk der Paraguayer, die yerba oder mate. Dabei ertönt schon am frühen Morgen heiteres Plaudern, fröhliches Lachen, denn die gewöhnlichen Paraguayer sind im Allgemeinen ein sehr gutmüthiges, harmloses Völkchen, mit einem gewissen Zug von Kindlichkeit, welchen man bei ihrer Behandlung nie vergessen darf. Z. B. reizt sie zum längern Verbleib in einem Dienst weniger der hohe Lohn, als dass die Herrschaft versteht mit ihnen umzugehen. Sie wollen in grösserer Gemeinschaft unter Schwatzen und Lachen die Arbeiten thun, welche sie gerade lieben, z. B. Bäume fällen, worin sie besonders geschickt sind. Auch die Sorge für das Vieh, in ihrer landesüblichen Weise, verstehen sie gut und thun es gern, dagegen sind sie nicht gern Hauspeon. Diese vielen fremden Gegenstände in solchem Fremdenhaushalt sind ihnen unbehaglich, und sie begreifen ihren Nutzen nicht. Auch scheint ihnen diese Hausarbeit wie Silber putzen, Zimmer reinigen, Geschirr abwaschen als eines Mannes unwürdig. Der Tropfen spanisches Blut, welcher in paraguayschen Adern rollt, mag sich dagegen empören. Das Recept, um Paraguayer im Dienst zu behalten, heisst im Allgemeinen: sie fest und gütig wie Kinder zu behandeln, ihnen im Essen, Trinken und Arbeiten ihre eigene Art und Weise zu lassen und sie dann und wann durch kleine Geschenke (manchmal thun es schon Cigarren oder frisches Brot, das die Paraguayer als einen Leckerbissen betrachten) als Zeichen des Wohlwollens zu erfreuen.

Man darf übrigens wohl behaupten, dass es kein Volk auf dem weiten Erdenrund giebt, unter welchem man so friedlich und unbesorgt leben kann als unter Paraguayern. Es herrschen deshalb auch zwischen den Neu-Germanen und der eingeborenen Bevölkerung auf der anderen Seite des Aguaray-guazú und des Aguaray-mí die freundlichsten Beziehungen, welche höchstens einmal Sonn- und Festtags durch den hässlichen Caña (der hiesige Schnaps) vorübergehend getrübt werden. Der Branntwein macht hier wie anderwärts die Leute unfriedlich, nach einigen Gläsern vergessen Deutsche wie Paraguayer, dass wir Deutsche hier sehr freundlich aufgenommene Gäste sind; indessen sind diese kleinen Reibereien ohne Bedeutung und schnell wieder ausgeglichen.

Ich will den Paraguayer nicht im Allgemeinen als ein Ideal hinstellen, auch hier giebt es wie überall in der Welt Schattenseiten, aber unter der Landbevölkerung,

welche noch wenig mit Fremden in Berührung gekommen ist, findet man meistens angenehme Eigenschaften: Gastfreiheit, freundliches, heiteres, bescheidenes Wesen. Wie sorglos kann hier der einsame Reisende reisen, wie unbesorgt kann man sich hier unterwegs und in seinem eigenen Haus schlafen legen, ohne auch nur die Hausthüre zu schliessen.

Ein weiteres Zeugniss für den einfachen Rechtlichkeitssinn der Hiesigen finde ich darin, dass man sein Vieh ruhig laufen lassen kann, ohne besorgt sein zu müssen, dass es gestohlen und geschlachtet wird. Manche Kolonisten treiben nun freilich die Vertrauensseligkeit so weit, dass sie sich wochen- ja monatelang nicht darum kümmern, wohin ihre Pferde oder Kühe gelaufen sind. Dies ist unter allen Umständen riskant, und ich wundere mich immer, dass schliesslich doch Jeder wieder zu seinem Eigenthum gelangt. Seltsamerweise sind nicht alle Kolonisten darüber ebenso verwundert, sondern Mancher räsonnirt ganz unverständig über Land und Leute, wenn sich Kuh, Kalb oder Pferd dann nicht sogleich, falls er sich endlich darum kümmert, wiederfindet. Da frage ich aber nun: Würde man wohl im lieben alten Deutschland seine Thiere so ungehütet laufen lassen können und würde man, im Fall sich Jemand zu dieser Unvorsichtigkeit entschlösse, auch nur die geringste Hoffnung haben, sein Eigenthum wiederzubekommen? Uebrigens würde man nicht in allen Theilen des Landes seines entlaufenen Viehes so sicher sein, wie hier im departemento de San Pedro. In San Bernardino, der alten schon neun Jahre bestehenden deutschen Kolonie, sind die Verhältnisse viel ungünstiger, weil dort so viel Fremde: Italiener, Correntiener dazwischen wohnen; auch die Missiones sind der Correntiener wegen nicht gerade zu rühmen in Bezug auf Sicherheit der Person und des Eigenthums.

Doch kehren wir wieder zu unserm Sonntagsmorgen zurück. — Der Hausherr tritt heraus, die peone eilen herbei seine etwaigen Wünsche zu erfüllen; der Paraguayer ist gegen seine Herrschaft sehr dienstwillig und ehrerbietig. Die Reitpferde, welche Nachts frei im Kamp weiden, werden herbeigeholt, geputzt und gefüttert, jetzt noch mit jungen Maiskolben, welche sammt ihren Stengeln und Blättern in Stücke geschnitten ein sehr gutes Futter geben. Einige peone machen hübsch Ordnung um's Haus herum, harken den Platz und ziehen, sobald die Sonne herauf kommt, an den beiden hohen Fahnenstangen, welche vor dem Herrschaftshause stehen, die deutsche und paraguaysche Fahne auf. Unser deutscher Gärtner bringt aus dem Garten Gurken und Melonen, klagt aber sehr, wie die ungewöhnliche Hitze, welche wir in letzter Zeit hatten, uns um so viele Gurken gebracht hat. Im nächsten Sommer richten wir den Gemüsegarten ganz anders ein: immer abwechselnd ein Beet hochgezogener hiesiger Bohnen, dazwischen ein Beet europäischer Gemüse; dann kann die Sonne die Erde nicht so erhitzen und wir können hoffen das ganze Jahr hindurch Ueberfluss an Gemüsen zu haben. Vom Mai bis Dezember hatten wir schon dieses Jahr alle Arten von Kohl, Rüben, Erbsen, Salate, Tomaten, Kartoffeln u. s. w., jetzt sind uns nur noch gelbe Rübchen, grüne Bohnen, einige Suppenkräuter und Tomaten geblieben, doch entschädigen uns noch verschiedene Arten Kürbiss (eine Sorte giebt ein wundervolles wie Blumenkohl schmeckendes Gemüse), die halbreifen ausgekernten Mandecabohnen, Gurken und Melonen für den Ausfall anderer Gartenerzeugnisse.

Inzwischen hat sich die deutsche Frau des Gärtners zum Melken in den Corral (Viehhürde) begeben, zwei peone helfen ihr. Das Melken ist hier nämlich durchaus nicht so einfach, da die Kuh fest überzeugt scheint, dass ihre Milch nur für ihr Kälbchen ist. So muss sich der Mensch gleichsam nur durch Ueberlistung in den Besitz der Milch setzen. Nachts sind Kuh und Kälbchen getrennt; früh wird nun der Kälbercorral geöffnet und ein Kalb nach dem andern nach und

nach herausgelassen in der Reihenfolge, wie die Kühe gemolken werden. Das Kälbchen springt schnell zur Mutter, welche es mit befriedigtem Brummen begrüsst. Der peon lässt nun das Kalb ansaugen und hält es dann vom Euter zurück, bis die Melkerin die Milch ziemlich heraus gemolken hat; dann giebt der peon das Kalb frei, welches den Rest noch aussaugt und mit der Mutter hinaus auf die Weide zieht. Die Kuh merkt ja nun wohl, dass die Sache nicht ganz mit rechten Dingen zugeht, hat sie sich aber daran gewöhnt, so benimmt sie sich ganz friedlich dabei. Stirbt das Kalb, so hört eine hiesige Kuh nach drei, vier Tagen auf Milch zu geben. Niemals wird ein Kalb geschlachtet.

Jetzt kommt das Frühstück; die Deutschen trinken Kaffee und Milch und essen Brot mit Butter, miel, oder Maispolenta mit miel (Zuckerrohrsyrup), die peone essen gewöhnlich gerösteten oder gekochten mandioca, da er aber jetzt schwer zu haben ist, so frühstücken sie heute zum Sonntage frisches Brot mit miel. Wir backen sehr wohlschmeckendes Brot aus Maisschrot, almidon und Weizenmehl.

Nach dem Frühstück wird es im Hofe öde und leer, denn um den Sonntag zu feiern eilen die peone hinunter zum Hafen, wo ihnen im Kaufladen der Kolonie sehr begehrenswerthe Dinge winken: bunte Tücher, Messer, Hüte, Hemden, Hosen und dergl., leider auch caña.

Von früh an ziehen die malerisch weiss umhüllten Gestalten der Paraguayerinnen mit schweren Lasten auf dem Kopf am Herrschaftshaus vorbei. Sie bieten ihre Bodenerzeugnisse zum Verkauf an oder bringen „regalos“ (Geschenke), welche in Blumen, Früchten wie Ananas, Melonen, Bananen, Orangen, oder almidon, mani, mandioca, Bataten (süssen Kartoffeln) und dergl. bestehen. Aber dieses Geschenkegeben ist nur eine liebenswürdige Form des Tauschhandels, die Gegengabe wird erwartet und gern gegeben, und ich bin eifrig darauf bedacht, dass meine Geschenke den ihren im Werth gleichkommen, damit die Frauen in ihrer freundlichen Zutraulichkeit erhalten bleiben. Schön sind die Paraguayerinnen aus unserer Umgebung nicht, aber anmuthig, mit einem angenehmen kindlichen Lachen, welches ihnen sehr nett steht.

Inzwischen füllt sich der Hof, die Gärten von deutschen Männern, welche zu der jeden Monat stattfindenden Kolonistenversammlung kommen und sich, ehe die Versammlung beginnt, unsere Pflanzungen beschauen. Ueber viele dieser echt deutschen treuen Gesichter würden sich unsere Freunde in der alten Heimath mit uns freuen. Wir mussten nämlich nach den Erfahrungen, welche die Kolonien Südamerikas gemacht haben, vor den Ansiedlern des ersten Jahres etwas Angst haben, da es als Erfahrungssatz galt, dass unter den ersten Kolonisten mindestens die Hälfte Gesindel sei. Aber man sieht wie wenig selbst einem allgemeinen Erfahrungssatz zu trauen ist, denn wir haben unter unsern Ansiedlern nur wenig schlechte, unerfreuliche Elemente gefunden und aus der Kolonie wieder entfernen müssen. Diese zweifelhafte Gesellschaft treibt sich nun in der Welt umher und schimpft auf Nueva-Germania, aber wir freuen uns darüber, denn es ehrt unsere Kolonie. Dass die Verwaltung das Gesindel nicht ruhig in der Kolonie lässt, wird jeder begreifen, welcher einen scharfen Blick für die ihn umgebende Welt hat und weiss, welchen Einfluss das Schlechte in jedem Gemeinwesen, Kirche, Schule, Haus ausübt: es verdirbt die Schwankenden, es macht die Guten missmuthig. Die Wenigen, welche mit schmutziger Vergangenheit und Gesinnung hier ihr Wesen trieben und Unfrieden stifteten, sind nun sämmtlich glücklich fort, und es sind wieder die alten guten Geister: Freundlichkeit, gegenseitiges Wohlwollen, Vertrauen und Hülfsbereitschaft in die Kolonie eingezogen, welche von Anfang

an hier herrschten und nur durch die Anwesenheit des Schlechten zurückgedrängt worden waren.

Die Kolonistenversammlung nimmt nun ihren gewöhnlichen Verlauf. Zuerst bringt die Verwaltung einige neue Anordnungen und Verbesserungen zur allgemeinen Kenntniss; dann äussern verschiedene Kolonisten ihre Wünsche und wird über ihre Erfüllung berathen, sodann theilen Einzelne ihre landwirthschaftlichen oder sonstigen in der Kolonie gemachten Erfahrungen mit, zuletzt bilden sich zwangslose Gruppen, welche über die Nachrichten aus der lieben alten Heimath miteinander plaudern, auch wohl ein wenig schimpfen z. B. über die deutschen Landsleute in Asuncion, welche manchen deutschen Einwanderer, der nur mit der Absicht nach Nueva-Germania zu gehen über's Meer gezogen ist, nun dort noch mit allen möglichen Künsten von seinem Vorhaben abwendig machen. Es sind dies meistens Deutsche, welche in Asuncion oder anderen Theilen Paraguays Land besitzen und gern an die neuen Einwanderer vorteilhaft verkaufen möchten, oder sie handeln für Andere und haben bei dem Verkauf dann einen hübschen Gewinnantheil. Manche schimpfen auch nur auf Nueva-Germania, weil sie falsch berichtet sind, oder aus Neid und Eifersucht. Die Kolonisten von Nueva-Germania fühlen sich aber bitter gekränkt, wenn man von ihrer neuen Heimath so gering redet, und möchten gern Alles thun, um eine richtige Meinung darüber zu verbreiten und viele deutsche Landsleute bald hierher zu bringen.

Ueber diesen letzten Punkt denkt nun freilich die Kolonieverwaltung etwas anders. Gewiss wünscht auch sie viele tüchtige deutsche Kolonisten hierher, aber sie legt nicht den geringsten Accent auf das „Viel" sondern betont nur ganz allein das „Tüchtig". Diess scheint man in Deutschland noch nicht recht zu begreifen, und ich benütze diese Gelegenheit um etwas ausführlicher darüber zu reden.

Es kommt uns so vor, als ob in Deutschland der Thatsache, dass hier binnen zwei Jahren 140 Familien angesiedelt werden sollen, eine ganz falsche Wichtigkeit beigelegt wird. In der That hatte sich mein Mann zu dieser Bedingung zu verpflichten und eine Kaution von zweitausend pesos fuertes hinterlegt, da aber die Regierung nicht das geringste Interesse daran hat, dass nur um die Zahl zu erreichen unbrauchbare Leute in das Land gezogen werden, so ist sie auf Wunsch meines Mannes jederzeit bereit diese Bedingung der zwei Jahre aufzuheben und den im Kontrakt angegebenen Termin auf drei oder vier Jahre zu verlängern. Diese Verlängerung würde nicht einmal Einfluss auf die so viel besprochene und von den Feinden ausgebeutete Besitztitelfrage haben. Mein Mann, welcher die Zusicherung der Regierung hat, wird im Mai nach Asuncion gehen um sich das Recht: definitive Besitztitel auszustellen, zu holen, und dann wird seine Forderung sicherlich ohne Weiteres erfüllt werden.

So bitten wir denn nochmals unsere lieben Freunde drüben dringend: Seht Euch die Leute, welche durchaus zu uns auswandern wollen, genau an, bürdet uns keine untüchtigen Elemente auf! Ihr wisst nicht, wie viel Noth die Kolonieverwaltung mit ungeeigneten Kolonisten hat, Mühe und Kosten und schliesslich noch Undank. Hauptsächlich begehren wir nach richtigen Bauern, womöglich aus holzreichen Gegenden, welchen die Arbeit hier nicht neu, sondern eine altgewohnte leichte ist. Gewiss möchten wir gern Allen helfen, welche drüben in bedrückten Verhältnissen leben und sich nach Freiheit, Luft und Sonne sehnen, wem aber harte körperliche Arbeit nicht eine gewohnte ist, wer kein natürliches Verhältniss zur Natur hat und nur aus Veränderungssucht oder um reich zu werden, auswandert, der hat keine Freude an dem Leben in der Kolonie, er empfindet das als keine

Erleichterung, sondern eher als Erschwerung des Daseins. Allerdings weiss man nie vorher, wie sich die Leute in neue Verhältnisse fügen; wir haben junge Kaufleute hier, welche doch gewiss nicht an starke körperliche Arbeit im Freien gewöhnt sind und sich zu recht tapfern Kolonisten ausgebildet haben, aber das ist auch nur eine Ausnahme von der Regel. Wir bitten immer von Neuem, dass die Leute, ehe sie kommen, von drüben hier erst um Rath fragen, damit sie später nicht den so wichtigen und gefahrvollen Schritt der Auswanderung bereuen. Wer Mittel genug hat, um sich Arbeiter zu halten, der kommt leichter über den Anfang hinweg, aber auch er muss Manches entbehren lernen, was ihm in der alten Heimath unentbehrlich scheint. Um hier das volle Glück der Freiheit und Unabhängigkeit geniessen zu können, muss man das echtdeutsche Empfinden und den Stolz kennen: „frei auf der eigenen Scholle zu sitzen". —

Inzwischen sind die Kolonisten aus dem Haus hinausgetreten und vertheilen sich in Gruppen über den ganzen Hof. In der Nähe der Küche stehen Mehre zusammen, lebhaft sprechend und gestikulirend. Es sind dies Kolonisten, welche schon beinah ein Jahr hier leben und arbeiten, und Einer von ihnen erzählt: „dass in Berlin ein gewisser Julius Klingbeil (Schneider aus Antwerpen) solche greuliche Lügen über die Kolonie und ihre Bewohner verbreite." Die Umstehenden wissen, theils aus persönlicher, unliebsamer Erfahrung, recht wohl Bescheid, was sie davon zu halten haben, und äussern unverholen ihren Zorn oder ihren Hohn. K. hatte schon von drüben auf eine legua Land die Hälfte angezahlt, und mein Mann versprach ihm das Geld zurückzuzahlen, falls ihm das Land nicht gefiele. Leider gefiel es ihm nur zu gut; ich sage „leider", weil wir sehr bald einsahen, dass es für uns sehr bitter war, dieses herrliche Stück, welches Jeden durch seine ungewöhnliche günstige Beschaffenheit, Lage und Schönheit entzückt, in solchen Händen zu sehen. Als er nach drei Monaten wieder fortging und, wie sich herausstellte, fortgehen musste, da durfte mein Mann auch nicht daran denken, das Land zurückzukaufen, da inzwischen eine arge Schmuggelei von den Kaufleuten in San Pedro zur Anzeige gebracht worden war, und mein Mann der Regierung nicht das einzige Pfandobjekt für die hohe Strafe, welche auf einem solchen Vergehen steht, entziehen konnte. Späterhin, als es schien, als ob die Regierung die Sache nicht weiter verfolgen würde, hat mein Mann dem Bruder des Klingbeil angeboten, das Land für den bezahlten Preis zurückzunehmen, aber keine bestimmte Antwort erhalten. Jetzt, da die Geschichte weiter von sich reden macht, ist der Gedanke nicht ausgeschlossen, dass die Regierung nun doch noch auf das Land Beschlag legt. Durch solche bedauerlichen Vorkommnisse wird der Glaube an das gegebene deutsche Wort und deutsche Redlichkeit sehr vermindert. In der Kolonie aber ist man nur froh, solch ein fremdes Element los zu sein, und würde seiner gar nicht mehr gedenken, wenn eben nicht neuerdings die Schmähschrift aus Deutschland, deren Absicht hier Jeder durchschaute, unliebsam von sich reden machte.

Doch will ich nun wieder zu meiner Sonntagsbeschreibung zurückkehren. Leider fehlt unserm Sonntag in Neu-Germania die gemeinsame Vereinigung zum Gebet im Gotteshaus. Mit unsern beschränkten Mitteln mussten wir zuerst an den Bau einer Schule denken, damit die Kinder in Neu-Germania nicht gar zu unwissend aufwachsen, wie das in mancher südamerikanischen Kolonie der Fall ist. Die Schule ist nun fertig, Hr. Paul Ullrich aus Chemnitz, schon in Sachsen als Lehrer thätig, ist von der Regierung als Lehrer in Aussicht genommen und erwartet seine Bestätigung, dann soll der regelmässige Unterricht beginnen. Er giebt aber bereits einigen Kindern Privatunterricht, darunter auch unserer kleinen Pflegetochter Carmen Pia, einer ungefähr sechsjährigen Indianerin reinster Rasse,

aus dem Innern des Gran Chaco vom Stamm der chamacoco. Dieser Kulturversuch, dem gutgearteten, drolligen, liebevollen, kleinen Wesen Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen, ist nicht uninteressant. Der erste Anfang war nicht vielversprechend, ja fast hoffnungslos, aber allmählich geht es mit dem Schreiben z. B. so nett, dass sie anfängt, ihrem Lehrer Ehre zu machen. Ich kann nicht umhin, Herrn Ullrichs Geduld und Methode rühmend anzuerkennen. Die Kleine spricht und empfindet ganz deutsch und weinte neulich die bittersten Thränen, weil ein peon ihr begreiflich zu machen suchte: sie sei nichts als eine chamacoco, auf welchen Stamm der Paraguayer mit einiger Nichtachtung herabsieht. „Nicht wahr, Mama, ich bin eine Deutsche?“ fragte sie mich unter strömenden Thränen, was ich natürlich bejahte, worauf sich das braune, runde Gesichtchen freudig verklärte. Sie ist nicht hübsch, aber sie hat schöne, dunkle, strahlende Augen. Als im Oktober der katholische Pfarrer aus San Pedro hier war, um zehn katholische Kinder aus der Kolonie und Umgegend zu taufen, liessen wir unsere Carmen mit taufen. Leider ergab es sich später unzweifelhaft, dass sie schon früher getauft war. Sie verbindet mit diesem Akt eine so angenehme Vorstellung, dass sie mich kürzlich sehr eindringlich fragte und bat: „ob ich sie nicht, wenn der freundliche Herr aus San Pedro käme, wieder taufen lassen wollte.“ Natürlich verstand sie meine Kümmerniss nicht, dass ich zweimal schon mehr als genügend finde.

Ein Pfarrhaus oder Häuschen ist auch inzwischen gebaut worden, aber zum Kirchlein und um das Gehalt des Pfarrers aufzubringen, fehlen uns bei den enormen Ansprüchen, welche eine Kolonisation an den Kolonisator stellt, bis jetzt noch die Mittel. Aber vielleicht helfen uns von drüben liebe Freunde? Schon fünftausend Mark würden genügen, um ein, wenn auch ganz bescheidenes, Kirchlein aufzurichten, und vielleicht hilft uns der Gustav Adolph-Verein und schickt uns einen Prediger? — Allen treuen Freunden lege ich diese Bitten warm an's Herz.

Der katholische Pfarrer aus San Pedro, welcher, als er das letztemal hier war, unser Esszimmer zu den Taufhandlungen benutzte, hat sich mit Freuden bereit erklärt, wenn wir erst ein protestantisches Kirchlein haben, darinnen hie und da Gottesdienst zu halten. Mich freute diese von echt christlichem Geist eingegebene Zusage, denn unsere Gemeinde besteht zur kleineren Hälfte aus Katholiken, und wir hoffen, dass der schöne Konfessionsfriede, welcher hier herrscht, uns erhalten bleibt. Uebrigens ist darin Paraguay ganz musterhaft, es ehrt jede christliche Konfession und gestattet ihr vollste Freiheit. Ich betone: christliche Konfession, eine andere kennt ein Land nicht, welches für Mensch eigentlich nur den Ausdruck: „cristiano“ gebraucht. —

Allmählich ist es nun Mittagszeit geworden, die Kolonisten sind wieder heimgekehrt. Wer im Städtchen „Försterrode“ wohnt, ist nach Hause gegangen, wer weiter wohnt, bleibt über die heissen Stunden bei Freunden oder im Gasthaus „zum deutschen Kaiser“ oder unten am Hafen im Einwandererhaus.

Was isst man nun in Nueva-Germania? Wir haben zuerst eine Suppe aus dem gerösteten Mehl des mandioca mit allerhand Suppenkräutern, dann Palmenkohl mit kleinen mandioca-Kuchen in der Art von Kartoffelpuffert, aber viel wohlschmeckender. Der Palmenkohl ist das Mark einer in Unzahl wachsenden Palmenart, welche ohne besonderen Nutzen vielfach geschlagen wird. Das Mark ist weiss, fest, aber doch zart; in Stücke geschnitten, in Salzwasser gekocht, mit holländischer Sauce übergossen, ist es ein ausserordentlich wohlschmeckendes Gericht. Auch als Salat zubereitet, ist das gekochte Palmenmark von vorzüglichem Geschmack, dem Hummersalat merkwürdig ähnlich. Da wir heute Besuch haben, so erscheint

auch noch Rehbraten. Ein Rehböckchen hatte sich früh in die Pflanzung gewagt und war von einem peon geschossen worden. Wir selbst essen sonst kein Fleisch, da wir eigentlich Vegetarianer sind; indessen unserem häufigen Besuch zu Liebe können wir nicht ganz konsequent sein. Zuletzt giebt es eine süsse Speise aus Maisgries, miel, sauren Orangen und Rothwein zubereitet, eine Art rother Grütze mit Schlagrahm, leider ist er bei der Hitze nicht ganz steif. Einen Keller oder Eismaschine haben wir noch nicht.

Wie Ihr seht, meine lieben Freundinnen, so hat Wald und Feld, Garten und Hühnerhof mir das ganze Mittagessen geliefert, nur der Wein wird noch von auswärts bezogen. Indessen über's Jahr wollen wir auch schon Wein keltern, da die Reben, welche unser Gärtner Ueding aus Kernen gezogen, prachtvoll gedeihen. Niemand würde glauben, dass diese erst im Juni vorigen Jahres als Kerne in die Erde gelegt worden sind, so dick sind sie schon. Es geht hier mit Allem so merkwürdig schnell; wenn nur die lieben Freunde z. B. die riesigen Bananen- und Marmonenbäume (Baummelone) sehen könnten, welche alle erst im Juni vorigen Jahres gepflanzt oder gesäet sind und jetzt 5—6 Meter hoch mit Früchten und Blüthen beladen dastehen; es ist geradezu erstaunlich!

Die Natur belohnt hier so schnell jede Art von Fleiss, ja sie giebt sogar ohne Mühe, man muss es nur verstehen ihre Gaben zu benutzen und aus Nichts Etwas zu machen, aus ihren reichen aber uns noch fremden Erzeugnissen heimische Gerichte herzustellen. Man lernt dies mit der Zeit, im Anfang aber ist manche Kolonistenfrau noch etwas schwerfällig. Es ist freilich mühsamer in Wald und Feld sich seine Nahrungmittel zusammen zu holen, als an den Ladentisch zu treten, sein Geld hinzulegen und seine Waare in Empfang zn nehmen. Hier muss die Phantasie erfinden, der Verstand prüfen und ausführen, aber es macht auch viel mehr Spass, dann ein solch erfundenes Mittagessen auf den Tisch zu setzen und die Leute verwundert zu sehen: was da wohl so gut schmeckt. Freilich manchmal ist man trotz aller Phantasie und Nachdenken, welche man auf die Bewirthung verwendet, übel daran; da muss der Gast fürlieb nehmen, aber er thut es auch, denn am Rande des Urwaldes wird auch der Verwöhnteste nachsichtig.

Es giebt zwar auch einen Verkaufsladen in der Kolonie, aber die Waaren kommen weit her: aus Asuncion, Argentinien und Europa, und sind demgemäss theuer; der rechte Kolonist, die rechte Kolonistenfrau sollte ihn so selten wie möglich betreten. Im ersten Jahr oder halben Jahr, ehe es eine Ernte giebt, geht es ja leider nicht anders, dass sich die Kolonisten zum grossen Theil aus dem Verkaufsladen verproviantiren müssen, aber selbst da könnte viel gespart werden, wenn sich die Leute nur etwas mehr umsehen und den Rath des guten Nachbarn annehmen möchten.

Ich möchte einige Beispiele anführen. Die Kolonisten kauften sich im Anfang oft Kaffee, welcher hier jetzt noch theuer ist; in deutsches Geld umgerechnet kostet das Pfd. 1,50—2 Mark, denn unsere Kaffeebäumchen sind noch klein und tragen erst in drei Jahren Frucht und das Stück Land auf der andern Seite des Aguaray-mi, welches eine hübsche Kaffeepflanzung hat (es gehörte früher uns, jetzt Baron von Maltzan) gibt Samen und junge Pflanzen, aber nicht so viel Kaffee, wie die Kolonie verbraucht. Nun wächst im Camp in Millionen Sträuchern ein erst gelbblühendes und dann Schoten tragendes Unkraut. Die Körner geben gebrannt einen sehr guten Kaffee, haben das gleiche Aroma und wurden zuerst von Brasilianischen Kolonisten ganz in der Weise des Kaffee bereitet. Jetzt trinken fast alle Kolonisten diesen angenehmen Trank, welcher ihnen nur die Mühe des Sammelns kostet. Ich habe neulich solche Körner mit etwas Kaffee

aus der Maltzan'schen Pflanzung rösten lassen und ein wirklich vorzügliches Getränk, welches selbst der Feinschmecker lobt, erzielt.

Sodann sollten die unzähligen sauren milden Orangen von den Kolonisten besser verwerthet werden. Erstens kann man sie zu allen Speisen als Essig benutzen, sodann geben sie mit Maisgries, Reis, miel je nachdem: kühlende Getränke, treffliche Kaltschalen, süsse Suppen und Flammeries.

Wenn Ihr diess Alles überschaut, Ihr lieben vegetarischen Freunde, so werdet Ihr sehen, dass auch Vegetarier recht gut hier leben können, da das Land noch dazu einige Bohnenarten im Ueberfluss hervorbringt von wahrhaft seltenem Wohlgeschmack.

Hier möchte ich Einiges zum Lobe des Vegetarismus einfügen. Viele Kolonisten werden durch das billige und wie sie sagen ausgezeichnete Fleisch zum überreichlichen Fleischgenuss verlockt. Ein Pfund ausgelöstes Filet ohne jede Beigabe von Knochen oder Fett kostet 15 ctos, das ist nach deutschem Geld nach dem jetzigen Kurs 40 ₰; gewöhnliches gutes Fleisch kostet 27 ₰; mit etwas mehr Knochen sogar nur 20 und 13 ₰. Gewiss, das ist billig und die deutsche Hausfrau, welche drüben für ein Pfund bestes Beefsteakfleisch 1 ℳ 20 ₰ zahlte und nun hier dafür drei Pfund bekommt, freut sich darüber und lässt Fleisch zum Hauptnahrungsmittel werden; aber das thut nicht gut, es erhitzt das Blut, was man in diesem Lande vermeiden muss.

Es ist gewiss beachtenswerth, dass mein Mann, ich und unsere sämmtlichen deutschen Bediensteten, welche auch zur vorherrschend vegetarischen Kost neigen, dass wir Alle von der Akklimatisationskrankheit vollständig verschont geblieben sind. Diese Krankheit besteht in Geschwüren an Händen oder Füssen und scheint im Allgemeinen eine Art Reinigungsprozess der Natur zu sein, wodurch sie krankhafte Stoffe ausscheidet. Man hat übrigens noch nicht das rechte Wesen der Krankheit erfasst, denn in der selben Familie hat es vielleicht Einer und alle Andern nicht, es geht manchmal in 14 Tagen vorbei, Mancher hat aber auch längere Zeit damit zu thun, vorzüglich wenn durch allerhand falsche Mittel an den Wunden herumgedoktert wird.

In allen Fällen würde vegetarische Diät wohlthätig sein und das Uebel zur schnellen Heilung führen; aber ich muss gerecht sein, dass das Fleischessen nicht etwa überhaupt als die Ursache der Krankheit gelten darf, da ich hier viele Fleischesser kenne, welche nie an irgend etwas gelitten haben.

Was aber jedenfalls schadet, das ist der übermässige Fleischgenuss und noch mehr als diess: das Cañatrinken. Caña ist der aus Zuckerrohr gewonnene Branntwein; er soll gut schmecken, aber uns ist er ein Greuel, weil er wirklich den Leuten nicht wohl thut. Wenn es nach uns ginge, dürfte überhaupt kein Caña verkauft werden, aber als dies einmal nur wenige Tage angeordnet wurde, da entstand ein tiefes Murren und Einige klagten über „Hungersnoth". Nun, selbst Bismarck hat das Schnäpschen des Arbeiters in den Schutz genommen, da muss man es wohl dulden — aber mit Seufzen!

Ich muss noch hinzufügen, dass der an der Akklimatisations-Krankheit Leidende sich dabei ganz wohl befindet; wenn er es überwunden, sogar wohler denn je, so dass die Leute dieser Krankheit keine weitere Bedeutung beimessen.

Nach Tisch kommt die siesta, welche im Sommer, wo die frühen Morgenstunden schon genossen werden, oft recht nöthig ist. In unserm bewegten Haushalt sind es die einzigen Stunden, in welchen man, falls man der Ruhe nicht allzubedürftig, ungestört einen Brief schreiben oder ein gutes Buch lesen kann, sonst ist der ganze Tag ein beständiges Kommen und Gehen.

Vielleicht machen sich die lieben Freunde in der Heimath keine rechte Vorstellung, wie sehr unsere Zeit in Anspruch genommen ist, und zürnen, dass wir so selten schreiben, aber wenn sie einmal einen Wochentag mit uns erlebten, so würden sie begreifen, wie selten wir uns dem Genuss, mit Ruhe und Sammlung einen Brief zu schreiben, hingeben dürfen.

Immer muss man zur Stelle sein, damit Alles seinen guten Gang geht. Wie viel Ueberlegung gehört allein dazu, die 14 — 18 peone jeden Tag richtig zu beschäftigen und die unzähligen Hilfsleistungen zu bedenken, welche in dieser Hinsicht die Kolonisten von uns erbitten, ebenso, dass die vier Karreten und 26 Zugochsen täglich die verschiedenen Wünsche erfüllen. Alles muss jeden Tag von Neuem angeordnet werden, ja eigentlich jeden Tag zweimal, früh und Nachmittag; denn das ist die Schattenseite der Paraguayer, dass man keine Anordnung auf längere Zeit treffen kann; ausserdem liegt die Ungleichmässigkeit im Wesen der Koloniearbeiten. Der eine Kolonist will peone haben, um das Hausgerüst aufzurichten, der Andere: peone, Karrete, Ochsen, um Stroh für das Dach heranzufahren, der Dritte: peone zum Waldschlagen, der Vierte: peone und Ochsen, um die Stämme aus der Pflanzung herauszuschleifen, der Fünfte wünscht einen peon, welcher ihm lehrt, ein Strohdach zu binden, der Sechste will Pferd oder Kuh gesucht, der Siebente sein Dach, welches Wasser durchlässt, ausgebessert haben, ein neuer Weg soll geschlagen werden, Holz für den Dampfer bereit zu halten werde ich gemahnt, ein Kolonist vom Nordrand bittet um eine Karrete, peone und Ochsen, um Salz, Petroleum, Einzäunungsdraht u. dergl. zu ihm zu schaffen, und so geht es fort und fort, gar nicht zu gedenken der Haushaltungssorgen, welche bei einem so grossen Haushalt (wir sind immer 20—24 Personen) nicht unbedeutend sein können.

Ich denke, die Lieben in der Heimath werden durch diese flüchtige Aufzählung schon einen Einblick in mein Tagewerk gethan haben und mitleidsvoll den gedruckten Bericht als Schreibebrief entgegen nehmen. Vielleicht erregt meine Thätigkeit einige Verwunderung und es fragen sich staunend die lieben Freunde: wie ich dazu komme, über Dinge zu verfügen, von denen ich in meinem früheren Leben kaum eine Ahnung haben konnte. Gewiss, ich war nie an eine solche Thätigkeit gewöhnt, ich kann nicht einmal sagen, dass sie mir gefällt, denn sie giebt zu einer Fülle von Unannehmlichkeiten Veranlassung, wenn sich die Deutschen mit den peonen nicht verstehen und sich oft auf das Bitterste gegenseitig beklagen, so dass man schliesslich, nur um nicht sämmtliche peone zu verlieren, ein Auge zudrückt und alle Vorwürfe auf die eigenen Schultern nimmt. Gewiss würde ich mich lieber auf meine alte Weise mit idealeren Dingen beschäftigen, aber mein armer lieber Mann muss so häufig abwesend sein und hat so unendlich viel zu thun, da bin ich nur zu glücklich, ihm etwas Arbeit abzunehmen, sei sie auch noch so undankbar und widerwärtig.

Ja eine Kolonie bringt viel Arbeit mit sich, viel mehr als drüben Irgendjemand ahnt, denn was ich eben erwähnte, war nur meine Thätigkeit, also Nebensache, was aber mein Mann und unser lieber Freund Erck zu thun haben, übersteigt manchmal fast ihre Arbeitskraft.

Alles was Wege, Häuser, Brunnen, Grundbuch, Kontrakte, Schulden, Kredit der einzelnen Kolonisten, Heranbringung des Einwanderergutes, Verproviantirung der Kolonie, neue Industrie, neue Pflanzenkulturen, Verbesserung der Verbindung nach aussen anbetrifft, der Dampfer, das Almacen, Vergünstigungen für die einzelnen Kolonisten, Beantwortung der unzähligen Fragen u. s. w. u. s. w. Alles haben die Beiden zu bewältigen, und sie suchen allen Bittenden in liebevoller Weise gerecht zu werden.

Von der Mittagsruhe bin ich nun gerade in das Extrem, in die Beschreibung der Arbeitslust gerathen, aber Sonntag Nachmittag ruhen nun wirklich die Geschäfte. Zum Fünf Uhr-Thee kommt Einer oder der Andere und plaudert ein wenig mit uns, z. B. unsere theuern Freunde Ercks mit ihren beiden blühenden, herrlich heranwachsenden Kindern. Sonst giebt es noch wenig gesellschaftliches Leben in der Kolonie, auch mit unserm lieben Nachbarn Baron von Maltzan sehen wir uns nicht so oft, als wir uns wohl wünschten. Wir sind eben Alle noch zu beschäftigt die neuen Verhältnisse zu ordnen, da bleibt jetzt noch nicht viel Zeit für behaglichen Genuss freundschaftlicher Beziehungen.

Gegen Abend aber wird es still, wir wandeln in Hof und Garten umher und freuen uns der Ernte, welche unter hohen geräumigen Schuppen wohlgeborgen ist. An den mittlern Tragbalken hängen in mazurcas gebunden mindestens 500 @ Mais, wir freuen uns der riesigen Kolben; an den Seiten liegen hoch aufgestapelt 1500 varas duftende Cedrobretter (Cedro eine Art Mahagoniholz); in grossen Kisten lagert der Tabak ab, er soll vorzüglich sein, wie Kenner behaupten; hier trocknen Bohnen, dort Lufahschwämme, welche als Wasch- und Badeschwämme, Topfreiniger treffliche Dienste leisten.

Dann sitzen wir im Garten vor dem Haus und blicken in's Weite. Wir können von uns aus beide Flüsse sehen: auf dem Aguaray-guazu schwebt langsam stromauf ein weisses Segel heran, das ist eine chata mit Einwanderergut, welche direkt von Asuncion kommt und manches Nützliche mitbringt. Uns gerade gegenüber auf dem so lieblich und malerisch sanft ansteigenden Ufer, jenseits des kleinen Flusses Aguaray-mi, liegt die Estancia Maltzan: graue Dächer zwischen dunkelm Grün auf der bewaldeten Höhe, Wiesen von der Abendsonne röthlich vergoldet an beiden Seiten des Flüsschen, von brüllenden Rinderheerden durchzogen, welche zögernd der Viehhürde zu schreiten. Welch friedliches, glückliches Bild bietet das Ganze dar, nichts Fremdartiges, nein, Alles deutsch und heimathlich! Nur die Palmenkronen, welche sich gegen den rothstrahlenden Abendhimmel abheben, mahnen, dass wir doch nicht in der alten deutschen Heimath sind.

Aber wir blicken nicht nur in's Weite, sondern auch zurück und bedenken, dass es fast ein Jahr ist, seit wir endgiltig hier einzogen sind, dass wir hier unsern festen Wohnsitz genommen haben. Welcher Fortschritt in einem Jahr! Damals kaum 25 Häuschen in der ganzen Kolonie, und jetzt mehr als sechzig, damals wenige schwer fahr- und reitbare Wege, und jetzt durchziehen feste Strassen das Koloniegebiet, es sind schon 13 leguas Picaden (Waldwege) geschlagen. Wie viel geschickter und erfahrener sind wir inzwischen geworden, wie ist in uns Allen das Vertrauen in die glücklichste Zukunft und das herrlichste Gedeihen der Kolonia gewachsen. Wie haben jetzt alle Kolonisten eingesehen, welchen Schatz sie in dem gerodeten Waldland, in dem köstlichen rothen Boden voll unübertrefflicher und unerschöpflicher Fruchtbarkeit haben, einen Schatz, den sie bald heben können, denn die Preise für alle Bodenerzeugnisse sind für den Produzenten ganz ausgezeichnet, da Argentinien eine Missernte gehabt hat. Sodann, was hatten wir noch voriges Jahr für Mühe in diese neuerschlossene Gegend einheimische Arbeiter in genügender Anzahl heranzubringen. Dieses Jahr melden sich so Viele, mehr als wir augenblicklich brauchen können. Sie bitten so dringend in den Dienst genommen zu werden, dass ich schon öfters fragte: „warum sie gerade hier dienen wollten?“ Darauf bekam ich die gleiche drollige Antwort: „Es demasiado lindo en la Colonia.“ Da nun kein paraguaysches Peonenherz ein Gefühl für Naturschönheit kennt, so kam mir das „allzuschön“ einigermaassen verdächtig vor und ich suchte durch unsern paraguayschen capataz die eigentliche Bedeutung zu erforschen und habe Folgendes herausgefunden. Erstens: „sie bekämen bei uns gut

zu essen," sodann sei der „padron", wenn er mit ihnen zufrieden wäre: „como un padre con sus niños" (wie ein Vater mit seinen Kindern) und die „padrona" sei „demasiado buena". Aber Niemand glaube, dass ich mich des letzten Lobes freue, denn das ist das Lob des Schuljungen, wenn er von einem Lehrer sagt: „er wäre gar zu gut", was in verständliches Deutsch übersetzt einfach heisst: „bei Dem kann man nett bummeln", und das thun sie auch, die braven peone, wenn der Hausherr allzulang verreist ist.

Aber wir blicken nicht bloss ein, sondern zwei Jahre zurück und mein lieber Mann erinnert sich, wie er damals eine Woche lang Tage und Nächte an verschiedenen Stellen der Kolonie unter freiem Himmel kampirte; denn da gab es auf dem ganzen grossen Gebiet nur eine einzige winzige Behausung, ein einziger Weg führte am Rand des kleinen Flusses bis zu dem Pass am Aguaray-guazu, wo das Häuschen des Fuhrmanns stand, sonst überall absolute Einöde, das Thier Alleinherrscher von Wald und Camp: und jetzt blüht hier ein deutsches Gemeinwesen auf, mit deutschen tüchtigen Männern; freundliche Bauernhäuser mit fleissigen deutschen Frauen grüssen uns im grünen Wald auf Schritt und Tritt; deutsche blühende Kinder wandeln zur deutschen Schule. Von seliger Schöpfer- und Werdelust erfüllt, durften wir sagen: Weiche zurück, du Wildniss, und mache menschlicher Wohnung Platz, gieb Raum für eine Stätte deutschen Fleisses, deutschen Schaffens und Wirkens!

Zweierlei hat uns unsere Aufgabe ganz ausserordentlich erleichtert: erstens das Land der Kolonie selbst. Wer nur einigermaassen Verständniss für Kolonisation, für die Bedürfnisse eines deutschen Gemeinwesens hat, der staunt geradezu, wie glücklich sich hier auf diesem Fleckchen Erde „Neu-Germania" Alles zusammenfindet: die natürliche unverrückbare Begrenzung, die unvergleichliche Bodenbeschaffenheit, der schiffbare Fluss, die günstigen Absatzverhältnisse und so fort. Sodann würden wir niemals im Stande gewesen sein, unser Werk auszuführen, wenn uns nicht ein so ausgezeichneter Freund zur Seite gestanden hätte: Herr Oscar Erck, welcher in seltenster Weise eine hohe ideale, uneigennützige Gesinnung, eine freie und grosse Auffassung menschlicher Verhältnisse, mit einer ungewöhnlichen Kenntniss und Verständniss für Welthandel und alle geschäftlichen Beziehungen verbindet. Mit ihm und seiner Familie in herzlicher Freundschaft vereint, durchleben wir zusammen Freud und Leid, tragen wir gemeinsam die schwere Last der Kolonisationsarbeit.

Gewiss, es waren Glücksfälle, dass mein Mann hier in Paraguay diesen Freund und dieses Stück Land fand, aber trotzdem können wir uns selbst nicht genug verwundern, warum es uns bescheidenen Privatleuten mit den für unsere grosse Aufgabe ach! so beschränkten Mitteln, bei den unbeschreiblichen Schwierigkeiten, welche sich jeder Kolonisation entgegenstellen, gelungen ist, das von uns so heisserstrebte Ziel zu erreichen: eine deutsche Kolonie zu begründen und ihrer blühenden Zukunft sicher zu sein.

Seit sechs Jahren redet ganz Deutschland von deutschen Kolonien, es haben sich unzählige Vereine gebildet, alle Zeitungen behandeln dieses Thema, so und so viele Gesellschaften haben sich gegründet, mit enormen Mitteln und ausgezeichneten Kräften werden grosse Unternehmungen in's Leben gerufen und trotzdem — wo sind die deutschen Kolonien?

Und unser Neu-Germania? Es ist verleumdet, verhetzt, von Deutschland nicht unterstützt, das Aschenbrödel der Judenpresse, und trotzdem — das einzige deutsche Gemeinwesen in der Ferne, welches jüngst entstanden, doch mit vollem Recht sich eine deutsche Kolonie nennen darf, welche mit allem Eifer vorwärts

strebt und somit in aller Stille und Bescheidenheit das erreicht hat, wonach ganz Deutschland verlangt.

Ihr lieben Bayreuther Freunde, löst Ihr vielleicht das Räthsel in Eurer Weise und meint, dass der Bayreuther Geist der einzig kolonisatorisch fruchtbare sei? Oder bewahrheitet sich an uns die göttliche Verheissung: „Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig!"

Ach schwach und müde sind wir manchmal! Nicht immer wohnt Feiertagsfriede und Feiertagsglück in unserer Seele, nicht immer weilt unser Geist auf einer lichten Höhe und sieht mit Freuden und Zufriedenheit auf das begonnene Werk. Ach nein, oft müssen wir schwere, trübe Wege wandeln, umhüllt von dem Staub des Werktags. Heiss ist die Luft, die Dornen des Neides und der Undankbarkeit stechen die wunden Füsse; Engherzigkeit, Bosheit und Unverstand legen uns Hindernisse in den Weg, wir hungern und dürsten nach Verständniss und hilfreicher That, und man reicht uns den Stein dickleibiger Briefe voll tönender Worte und unverständiger Zumuthungen. Düstere Wolken verhüllen den klaren blauen Himmel; da werden die Herzen müde, bitter und verzagt, man fragt sich: wozu opfern wir uns für Andere, die kein Verständniss für den Werth des Opfers haben?

Ja wir thörichten, leidensscheuen Menschenkinder wollen nur schwer Geduld lernen. Vielleicht brennt in uns ein Fünkchen von jenem unendlichen himmelhochsteigenden Liebesfeuer, das in dem heiligsten Heilandsherzen loderte, von dem die Schrift uns verkündet: „Und als Jesus das grosse Volk sah, da jammerte ihn sein." Und diese göttliche himmlische Gluth, konnte sie nicht nach Jahren erst die Menschheit entzünden und erleuchten, und doch hofft das unverständige Menschenherz, dass sein armseliges Fünklein im Augenblick gesehen und verstanden wird!

Aber schliesslich kommt ja doch nach manchen sorgenvollen Stunden der Sieg und die Freude!

Und so ist denn über allem Erinnern, Denken und Empfinden der Tag zur Neige gegangen, und gross und voll steigt hinter Palmenwipfeln der silberhelle Mond empor. Die mondbeglänzte Zaubernacht breitet sich mit mildem Glanz und süsser Wehmuth über Wald und Feld und Menschenherzen aus. Das ist die Stunde des Heimwehs und der Sehnsucht nach den fernen Lieben.

Aber es ist auch die Zeit süsser Träume, und mein lieber Mann entwirft ein holdes Bild unserer Zukunft: In zwei Jahren ist die Kolonie so stark und in sich gekräft igt, dass sie auf eigenen Füssen stehen kann. Dann bilden wir Alle zusammen ein echtes deutsches Gemeinwesen mit Selbstverwaltung und genossenschaftlichem Betrieb von Handel und Industrie. Und dann kommt für uns persönlich die gute Zeit, dann sind wir nur Privatleute, glückliche Kolonisten wie die Andern.

Niemand glaube, dass es eine leichte und angenehme Aufgabe ist, eine Kolonie zu leiten; es ist wie alles Regieren in der Welt sorgenvoll und im höchsten Grade undankbar. Ich bin immer von Neuem überrascht, dass die Leute so selten empfinden, welches Opfer wir bringen mit dieser Koloniegründung. Wäre es nicht ein ideales Ziel, was wir verfolgen — wozu würden wir uns mit all den Leuten herumquälen, welche wirklich oft geradezu unvernünftige Ansprüche an die Verwaltung stellen? Wäre es nicht so ausserordentlich schwer für den Wenigbemittelten, im fremden Land sich ein eigenes Anwesen zu kaufen, weil dies bei der Unkenntniss der Gesetze und der Landessprache auf grosse Hindernisse stösst und mit hohen Kosten verbunden ist — wozu hätte sich mein Mann diese Koloniefrage aufgebürdet? Nur weil er sah, dass es auf keine andere Weise möglich war, den Unbemittelten drüben im alten Vaterland eine neue, etwas sorgenfreiere Existenz zu gründen, nur um das Deutschthum den Deutschen auch

im Ausland zu erhalten, nur deshalb hat mein lieber aufopfernder Mann all diese unendlichen Sorgen sich auferlegt. San Bernardino, die alte schon neun Jahre bestehende deutsche Regierungskolonie, ist schon längere Zeit gefüllt, es giebt dort kein gutes noch unbegebenes Land mehr; Villa Hayes ist keine deutsche Kolonie und auch bald voll; so mussten wir, wenn wir unsern deutschen Landsleuten drüben helfen wollten, etwas Neues finden, und als mein lieber Mann hier dieses herrliche Land zwischen Aguaray-mi und Aguaray-guazu sah, da durfte er voller Freuden rufen: Heureka! und nahm auf sich die schwere Last, eine Kolonie zu gründen.

Wenn ich nun aber all die Glückwünsche lese, welche Ihr lieben Freunde uns aus der alten Heimath schickt: „dass es uns vergönnt ist, unser Ideal zu verwirklichen", so erfasst mich eine tiefe Wehmuth, und diese Wehmuth gilt meiner jugendlichen Begeisterung, welche es sich so herrlich dachte: sich für Andere aufzuopfern. Meine Lieben, das Sich-aufopfern ist in der Idee sehr schön, aber in Wirklichkeit, wenn man sieht, wie die Leute auch keine Ahnung haben von den Opfern, welche man täglich für sie bringt, wenn sie mit ihren kleinlichen, so unbegründeten Vorwürfen kommen, welche so weit, weit unter unserm Horizont liegen, dann ist das Sich-aufopfern doch recht hart; ganz abgesehen davon, dass man bei der Kolonisationsarbeit nicht nur mit engherzigen Thoren, sondern auch mit Abenteurern in Berührung kommt, die es wagen dürfen, auf unser reines, fleckenloses Leben, auf unsern ehrenhaften Namen Schmutz zu werfen.

Indessen es giebt auch Manchen, welcher etwas weitsichtiger ist und zarter und edler empfindet; diese sind meinem Manne in warmer Dankbarkeit verbunden, und wir freuen uns ganz besonders, ihnen irgend etwas Liebes zu erweisen. —

„Ja dann, wenn wir die Verwaltung der Kolonie abgegeben, dann — fährt mein lieber Mann in seinen Zukunftsträumen fort — beginnt für uns die reine Freude an der Kolonie und am Dasein, dann dürfen wir endlich uns selbst, unsern Studien, unsern Freunden, unsern gemeinsamen geistigen Interessen, der Natur und unsern Thieren leben, und da wir Beide naturgemäss leben, und dann keine Sorgen mehr haben, denn unsere bescheidenen Bedürfnisse sind mit wenig Mitteln zu befriedigen, so werden wir uralt, so eine Art Philemon und Baucis, bis wir endlich beglückt von dem Gedeihen Nueva-Germanias, beglückt, dass das bescheidene Samenkorn, welches wir in die Erde legten, zum stattlichen, weithin Schatten spendenden Baum geworden, im hohen Alter sanft und schmerzlos dahinsterben — — die gerühmte Euthanasie der Griechen."

Voller Glück und Stolz lausche ich der liebsten Stimme, welche solch liebliche Zukunft verkündet.

Aber noch andere Klänge dringen zu uns auf den sanften Schwingen des Nachtwindes: Deutscher Männergesang erklingt aus einem unweit gelegenen Garten. Wie die Urwaldsbäume verwundert über diese fremdartigen neuen Klänge ihre Wipfel schütteln! Zwanzig Jahre herrschte hier tiefes Schweigen, und nun dieses fremde neue Leben!

Vor zwanzig Jahren muss es hier freilich auch recht lebhaft zugegangen sein; damals war, wie noch die Reste zeigen, der ganze Waldrand besiedelt, aber der mörderische Krieg Ende der sechziger Jahre hat auch hier alles Leben ausgerottet. Es hat etwas Schwermüthiges, wenn die Leute beim Roden plötzlich das Gerüste eines ehemaligen Hauses finden, oder beim Graben auf alte Keller und sonstiges Gemäuer stossen. Manchmal erscheinen auch geheimnissvolle Gestalten, denen die Absicht zugeschrieben wird, Schätze zu suchen. Diese stürzen sich nun freilich in die Mitte des Waldes, durch welchen ein alter verwachsener

Karretenweg quer hindurch führen soll. In irgendeiner laguna in der Nähe des Weges hätte der flüchtende Lopez seine goldgefüllte Kriegskasse versenkt — eine Sage, welcher die Deutschen mit Recht nur geringen Glauben schenken. Gewiss sind in Nueva-Germania Schätze verborgen, aber Keiner braucht sie erst künstlich und geheimnissvoll zu suchen. Die Fruchtbarkeit des köstlichen rothen Bodens ist der Schatz und das: „Grabt, grabt“ des sterbenden Vaters an seine Söhne, die Wünschelruthe, mit welcher jeder Arbeitsame den Schatz heben kann.

Inzwischen ist manches deutsche Lied verklungen, es fehlte nicht: „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin,“ was der Deutsche immer singt, wenn er besonders frohgemuth ist, jetzt aber schwellen die Töne stärker an, jetzt, das hört man wohl, singt Jeder mit und voll und kräftig, mit Liebe, Stolz und Sehnsucht erschallt es weithin, hinauf zum sternenbesäeten südlichen Nachthimmel, hinein in das geheimnissvolle Dunkel des hochragenden Urwaldes: „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt.“

Gott segne unsre alte und unsre neue Heimath!

Nueva-Germania, im deutschen Frühjahr 1889.

Elisabeth Förster.

2. Erwiderung
auf die
Klingbeil'sche Brochüre über Neu-Germanien und Paraguay.

Am 31. März 1888 kam Klingbeil an, mit einem Bruder und noch zwölf andern Personen (mit Ausnahme eines jungen Ehepaares ohne Kinder, lauter ledige Leute), die, wie er angab, alle mit ihm eine Gesellschaft bildeten, damit er im Grossen Landwirthschaft betreiben könnte. Als ich diese Leute einzeln fragte, ob dem also sei, bejahten sie's; es stellte sich aber später heraus, dass sie von Klingbeil momentan engagirt waren zu dem Zwecke, dass er seine vielen Waaren, die er mitbrachte (im Ganzen 49 Colli), unverzollt in's Land bringen konnte, was ihm denn auch durch einen besonderen Zufall wirklich gelang. Kaum in der Kolonie angekommen, ging er nach dem Städtchen San Pedro zurück und trieb dort einen vollständigen Handel mit seinen mitgebrachten Sachen; und natürlich konnte er viel billiger verkaufen, als die Kaufleute von San Pedro, was diese veranlasste eine Klage beim hiesigen Zollamte einzureichen. Nachher wurden die Colli der Einwanderer genauer untersucht und mancher arme Familienvater musste Zoll bezahlen für Gegenstände, die zwar nach dem Gesetze zollpflichtig sind, aber doch früher mit Liberalität durchgelassen wurden.

Hierher zurückgekehrt, beschäftigte sich Klingbeil mit Photographiren; aber mit Vorliebe nahm er die schlechtesten Ranchos auf, währenddem er die schönsten Gebäude und malerischsten Ansichten der Stadt wegliess, sodass das Publikum drüben in Europa glauben musste, dass Asuncion ja nur ein Indianerdorf sei. Was Klingbeil über die Bodenbeschaffenheit Paraguays faselt, ist rein lächerlich und hat seine Widerlegung schon seit vielen Jahren gefunden durch die Beschreibungen unseres Landsmannes Rengger, sowie Longchamps, Bonpland und Azara. Ferner in neuerer Zeit ist eine ganze Anzahl Kolonisten, Italiener, Oesterreicher, Belgier, Deutsche und Schweizer hier angesiedelt, die mit nichts hierher gekommen und heute schon ein ganz hübsches Vermögen besitzen; und wenn es Jemandem etwa einfallen sollte, wider diese Behauptung zu protestiren, so bin ich bereit bei nächster Gelegenheit die Namen dieser Kolonisten zu veröffentlichen und von ihnen ausgestellte, consularisch beglaubigte Zeugnisse einzusenden. Es ist rein lächerlich, wenn man liest, dass ausser Orangen nichts Einträgliches kultivirt werden kann. Weizen gedeiht hier ebenfalls, das haben die Paraguayo's bewiesen bis in die Zeit unmittelbar vor dem Kriege des Lopez mit den Alliirten; er wird aber heutzutage nicht mehr angebaut, weil durch die Grosskultur Argentiniens dieser Artikel dort so billig geworden ist, dass es mehr Rechnung macht den Weizen von Argentinien zu kaufen und dafür hier andere Cerealien zu bauen. Dass Tabak nicht gedeiht, ist eine Unwahrheit, was durch die alljährlich millionenweise ausgeführten Kilos von diesem Artikel genügend bewiesen ist; und dass es gar an Bäumen fehle, aus denen man Bretter schneiden kann, ist eine Behauptung, die schon mehr höherem Blödsinn entspringt; der Mann hat eben vor lauter Wald die Bäume nicht gesehen. Gemüse gedeihen freilich nicht, wenn man keinen Samen säet; und Zuckerrohr gedeiht in Paraguay viel besser als in Argentinien. Aber wenn Klingbeil glaubte in Neu Germanien bei seiner Ankunft schon Brücken, Chausée'n und Tausende von Hektaren bebauter Felder zu finden, wo er doch kaum einige Monate nach der Gründung der Kolonie ankam, so ist es eben ein Beweis, wie so viele Leute von Europa auswandern, die glauben, sie kommen in ein Schlaraffenland, wo sie blos den Mund aufzusperren

brauchen, dass ihnen die gebratenen Tauben hineinfliegen können. Dass die Kühe, die im Anfange in einer Kolonie blos auf die Weide gehen und Tag und Nacht den Unbilden der Witterung ausgesetzt sind, nicht so viel Milch geben wie die in Europa, ist für einen Landwirth eine natürliche Sache und er erschrickt deswegen nicht, sondern er trachtet die Raçe des Viehes zu verbessern und die Thiere mit Futtergräsern: Luzerne-Klee und anderen mehr, die hier ausgezeichnet gedeihen, zu ernähren; sogar die Blätter der wildwachsenden Palmen sind ein vorzügliches Futter für Milchvieh. Dass die Kolonisten von San Bernardino in dieser Beziehung etwas weiter vorgerückt sind, beweist der Umstand, dass sie Butter zentnerweise nach der Stadt bringen und dort zu sehr guten Preisen sofort verkaufen. Es ist nachgewiesen, dass durchschnittlich per Monat über 600 Pesos = 3000 Fr. nach San Bernardino für Butter gehen. Die Kolonisten von dort haben sich denn auch grösstentheils dieser Branche zugewendet, während in der Kolonie V. Hayes im verflossenen Jahre 1888 bei einer Seelenzahl von nur 221 Köpfen ein Werth von min. 15 000 Pesos = 75 000 Fr. Produkte, und zwar in folgenden Artikeln, ausgeführt wurde:

5 912	azumbres	(à 36 — 40 ℔) eingekochten Zuckerrohrsaft	= $	7 094.40
5 600	do.	(à 25 ℔) Mais	„	3 220.—
240 000	Zwiebeln		„	2 400.—
300	azumbres	Kartoffeln	„	360.—
4 750	do.	getrocknete Luzerne	„	2 285.—
			Total $	15 359.40

was auf den Kopf eine Einnahme von Pesos fuertes 69.50 oder 347.50 Fr. ausmacht. Hierzu kommt nun noch die Vermehrung des Viehes, das die Leute haben. Alles was die Leute konsumirten, haben sie selbst gebaut, mit Ausnahme von dem Bischen Mehl, das sie gebrauchen. Es ist nämlich noch zu bemerken, dass hier die Mandiokawurzel und die süsse Kartoffel (Batata) ausgezeichnet gedeihen, welche Erdfrüchte viel nahrhafter sind als die Kartoffeln und von den richtigen Bauern sehr bald als eines der Hauptnahrungsmittel der Familie angenommen werden, so dass Weissbrot blos ab und zu auf den Tisch kommt. Die oben angesetzten Preise sind durchaus nicht die höchsten, die erzielt worden sind, sondern diejenigen gleich nach der Ernte.

Was die schlimme Landplage der Mosquitos und schrecklichen Sandflöhe anbetrifft, so kann das einem längere Zeit hier Angesiedelten blos ein mitleidiges Lächeln entlocken, denn es ist eine bekannte Thatsache, dass die Erstern mit der Urbarmachung und Reinhaltung des Bodens verschwinden. Beweis dafür ist gerade auch San Bernardino, wo man in keinem Hause ein Mosquitonetz sieht, einfach aus dem Grunde, weil man keine braucht. Und was die Sandflöhe anbetrifft, so ist meistentheils Fehler an Reinlichkeit im Rancho die Ursache, wenn sie so überhand nehmen, dass sie dem Menschen lästig werden. Es gibt viele Leute und namentlich die Herren aus den Städten, die es nicht der Mühe werth erachten, den Fussboden ihres Ranchos und um diesen herum rein zu halten, blos deswegen, weil er nicht gediehlt ist, und dadurch entstehen die vielen Sandflöhe.

Was nun den Rechtsschutz anbetrifft, so ist er hier wenigstens ebenso sicher wie in Argentinien, Uruguay und Brasilien. Dass Dr. Förster nicht gleich von Anfang an rechtsgültige Besitztitel ausstellen konnte, hat seinen Grund im Kolonisationsgesetz selbst, wonach ihm zur Kolonisirung 12 leguas Land mit der Bedingung geschenkt wurden, in zwei Jahren 140 Familien darauf angesiedelt zu haben. Hat er nach Ablauf dieser 2 Jahre die Bedingung erfüllt, so ist er unumschränkter Herr und kann Eigenthumstitel ausstellen. Leider sind die zwei

Jahre bereits um, und Dr. Förster hat erst etwas mehr wie den dritten Theil der Familien auf dem Lande, dank den ewigen Intriguen und Verleumdungen seiner eigenen Landsleute in Deutschland, Montevideo und Buenos Aires. Dessenungeachtet braucht kein angesiedelter Kolonist und der fortfährt ruhig und fleissig zu arbeiten, Sorge zu haben, dass ihm sein Land weggenommen werde; denn die Regierung hat sehr wohl eingesehen, dass Dr. Förster sein Möglichstes gethan hat, und hat beschlossen ihm Erlaubniss zu geben, rechtsgiltige Besitztitel ausstellen zu dürfen. Die Ertheilung der Besitztitel an die Kolonisten von San Bernardino y Villa Hayes, welche die gesetzlichen 5 Jahre hinter sich haben, erfolgt seit zwei Jahren mit der grössten Regelmässigkeit und Bereitwilligkeit.

Die Gerberrinde wird nicht deswegen nach Europa geschickt an die Ausstellung, um Absatz für die Rinde zu suchen, sondern um Leute vom Fach anzuziehen. Bereits sind 2 Gerbereien hier etablirt, ein Italiener „Luis Patri“ und ein deutsches Haus „Kuntze und Monforts“. Namentlich die Letztern haben eine schöne Kollektion mit hiesiger Rinde gegerbter Felle an die Ausstellung nach Paris geschickt; ferner giebt es noch an verschiedenen Stellen im Lande Gerbereien, welche aber meistentheils blos für den Bedarf des Landes arbeiten.

Den Elsässer „Gerber“ habe ich die Ehre genau zu kennen. Er ist Ingenieur über Brücken und Wegebau, ist geborner Lothringer und schreibt sich „Guerbert“. Allerdings ist dieser Herr den Deutschen nicht sehr günstig; ich als Schweizer stehe mit ihm auf gutem Fusse, weil ich mich in jeder politischen Frage neutral gehalten habe, wie es uns Schweizern überhaupt zukömmt und mir insbesondere wegen meiner öffentlichen Stellung. Dieser Herr wurde vor einiger Zeit von der Regierung beauftragt, die Kolonie Neu-Germania zu bereisen, zu inspiziren und einen genauen Bericht darüber abzugeben. Ich habe seinen Bericht im Regierungshaus gelesen und habe später mit ihm persönlich darüber Rücksprache genommen. Er versicherte mir, er habe nach dem besten Wissen und Gewissen die reine Wahrheit gesagt und schloss seine Mittheilung mit einem Lob für Dr. Förster, seine Frau Gemahlin und den Verwalter Hrn. Oscar Erk, indem er beifügte, das seien so charmante Leute, wie man sie unter den Deutschen selten finde.

Ich komme schliesslich zur Beschreibung des Einweihefestes der Eisenbahn. Dass sich nach dem blutigen Kriege, der das ganze Land so schändlich zerstört hat, dieses wieder aufgerafft und sich so weit herausgearbeitet hat, gereicht der Regierung zur Ehre, und wenn sich hoch und niedrig zusammen freut bei einem solchen Feste, so ist das erklärlich. Wenn sich sogar der alte, kranke Bischof der Strapaze unterzog, so war es gewiss nicht, um der hohen Regierung zu schmeicheln, sondern weil dieser wirklich edle Charakter am Wiederaufblühen seiner Nation die grösste Freude hat. Das ist kein Heuchler und kein Scheinheiliger, er ist ein treuer Hirte seiner Heerde, ein Geistlicher mit humanitären Ansichten, wie es leider wenige gibt, was er in dem grausamen Kriege genugsam bewiesen hat, und weswegen er die Sympathien aller Einwohner ohne Unterschied geniesst. Das Festessen kann Klingbeil, wie es scheint, nicht überwinden, weil man ihm nicht mit vielen Komplimenten einen Ehrenplatz eingeräumt hat. Wenn er sich aber im Zuge oder auf den Zwischenstationen richtig umgesehen hätte, so hätte er bemerken können, wie jedermann da oder dort frühstückte, und hätte nicht mit hungrigem Magen nach Asuncion zurückzukehren brauchen.

Aus den ganzen Klingbeil'schen Gebahren geht hervor, dass dieser Herr es von Anfang an aufs schnell „Reichwerden“ abgesehen hatte. Geld machen à tout prix war seine Idee und nicht sich ein gemüthliches, sicheres Heim zu gründen, denn dazu braucht es Jahre lange Ausdauer in harter Arbeit. Spekulation war sein Landkauf in Europa, seine Schmuggelei, der Bruch mit Förster. Speku-

lation ist auch seine Lobhudelei der argent. Republik, die er nicht weiter kennt als durch einen Aufenthalt von einigen Tagen in Buenos-Aires; aber die argentinischen Agenten sind freigebig gegen diejenigen, die für sie arbeiten. Spekulation ist wieder, die Brochüre in der Druckerei des „Berliner Tagblattes“ drucken zu lassen, da hat es wahrscheinlich nichts gekostet, das ist ja Försters erbittertster Feind; und endlich Spekulation die ganze Sensation erregen sollende Brochüre. So wird aber das Buch reissend gekauft werden. Hätte es lauter Wahrheiten enthalten, wäre es dem Publikum viel zu langweilig und würde keinen Absatz finden.

Kaum hatte ich diese letzte Zeile geschrieben, so kommt mir die Nachricht zu, dass Hr. Dr. Förster im Hôtel in San Bernardino, wo er sich für einige Tage hinbegeben hatte, gestern morgen eines schnellen Todes gestorben ist. Der herbeigerufene Arzt Dr. Lofruccio untersuchte die Leiche und constatirte: „apoplexia“.

Seine Feinde können triumphiren, sie haben den Mann ins Grab gebracht, aber sein Werk wird nicht untergehn. Neu-Germanien ist heute schon lebensfähig, und wenn auch manches nachzuhelfen ist, so muss und wird die Regierung einstehen; es liegt in ihrem eigenen Interesse, im Falle die Wittwe Förster die Sache nicht zu Ende zu führen im Stande sein sollte.

Asuncion Junio 4 de 1889.

Santiago Schaerer, General-Commissär der Einwanderung.

Eines deutschen Mannes Leben und Wirken.

Der in Paraguay verstorbene Dr. Bernhard Förster ist unsern Genossen durch seine Schriften bekannt genug geworden, weiteren Kreisen durch seine politische und koloniale Thätigkeit. Der Verlust dieses Mannes wird schmerzlich beklagt von Vielen, ja von Mehren wohl, als heute schon laut es zu äussern wagen! Er verdiente aber auch, von seinem ganzen Volke beklagt zu werden. Denn diesem hat all seine Thätigkeit gegolten, ein deutscher Mann in des Wortes reichstem Sinne zu sein, hat ihn der höchste Ehrentitel gedünkt.

Sein Leben ist reich, überreich gewesen an Arbeit und Mühe: Arbeit an sich selbst und Thätigkeit an anderen; an Gedanken und Entwürfen, an schönen Keimen und Früchten. Tieftraurig ist es, dass es ihm nicht mehr vergönnt gewesen ist, auch die letzte Frucht seines Lebens reifen zu sehen. Vor den Tagen der Ernte ist er der Schwere der Arbeit erlegen.

Ueber das äussere Leben des uns jäh entrissenen Freundes mag kurz berichtet werden. Geboren am 31. März 1843 in Delitzsch als der vierte Sohn des dortigen Superintendenten, gewann er seine Schulbildung im elterlichen Hause, weiter auf den höheren Schulen in Halle und Magdeburg. Er besuchte dann die Universitäten von Berlin und Göttingen, wo er nach tüchtiger Vorbereitung sein Staatsexamen in Geschichte, Deutsch und alten Sprachen mit Auszeichnung bestand. Im Jahre 1866 finden wir ihn, seiner Soldaten-Pflicht genügend, im Felde bei dem Reserve-Korps, welches der Grossherzog von Mecklenburg gegen Bayern führte. Damals zog er zuerst, als Krieger, in die Stadt des Friedens Bayreuth ein. Weiterhin machte er den französisch-deutschen Feldzug mit und errang sich durch tapferes Verhalten vor dem Feinde das eiserne Kreuz.

Schon vorher an Berliner Anstalten verwendet, fand er dann eine dauernde Stellung als Lehrer am Friedrichs-Gymnasium in Berlin. Zugleich aber wandte er sich, durch Reisen angeregt, mit entschiedener Vorliebe der Beschäftigung mit der Kunst zu. Und so wirkte er auch als Lehrer an der Kunstschule zu Berlin mit anerkanntem Erfolge. Die erste öffentliche Verbindung dieser seiner Lebensrichtung mit der künstlerischen Welt Wagner's bekundete sein Vortrag im Berliner Wagnerverein: über R. Wagner als Begründer eines deutschen National-Styles, den die „Bayreuther Blätter" zur Eröffnung einer Reihe manigfaltiger und bedeutender Arbeiten im Jahrgang 1879 brachten.

Diese ruhige, fruchtbare und vielversprechende Entwickelung und Thätigkeit fand ein jähes Ende, als er sich im Jahre 1879 entschloss, in den Kampf der Zeit einzutreten und für das bedrohte Deutschthum die warnende Stimme gegen den zunehmenden Einfluss des Judenthumes und des jüdischen Geistes zu erheben. Mit anderen gleichgesinnten Männern unternahm er es, sein Volk aufzufordern, einen Nothschrei gegen die immer lebhafter gefühlte Gefährdung seiner Freiheit, Unabhängigkeit und seiner deutschen Art zu erheben.

Die an den Fürsten Bismarck gerichtete Bittschrift, welche vier Haupt-Punkte oder -Beschwerden enthielt, fand gegen 270,000 Unterschriften: wohl eine der gewaltigsten friedlichen Kundgebungen, welche jemals vorgekommen sind. Ward auch über den Empfang zunächst nur einfach quittirt, so zeigte es sich doch im Verlauf der folgenden Jahre, dass sie nicht umsonst gewesen war. Ihr mag die strengere Handhabung bei der Aufnahme der von Osten her einwandernden Fremden mit zu verdanken sein, sowie die wieder aufgenommene Bezeichnung des Religionsbekenntnisses in den amtlichen Listen und den statitischen Verzeichnissen. Vor allem aber war jene Bittschrift und die damit verbundene Bewegung ein überaus

kräftiger Anstoss, um durch ganz Deutschland hin die Denkenden und für ihr Volk Mitfühlenden aufzurütteln und zu dem Bewusstsein der Sachlage und der daraus sich ergebenden Pflicht zu bringen.

Dem Urheber indessen dieser Bewegung, welche fortan tiefer und tiefer in das deutsche Volk gedrungen ist, musste daraus und aus der damit verbundenen öffentlichen politischen Thätigkeit des Widrigen und geistig Aufreibenden ein unendlich reiches Maass erwachsen. Dazu kam die Ueberzeugung, dass über diesen Anstoss hinaus zur Zeit eine gedeihliche öffentliche Wirksamkeit keine Aussicht verspreche, und endlich das Gefühl, gegen seine Widersacher sein volles Recht selbst vor dem Richter nicht finden zu können. So fasste er den Entschluss, zu versuchen, ob er ausserhalb Deutschlands ein Lebens- und Arbeitsfeld für die gleich ihm vom Vaterlande sich äusserlich trennenden, innerlich um so getreueren Söhne des deutschen Volksstammes eröffnen und vorbereiten könne. Sein Gedanke war der, Gebiete aufzufinden, wo der Deutsche, der sich nun einmal entschlossen habe, auszuwandern, hingehen könne, ohne in fremdem Volksthum aufzugehen, wo er vielmehr mit seinesgleichen in Ruhe und Frieden und in alter deutscher Sitte und Art, ja frei von all den Schlacken und Beschwerden einer übertriebenen und irrenden Civilisation leben könnte. Hierbei folgte er durchaus den aus tiefster Weltanschauung und deutscher Gesinnung begründeten Lehren seines geistigen Meisters Wagner, welcher noch in seiner letzten öffentlichen Schrift, dem Briefe an Heinrich von Stein vom 31. Jan. 1883, auf diese äusserste Möglichkeit hingewiesen, zugleich aber betont hatte, dass selbst eine solche Neuschaffung deutscher Kultur unter fremden Sternen kaum denkbar ohne das Vorhandensein irgend eines wahrhaften Kulturgrundes im alten Lande, dem die Keime der neuen Pflanzung entwachsen könnten. Ein solcher Kulturgrund schien sich rein und fest vorerst nur in den Grenzen des idealen Kunstwerkes und etwa in den einzelnen Seelen zu finden, welche vom Symbole der Kunst wieder ernstlich erlernt hatten, mit Bewusstsein das Kulturelement des Deutschthums zu pflegen, das im Volke bestenfalls erst als ein dunkler Instinkt gegen feindliche Einflüsse sich zu regen begann. So ging auch Bernhard Förster in die Fremde von der Bayreuther Gemeinde, in deren Mitte er 1882 das erste Festspiel des „Parsifal“ miterlebte, an deren winterlich stiller Heimstatt er vor seiner Abreise noch die Scheidegrüsse seiner Liebe und Sorge für deutschen Volkes Zukunft niedergeschrieben und zurückgelassen hatte in den Arbeiten für die „Bayreuther Blätter“ von 1883: „Ein Deutschland der Zukunft“ und „Ueber nationale Erziehung“. Wies die Erstere den Weg, den er selber, noch ein Einsamer, kühn zu gehen gedachte, um ihm eine rechte Gefolgschaft aufzurufen: so plante die Letztere in der hoffnungsvolleren Gemeinschaft der Heimath, der deutschen Jugend, den Ausbau jener Kultur an, ohne deren Rückhalt auch das vollkommene Gedeihen des kolonialen Werkes nach des Meisters Worten kaum zu erhoffen schien. Wenige Wochen nach diesem Aufenthalte in Bayreuth rüstete er dann seine Meerfahrt „zu neuen Ufern“, auf welcher ihm zunächst die Botschaft nacheilen sollte, dass der lebendige Inbegriff jener heimisch echten Kultur, sein Meister Wagner selbst, nachdem er ihm noch den Segenswunsch auf den Weg gesandt, aus dem Leben unter den Seinigen geschieden sei. —

Förster's Reise ging westwärts über den Ozean nach dem dünn bevölkerten Paraguay, das schon vor Jahrhunderten einmal als ein romanisches Kulturideal gegolten und von Herder den Deutschen bedeutungsvoll genannt worden war. Er bereiste das Land zwei Jahre hindurch und lernte es genau kennen, bearbeitete auch in der Kolonie, wo er die ewige Ruhe gefunden hat, sein Stück Land, um zu wissen, was ein fleissiger Ansiedler durch eigener Hände Arbeit erreichen könne;

und die Erfahrungen dieser Lehr- und Wander-Jahre legte er in einem Buche nieder, auf Grund dessen er nun das Augenmerk seiner der alten Heimath müden Landsleute auf jene Gebiete im Inneren Süd-Amerikas lenkte. („Deutsche Kolonien im La Plata-Gebiete" Leipzig, Fock.)

Zum zweiten Male ging er dann hinüber, nachdem er sich 1885 mit Elisabeth Nietzsche, der edlen Schwester des unglücklichen philosophischen Schriftstellers Friedrich Nietzsche, verheirathet hatte; diessmal mit der Hoffnung, nunmehr an die praktische Durchführung seiner Gedanken und an die Begründung einer deutschen Ansiedlung gehen zu können. Die Regierung des Freistaates schenkte ihm grosses Vertrauen und überliess ihm in günstiger Gegend einen bedeutenden Landstrich zum Zwecke der Besiedelung. Wie dieses Unternehmen von statten gegangen ist, darüber ist in den „Bayreuther Blättern" wie in den „Südamerikanischen Kolonialnachrichten" wiederholt berichtet worden. Was Förster erreicht hat, geht wohl am besten aus dem ehrenvollen Nachrufe hervor, welchen die Ansiedler Neu-Germaniens ihm gewidmet haben, und der an dieser Stelle zuvor veröffentlicht worden ist.

Wohl hatten sich für den Leiter der aufblühenden Kolonie allerhand finanzielle Schwierigkeiten ergeben, zumeist aus dem Umstande, dass zunächst nur Minderbemittelte, also durch die Kolonieverwaltung möglichst zu Unterstützende, seinem Rufe vertrauensvoll gefolgt, und dass in der Heimath die für sein Werk thätigen Freunde gleichfalls nur erst auf die Kräfte der materiell Schwächern angewiesen waren, während die bekannten Geldmächte ihre Hilfe anderen Unternehmungen zuwandten, welche zwar weniger ideal angelegt, vielleicht auch minder günstig für das echtdeutsche Interesse und die nationale Kultur, dafür aber auch weniger „kompromittirt" erschienen durch Verfasser „antisemitischer" Petitionen und „Wagnerianische Schwärmer"! — Doch auch diese zeitweiligen Schwierigkeiten, welche den unbedingt ehrenhaften, moralisch ungemein feinfühligen Charakter Försters mit der Empfindung seiner persönlichen Verantwortlichkeit allerdings ärger bedrängen mochten, als so manchen Anderen in gleicher Lage, und aus denen einen Ausweg zu finden gar Vielen mit leichterer Mühe und unbedenklicherem Sinne wohl eher hätte gelingen mögen — auch diese Schwierigkeiten waren ihrer Lösung nahe, indem sowohl die Regierung von Paraguay soeben eingewilligt hatte, dem Kolonisator das Recht zur Ausstellung definitiver Besitztitel zu verleihen, als auch in Asuncion von vermögender Seite ein grösserer Vorschuss ihm bestimmt zugesagt worden war. In wenigen Wochen schon wäre wahrscheinlich die Sorgenlast der letzten Monate wesentlich erleichtert gewesen, und das ersehnte Glück friedlich ungestörter Weiterarbeit im wohlthuenden Vereine mit der aufopfernd treuen Frau und den guten, eifrigen Freunden wäre dem vielgeplagten Manne, der niemals sein eigenes Wohl im Auge gehabt, auf das Erfreulichste und Segensreichste für die ganze Kolonie zu Theil geworden. Da erlag sein seit lange schwer angegriffenes Nervensystem, dessen Erkrankung sich schon durch häufigen quälenden Kopfschmerz ängstigend bemerkbar gemacht, in einem Momente des Ausruhens von den dringenden Geschäften einem jähen Schlaganfalle, fern der neuen Heimstatt, fern der hoffend harrenden Frau, zu San Bernardino, der älteren deutschen Kolonie, von wo er einst ausgegangen, das Land von Paraguay auf deutsche Kolonisation zu prüfen.

In der Nacht zum 3. Juni ruhte Förster mit einem spanischen (evangelischen) Geistlichen zusammen in dem Gasthause der genannten Kolonie. Einmal erhob er sich von seinem Lager, und mit der Klage, dass ihm so eigen, schwindelig und unwohl werde — „ich glaube, ich bekomme ein Nervenfieber!" war sein Ausruf — setzte er sich auf einen Stuhl am Bette, die eine Hand an dem Hinterkopf,

die andere auf das Herz gedrückt. Dann aber schien er sich wieder erholt, den fieberhaften Anfall überwunden zu haben, sodass er sich auf's Neue zur Ruhe begeben, und sein Stubengenosse gegen Morgen seinem Plane gemäss das Haus verlassen und abreisen konnte. Am 3. Juni aber steigerte sich der Zustand des Kranken heftig bis zum tödtlichen Schlage, den alsbald der Arzt und der Direktor der Kolonie San Bernardino bestätigten. — Der treffliche Direktor der Einwanderung in Paraguay, Herr Schaerer, schrieb über diesen jähen Trauerfall: „Die falschen Freunde und die Intriguen der Feinde haben ihm das Herz gebrochen." In diesem Worte ist Wahrheit. Wenn auch lange andauernde Sorgen um die rechtliche Ausgleichung der äusseren Schwierigkeiten im Verein mit den immerhin ungewohnten Anstrengungen der täglichen Arbeit zur Erschütterung der Gesundheit Förter's viel beigetragen haben: den Ausschlag zum Schlimmsten haben gewiss die moralischen Kümmernisse und Peinen gegeben, welche ihm aus der schmerzlichen Erfahrung erwachsen mussten, dass sein ehrlichstes Bestreben den Neid bis zu Aeusserungen thatsächlich schädigender Bosheit anreizen konnte, und dass diese unerhörten Umtriebe dann in ihrer Verbreitung durch eine geschäftige Presse selbst bei Theilnehmenden im Vaterlande nicht wirkungslos gewesen zu sein schienen. Ein Werk, das vom Glauben geschaffen, durch den Glauben leben sollte, fand Zweifel und weckte Verdacht, weil einem edelen Manne das boshafte Allzumenschliche entgegentrat. Diese eine Erfahrung — angesichts aller Möglichkeiten einer Erfüllung seines Ideals — brach das Herz des Tapfersten und endete sein hoffnungsreiches, sein so ungemein werthvolles Leben vor der Zeit. —

Aber der Werth des Lebens eines einzelnen Menschen für sein Volk und die Menschheit liegt nicht in der Fülle von Arbeit und Thätigkeit, nicht in den Ereignissen, ja, nicht einmal in den Errungenschaften seines Lebens allein. Es kommt darauf an, dass sein Streben und Schaffen eine vorbildliche Bedeutung für weite Kreise und der Folgezeit gehabt habe.

Unser Freund war der Wagnerischen Weltanschauung mit allem Verständnisse und aller Begeisterung nähergetreten; seine *„Parsifal-Nachklänge"*, welche unmittelbar aus den Eindrücken des Festspiels von 1882 entstanden, enthalten die Summe seiner Gedanken in dieser Beziehung. Als echter Jünger des Meisters erblickte er den Werth des Menschen in seiner nach allen Seiten hin abgeschlossenen, einheitlichen Persönlichkeit, in der Ganzheit gegenüber dem Stückwerke, in welchem ihre Stärke zu suchen, heute die Art der meisten Arbeits-Menschen ist. Dieser Auffassung von der grossen, einzigen Pflicht des Einzelnen, seine Persönlichkeit aufs Vollste zu entwickeln, sie gleich einem auf vielen Seiten glänzenden Steine zu schleifen, damit die Welt darin sich spiegele, entspricht als Gegenstück die Auffassung von der Natur als ein harmonisches Ganzes des gleichen Wesens, welches der Mensch, ohne die Gesetze der ewigen Gerechtigkeit zu verletzen, nicht zerschlagen darf in einen Bereich menschlicher Kultur, für welchen Recht und Pflicht gelte, und in den Rest, welcher der menschlichen Willkür preisgegeben sei. Der hohe Gedanke persönlicher Ganzheit findet seine Ergänzung in dem Gedanken der All-Einheit des Seienden.

Aber das Seiende ist zugleich ein Werdendes, hierin liegt das grösste Räthsel, welches weder eine metaphysishe Philosophie noch eine teleologische Geschichtsschreibung zu lösen im Stande ist. Nur so viel ist uns sicher, dass es uns die reinste, innigste Befriedigung gewährt, an diesem Werden unsern thätigen Antheil zu nehmen, den Nordpol der Ideale fest in's Auge gefasst und festentschlossen, den Kurs inne zu halten. Dieser Gedanke einer werdenden Gesittung erfüllte auch unsern Freund, und daraus ist all sein Thun in dem letzten Jahr-

zehnte, mag man darüber sonst denken wie man will, zu betrachten und anzuerkennen. Man kann einer That die Anerkennung verweigern; man wird sie der reinen, in den Dienst des Ganzen und der Zukunft gestellten Gesinnung nicht versagen dürfen.

Stellte sich Förster aber in den Dienst der Gedanken, welche ihm der Grund-Plan zu einer neuen, besseren Weltordnung zu sein schienen, so that er dies mit der ihm eigenen Entschiedenheit, ja Heftigkeit, unbekümmert darum, ob sein Charakterbild von der Parteien Hass und Gunst verwirrt werden möchte. Er hatte im höchsten Maasse jene Auffassung, welche dem Manne allein Werth gibt, dass all unser Thun ein Dienst sei für uns selbst, für die Volksgemeinschaft und für die Menschheit, ein Dienst, den wir nicht abweisen dürfen, wenn wir die Achtung vor uns selbst behalten wollen: „Ich dien!“

Und so hat er gelebt und gestrebt, gestritten und gelitten, und so ist er gestorben als Soldat des Bayreuther Idealismus, der es wohl verdient hatte, dass ihm, dem erlösten Kämpfer, seine Landsleute in der Ferne zur letzten Ruhe das Geleit zu Pferde gaben und über seinem Grabe drei Ehrensalven abfeuerten.

Es irrt der Mensch, solang er strebt! Wer wollte es in Abrede stellen, dass auch unser Freund geirrt habe; dass die Energie seines Wollens und Fühlens wohl öfter die Herrschaft über kühle Besonnenheit und weltliche Klugheit davon getragen hat. Enschieden und heftig im Lieben und Hassen, in der Bewunderung und in der Verurtheilung, mag er, der Vorkämpfer des Rechtes, manchmal das Unrechte gethan haben; aber er hat es nicht wissentlich, nicht aus Selbstsucht gethan; und er scheute sich nicht, den eigenen Irrthum zu erkennen und anzuerkennen.

In seiner Weltauffassung, in der die kräftige Vertretung des deutschen Volksthumes mit dem Ideale des Rein-Menschlichen engverbunden war; in seiner Gesinnung und der Auffassung von Thätigkeit als ein geschuldeter Dienst; in der Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er sich seinen Weg bahnte, unbekümmert um Beifall oder Anfeindung: darin liegt das Vorbildliche dieses unseren Reihen nun auch entrissenen Mitstreiters und sein bleibendes Verdienst. Der Mensch hat abgeschlossen, aber sein Beispiel verbleibt den Nachlebenden, welche sich daran halten und ihm das dankbare Angedenken nicht versagen wird, welches er sich verdient hat. Sein Wahlspruch war: „Allen Gewalten Zum Trotz sich erhalten!“ Wenn wir seiner in jener Gesinnung gedenken, dann lebt er fort, dann trotzt er selbst der Gewalt des Todes, dann ist er gestorben, doch nicht verdorben. Den Frauen, meinten unsere Vorfahren, gezieme es klagen, den Männern zu gedenken; aber nicht jenes schwächliche Gedenken, welches keine That aus sich erzeugt, sondern das Gedenken, welches mit dem kräftigen Entschlusse verbunden ist, dem Dahingegangenen durch die Nachfolge in seinem Geiste Ehre zu machen. Gedenken wir denn in diesem Sinne des in der Ferne Ruhenden und legen den Eichenkranz der Erinnerung und des Dankes auf seinem Grabe nieder.

Die hinterbliebenen Freunde.

Bayreuther Briefe.

Von Heinrich von Stein.
Mit Erläuterungen von Hans von Wolzogen.

III. Abschnitt.

Im Parsifal-Jahre.

28.

Halle. 29. 12. 81.

Verehrter Freund!

Herzlichen Neujahrsgruss Ihnen und Ihrer werthen Familie! Auch Herrn Schemann möchte ich grüssend genannt sein, wenn er noch bei Ihnen verweilt. Nur die zerstreuende Unruhe der Feiertage hat mich verhindert, ihm sogleich, nachdem ich seine „Einleitung“ gelesen, aus vollem Herzen ein Wort des Dankes und der freudigsten Zustimmung zu sagen. Ich war besonders gespannt auf seine Auffassung Schopenhauers, die nun bereits aus diesem Artikel in allen Hauptpunkten erhellt — und zwar als eine allen fachmännischen Wendungen so weit überlegene, wie dies eben nur im Bayreuther Kreise möglich ist. — Nun fügten Sie dieser Arbeit noch Ihre ergreifenden Mittheilungen über Heinrich von Kleist hinzu — mir übrigens auch durch die zahlreichen Beziehungen zu Rousseau vielsagend — und machten dieses Stück zu einer allerwürdigsten Vertretung der grossen Aufgabe der Bayreuther Blätter. Wenn sie mich hiernach über den Jahrgang befragen, so möchte ich, zugleich im Anschluss an meinen offenen Brief, besonders auf eine solche Nummer hinweisen. „Heldenverehrung“ ist immer mehr unser positives Thema geworden: die alle Kultur auferbauende Ehrfurcht Goethe's, welche wir an Einen Helden und sein Werk zu weisen hatten; um jedoch von einem solchen Mittelpunkte aus, und abermals unter Anleitung des Meisters selbst, den weitesten Umkreis zu überschauen. — Auf meinen offenen Brief bekam ich vom Meister kein Wort der Zustimmung zu hören; darüber befragt, äusserte er: Sein Gedanke sei ursprünglich ein anderer gewesen, er habe mit dieser periodischen Veröffentlichung Allen und durchaus den Appetit am gewohnten Futter verderben wollen (er drückte sich energischer aus). — Auch meinem Bruno hatte er einst entgegengehalten: „Ein solcher Revue-Artikel passt nicht für unser kleines, nervöses Unternehmen.“ Also hier ist eine grosse Aenderung vorgegangen, durch Religion und Kunst, und dieselbe dürfte sich in diesem Jahrgang bereits ausgeprägt haben. Es ist nicht mehr die „nervöse“ Haltung, die Abwehr und kritische Stellung der ersten Jahre; und man muss sich eingestehen, dass damit zugleich die Abhängigkeit vom Patronat eine losere wird. Es ist nicht mehr die Aufgabe der Xenien, sondern die der Thalia, Horen, Propyläen: nicht mehr Abwehr, sondern Bekehrung und Belehrung, nicht mehr des Meisters ursprünglicher Gedanke

einer litterarischen Sekundirung der „Schule“, sondern, von ihm selbst inaugurirt, eine grosse, selbständige Aufgabe der litterarischen Welt. — Nur gerade für das nächste Jahr wird nochmals der Zusammenhang zwischen Bayreuther That und Wort auch äusserlich ein allerengster sein müssen, kein Artikel wird ohne die bestimmteste Beziehung auf den Parsifal sein; und die universelle Erweiterung der Blätter wird sich gerade hieran zu bewähren haben. Selbst wenn wir noch nicht viele Leser haben sollten, die einer solchen Einheit der verstandesmässigen Diskussion und der Gemüths-Exaltation des künstlerischen Eindrucks bedürftig oder fähig sind; so ist eben auch gerade diese Zeitschrift für die Zeiten nach uns geschrieben: und diese werden in den Bayreuther Blättern 1882 vom Parsifal lesen wollen, werden die Anwendungen der zu Thaten einer neuen Kultur hinleitenden Gedanken von Religion und Kunst auf die einzige inzwischen dem Bayreuther Meister selber mögliche That, zur Belehrung über ihnen etwa zu Gebote stehende Möglichkeiten, in diesen Blättern einzig finden können. Hier also ist die spezielle Bayreuther Aufgabe selbst universell, und in einem Grade, wie nur dies eine Mal. Die Zeitschrift wird zu bewähren haben, ob sie für ihre universelle Aufgabe auch weiterhin nur verhältnissmässig selbständige ernstlich theilnehmende Leser finden wird. Wie nun hierauf die Manigfaltigkeit des Jahrgangs 1881 überhaupt vorbereitet hat, so ist, meine ich, besonders das Novemberstück ein vortrefflicher und bedeutsamer Anfang. In diesem Sinne ein herzliches Glückauf zu gleichem Ziele, und insbesondere zu diesem festlichen, grossen Jahre!

Ihr freundschaftlich ergebener
Heinrich von Stein.

Dies war ein rechter „Bayreuther Brief“, mit dessen unverkürztem Abdrucke ich hier das Jahr des „Parsifal“ eröffnen durfte. Was neben der grossen künstlerischen That unser kleines gemeinsames „litterarisches“ Unternehmen zu bedeuten habe, fasste der Freund in seinem Neujahrsschreiben an mich auf das Glücklichste zusammen. Wir erkennen in seiner Darstellung zugleich ein völliges Bayreuther Programm, einen Theil des Meisterwerkes, dem wir noch heute unverändert zu dienen haben. Die eigentliche Erfüllung des für 1882 hier ausgesprochenen Wunsches nach einer Reihe grosser Arbeiten im Geiste des „Parsifal“ sollte freilich wohl erst das tiefernst geweihte Jahr 1883 bringen. Dieses leitete dann noch des Meisters letztes Wort zu Stein's „dramatischen Scenen“ bedeutend ein, von deren Fertigstellung die nächsten Briefe vorzüglich handeln. Sie greifen zum Theil noch in das Vorjahr 81 zurück, durften aber ihres Inhaltes wegen von mir nicht getrennt werden. Unsere Leser werden Bescheid wissen, ohne dass ich viel hinzufüge: die neuerliche Besprechung der *„Helden und Welt“* im vorigen Januar-Stücke wird sie inzwischen endlich zur aufmerksamen Beachtung dieses schönen Dichterwerkes bewogen haben. Wer noch ge-

zögert, der beeile sich nun — er wird es nicht bereuen! Ich setze auf alle Fälle die Kenntniss des Buches, das der scheidende Meister damals den Seinigen so eindringlich — vergeblich — empfohlen, bei unseren jetzigen gewissenhaften Lesern voraus und bemerke nur, dass die in den Briefen erwähnten Scenen aus der französischen Revolution schliesslich fortgelassen wurden, da sie einer früheren Entwickelungsperiode im Leben des jungen Dichters angehörten und nach Stoff und Ton nicht recht in die grosse Reihe der von seiner neuen Weltanschauung ihm eingegebenen Kulturbilder zu passen schienen. Wir ersehen aus den folgenden Briefen, welche Gedanken, und mehr noch, welche grosse persönliche Erfahrung in den Scenen von „Helden und Welt" zu dichterischer Gestaltung gekommen sind.

29.

Halle. 19. 12. 81.

— — „Ich habe drei neue Scenen verfasst, um *„Helden und Welt"* abzuschliessen; nun ermüdet wohl Phantasie noch mehr, als es etwa Thatkraft darf und soll, in dem zu grossen Gegensatze der sinnlichen Wirklichkeit. Hier ist ein wahrer Abgrund. Aber ich sehe eine Brücke darüber gewölbt, und beschreite sie fest und froh; so lange ich mich als zu Bayreuth gehörig betrachtet weiss, gehöre ich ja diesen so wirklichen Nichtigkeiten nicht an; und die andere Welt der Phantasie ist mir zugleich auch eine wohlvertraute Wirklichkeit, allen Lebens-Gespenstern zum Trotz. Wirklicher Betrübniss bin ich hierdurch entrückt, so sehr sie mich auch anficht. Ob unser Leben, von Jahr zu Jahr, einzig in der Erlangung dieser höchsten Unanfechtbarkeit als Gemüths-Zustand Bedeutung habe? Ob dieser Gemüths-Zustand selber nur wieder Bild und Gleichniss wäre? — Wie eitel tastet Philosophie an den Pforten dieser Geheimnisse! Wie beantworten sich diese Fragen einzig unmittelbar durch das Beispiel des unanfechtbaren Glückes eines grossen Lebens! — Und da nun dies mir geschaffen worden, wie eitel erscheint da der Glückwunsch des Philosophen — er spricht ihn dennoch aus, nicht als Philosoph, aber als der es täglich erfährt, dass die Mit-Empfindung eines solchen Lebens Athem seines Lebens geworden ist."

30.

Halle. 27. 12. 81.

— — „Für *„Heimathlos"* möchte ich besondere Nachsicht und, die Möglichkeit der Veröffentlichung betreffend, Rath erbitten; mir schien es sehr gewagt, und war mir sonderbar schwer, alle diese hässlichen Wirklichkeiten, gegen welche sich der Gedanke von *„Helden und Welt"* richtet, hier nun auch ausdrücklich bei Namen zu nennen. Aber ich glaube, das Buch durch einen solchen herben Abschluss verständlicher zu machen; wenn man das „Flieht!" des Verunglückten hört, hat man die Worte des Solon noch im Gedächtniss, welche den Gedanken der Auswanderung ein-

leiteten; dazwischen dann die Reihe der heldenhaften Antriebe und ihre immer beängstigendere Unterdrückung. In der Widmung wollte ich auf den Gegensatz zwischen einer so trostlosen Auffassung der Gegenwart, und dem Namen, welchem ich das Buch weihe, mit einigen Worten hinweisen: als das mir vor Allem vorschwebende Beispiel von „Held und Welt". — Mit diesem Buche hoffe ich dann das schon vor einem Jahre angekündigte Vorhaben, nun, zum Jahre des Parsifal, dennoch ausführen zu können: Solon, Timoleon, Alexander („Hellenen"); Hannibal, Cornelia, Pompejus („Rom"); Katharina, Luther, Bach („Das Christenthum"); Bruno und Shakespeare, die Tochter Cromwells, drei ältere, umgearbeitete Scenen aus der französischen Revolution, Heimathlos („Die neue Zeit")." —

31.

Halle. 13. 1. 82.

— — „Ich habe heute den Schluss des *„Bach"* umgeändert, und sodann die Umarbeitung des *„St. Just"* begonnen. Denn ich möchte diesen, *„Marat's Tod"* und die unter dem Titel *„Ein König"* gänzlich umgearbeitete Geschichte vom geknechteten Dauphin doch dem Ganzen einreihen dürfen. Die sechs Scenen, welche die „neue Zeit" darstellen sollen, unterscheiden sich wohl alle von dem vorhergehenden Abschnitt („Das Christenthum") etwa so, wie sich *„Heimathlos"* von *„Heinrich Bach"* unterscheidet; also aphoristischer in der Form, trostloser ihre Lehre, kein starker Held, kein überweltliches Symbol, und demnach der Gedanke des Ganzen unter dem Banne „moderner" Bangigkeit. *„Helden und Welt"* darf aber auch diese Abwandlung des Heldenthums vielleicht in sich begreifen, und um diese sich positiv zu ergänzen, greift man dann eben wieder zum vorhergehenden Abschnitte zurück. Zwischen diesem selbst und den antiken Gesprächen ist freilich die grösste Lücke; ja, diese ist so unausfüllbar, dass ich vielmehr auf historische Vollständigkeit gänzlich verzichtet habe, und eben schon durch die Titel der Abschnitte bezeichne, dass die historische Reihenfolge kein Hauptgesichtspunkt ist: sonst wäre der Hohenstaufe, der germanische Held, unentbehrlich — nun aber möchte ich diese ganz neue Stimmung gerne einer späteren Ergänzung vorbehalten. — Die Disharmonie des abschliessenden vierten Abschnittes sollte in meiner Widmungs-Anrede ausdrücklich aufgehoben werden, durch die deutliche Auslegung, inwiefern das Ganze, vom *„Solon"* bis *„Heimathlos"*, ein Hinweis sei."

„Gestern habe ich nun auch die akademische Auslegung des Bayreuther Gedankens begonnen, nachdem die Vorträge des vorigen Jahres sich, einleitend, an Bruno, Rousseau, Goethe, Schopenhauer anschlossen. Ich sprach, im Anschlusse an Schopenhauer und den „Beethoven", von der im gleichen Sinne der Regeneration gedachten Beseelung der Welt durch die Kunst, wie innerhalb der Kunst die Beseelung des Drama's durch die

Musik reformatorisch war. Als lebendiges Beispiel einer Reformation aus dem Gemüth besprach ich den Kampf gegen die wissenschaftlich sanktionirte Ungeheuerlichkeit der Vivisektion. Mir selbst wird die grosse Sache diese Stunden werthvoll machen; meine wenigen Zuhörer wurden durch dieselbe doch zu athemloser Aufmerksamkeit angespannt."

32.

Halle, den 21. Januar 1882.

Hochverehrter Meister!

Meinen ehrfurchtsvollen Glückwunsch zur Vollendung des Parsifal wage ich Ihnen heute darzubringen, und wage zugleich eine bescheidene Gabe hinzuzufügen, indem ich Sie die Widmung der unter dem Titel „Helden und Welt" nun abgeschlossenen Reihe dramatischer Bilder von mir anzunehmen bitte.

Ihre mich wahrhaft und innig belebende Theilnahme für die zuletzt übersandten dieser Scenen ermuthigt mich jetzt, die Reihe abzuschliessen; wie es auch diese Ihre Theilnahme war, welche mich in Neapel zur Abfassung jener ersten Schilderungen nach Plutarch veranlasste, und dann wieder vor Kurzem in Bayreuth zur Fortsetzung dieser meiner liebsten Arbeit mahnte und befähigte. Nun war es mein ernstes Bemühen, auch in der Form unter Ihren Augen zu arbeiten, als ich jetzt das kleine Buch zum Abschluss brachte: diesen bestimmten Sinn und Inhalt meiner Widmung mögen Sie mir, verehrter Meister, erlauben, hier in einigen Worten noch etwas näher darzulegen.

Der Hinweis nämlich, welcher sich in dieser Widmung ausspricht, muss auch sachlich als der wichtigste Inhalt des Buches angesehen werden. Insbesondere müsste ohne ihn die Darstellung der der „neuen Zeit" entnommenen Bilder, *„Heimathlos"* als deren letztes, als irrthümlich oder doch missverständlich erscheinen. Denn wem der Blick zur Wahrnehmung der trostlosen Gestaltung heutiger Wirklichkeit geschärft ward, der müsste ja zu nichtiger Verzweiflung an aller Welt gelangen, wenn ihm nicht nun auch die Augen offen wären für jene wundervolle Wahrheit, dass dieser noch so gänzlich unkünstlerisch sich gebahrenden Gegenwart dennoch bereits die ideale Gestalt eines deutschen Kunstwerks der Zukunft in Ihren Werken, hochverehrter Mann, gegeben worden ist. Diesen Grund der Hoffnung besitzen wir, die „Heimathlosen"; liegt er so tief, dass er sich auch manchem redlich forschenden Auge noch verbirgt, so ist er dafür nur um so fester gefügt: er ist jenes Geheimniss, welches der Grundstein des Festspielhauses zu Bayreuth verwahrt.

Nun freilich verwiesen Sie selbst uns mit solcher Hoffnung in entlegene Fernen. Sie sagten uns, dass das Deutsche in Deutschland nicht mehr daheim sei, und dass etwa nur den üppigeren Keimen einer neu erschlossenen Zone wahre Kultur werde entspriessen können. Erreichen

aber werden wir dies ferne Ziel nur dadurch, dass wir zu schätzen wissen, was wir schon haben, und dadurch auch sind: dass wir also lernen, auf die Natur dem entsprechend zu wirken, wie das Kunstwerk auf uns einwirkt, befreiend und gestaltend, ja, als Erlöser.

Denn dies, Erlösung, soll im künstlerischen Bilde uns wieder eine lebensvolle Wahrheit werden, heute, im Weihejahre des Parsifal. Das durch die Welt der Töne beseelte Drama zeigt uns diesen grossen Grundgedanken aller Tragik als Inhalt eines Festspiels, als Gegenstand eines ideellen Triumphes.

Wollte sich nun Einer erkühnen, zu diesem ernstesten Feste mit einer Festgabe sich zu nahen, so müsste sich deren festlicher Sinn gerade eben als tragischer Gehalt kundgeben; denn auch seinen ernstesten Betrachtungen würde eine etwa verletzende, unschöne und unfromme Trostlosigkeit durch diese Beziehung benommen sein, und selbst der bange Eindruck solcher Bilder würde als Sammlung und Bereitung zu der Freudigkeit jenes Festes gelten dürfen.

Die Zusammengehörigkeit meiner, Ihnen, verehrter Meister, zum grössten Theile bereits bekannten Scenen, besteht in einer solchen Stimmung, welche die Unerbittlichkeit in der Wahrnehmung irdischen Elends mit der freudigen Gewissheit verbindet, dass gerade in der künstlerischen Wahrnehmung und Darstellung desselben auch eine Tröstung über dasselbe sich erschliesst. Nur durch die Absicht, diesen Gedanken verständlichst auszusprechen, kann die Wahl der bekanntesten Stoffe, und an sich nicht reizvoller Ereignisse der Geschichte zu dieser Zusammenstellung gerechtfertigt erscheinen. Ich versuchte den Helden zu zeigen, wie er, von der wirklichen Welt sich abwendend, eben in dieser Abwendung den Schimmer wahrer Hoffnung ersieht. Ja, diese Hoffnung soll dem achtsamen Leser in immer bestimmterer Gestalt ersichtlich werden, als Hinweis auf die der ahnungsvollen Gewissheit der Kunst etwa dennoch entsprechenden Möglichkeiten der Natur. So durfte ich denn diesen, den Bayreuther Gedanken, auch schon dem Solon, und dem Hannibal in anderer, düsterer Gestalt, in den Mund legen; ich durfte bereits bei der Wahl der Stoffe darauf bedacht sein, dass eine treue Darstellung des Geschehenen doch auch gewisse Züge der gegenwärtigen Lage dem dadurch, wenn irgend möglich, auf's Ernsteste zu beeinflussenden Beschauer zeigen möge, und demnach ausser dem geschichtlichen Nacheinander ein sachliches Nebeneinander dieser Bilder deutlich ausgedrückt sei.

Ihre Güte nun, hochverehrter Meister, ermuthigt mich, dies Büchlein Ihnen darzubieten, als eine zwar keineswegs bereits selbst in dem bezeichneten Sinne dieses Jahres würdige, aber doch, so hoffe ich, Ihrer Nachsicht nicht unwillkommene Gabe. — In jedem Falle würde ich auch bei der letzten Durchsicht, welche ich vor dem Drucke noch vorzunehmen gedenke, alle Ihre Weisungen und Winke sorgfältigst zu beachten mich

bemühen, wie ich denn *„Alexander“* und *„Heinrich Bach“* nach denselben bereits umgearbeitet habe, und dadurch zu erreichen hoffen, dass auch im Einzelnen nichts der Ihnen hier kundgegebenen Bestimmung und Bedeutung des Buches widerspreche. —

Die Gedanken, welche mich zur Auffassung und Darstellung Luther's in einer dieser Scenen anleiteten, gedenke ich zu einer Arbeit für die Blätter weiter auszuführen. Das Verhältniss des Reformators zu der deutschen Revolution, *„Luther und die Bauern“*, galt mir lange als Problem, das ich einst wohl gar schon zu Ungunsten Luther's mir lösen zu müssen glaubte; ich sah nur das Echte, Deutsche in dem Aufstand der Bauern, machte mir andererseits den nationalen Charakter der Auflehnung Luther's deutlich, und begriff nun nicht, was Diesen von Jenen ferne gehalten habe. Es ist *„Heldenthum und Christenthum“* gewesen, was mir dies Problem jetzt in ganz anderem Sinne viel genugthuender gelöst hat, indem es mich tief belehrte, was „christlich“ mehr sei, als „deutsch“ ist: ich musste es nun vielmehr so ansehen, dass Luther ein wahrhaft reformatorisches Element rettete, als er sein Christenthum vor Vermengung mit aufständischem Heldenthume bewahrte, so hoffnungslos auch die deutsche Geschichte in der Unterdrückung dieser Volkserhebung sich gewendet hat. Dies hoffe ich dann, zu Manchem vielleicht willkommener Anwendung auf die in den Blättern vertretene Sache, in meiner Arbeit darstellen zu können. Mich selbst bestärkt jede solche historische Anwendung der von Ihnen und in den Blättern mitgetheilten Gedanken in der Zuversicht, dem Verständniss derselben immer näher zu kommen, und hierdurch wahrhaft beglückt, hierin thätig und den Menschen dienlich zu werden. —

Mit den herzlichsten Grüssen und vielen guten Wünschen für Ihren ferneren Aufenthalt in Palermo

Ihr in Liebe und Ehrfurcht treu ergebener

Heinrich von Stein.

33.

Halle. 23. 1. 82.

— „Das Bedenken über den Anfang meines Buches hat sich mir im gleichen Sinne gelöst, wie das die etwaige Heranziehung eines Hohenstaufen betreffende. Ich glaube, die litterarische — nicht eigentlich künstlerische — Behandlung des Heroischen kann das Heroische auch nur in Zeiten des Verfalles aufsuchen — den ersehnten Zustand darzustellen, würden alle litterarischen Mittel versagen, so sehr, dass sie sogar schon dem naiven, germanischen Helden des Mittelalters nicht mehr gewachsen sind. Hoffentlich ist es mir gelungen, diesen gemeinsamen Charakter der kleinen Sammlung richtig aufzufassen, und auch in dem Briefe an den Meister verständlich auszusprechen. —

Vorgestern hörte ich den Tristan nun auch in Leipzig. Der Eindruck auf mich war weit grösser als der der Berliner Aufführung, was ich abermals dem Vortrag des Orchesters zuschreiben muss, da die einzelnen Darsteller zum Theil den Berlinern nachstehen. Dort, in Berlin, wirkt der erste Akt viel mehr als hier, aber auch viel zu ausschliesslich, während vielmehr das Leipziger Publikum fühlbar theilnehmender wurde, bis zum letzten Erklingen. — Ach, von einem solchen Eindruck sich abwenden zu müssen, und Hass und Bosheit noch am Werke zu finden; Tags-Gespenster, denen gegenüber ein König Marke wohl gar als allzukühne Traumgestalt erscheint. Treue ist ihnen ein Spott geworden; so haben denn auch die Männer der Freiheit im Reichstage das Eintreten für das treue Thier — verlacht. Und dieser Welt dennoch anzugehören, deutlich zu wissen, dass man ihr nicht entfliehen darf noch kann! —

Reiche, schöne Stunden verdanke ich dem eingehenden Studium der Gesammelten Schriften, welches ich zu meinen Vorträgen wiederholt vornehme. Die Wendung vom *„Kunstwerk der Zukunft"* zu *„Staat und Religion"* bezeichnet den ersten grossen Abschnitt, welcher sich zugleich biographisch als äusserster Gegensatz darstellt. Der regeneratorische Gedanke jener Schrift bleibt unwiderlegt; aber seine Elemente, Leben und Kunst, erscheinen im Lichte einer zwiefach verwandelten Erkenntniss: der Schopenhauer'schen Ansicht von Welt und Leben einerseits, andrerseits der wirklich gewordenen eigenen Kunst — sodass wir nun den Meister sprechen hören. In *„Wollen wir hoffen"* ist, wenn ich nicht irre, die erste ausdrückliche Wiederaufnahme der Forderung jener ersten Schriften, dass nur eine völlig neugestaltete Welt der neuen Gestalt des Kunstwerks entspreche: so dass sich dies also abermals als ein Uebergangspunkt darstellt, von der Periode des „Beethoven" und der Festspiele, zu der Periode von *„Religion und Kunst"* und des Parsifal. — Im Einzelnen ward ich aufmerksam auf viele Züge in *„Kunst und Revolution"* und *„Kunst und Klima"*, welche die Resultate Gobineau's vorwegnehmen. Dann vor Allem auf die herrliche Symbolik in dem Bilde des gelähmten Wieland: der Künstler, dem die „Revolution", wie er sie zuerst anrief, ihre fördernde Regung versagt, und der nun, aus Schwertern des Kampfes, die Schwingen der Kunst sich schmiedet." —

34.

Halle. 28. 1. 82.

— — — „Was heisst „reformiren"? — Unsäglich oft kehrt mir der Zweifel wieder, ob eine Schöpfung, in Thatsachen und Wirklichkeiten, dem Genius beschieden sei; ob also Luther's Werk von Gott gewesen sei, oder nur sein Wort, seine Lieder. Jetzt, bei der Erwägung des Gegensatzes von *„Kunst und Revolution"* und *„Staat und Religion"* musste ich wohl hieran besonders gedenken; denn das Letztere antwortet „Nein" auf eine solche Frage. Und dennoch meine ich auch in dieser Schrift vollen tiefen

Sinnes — und voller Milde in dessen Aeusserungen — das „Ja“ des „Kunstwerks der Zukunft“ wieder durchklingen zu hören. Ist die Kunst Lebensheiland, so ist sie ja Umbildung des inneren Gehalts, wenn auch nicht Umgestaltung alles äussern Vorgehens. „Aus dem Wahne“, diesem mächtigen Zuge der Gemeinsamkeit, ja des All's, im Einzelnen, Befangenen, dieser anderen Gestalt der „Noth“, minder gewaltig, aber kaum minder bedeutsam, „aus dem Wahne schafft doch allein die Kunst so etwas wie Wahrheit“, so hörte ich einmal, vor zwei Jahren, den Meister sagen. — So bleibt dann seine Kunst, als Wahr- und Wirklichkeit; und nun das Werk, die Gemeinde? Wird uns der Parsifal entschlossene, gläubige Menschen bringen, die sich, in Liebe, auch über die Dinge dieser Welt verstehen können, ein Beispiel zu geben, in aller Welt?“ —

35.

Halle. 6. 2. 82.

„Meine Vorträge haben mir jetzt Gelegenheit gegeben, die ganze Reihe der Gesammelten Schriften auf's Sorgfältigste wieder zu lesen, und mir zu lehren, wie sehr jene Aeusserung im Vorberichte der „Zensuren“ über die wahrhafte Tröstung der Schriftstellerei in einer, wahrer Kunst entfremdeten Zeit auch auf das Geschick des Lesers Bezug hat. — Jener Einfluss des Theaters auf die Künste, wie er als letztes Ziel *„Kunstwerk der Zukunft“* heisst, findet dieser nicht auch Anwendung auf die Litteratur? Der grosse, freie Athem der Kunst, der einstens eine Kultur beseelen wird, belebt bereits jetzt die geistigen Keime, welche übrigens verkommen müssten und nicht zum Leben kämen. Dieser Einfluss unterscheidet die Bayreuther Blätter so sehr im Styl der Sprache und des Besprochenen, auch von dem besten litterarischen Unternehmen des „Draussen“. — Wenn ich nun mir deutlich in's Gedächtniss zurückrufe, wie völlig ich mich, lange Zeit hindurch, in der That mit *„Marat's Tod“* ausgesprochen hatte, und wirklich in diesem dramatischen Aphorisma das Sagenswerthe über Menschen und Revolutionen gesagt zu haben aufrichtig glauben musste; so brauche ich mich dann nicht weiter mehr zu sorgen, wie es gekommen ist, dass ich auch nur zum *„Pompejus“* Athem schöpfen konnte. Dabei nun, wie in der Ermöglichung meiner grösseren Arbeiten für die Blätter, ist mir geschehen, was mir eines Tages geschah, als ich, nach dem *„Siegfried“*, „unwillkürlich“ stolzer und froher als je unter die Menschen trat: die Mitempfindung des künstlerischen Styles des Kunstwerks bestimmte den Styl auch der nicht in erster Linie künstlerischen Bethätigungen. Hierin glaube ich also an mir erfahren zu haben, was ich auch nun erst z. B. in *„Kunst und Politik“* über den möglichen Einfluss des Theaters ausgesprochen sah und verstand; so kühn wage ich mir durch eine Verknüpfung meiner Arbeiten für Bayreuth mit dem Werke von Bayreuth des Meisters Lob zu deuten; was es mir aber war und ist, bleibt ungedeutet und ungesagt.“

Die letzten Briefe haben uns über *„Helden und Welt“* hinausgeführt und wieder an die Quelle aller Wagnerianischen Geistesproduktion geleitet: zu den *„Gesammelten Schriften“* selbst. Wie unser Freund sie las, und welche Gedanken er daran knüpfte, das mag uns ein belehrendes Beispiel sein. So gewinnt sich die neue Weltanschauung, und zwar nicht ohne eine besonnene, auf tiefem Verständniss der Gesammtheit beruhende, geschichtliche Erwägung der in den Schriften sich darstellenden geistigen Entwickelung und Begriffsbildung. Daran können alle Diejenigen lernen, welche auch dem lebendigen Genius gegenüber nur wieder die moderne Manier der historischen Betrachtung im rein-philologischen Sinne anzuwenden lieben. Fast unvermerkt aber führt uns eine solche rechte Behandlung des Gedankenschatzes der Schriften auf das neue Werk des *„Wagner-Lexikons“*, wie es nun im Sommer 1882 aus Glasenapp's Anregungen erwachsen sollte. Die Wiederlesung der Schriften für den Vortrag an der Hochschule gedieh unserem Freunde fast bedeutender noch zur Ausführung jenes herrlichen Hauptwerkes unserer heutigen Bayreuther Schule.

16.

Halle. 29. 3. 82.

— — — „Eine weit positivere, grosse Aufgabe ersah ich in dem von Glasenapp vorbereiteten Unternehmen einer encyklopädischen Zusammenstellung der „Bayreuther“ Begriffe. So nämlich deutete ich mir sogleich das von demselben vorgeschlagene *„Wagner-Lexikon“*, indem ich mich zugleich eines mir in Bayreuth einmal ausgesprochenen Wunsches erinnerte, die so oft gebrauchten Worte wie Renaissance, Zivilisation, u. s. w. recht deutlich und übereinstimmend erläutert zu sehen. In meinem vor wenigen Wochen abgeschickten Aufsatz über Luther habe ich auf meine Auffassung der Nothwendigkeit hingewiesen, die durch einen unvergleichlichen künstlerischen Eindruck zunächst dargestellte Einheit der Bayreuther Gemeinde durch eine immer entschiedener auszusprechende Uebereinstimmung der Ueberzeugungen, ohne Unterschied des „Gebietes“, zu befestigen; zu einer beispiellosen reformatorischen Macht sind die wenigen echten Bayreuther ja sicherlich berufen: eine Umbildung der wahnvoll herrschenden Ideen im Sinne des ihnen verständlich gewordenen künstlerischen Ideales ist deshalb ihre unmittelbare Aufgabe. Die Gespräche mit dem thätigen, lebendigen Dr. Förster bestärkten mich in dieser Ansicht einer greifbar allernächsten Aufgabe von, so zu sagen, philosophischer Natur — denn die Antriebe und praktische Möglichkeit zu beinahe unbedingter Verständigung schien mir hier gegeben zu sein; nun wäre es schön gewesen, wenn wir auch wirklich jeden Begriff sogleich übereinstimmend aufgefasst hätten, ohne Aufhebens hiervon machen zu müssen, und somit einzig Thatsächliches in gleichem Sinne hätten besprechen können. Da schien mir dann, als ich bei meiner Rückkehr hierher Gl.'s Brief vorfand, sein Vorschlag manchen eigenen Ab-

sichten schön zu entsprechen, und ich sagte, in dem angegebenen Sinne, freudig meine Theilnahme zu, auf den uns Alle vereinigenden Sommer manche sehr nothwendige nähere Besprechung verschiebend.

Shakespeare beschäftigt mich seit gestern auf das Lebhafteste. Dass er, der Künstler, mehr Reformator sei, als Bruno, der Prophet, wollte ich durch seine sichere, einfache, durchaus überlegene Haltung andeuten. Nun könnte ich vielleicht, gegen Ende, ihn weit ausdrücklicher dies gegen Bruno geltend machen lassen; so erschiene auch jene ganze Andeutung seines Verhaltens verständlicher. Der möglicherweise einzuführende Dritte wäre am ehesten der junge Baco; nur steht dieser den beiden Andern so ferne an Werth, dass nicht auszusinnen ist, was Shakespeare Diesem zu sagen gehabt hätte; ich hoffe also mehr auf die zuerst angegebene Weise zufriedenstellend ändern zu können." —

Die letzten Worte müssen uns in eine heitere Stimmung versetzen, wenn wir dabei der neuesten Anstrengungen gewisser Agenten für das Amüsement der „Geistreichen" gedenken, welche aus Shakespeare und Bacon eine und die selbe Person, oder Shakespeare nur zum Sitzredakteur für Bacon's grosses Lügenspiel mit der dramatischen Genialität machen wollen. Nur das blindeste Unverständniss für das Lebendige des Genius und für das Moralische der geistigen Grösse konnte in solche Schlingen fallen! Unser Freund aber, wie sein Meister von ihm gerühmt hat, besass Augen, um zu sehen. Das Lebendige wirklich sehend, erfasste er das Moralische mit ganzem Gemüth als eine schöpferische Kraft, woraus ihm seine Gestaltungen jenes Lebendigen wiederum erwuchsen. So dichtete er auch seinen *„Luther"* und schrieb uns *„Luther und die Bauern"*. (V. 101 ff.) Dies war der einzige grössere Beitrag, den er für das Parsifal-Jahr uns geliefert; aber welch' ein Problem war damit berührt? Die Besucher des Festspiels, welche zugleich Leser der „Blätter" waren, hätten darüber in das ernsteste Nachsinnen gerathen müssen. Es war in der That etwas wie eine Lebensfrage des Idealen. Auch in Bayreuth war dies wieder einmal genöthigt worden, die „Realität" — das grosse Publikum — zu Hilfe zu ziehen, um nur zu „erscheinen". Luther hatte sich dagegen den „Bauern" — einem doch ganz anderen „Publikum" — schroff abgekehrt, um sein religiöses Werk rein zu erhalten. Unendliche Vorwürfe aller Besserwisser aus dem Flachlande der Idealslosigkeit wurden ihm dafür zu Theil. Ein Bayreuther Blick sprach ihn los und frei; der hatte die Nothwendigkeit des scheinbar Engherzigen als Freiheit des grossen Wollens erkannt. Dem Kunstwerke zugewandt, durfte er in dem äusserlich gegensätzlichen Verhältnisse dennoch einen gleichen Trost finden. Das grosse Publikum war meistentheils als ein Unbewegtes, ganz Nichtwollendes, erschienen, und nun spann der Zauber der Kunst, des Ideals, seine Seelen dennoch in ein neues Ahnen ein. Im „Ahnen" hatte unser Freund eben damals, mit

kühner Sprachsymbolik, einen echt deutschen Ausdruck für das „Weltwesen“ zu erkennen geglaubt. („Sprache und Kultur“, XI, 32.) Für dieses Wagniss einer Bayreuther Philologie, das mich beim ersten Lesen seiner grossen Arbeit über die Sprache hatte aufjauchzen lassen, bot ihm jetzt das Festspiel ein herrliches Beispiel dar. Ahnung — ja, das war die Sphäre, in welcher hier eine neue Welt des Gemüthes sich leise schon heranbilden mochte. Etwas dergleichen war Luther's Werke in der Welt versagt geblieben. Seine „Bauern“ „ahnten“ nichts, sie wähnten nur zu „wollen“. Damit kehrten sie sich selber schon ab von der Heiligkeit des Ideals. In ihrem wahnvollen Wollen der „Freiheit“ erkannte Luther seine „Freiheit des Christenmenschen“ nicht wieder. Revolution war nicht Reformation. Und nun — im „Parsifal“ lebte die Kraft der Regeneration, und als von aller Welt Enden her die „Bauern“ des künstlerischen Geistes heranströmten, da vermochten sie es nicht, durch die Zugluft der Wirklichkeit das Traumbild des Ideals zu verstören, sondern in der gesicherten Stätte seines Wirkens ward es den gefesselten Gemüthern selbst zur Wirklichkeit. Dieses Wirklich-Werden des Ideals als grosse Möglichkeit war und blieb der Segen Gottes über dem Nibelungenfluche, der die Kunst an das Gold gebunden hielt. Ja, „*Luther und die Bauern*“ im „Parsifal-Jahre“ — das sagt uns etwas. Lest es nur wieder und denkt dabei! Bildet euch nicht ein, solche Artikel würden geschrieben, um euch das Denken zu ersparen. Bayreuth wirkt Gedanken, und das „Wort“ soll für einen Bayreuther Schriftsteller eine That des Gedankens sein. So lehrt uns Stein. Daran nun gilt es theilzunehmen. Im Jahre des „Parsifal“ freilich gab es nicht viel Zeit und Musse zum Schreiben in Briefen und Blättern; alles lebte und webte in der „werdenden Wirklichkeit“ des Kunstwerks. Aus der Zeit vorher und nachher liegen nur einige Aeusserungen vor, welche in unserem beiderseitigen Briefwechsel die gleichzeitigen Veröffentlichungen in den „Blättern“ betreffen.

17.

Halle. 1. 5. 82.

„Manche Fragen meiner letzten Briefe werden vielleicht durch den Luther hier mehr Haltung gewinnen. Im ernstesten Sinne sind ja meine Arbeiten Korrespondenzen zwischen uns. Ich meine, wenn eine Arbeit etwas für „uns“ ist, nur — und sicherlich dann finden sich die „Andern“, welchen sie ebenfalls etwas sagt.“

(10. 6.) „Auf's Schönste belebt Grysanowski's Aufsatz manigfaltige Gedanken-Keime. Aufnahme socher Arbeiten muss uns für ungemein werthvoll gelten, da sie, in ihrer eigenen Art zu Bayreuther Idealen hinleitend, ganz besonders uns zu bestärken vermögen. Damit ist eben doch etwas geschehen, dass Einigen die gesammten Folgerungen Wagner'scher Anregungen lebensvoll verständlich werden: ihr Verständnis ist eben der

Keim, den zu pflegen uns einzig gestattet ist — denn gewiss darf, wer den Baum pflanzt, nicht hoffen unter seinem Schatten auszuruhen."

An den „*Luther*" anschliessend trifft hier die Erwähnung des schönen Aufsatzes von Grysanowski über die „*Epidemien als Kulturkrankheiten*" im Mai-Stücke auf das traurige Gegenbild unserer Zivilisation: eine kranke Menschheit rings um die künstlerische Regeneration! Wie soll das werden? Nur tiefer religiöser Sinn, festhaltend an dem Zusammenhange alles Edeln mit dem Ewigen, vermag darüber hinwegzuhelfen, nicht oberflächlich, die Augen schliessend, sondern durch einen festen Brückenbau aus den Werkstücken der Bayreuther Weltanschauung. Dazu diente nun die neuere Arbeitsweise des Freundes nach den Festspielen. Er begab sich auf den Bauplatz der „Kritik". In Venedig war es, wo er Renan's „*Marc-Aurèle*" für unser Septemberstück rezensirte. Daran knüpfte sich eine bemerkenswerthe Korrespondenz. Unsere Leser entnehmen daraus die bestimmte Richtung auf das im „Parsifal" uns gedeutete Ziel der deutschen Religion.

18.

Venedig. 8. 10. 82.

„Ein erster Versuch einer Besprechung liegt bei. — Ich glaube, es heisst auf Herzens-Fragen antworten, wenn man, im Einzelnen und nach Gelegenheiten, das erläutert, was die Leute draussen, ungläubig anstaunend, das „Bayreuther Christenthum" benennen. Nun aber: den Beifall des Meisters hat die beiliegende Arbeit eigentlich nicht. „Viel zu nobel" äusserte er nach deren Vorlesung. Ich habe das so zu verstehen, dass er eine entschiedene Abfertigung Renan's gebilligt haben würde, und dass das systematische Hochernste ihm schon fast zu viel in die Besprechung hineingerathen ist. Der Meister liebt das Systematische nicht, verwirft es völlig in den Blättern. Dennoch aber, glaube ich, muss dem achtsamen, deutschen (= systematischen) Leser gelegentlich ein sehr ausdrückliches Wie und Wo geboten werden: also, wenn wir das Christenthum stäts göttlich nennen, gelegentlich eine begriffliche Auslegung dieser Benennung, und zwar nicht Einmal nur — wer getraute sich es dann? — sondern bei mehren Gelegenheiten, von verschiedenen Seiten angesehen."

Ich erwiderte darauf am 15. Oktober u. A.:

Als gewichtigen Beitrag betrachte ich Ihren kleinen Aufsatz gerne, sowohl um des Thema's willen, als auch wegen der kurzweg zum Kerne dringenden Behandlung. Es scheint mir vortheilhaft, auf solchem Wege, über das Bekanntere und Anerkannte her, gleichsam rezensirend, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Hauptfragen, die uns bewegen, vertraulicher hinzulenken, als wie dies durch scharfe Griffe in den vollen Schopf der Sphinx oben auf der freien Felsenspitze der abstrakten Begriffsentwickelung möglich ist. Wir müssen immer bedenken, zu Wem wir sprechen; das sind doch vielfach Leute, denen mit einer nur verächtlichen Abfertigung solcher „anerkannter" Grössen gar nicht gedient ist; führt man sie aber mit dem Anstande, der ihrem vorläufigen Dafürhalten entspricht,

und der unserem ganzen Auftreten ziemt, an den Schemen der Zeit vorüber auf die reinen Gedanken zu, die ihnen zur Kulturbildung dienen sollen, so werden sie mit Zutrauen nachfolgen und die Lust behalten von uns zu lernen, mit uns zu lernen. Auch handelte es sich hier nicht so sehr um eine Charakteristik und Kritik Renan's (sodass der Ton unseres Referats etwa als eine Ehrenbezeigung für den Autor gelten könnte), als vielmehr um eine gelegentlich aufklärende Hinstellung unserer Ansichten und Empfindungen vom „wahren Christenthume", wofür uns die Irrungen eines Mannes von dem Geiste Renan's immerhin als erwünschte Folie dienen konnten. Somit glaube ich dieses Referat als einen vielversprechenden Beginn annehmen zu dürfen." —

Als ich diese Worte schrieb, war die Nachricht vom Tode Gobineau's († 13. Okt. 82) schon auf dem Wege nach Deutschland. Er sollte es also nicht mehr erleben, dass wir ihm in den „Blättern", die seine Beiträge noch in diesem Jahre *(„Das persische Theater")* geehrt und geziert, ein Denkmal setzten, wie er es sich als der philosophische Historiker für unsere Welt-Schau vor Allem verdient hatte. Meine Artikel über seine *„Ungleichheit der Racen"* erschienen erst von dem Todesmonat an. Was ich damit im Sinne des Meisters für unsere Kulturaufgabe Besonderes bezweckt hatte? Auch die wissenschaftliche Weltbetrachtung mit in den Dienst des „Heiligen" zu stellen, d. h. in den Dienst der uns aufgegebenen lebendigen Verknüpfung des Lebens mit dem Ideale, — und dafür die Wurzeln wiederum nachzuweisen in dem Naturelemente des arischen Blutes, das als germanischer Geist in unseren Genien verklärt noch heute fortlebt — für die, so den Glauben halten. Diese Absicht — damals streng in Gobineau's Pfaden, neuerdings auf den *„Urgermanischen Spuren"* selbständig weiter verfolgt — hatte so völlig verstanden wohl Keiner, als wiederum Stein, der mir — ich zitiere es lediglich um der Sache willen! — nach Erscheinen des Stückes u. A. das Folgende schrieb:

39.

Halle. 7. Nov. 82.

„Mit wahrer Ergriffenheit danke ich Ihnen für Ihren Artikel über das Arische. Hier ist jenes Wissen, was mehr als alle „Wissenschaft" unser Gemüth in freudigster Theilnahme zu den Gegenständen des Erkennens hinleitet. Das haben wir bisher nicht gehabt! Es ist gross, dass wir es nun haben! — Was wäre es mir, als Studirenden, gewesen, so geführt zu werden, durch solcherlei Wissen, anstatt mir nun die gesammten Irrgänge durch die Weisheit der Juden und Vivisektoren nicht erspart bleiben durften. Was muss ein aufrichtiger Leser nicht empfinden, wenn ihm, in dieser natürlich, deutsch ansprechenden Art, der Reichthum Gobineau's geboten wird! Genug der Worte, aber noch lange kein Ende meiner herzlichen Freude an den Blättern!"

Hieran schliesst sich ein Brief-Fragment, welcher uns mit seinen, der obigen Auffassung verwandten, Hindeutungen auf die „Laut-Symbolik"

bereits ganz deutlich auf die für Berlin bestimmte Habilitationsarbeit Stein's über die „Sprache" hinleitet. Das Wort „der volle Athem des deutschen Gemüthes" haucht uns den wunderbaren Geist jener ersten Abfassung wieder zu, die wir im vorigen Januarstücke mitsammen genossen haben. Athem! *atma* — Weltseele als menschliche Ausdruckskraft — neben jenem geheimsvollen Ahnen, *anan* — Weltwesen als deutsches Gemüths-Eigen, — die reine, volle Laut-Symbolik dieser beiden Worte giebt uns zugleich eine Symbolik unserer Weltanschauung — gewissermaassen den erhabenen, freien Ansatz zu dem entscheidenden „Worte", davon jener Aufsatz am Schlusse spricht — und das nicht „*Jehovah*" lauten würde! —

40.

Halle. 15. 12. 82.

— „Ich hatte, da ich gerne, sehr gerne dem „*Marc-Aurèle*" einige ähnliche Artikel folgen lassen würde, an Oldenberg's Buddha gedacht? Am liebsten fände ich ein kleines, leidliches Buch, an dem sich über *Jehovah* (Judenthum, Scholastik) in seinen Einflüssen auf das Christenthum etwas sagen liesse, und diesem der „deutsche Gott" gegenüber ehrfurchtsvoll zu nennen wäre. Desgleichen erscheint jetzt wohl nicht selten etwas, unter dem Einflusse der Bayreuther Anregungen, und nur müsste es Ihnen als für diesen Zweck geeignet und würdig auffallen."

„Ich habe mich in letzter Zeit viel mit Ihren älteren Arbeiten beschäftigt, insbesondere: „Verrottung und Errettung" und „Poetische Lautsymbolik". Auf letztere hin, würde ich gerne mir einzelne, eingehende Fragen erlauben, wenn ich nicht zweifelte, ob Ihnen dies Alles noch im gleichen Sinne angelegen sei, als zur Zeit seiner Abfassung; da ich nämlich in Ihren neueren Arbeiten keine Andeutungen jener Gedanken mehr finde. Also zunächst die Frage: sind Sie von den Deutungen der Poetischen Laut-Symbolik durch irgend etwas anders, als eben neue und andere Aufgaben abgebracht worden? Glauben Sie nicht noch heute, dass hier ein Gebiet eröffnet ist, rechte, edle Wissenschaft zu bethätigen, beseelt von dem vollen Athem deutschen Gefühles? Wenn man jene „Lautsymbolik" mit den „wissenschaftlichen" Behandlungen nahe liegender Gegenstände vergleicht, so muss dem ängstlichen und stümperhaften Charakter dieser, von Juden wie Geiger betriebenen, Wissenschaft gegenüber, dort die grosse Kühnheit und der Reichthum an Ergebnissen auffallen. Was Jene wider dergleichen zu sagen haben, wissen wir ja; wer hört darauf? Sollte nicht wirklich vielmehr ihnen mit Breite und Nachdruck auf ihrem eigenen Gebiete begegnet werden; denn irgend einmal muss dies Gebiet gewonnen werden: von ihm aus wird der öffentliche Geist beherrscht. Da liesse sich nun aber alles Ernstes der Wagnerische Stabreim als der goldreiche Schacht, der zum „Ursprung der Sprache" wahrlich hinabgeleitet, dem Verstande und dem Gefühle ersichtlich machen."

Ich kann nicht umhin, auch hierauf wieder zur Ergänzung einige Worte aus meiner Antwort vom 21. Dez. folgen zu lassen:

„Wenn Sie Oldenberg's „Buddha" besprechen wollen, werde ich Ihnen sehr dankbar sein, denn das erspart mir den Umweg, den ich hätte nehmen müssen, um in meiner grösseren Arbeit selber auf das Werk hinweisen zu können. Das Buch hat mich Vieles gelehrt, vorzüglich, dass wir als Christen und Deutsche noch weit mehr in den Buddhismus hineingedacht haben, als wie er etwa auf unsere Erkenntniss des Christenthums eingewirkt hat. Wir sind soweit gelangt, dass es nun Zeit ist, sich zu „ent-indern", und dazu hilft O.'s Arbeit in vortrefflicher Weise. Womöglich nehmen Sie doch Meischel's Uebersetzung der Upanischaden mit dazu. — Dann: „Judenthum" — wäre vorzüglich. Hier würde zunächst wohl die beste Gelegenheit sich darbieten, Wahrmund's „Babylonierthum" zu berücksichtigen.

Die „poetische Lautsymbolik" ist mir lieb, vielleicht gerade, weil sie nur ein Antippen des grossen Thema's bedeutete. Merkwürdigerweise haben ganz verschiedene Schriften auf das vergessene Büchlein Bezug genommen (so Hey in seiner Gesangsschule, und C. Beyer in seiner Poetik) und zwar sehr nachdrücklich, was mich freute. Ich selbst habe gerade vor etwa 4 Wochen einen Rückblick auf jene Studien gethan, indem ich meine alten sprachwissenschaftlichen Schriften für einen Neuabdruck völlig überarbeitete. Der erste Aufsatz behandelt den Ursprung der Sprache in dem Sinne, wie die „Lautsymbolik" schon andeutet. Es mangelt nur noch an einem — Physiologen, der, nicht Vivisektor, soviel Geistesklarheit und Gemüthsfrische sich bewahrt hätte, um das Thema von der Seite seiner Wissenschaft aus in ernstlichen Angriff zu nehmen. Ich hätte mich vielleicht auch dahinein studirt, wäre nicht die Kunst dazwischen gekommen, und hätte mich, wie „der Wolke Tragwerk" den Faust, über „der Einsamkeiten tiefste" auf ganz andern Boden versetzt. Von dort aus nun uns Land dem Meere abzuringen — ob diese Riesenarbeit mir noch einmal möglich wird, wer will das wissen? In dieser gegenwärtigen Zeit bin ich froh, jene Ueberarbeitungen der alten Dinge hinter mir zu haben, um nur noch — für mehre Wochen — der spezifisch Bayreuther Aufgabe mich zu widmen."

Damit kommt das Jahr 1882 zu einem Abschlusse, der zugleich in eine, uns damals noch ganz anders gefärbte Zukunft deutet. Wer glaubte in jener Weihnachtszeit des Parsifal-Jahres, dass alle vorbereiteten Dankesgaben wie: *„Helden und Welt"* — *„Wagner-Lexikon"* — *„Sprache und Kultur"* — meine *„Kleinen Schriften"* (über Sprache und Schrift) im Verlaufe trauervoller Jahre an einem Grabe niedergelegt werden sollten!? — Die „spezifisch Bayreuther Aufgabe" aber war meine *„Religion des Mitleidens"*, an welcher ich den letzten Federstrich gethan: am 13. Februar 1883. —

Das unsichtbare Orchester.

Eine historisch-kritische Studie von C. Kipke.

(1887.)

I.

„Von jeder Wahrheit, ehe sie gefunden worden, giebt sich ein Vorgefühl kund, eine Ahndung, ein undeutliches Bild, wie im Nebel, und ein vergebliches Haschen, sie zu ergreifen; weil eben die Fortschritte der Zeit sie vorbereitet haben. Demgemäss präludiren dann vereinzelte Aussprüche. Allein nur wer eine Wahrheit aus ihren Gründen erkannt und in ihren Folgen durchdacht, ihren ganzen Inhalt entwickelt, den Umfang ihres Bereichs übersehen und sie sonach, mit vollem Bewusstsein ihres Werthes und ihrer Wichtigkeit, deutlich und zusammenhängend dargelegt hat, der ist ihr Urheber. Dass sie hingegen, in alter oder neuer Zeit, irgend ein Mal mit halbem Bewusstsein und fast wie ein Reden im Schlaf, ausgesprochen worden und dennoch sich daselbst finden lässt, wenn man hinterher danach sucht, bedeutet, wenn sie auch *totidem verbis* dasteht, nicht viel mehr, als wäre es *totidem litteris;* gleichwie der Finder einer Sache nur Der ist, welcher sie, ihren Werth erkennend, aufhob und bewahrte; nicht aber Der, welcher sie zufällig ein Mal in die Hand nahm und wieder fallen liess; oder, wie Kolumbus der Entdecker Amerika's ist, nicht aber der erste Schiffbrüchige, den die Wellen einmal dort abwarfen." —

A. Schopenhauer, Parerga. Bd. I. „Fragm. z. Gesch. d. Philos." § 14.

In diesen Worten des grossen Philosophen liegt die bündigste und unwiderlegliche Beantwortung der Frage nach der endgiltigen Abgrenzung des Eigenthumsrechtes Richard Wagner's an der heute unter dem vom Meister selbst abgewiesenen Worte „*Musikdrama*" begriffenen künstlerischen Erscheinung, und damit auch die sicherste Wegweisung für die Beantwortung der Frage nach der eigentlichen kunst-historischen Bedeutung des gesammten Wirkens und Schaffens Wagner's; denn was Schopenhauer dort über das Verhältniss des „Urhebers" zu einer „Wahrheit" sagt, das dürfen wir in vollem Umfange auch auf das Verhältniss des Künstlers zur künstlerischen „Idee" und „That" anwenden. — Es ist wohl Niemand so thöricht, zu glauben, dass hiermit die Bedeutung der manigfachen Entwickelungsphasen, welche weittragende Ideen zu durchlaufen haben, ehe sie uns in ihrer Vollendung entgegenzutreten vermögen, in Abrede gestellt sein soll. Jene oben von Schopenhauer nur leicht gestreiften „Fortschritte der Zeit" können schliesslich doch wieder nur in den Ideen und Thaten einzelner Hervorragender ihren konkreten Ausdruck finden; und indem wir alsdann die Erscheinungen verschiedener Zeitabschnitte zu einander in Beziehung setzen und auf ihren inneren oder äusseren Zusammenhang mit einer später völlig ausgereiften Idee oder vollbrachten That hin prüfen, gewinnen wir erst den rechten Einblick in die folgerichtig-nothwendige oder krankhafte Entwickelung der einzelnen Erscheinung. Jede Errungenschaft und jeder Fortschritt des menschlichen Geistes setzt eine Mitbenutzung der Ergebnisse vorangegangener Bemühungen und Bestrebungen Anderer voraus, und keine wirklich bedeutende neue Erscheinung

vermöchte ins Leben zu treten, wenn nicht erst die oft jahrhundertelangen Bemühungen früherer Generationen die Existenzbedingungen für sie vorbereitet hätten. —

So verhält es sich auch mit dem Wagnerischen Kunstwerk; und gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte werden wir, bei einer gleichviel an welche Sonderheit dieses Kunstwerkes anknüpfenden Betrachtung, uns der ehrenden Rückerinnerung an zwei Männer nicht entschlagen können, die, vor jetzt gerade 100 resp. 200 Jahren das Zeitliche segnend, in ihrem Leben den bedeutendsten Einfluss auf die Entwickelung der musikalischen Kunst in ihrer Richtung auf das Drama ausgeübt haben: Lully († 22. März 1687) und Gluck († 15. November 1787). Je besser wir uns die, heute ja noch kaum völlig zu übersehende, ganze kunstgeschichtliche und kulturhistorische Tragweite des Wirkens Richard Wagner's für die künftige Entwickelung der Kunst vergegenwärtigen, um so aufrichtiger muss unser Dankgefühl sich Jenen zuwenden, die in längst entschwundenen Zeiten die ersten Bausteine, aus denen die Grundmauern des neuen Kunstwerkes aufgeführt wurden, zusammentragen halfen.[1])

Wenn ich nun an dieser Stelle, in Folge einer mir von der Redaktion dieser Blätter gewordenen ehrenden Aufforderung, es unternehme, insonderheit der Thatsache der Unsichtbarmachung des Orchesters im Theater etwas näher zu treten, so will ich mir damit keineswegs das Verdienst einer erschöpfenden Behandlung dieses Gegenstandes anmaassen, und es sollte mich aufrichtig freuen und mir als der beste Lohn meines Wollens erscheinen, wenn dadurch andere, berufenere Federn sich angeregt fühlen sollten, ein Mehres und Besseres über das nachstehend zu behandelnde Thema vorzubringen. Muss ich dabei die bisherige Behandlung des Themas als eine oberflächliche bezeichnen, so soll damit Niemandem ein Vorwurf wegen des Nichtauffindens gewisser älterer Anklänge an Wagner's Gedanken gemacht werden. Die Oberflächlichkeit verräth sich vielmehr sehr bemerklich darin, dass in dem langen Zeitraume, zwischen der ersten theoretischen Verlautbarung Wagner's über unser Thema und deren Umsetzung in's Praktische, also in der langen Zeit von 10 oder richtiger 13 Jahren sich — so weit meine Kenntniss reicht — Niemand fand, der an des Meisters hochwichtigen Gedanken auch nur mit einer Silbe angeknüpft hätte. Dieser Theil der Wagnerischen Theorie ist einfach übersehen oder todtgeschwiegen worden, auch auf gegnerischer Seite, wo man sich doch nicht so leicht eine Gelegenheit, dem Meister etwas am Zeuge zu flicken, hat entgehen lassen; denn alle die zumeist herzlich schlechten Witze, welche über das „unterirdische Orchester" oder den „mystischen Abgrund" gemacht worden sind, sowie das erlogene menschliche Rühren, das man ob der den armen Musikern in dem Verliess des versenkten Orchesters von Wagner angethanen Unbill zu empfinden vorgab, sind erst nach den ersten Bayreuther Festspielen laut geworden und haben das „unsichtbare Orchester" zu einem Jedermann geläufigen, geflügelten Worte — ohne klaren Begriff gemacht.

In dem Vorworte zur Herausgabe der Dichtung des Bühnenfestspieles „Der Ring des Nibelungen" (1863)[2]) finden sich folgende Sätze:

> „Zur Vollendung des Eindruckes einer solchermaassen vorbereiteten Aufführung, würde ich dann noch besonders die Unsichtbarkeit des Orchesters, wie sie durch eine, bei amphitheatralischer Anlage des Zuschauerraumes mögliche, architektonische Täuschung zu bewerkstelligen wäre, von grossem Werthe halten. Jedem wird die Wichtigkeit hiervon einleuchten, der mit der Absicht, den wirklichen Eindruck einer dramatischen Kunstleistung zu gewinnen, unseren Opernaufführungen beiwohnt, und durch den unerlässlichen Anblick der mechanischen Hilfsbewegungen beim Vortrage der Musiker und ihrer Leitung unwillkürlich zum Augenzeugen technischer Evolutionen gemacht wird, die ihm durchaus verborgen bleiben sollten, fast ebenso

sorgsam, als die Fäden, Schnüre, Leisten und Bretter der Theaterdekorationen, welche, aus den Koulissen betrachtet, einen bekanntlich alle Täuschung störenden Eindruck machen. Hat man nun je erfahren, welchen verklärten, reinen, von jeder Beimischung des, zur Hervorbringung des Tones den Instrumentisten unerlässlichen, aussermusikalischen Geräusches befreiten Klang ein Orchester bietet, welches man durch eine akustische Schallwand hindurch hört, und vergegenwärtigt man sich nun, in welche vortheilhafte Stellung der Sänger zum Zuhörer tritt, wenn er diesem gleichsam unmittelbar gegenüber steht, so hätten wir hieraus nur noch auf das leichtere Verständniss auch seiner Aussprache zu schliessen, um zu der vortheilhaftesten Ansicht über den Erfolg der von mir gemeinten akustisch-architektonischen Anordnung zu gelangen."

Bereits in meinem vor einiger Zeit in der Lessmann'schen „Allgemeinen Musik-Zeitung"[3]) veröffentlichten kleinen Artikel über das „unsichtbare Orchester" habe ich darauf hingewiesen, wie Wagner in diesen Worten mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit der Phantasie und mit einer an mathematisch-genaue Voraus-bestimmung grenzenden Sicherheit und Präcision im Geiste jene akustisch-architektonischen und ästhetischen Wirkungen vorauserschaut, die erst bei der endlichen Realisirung seiner langgehegten Festspielidee, also 13 Jahre später gelegentlich der ersten Bayreuther Aufführungen, ihre bis ins Einzelne hinein vollkommene Bestätigung finden sollten. Da sich unter den Lesern der „Bayreuther Blätter" wohl immerhin noch Einige befinden dürften, denen bisher der Besuch der Festspiele noch nicht möglich war, oder die, auch wenn sie in Bayreuth waren, die Gelegenheit nicht fanden, die Einrichtung des Orchesterraumes im Festspielhause aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so mag es im Interesse der besseren Verständlichkeit der nachfolgenden Betrachtungen angezeigt sein, hier erst mit einigen Worten der äusseren Einrichtung des vertieften Orchesterraumes im Bayreuther Festspielhause, s. z. s. der technisch-baulichen Durchführung des in den oben zitirten Sätzen Wagner's entwickelten Prinzipes zu gedenken. — Die nachfolgende schematische Darstellung eines Querschnittes durch das unterirdische Orchester, welche ich einer in der schon genannten „Allgem. Musik-Ztg." [4]) enthaltenen Skizze nachbilde, soll dabei dem Worte zu Hilfe kommen. (Siehe Figur I.)

Terrassenförmig senkt sich das Orchester in sechs Stufen (a — f) vom Zuschauerraum (D) bis unter den vorderen Theil der Bühne (C) hinab. A und B sind elastische Schalldeckel über dem Orchester, beide von verschiedener Grösse, und in verschiedener Höhe angebracht; zwischen beiden befindet sich eine freie Oeffnung, an sich grösser als die Schalldeckel. Der Schalldeckel A ist so angebracht, dass er den Orchesterraum sammt den Musikern den Blicken der Zuschauer ganz entzieht, den Ausblick auf die Bühne aber völlig frei lässt. Die Vertheilung der einzelnen Instrumentengruppen des Orchesters auf die einzelnen Stufen ist aus der Zeichnung ersichtlich. Auf Stufe a befindet sich der Dirigent (für die Sänger auf der Bühne und für die Orchestermitglieder bequem sichtbar) mit den I. Violinen; an diese reihen sich (Stufe b — c) die anderen Streichinstrumente und Harfen[5]); auf Stufe d folgen die weichen Holzblasinstrumente, und die beiden tiefsten Stufen (e und f) sind den schallkräftigen Blech- und Schlaginstrumenten zugewiesen.

Bei einer gewissenhaften Werthschätzung der von Wagner durchgeführten neuen Anordnung des Orchesterraumes werden wir etwa drei Momente besonders ins Auge zu fassen haben: 1) die akustische Bedeutung der Tieferlegung resp. Verdeckung des Orchesterraumes, 2) die aus der Beseitigung des zwischen Publikum und Bühne geschobenen, bisher sichtbar arbeitenden orchestralen Apparates entspringenden (mehr äusserlichen, indirekten) ästhetischen Vortheile und 3) die die innerste Wesenheit des Kunstgenusses treffende Bedeutung der schlechthin

idealen, oder sagen wir lieber idealisirenden Wirkung, welche die Einschaltung des „mystischen Abgrundes“ zwischen Scene und Auditorium und die im Zusammenhang damit durchgeführte bauliche Umgestaltung des ganzen Zuschauerraumes im Wagnertheater auf das Verhältniss zwischen der scenischen Darstellung und deren Beschauer ausübt. [6])

Wagner selbst deutet — wie wir oben sahen — die akustische Wirkung des versenkten Orchesters nur mit wenigen, aber die Sache fast erschöpfenden Worten an: „verklärter, von jedem aussermusikalischen Mitgeräusch befreiter Klang des Orchesters“ und „vortheilhafteste Stellung des Sängers gegenüber dem Zuhörer“, — das ist's, was der Meister anstrebte und, nach der übereinstimmenden Meinung aller Unbefangenen, auch wunderbar erreicht hat. Der klangliche Effekt der Neuerung war zu ohrenfällig und bestechend [7]) und der aus ihr sich ergebende Vortheil für die Verständlichkeit des Gesanges zu handgreiflich, als dass man nicht neuerdings bei Neu- oder Umbauten verschiedener Theater versucht haben sollte, sich der Neuerung zum eigenen Nutzen zu bedienen. Leider liefern jene Nachahmungen (deren Anzahl überdies nicht einmal eine sehr grosse ist) nur den Beweis, dass man Wagner's Intentionen entweder gar nicht recht begriffen hatte oder doch vor einer Nachahmung bis in ihre letzten Konsequenzen zurückschreckte. (Wir werden den wahren Grund hiervon später noch erfahren.) Man blieb auf halbem Wege stecken; man versenkte den Orchesterboden um einige Zoll (gewöhnlich nicht einmal weit genug, um wenigstens die Musiker den Blicken des Publikums ganz zu entziehen) und wunderte sich dann, als die erhoffte Wirkung nicht eintrat. Die letztere kann eben erst dann eintreten, wenn das Orchester nicht nur versenkt, sondern auch durch einen Schalldeckel ganz oder theilweise nach oben abgeschlossen wird. [8])

Welches sind nun aber die besonderen akustischen Wirkungen der Schalldeckel über dem Orchester? Die Antwort lautet etwa: durch den zwischen Schallheerd und Zuhörer eingeschalteten elastischen Schalldeckel wird der Orchesterklang nicht nur von den ihm beigemischten aussermusikalischen Schlacken gereinigt, sondern auch etwas gedämpft, d. h. an einer allzurauhen direkten Berührung des Gehöres gehindert, also hiermit zugleich in ein vortheilhafteres Verhältniss zu der unbehindert über das Orchester hinweg klingenden Singstimme gesetzt und fernerweit zu einem sonst selbst durch das allervollendetste Ensemble nicht erreichbaren, einheitlichen, in sich abgerundeten und ausgeglichenen Tonstrome zusammengeschlossen.

Die Dämpfung des Orchestertones zu Gunsten der Singstimme und seine Veredelung haben alle Besucher der Festspiele empfunden und so ziemlich alle Referenten über die Aufführungen zugestanden, aber — und das ist eine Klage, der man von Lindau's „Nüchternen Briefen“ bis zu den in letzter Zeit merkwürdig aufgebauschten Auslassungen L. Hartmann's in einem Dresdener Blatte immer wieder begegnet — die Verschmelzung der einzelnen Elemente des Orchesterklanges zu dem erwähnten erstaunlichen Ensemble soll sich nur auf Kosten der charakteristischen Wirkung der einzelnen Instrumente, welche s. z. s. ihrer Individualität verlustig gehen, vollziehen. — Nun ist es freilich schwer, in Sachen, welche eine auf das Gehör des Einzelnen geübte Wirkung betreffen, eine strenge Kontrolle zu üben und unanfechtbar schlagkräftige Beweise für irgend eine Meinung beizubringen; indessen erkennt man bei näherem Zuschauen in unserem Falle doch, dass das, was Jenen eine Beeinträchtigung der Individualität der Instrumente scheint, im Grunde genommen eben nichts Anderes als die allgemein als Veredelung des Gesammtklanges empfundene Schlackenreinigung der Schallwellen ist. Es muss zugestanden werden, dass z. B. im Bayreuther Orchester die Posaune

etwas von ihrem prasselnden Ton und das Contrafagott einen Theil seines grobkörnig grunzenden Klanges eingebüsst hat, gleichwie dort die hohen Trompetentöne im Forte nicht mehr so schrill-schneidig oder kreischend klingen, als gar oft anderen Ortes; — aber sind diese Eigenschaften etwa die wesentlichen jener Instrumente? ist es denn nicht auch in Bayreuth noch mühelos möglich, die einzelnen (sich dort nur williger verbindenden) Instrumentalfarben auseinander zu halten? und kann von einem wirklichen Verwischen der Individualitäten die Rede sein, so lange wir diese da, wo dem Komponisten überhaupt daran gelegen war, doch wirklich noch erkennen und in ihrer verschiedenartigen Wirkung empfinden? Und dann: Geht denn nicht bei allem sonstigen Musiktreiben gerade das stäte Bestreben eines jeden verständigen Chor- oder Orchesterdirigenten dahin, die vereinzelten Bestandtheile der ihm unterstellten vielköpfigen Menge zum einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, die Klangtöne möglichst fein und harmonisch abzustufen, und nur in hierzu geeigneten Fällen dem Einzelnen ein hervorstechendes Wort zu gestatten? — Aber selbst wenn wir die erhobenen Einwände als zu Recht bestehend ansehen wollen, bleiben doch die klanglichen Vorzüge der Neuerung immer noch unendlich grösser, als deren etwaige oder angebliche Nachtheile; und das sich-Sträuben dagegen ist nur auf die selbe Ursache zurückzuführen, welche s. Z. (und bis heute) den Uebergang von den Naturblechinstrumenten zu den Ventilinstrumenten erschwerte: Man will sich, wie — wenn ich nicht irre — der alte Dr. Franz Brendel einmal irgendwo sagte, der Erkenntniss verschliessen, dass ein wesentlicher Fortschritt nach der einen Seite immer mit einem kleinen Verzicht auf der anderen Seite naturgemäss verknüpft sei. Man kann nicht weiter schreiten, ohne den bisherigen Standpunkt zu verlassen. Mit Recht machte übrigens O. Lessmann[9]) in seinen in Sachen des „unsichtbaren Orchesters" an die Adresse L. Hartmann's gerichteten Entgegnungen besonders darauf aufmerksam, dass durch die Bayreuther Orchestereinrichtung vornehmlich nur die im gewöhnlichen, offenen Orchester (zumal bei starkinstrumentirter moderner Musik) ungebührlich praedominirenden schallstarken Blech- und Schlaginstrumente durch ihre besonders tiefe Aufstellung in ein besseres Verhältniss zu den Streich- uud Holzblasinstrumenten gebracht werden, dass durch die Schalldeckel (Fig. 1 A und B) die Tonwellen der Blechinstrumente und stark besetzten Saiteninstrumente je gesondert zusammengehalten werden, während die subtileren Holzblasinstrumente ihren Ton unbehindert durch die Oeffnung zwischen den beiden Schalldeckeln hindurch entsenden können, und dass schliesslich, wenn es darauf ankommt, das Bayreuther Orchester an Wucht und Glanz alles Erforderliche entfalte, wie „Jeder, der Ohren hat zu hören und Unbefangenheit genug, um freudig das Gute anzuerkennen, im Vorspiel und in den Orchesterinterludien des I. und III. Aktes des „Parsifal" genugsam habe erfahren können."

Den ersten, und meines Wissens bis jetzt einzigen Versuch, die besondere Klangwirkung des versenkten Orchesters und deren Ursachen auf eine wissenschaftliche Weise zu erklären und zu begründen, hat Dr. J. Schucht in dem in der „Neuen Zeitschrift für Musik" (1886 Nr. 37) veröffentlichten Artikel „Das unsichtbare Orchester vom akustischen Standpunkte betrachtet" unternommen. Mag der Aufsatz auch manches Wunderliche und manche Ungenauigkeit enthalten und sein Thema keineswegs erschöpfen, der darin ausgesprochene Hauptgedanke aber trifft zweifellos das Richtige, wenn er die abgeklärte, schlackenfreie Klangwirkung des Bayreuther Orchesters auf die wesentlich verschiedene Fortpflanzungsfähigkeit der von den Instrumenten direkt intonirten, hier im Sinne von Haupt- und Grundtönen aufzufassenden Töne einerseits und der zu jenen sich ungebeten gesellenden, erst mittelbar entstehenden schwächeren Obertöne

andererseits zurückführt. „Die stärkeren Grundtöne werden nämlich weiter fortgepflanzt und haben wohl auch ihre Resonanz am Bretterboden der Bühne.[10]) Die Mehrzahl der doch schwächeren Obertöne[11]) dringt aber nicht in den Zuschauerraum, sie werden nicht soweit fortgepflanzt. Und während der bretterne Fussboden der Bühne gleichsam einen verstärkenden Resonanzboden für die wirklich intonirten Grundtöne bildet, ist er zugleich ein grosser Dämpfer der dissonirenden Obertöne. Kurz gesagt, das Publikum hört Musik ohne dissonirende Obertöne."

Wir dürfen von der Betrachtung der akustischen Eigenschaften der Wagnerischen Neuerung nicht scheiden, ohne wenigstens noch flüchtig die Frage zu berühren, ob und in wie weit denn das versenkte Orchester sich mit s. z. s. „ausserwagnerischen" Bedürfnissen unserer modernen Theater vereinbaren, beziehungsweise ebendaselbst praktisch anwenden liesse. Die ganz offenkundigen Vortheile der neuen Einrichtung, als da sind: der aus der Beseitigung des störenden Anblickes der arbeitenden Musiker selbst sich ergebende (alsbald noch näher zu betrachtende) aesthetische Gewinn und die früher bereits erwähnte Veredelung der sinnlichen Klangwirkung des Orchesterensembles, werden uns hierbei wenig Sorge bereiten, und die oben erwähnten Vortheile für den Sänger werden die Beantwortung der Frage nicht erschweren; denn notorische allgemeine Vortheile einer neuen Einrichtung werden ja wohl auch für ältere Opern nicht als Nachtheile ausgegeben werden können. Als wirkliche oder eingebildete Nachtheile für die älteren, schwächer instrumentirten Opern könnten doch nur die schalldämpfende und (angeblich) den Instrumentencharakter verwischende Wirkung der Schalldeckel und allenfalls die vielleicht zu tiefe Aufstellung der Blechinstrumente in Frage kommen; wobei es dann nahe genug läge, dass hier mit den Mitteln unserer modernen Technik unschwer zu konstruirende, verstellbare Orchesterböden und verstellbare (d. h. je nach Wunsch mehr zu öffnende oder zu schliessende, vielleicht auch ganz zu entfernende) Schalldeckel jede nur erwünschte Abhilfe schaffen würden, ohne dass man nöthig hätte, zu so lächerlichen Spielereien, wie die — nach Lessmann's Aeusserung — in Moskau beabsichtigte oder gar schon durchgeführte Unterfütterung des Orchesterbodens mit Glasscherben zur Schallverstärkung[12]) seine Zuflucht zu nehmen! Uebrigens würde bei dem älteren schwachbesetzten Orchester ja schon von selbst ein Heraufrücken der jetzt tief situirten Blechinstrumente auf der Orchesterterrasse erfolgen; und ziehen wir etwa noch — um ein zweckloses sich-Verlieren der Töne in die unbenutzte Tiefe zu verhindern — verstellbare Wände, wie sie bereits Nero — allerdings zu weniger menschenfreundlichen Zwecken — gekannt und verwendet haben soll,[13]) in den Kreis der Auskunftsmittel, so wüsste ich wirklich nicht, was selbst die dürftigste Instrumentation von dem versenkten Orchester zu fürchten haben sollte. Dies sei natürlich nur für Jene bemerkt, welche gerade aus diesem Bedenken einen Vorwurf gegen das für unser Kunstwerk geschaffene Bayreuther Orchester zu gewinnen suchten!

So bedeutsam nun aber auch die eben besprochenen akustischen Eigenschaften des Wagnerischen versenkten Orchesters sein mögen, und so zweifellos daraus ein reichlicher Gewinn für die musikalisch-dramatische Kunst erfliesst, so werden sie doch in streng künstlerischer Beziehung überragt durch die Bedeutung, welche den andern beiden der von mir oben als für die Werthschätzung der Wagnerischen Neuerung wesentlich bezeichneten Momente eignet: durch die ästhetische und — wie ich sie schlechthin noch nannte — idealisirende Wirkung der Entrückung des Orchesters aus dem Gesichtskreise des Zuschauers.

Obwohl keineswegs gleichbedeutend, sind diese letzteren beiden Momente doch so eng unter einander verknüpft, dass wir sie kaum durch eine feste Grenzscheide zu trennen vermögen, und daher im Folgenden miteinander behandeln müssen.

II.

Die im engeren Sinne ästhetische Wirkung der Versenkung des Orchesters in eine dem Zuschauer nicht mehr sichtbare Tiefe ist eine indirekte, d. h. sie beschränkt sich eben darauf, einen bisher sichtbar arbeitenden Apparat, der sich störend zwischen das Auge des Beschauers und das zu schauende Kunstwerk schob, zu beseitigen. Im rezitirten Schauspiel tritt das scenische Bild dem Beschauer unmittelbar gegenüber, und wenn wir etwa hier von der räumlichen Ineinanderschiebung von Bühne und Auditorium, wie sie durch das Hinausragen der Bühnenrampe bis in die Prosceniumslogen in modernen Theatern bewirkt wird, vorläufig absehen, so ist, wenigstens im Prinzip, dem Entstehen einer wirklichen Illusion bei dem Zuschauer während der dramatischen Aufführung kein direktes Hinderniss bereitet. Dass nun eine im rezitirten Schauspiel selbst beim Laien sich äussernde Empfindlichkeit gegen störende Eingriffe in diese Illusion gerade in der Oper nicht empfunden wurde, dass hier nicht nur alle Theile des Publikums, sondern selbst die schaffenden Künstler keinen Anstoss daran nahmen, dass in eben dieser Oper ein Hilfsapparat der musikalisch-dramatischen Darbietung, nämlich das Orchester, sich zwischen die scenische Darstellung und den Zuschauer drängte und dort, Allen sichtbar, seine Evolutionen ausführte, — das ist zunächst aus der eigenthümlichen Entwickelung zu erklären, welche diese, aus einer halb missverstandenen akademischen Nachbildung der antiken Tragödie hervorgegangene Kunstgattung nahm, einer Entwickelung, die kurz als eine unnatürliche Verquickung von Konzert und Schauspiel zu bezeichnen ist, in der *opera seria* der Italiener den Gipfelpunkt ihrer Widernatürlichkeit erklomm und durch die Macht der Gewohnheit den gesunden Sinn im Zuschauer ertödtete. Von Zeit zu Zeit erhob sich wohl, wie wir später sehen werden, hie und da eine vereinzelte Stimme, welche auf das Unziemliche der bestehenden Theatereinrichtungen hinwies, auch wohl Verbesserungsvorschläge machte; aber allen diesen spekulativen Stimmen fehlte es an dem nöthigen Gewicht, — es blieb Alles beim Alten.

Wir müssen jedoch dabei, um gerecht zu urtheilen, der gründlichen Wandlung gedenken, welche die eigentliche Bedeutung des Orchesters resp. der theatralischen Instrumentalmusik überhaupt seit den ersten musikalisch-dramatischen Versuchen bis herauf zum Wagnerischen Kunstwerk im Lauf der Zeiten erfahren hat, — eine Wandlung, die sich parallel der Entwickelung der Musik (zumal später der Instrumentalmusik) als selbständiger Kunst vollzog. Es ist oft auf eine gewisse äusserliche, d. h. aus der Aufbietung eines anscheinend gleichen Hilfsapparates abgeleitete Aehnlichkeit der antiken griechischen Tragödie mit der modernen Oper, beziehungsweise dem Wagnerischen Kunstwerk hingewiesen worden; und dem blossen Wortlaute nach besteht diese Aehnlichkeit auch insofern, als beide, die antike wie die moderne Kunstform sich neben dem Einzel- auch des Chorgesanges bedienen und ihnen eine instrumentale Begleitung zugesellen. Sobald wir indess näher zuschauen und die blossen Worte, die *termini technici*, durch klare „Begriffe“ zu ersetzen trachten, sehen wir, dass den „gleichbenannten“ Faktoren in den beiden verschiedenzeitigen Kunstformen grundverschiedene Funktionen zu Eigen waren. Nur die Einzeldarsteller, die Skeniker der alten Tragödie und die Solisten des modernen gesungenen Schauspiels bleiben in beiden Fällen die eigentlichen Träger der dramatischen Handlung, die Repräsentanten des scenischen Vorganges. Der Chor, welcher in der modernen Oper nur auf der Scene erscheint und ein integrirender Bestandtheil ist resp. sein soll, war in der antiken Tragödie ein eigentlich ausserhalb der dramatischen Handlung stehendes Glied, welches die Vermittelung zwischen dem scenischen Vorgange auf der Bühne und dem eigentlichen (passiven) Zuschauer herstellte, ja, er war in den frühesten

Keimen der Tragödie, in den ältesten Dionysischen Spielen das Publikum selbst, das an der aus seiner eigenen Mitte hervorgegangenen Einzelrecitation resp. Einzeldarstellung thätigen Antheil nahm, bis erst später, bei wachsender Theilnahme an diesen Spielen, und ihrer fortschreitenden Ausbildung, eine Scheidung des rein passiven (nur empfangenden, hörenden) und des für jenen sprechenden und handelnden Theiles des versammelten Volkes eintrat. Den Letzteren repräsentirten dann eben die Choreten der alten Tragödie, welche in dem ihnen später vor der Bühne, zwischen dieser und dem Zwischenraum (*theatron*) angewiesenen Raume, der Orchestra, auftraten und von dort aus durch ihre Recitationen, Gesänge und Aufzüge (Tänze) dem ferner stehenden Zuschauer ein besseres Verständniss der scenischen Vorgänge vermittelten. [14]) Der Instrumentalmusik, wenn man von einer solchen bei den alten Griechen überhaupt reden will, fiel dann lediglich die Aufgabe zu, von ungesehenen Stellungen aus den Recitationen der Skeniker wie der Choreten die nöthige feste Stütze, die blosse Begleitung zu liefern. — In dem selben Maasse nun, wie im Verlauf der späteren Zeiten, ganz besonders nach Erfindung der Mehrstimmigkeit in der Musik, der Harmonie, sich die Tonkunst überhaupt und die Instrumentalmusik im Besonderen selbständig entwickelte und zu einer vorher gar nicht zu ahnenden Gewalt des Ausdruckes gelangte, erhob sie sich mehr und mehr von der blossen Unterstützung und Begleitung des Gesanges zu selbsteigener Aussprache des psychologischen Gehaltes der scenischen Vorgänge, ja sie kam — nachdem Wagner die Erbschaft Beethovens angetreten hatte — schliesslich dahin, das auf der Scene mit Worten und Gebärden nicht mehr völlig Darstellbare und Ausdrückbare durch ihre allgewaltige Sprache dem Nach- und Mitempfinden des Zuschauers zu offenbaren; kurz, die Instrumentalmusik übernahm schliesslich und mit noch ungleich grösserem Nachdruck und ungleich unmittelbarerer Wirkung im modernen Drama jene Vermittlerrolle, welche dem Chore in der antiken Tragödie zufiel. [15])

Während also die Instrumentalmusik bei den Alten, und selbst noch bei den ersten Versuchen der Oper nichts Anderes als ein dem Schauspieler-Sänger zur Stütze beigegebener Hilfsapparat war, den man eben darum mit richtigem Takt den Blicken der Zuschauer so lange entzog, bis rein technische Gründe die Verlegung des sich mehr und mehr komplizirenden Apparates vor die Scene veranlassten, ist sie im modernen Drama ein integrirender Theil des Kunstwerkes selbst. Als dann die ursprünglich einen gesunden Kern, eben jene formale Anlehnung an die griechische Tragödie, in sich bergende „Oper" sich unter den Einwirkungen des erwachten Gesangsvirtuosenthums verflachte und die schon erwähnte Zwitterstellung zwischen Konzert und Drama einnahm, mochte es auch ziemlich gleichgiltig erscheinen, von welcher Stelle des Theaters aus die begleitende Instrumentalmusik erklang. Erst als diese Instrumentalmusik zu selbständigem Leben zu erwachen, als sie sich allgemach der ungeheuren Macht des Ausdruckes bewusst zu werden begann, welche in ihr schlummerte, — als ferner wiederholt kühne Reformatoren die Oper von ihrer abschüssigen Bahn abzulenken und mit starker Hand wieder höheren dramatischen Aufgaben zuzuführen, d. h. dem eigentlichen gesungenen Drama zu nähern trachteten und hierbei die Instrumentalmusik aus der untergeordneten Begleiterinnenrolle zur vollwerthigen Dolmetscherin des psychologischen Gehaltes der Handlung emporzuheben sich bemühten, als, mit einem Worte, an Stelle des früheren Nebeneinanders darstellerischer, poetischer und musikalischer Elemente in der Oper, diese selbst sich allmählich zum einheitlicheren, nur dem einen Zweck einer unverkümmerten Verlebendigung und Verdeutlichung des dramatischen Vorganges auf der Scene zustrebenden wirklichen Kunstwerk abzurunden und zusammenzuschliessen begann, — da musste

sich auch allgemach die Erkenntniss von der Naturwidrigkeit einer Theatereinrichtung Bahn brechen, welche uns zwingt, einen in seinen Verlautbarungen sich ganz ausschliesslich an den inneren Menschen, an das Empfinden wendenden Faktor der künstlerischen Darbietung gleichwohl mit dem leiblichen Auge sichtbar arbeiten und so die Aufmerksamkeit des Zuschauers immer von Neuem von dem scenischen Vorgange ablenken zu sehen, dessen Verständniss er gerade — uns selbst so zu sagen völlig unbewusst, weil nur durch das Gefühl begriffen — erst recht ermöglichen sollte.[16]) In der That begegnen wir erst im Laufe der letzten hundert Jahre, also aus der nach-Gluck'schen Zeit, hier und dort auftauchenden Stimmen, welche auf eine Verbesserung der Theateranlage im eben besprochenen Sinne abzielen. — Keine dieser Stimmen besass jedoch — wie wir alsbald sehen werden — Gewicht genug, um, über blosse Kritik bestehender Uebelstände oder theoretische Erörterung einzelner Verbesserungsvorschläge hinaus, zur praktischen That zu gelangen; letztere blieb Wagner vorbehalten, der nicht rastete, bis er die als unerlässlich erkannte Umgestaltung auch in Wirklichkeit durchgeführt hatte.

Ich will nun versuchen, die soeben in Umrissen skizzirten Entwickelungsphasen, welche die Instrumentalmusik im Theater, zumal hinsichtlich ihres äusserlichen räumlichen Verhältnisses zu Bühne und Zuschauerraum, im Laufe der Zeiten durchlebte, an der Hand entsprechender Beispiele und Belege noch etwas näher zu erläutern.

Noch einmal kurz auf die griechische Tragödie zurückgreifend, kann ich jenen Urquell des Dramas, die zu Ehren des Dionysos veranstalteten Feiern und Gesänge, so bedeutsam sie sonst auch für das Verständniss der dramatischen Kunst der Griechen und für das Verhältniss der Musik zu ihr sein mögen,[17]) und so gewiss auch bereits bei diesen Gelegenheiten die begleitende Instrumentalmusik nicht fehlte, demnach hier füglich übergehen und meine Darstellung erst mit der Epoche beginnen, in welcher aus dem Schoosse des Chores bereits die in Rede und Gegenrede sich ergehenden, nicht mehr blos das Lob der Götter und Helden vor dem um den Altar (Thymele) versammelten Chore anstimmenden, sondern letztere selbst auf dem erhöhten Raume einer eigentlichen Bühne (Skene) angesichts einer passiven Zuschauermenge darstellenden Schauspieler (Skeniker, im Gegensatz von den zwischen diesen und dem Publikum in der Orchestra auftretenden Thymelikern und Choreten) hervorgegangen waren und die hymnenartigen Gesänge zur dramatischen Handlung sich verdichtet hatten. Von den hier gemeinten, in eigens hierfür errichteten Theatern veranstalteten dramatischen Aufführungen aber wissen wir, dass der in gehobenem (etwa entfernt unserem Recitativ vergleichbaren) Redeton sich ergehende Gesang der Schauspieler auf der Skene (und auch des Chores in der Orchestra?) von unsichtbar aufgestellten Kithara- und Flötenspielern begleitet wurde. Die in Gestalt eines auf Stufen erhöhten Brettergerüstes im Centrum der in concentrischen Kreisen resp. Kreisabschnitten sich um die Orchestra erhebenden amphitheatralischen Sitzreihen sich erhebende, mehr der Bühne als den vordersten Sitzreihen genäherte Thymele, hinter welcher die Instrumentisten Aufstellung nahmen, entzog diese den Augen der Zuschauer. An der selben Stelle befand sich auch der Hypoboleus, der etwa die Funktionen unserer heutigen Souffleure und Kapellmeister in sich vereinigte und, gleich dem Monitor der späteren römischen Bühne, die Aufgabe hatte, durch den Ton seines Instrumentes (und durch Zeichen?) dem Schauspieler den Wechsel der Taktarten, Tonarten etc. rechtzeitig in Erinnerung zu bringen.[18]) Eine sichtbare Aufstellung dieser Instrumentisten hätte hier um so störender sein müssen, als ja deren Begleitung des Gesanges schon im Hinblick auf die im Verhältniss zu den weiten, oben offenen Theatern der Griechen völlig un-

zureichende Schallkraft der damaligen Instrumente zunächst gar nicht für das Ohr der Zuhörer, sondern lediglich für die Schauspieler bestimmt war, denen sie einen Stützpunkt für das reine Tonhalten bei ihren Recitationen gewähren sollte. Jedenfalls aber haben wir uns diese Instrumentalbegleitung höchst einfach und durchaus verschieden von dem, was wir etwa heute unter diesem Worte auch im bescheidensten Sinne verstehen, zu denken: so lange die Harmonie und damit die Mehrstimmigkeit in der Musik noch nicht erfunden war, konnte sich die Begleitung in der Hauptsache nur auf ein partielles Mitspielen der recitativischen Gesangsmelodie, vielleicht auch, wie die Einen meinen, auf das zeitweilige Angeben stützender Grundtöne oder, wie Andere wollen, auf die Intonation einzelner über der Gesangmelodie liegender Töne beschränken[19]) und nimmer selbständige Bedeutung gewinnen. Bei der Dürftigkeit der hierüber vorliegenden Nachrichten und der Verschiedenartigkeit ihrer Auslegungen können wir uns allerdings nur ein ziemlich verschwommenes Bild von der Klangwirkung des so begleiteten Gesanges machen, gleichwie wir uns auf fast durchaus hypothetischem Boden befinden, wenn wir zu der an sich gewiss nicht unwahrscheinlichen Annahme neigen, dass die für den Charakter der Tonarten und für die besondere Klangwirkung der Instrumente ein so feines Gehör bekundenden Griechen auch verhältnissmässig frühzeitig einsehen lernten, dass die Auswahl und Gruppirung der begleitenden Instrumente nicht gleichgiltig sei für die Wesenheit des dramatischen Vorganges, und dass aus der praktischen Verwerthung dieser Erkenntniss gewissermaassen die ersten, bescheidensten Rudimente der Instrumentalmusik als eines Mittels zur Hebung des lebendigen Eindruckes der dramatischen Darstellung (zunächst freilich eben nur im Sinne einer blos passiven Anpassung jener an diese und klanglich nur dem Nächstehenden zu Gute kommend) resultirten.[20])

Die Römer, im Alterthum die vollendetsten Meister in der Kunst sich fremdes geistiges und materielles Eigenthum auf jede erlaubte oder unerlaubte Weise anzueignen und dienstbar zu machen, waren in der dramatischen Kunst fast ausschliesslich auf die ihnen von Griechenland aus gewordenen Anregungen angewiesen. Unfähig, eine wirklich nationale Kunst ins Dasein zu rufen, schufen sie Neues (nicht Besseres) nur insofern, als sie das von den Griechen Ueberkommene in ihrer realistischeren Weise umbildeten (um nicht zu sagen: verrohten) und mit Elementen primitiver heimischer Volksspiele verquickten. Die zahlreichen so entstandenen Spielarten und Abstufungen theatralischer Aufführungen, deren künstlerischer Unwerth in die Augen springt, würden uns kaum zu einem Verweilen bei der dramatischen Kunst der Römer veranlassen, wenn nicht einige der uns erhaltenen Nachrichten uns einige besondere Aufschlüsse über die Stellung der Musik und der Musiker im römischen Theater gewährten. Ausser allem Zweifel steht, dass die Römer ursprünglich mit dem griechischen Kunstwerk (der Tragödie) selbst zunächst auch alle zu dessen äusserer Darstellung erforderlichen Hilfskräfte und technischen Einrichtungen des Theaters entlehnten und demzufolge wohl auch gleich ihren griechischen Lehrmeistern im Theater die den Gesang begleitenden Instrumentisten unsichtbar für das Publikum aufstellten. Ja, selbst als man, aus verschiedenen Gründen, wiederholt zu dem Auskunftsmittel greifen musste, einen Schauspieler seine Rolle nur schweigend auf der Scene agiren zu lassen, während ein wirklicher Sänger den musikalischen Theil der Rolle unter Begleitung von Tibien ausführte, dürfte jener substituirte Sänger sammt seinen Begleitern zunächst hinter der Scene aufgestellt worden sein, und das in L. Friedländer's „Darstellungen zur Sittengeschichte Roms“[21]) erwähnte Vorkommniss, dass jener Substitut oft ruhig neben dem agirenden Schauspieler auf der Scene stand, mag wohl ausschliesslich jener späteren Verfallzeit an-

gehören, in welcher das selbstgefällige Virtuosenthum bereits alle künstlerischen Rücksichten auf die dramatische Handlung selbst zurückgedrängt hatte. — Auf eben jene Verfallzeit, in welcher die Kunst längst zum blossen Sinnenkitzel und zur willkommenen Handhabe für die Entfaltung aller Arten luxuriösen Gepränges und lärmender Massenwirkung herabgesunken war, beziehen sich auch Seneca's Klagen über den wachsenden Luxus von Chorsängern und Instrumentalisten, deren man damals oft mehr sah, als ehedem Zuschauer.[22]) Wenn jedoch Seneca bei diesem Anlasse zugleich berichtet, dass damals oft vom *pulpitum* (d. i. der Bühne) der Klang aller Arten von Tibien und anderen Instrumenten ertönten und dass das ganze Rund der *cavea* (d. i. des Zuschauerraumes) — soweit es nicht vom Publikum okkupirt war — mit Trompetern besetzt war,[23]) so sind das für uns zugleich sehr werthvolle Nachrichten über die veränderten Anschauungen hinsichtlich der örtlichen Unterbringung der Musiker im Theater, die eines weiteren Kommentars wohl nicht bedürfen. —

Bezeichnend für den Kunstsinn der Römer ist es zugleich, dass, wie bei letzterwähnten Aufführungen, so auch noch bei verschiedenen anderen dramatischen Spielen die bei den Griechen sich selbstlos in den Dienst des Dramas stellende Musik in Rom — ungeachtet der tiefen Stufe, auf der sie damals noch im Vergleiche zur Dichtkunst stand — sich doch schon selbstgefällig breitmachen, in längeren geräuschvollen Einleitungen und Zwischenaktsmusiken sich verlautbaren und dramatischen Spielarten zu allgemeiner Beliebtheit verhelfen konnte, die sich ihrer ganzen Anlage nach unserer modernen Balletoper, ja hinsichtlich ihres lasciven Inhaltes selbst unserer heutigen französischen Operette verwandter zeigen, als dem griechischen Drama, — Formen, in denen der dichterische Gedanke, der dramatische Zusammenhang fast nichts, der Ohren- und Sinnenkitzel fast Alles bedeutet.[24]) Einer kurzen Blüthezeit folgte ein jäher Verfall der antiken Musik, und wir haben es in künstlerischer Hinsicht wohl kaum zu beklagen, dass uns von den musikalischen Kompositionen der Verfallzeit des Römischen Reiches nichts erhalten blieb.

Es ist hier nicht der Ort, auszuführen, wie mit dem Untergange der antiken Reiche auch die antike Kunst zu Grabe getragen wurde, wie erst nach langen, kriegdurchwühlten Jahrhunderten, den trübsten vielleicht, welche die Kunstgeschichte kennt, aus den Trümmern der alten Welt eine neue, lebenskräftige Kunst, die christliche sich erhob, und wie speziell die Tonkunst durch die dem christlichen Zeitalter vorbehaltene Entdeckung der (den Alten gänzlich unbekannt gebliebenen) Harmonie und durch die nun erst möglich werdende selbständige Entwickelung der Instrumentalmusik allgemach in den Stand gesetzt wurde, ihre Ebenbürtigkeit mit ihren Schwesterkünsten darzuthun.[25]) Selbst die mancherlei Parallelen, welche, nach J. L. B. Klein,[26]) sich zwischen der ganzen örtlichen und sachlichen Organisation des altchristlichen liturgischen Gottesdienstes und der uranfänglich ebenfalls rein liturgischen griechischen Tragödie ungesucht darbieten, dürfen uns hier nicht weiter beschäftigen; gleichwie weder die aus dieser christlichen Liturgie hervorgegangenen Mysterienspiele, noch die unterschiedlichen, ganz anderem Boden entsprungenen Fasnachtsmummereien, Volksschauspiele, oder wie sonst die mancherlei Keime der musikalisch-dramatischen Kunst noch heissen, und wie bedeutsam sie auch für den Kunsthistoriker in anderer Hinsicht sein mögen, uns hier zu längerem Verweilen einladen. Festeren Boden gewinnen wir erst wieder unter den Füssen und direkte Beziehungen zu unserem gegenwärtigen Thema können wir erst wieder nachweisen, als für jene wild aufschiessenden Keime sich bestimmte, ständige Kunstformen herauszubilden und ihre Weiterentwickelung in geregelte Bahnen zu leiten begannen. — Solche festere Formen

und Normen für theatralische Aufführungen aber entwickelten sich erst mit den um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts zu Florenz im Sinne einer akademischen Wiedergeburt der antiken Tragödie unternommenen musikalisch-dramatischen Versuchen, welche die Musikgeschichte als „die Erfindung der Oper" bezeichnet.

Wenn man nämlich, wie billig, von den, der sogenannten „Erfindung der Oper" um fast ein Jahrhundert vorangehenden, zu grosser und andauernder Beliebtheit während des ganzen Säculums gelangten Festspielen an den prunkliebenden italienischen Höfen, bei denen von der Musik ein ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde, welche aber mehr den Charakter blosser Maskeraden und pomphafter Aufzüge trugen und die zuweilen in sehr grosser Anzahl herangezogenen Musiker — je nach dem Willen oder der Laune des hier fast zum blossen Festordner gewordenen „Dichters" — bald *vor*, bald *hinter* der Scene, bald *inmitten* des Aufzuges verwendeten, hier gänzlich absieht, so zeigt sich, dass erst die ersten „Erfinder der Oper" und deren nächste Nachfolger hinsichtlich der örtlichen Unterbringung der Musiker im Theater wieder nach einem bestimmten und festgehaltenen Grundsatze handelten, indem sie die Instrumentalmusik ausnahmlos *hinter* die Scene verwiesen. — Wir wissen dieses aus den Berichten zeitgenössischer Künstler und aus den Anweisungen, welche die Komponisten damals ihren Partituren voranzustellen pflegten.[27])

Gar zu hoch dürfen wir den Werth dieser Anordnung, als einer Ahnin des „unsichtbaren Orchesters" Wagners, indess wohl nicht veranschlagen; denn neben der, den feingebildeten, denkenden Autoren jener Erstlingsopern gewiss nicht abzusprechenden Erkenntniss, dass die Unterbringung der Musiker *vor* der Scene schon aus ästhetischen Gründen zu vermeiden sei, und neben der ebenso zweifellosen Rücksicht auf die ja als alleiniges Vorbild angesehene und zur Nachahmung reizende griechische Tragödie, haben wohl noch andere, zwar äusserlichere, aber vielleicht ausschlaggebende Motive für die Rückwärtsverlegung des Orchesters gesprochen. Die Instrumente waren (wenigstens anfangs) grossentheils in den Händen vornehmer Dilettanten, welche aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geneigt waren, öffentlich zu musiciren, und dann vor Allem war, wie H. M. Schletterer[28]) besonders erwähnt, überhaupt „das Accompagnement nur für den Sänger, nicht auch für die Zuhörer berechnet, welch' letztere vom Orchester nichts sehen und wenig davon hören sollten und konnten"; bestand doch, mit Ausnahme der zunächst nur sehr spärlich eingestreuten selbständigen Instrumentalsätze (kleine Ritornelle etc.) die Mitwirkung der Instrumente in jenen ersten Opern eigentlich nur im Mitspielen der Singstimmen oder im Aushalten einzelner Harmonien nach einem bezifferten Bass. Ein eigentlicher Dirigent des Ganzen (im modernen Sinne) war damals noch nicht vorhanden; desshalb hatten sich denn auch — wie der Florentiner Gagliano in der Vorrede zur Partitur seiner Oper „Dafne" (1608) noch ausdrücklich vorschreibt — die den einzelnen Singstimmen zur Unterstützung beigegebenen Intrumentalisten „an einem solchen Orte aufzustellen, von wo sie den Recitirenden in's Gesicht sehen können, damit sie, besser sich vernehmend, zusammen fortschreiten." — Mit der von Wagner bei Einrichtung seines verdeckten Orchesters verfolgten Absicht, dem Sänger eine möglichst vortheilhafte Stellung gegenüber dem Orchester zu sichern und der Verständlichkeit des gesungenen Wortes grösstmöglichen Vorschub zu leisten, begegnete sich Gagliano ganz merkwürdig, wenn er dann fortfährt: „Man sorge dafür, dass die Harmonie weder zu stark, noch zu schwach sei, sondern so, dass sie den Gesang leite, ohne das Verständniss der Worte zu hindern."

Bemerkenswerth ist weiter noch der ebendaselbst bald folgende Satz: „Vor dem Herunterlassen des Vorhanges ertöne, um die Zuhörer aufmerksam zu machen, eine Sinfonie von verschiedenen Instrumenten, die zur Begleitung der Chöre und zum Spielen der Ritornelle gebraucht werden.“ — Wir erfahren hieraus nicht nur, dass die an sich allerdings noch vielleicht musikalisch ganz werthlose, etwa einem blossen Ruhegebote entsprechende Intrada der Instrumente von dem unsichtbaren Orchester gespielt wurde, sondern wir erfahren auch, dass der Gebrauch des Vorhanges ein von heute verschiedener war. Die Anwendung des Vorhanges als einer die Darsteller vom Publikum trennenden Gardine ist uralt; selbst die primitive Einrichtung der altindischen Bühne kannte ihn bereits.[29]) Ueber die Anwendung des Vorhanges bei der griechischen Bühne verlautet merkwürdiger Weise gar nichts; ja wir haben Grund, anzunehmen, dass er dort gänzlich fehlte. Dagegen weiss man, dass bei den Atellanen der Römer der Vorhang bei Beginn der Vorstellung sich von oben nach unten senkte und in einer Bodenspalte versank.[30]) — Es ist klar, dass diese zu Gagliano's Zeit wieder angewendete Art der Entwickelung des scenischen Bildes immer noch der — ich weiss nicht seit wann eingeführten — modernen Art, den Vorhang von unten nach oben aufzurollen und uns so zuerst die Füsse der Schauspieler und zuletzt deren Köpfe freizugeben, vorgezogen werden muss.[31]) Auch hier aber hat Wagner wieder mit glücklichem Griffe das einzig Richtige, die Mängel jener beiden Arten Vermeidende getroffen, wenn er die Bühnengardine sich in der Mitte theilen und nach beiden Seiten gleichzeitig ausweichen lässt.

Als jedoch, nach dem Vorgange des kühnen Neuerers Monteverde, die in der Oper sich heranbildenden Unterschiede zwischen dem anfangs fast allein herrschenden eigentlichen Recitativ und dem allmählich sich entwickelnden ariosen Gesange zu mannigfaltiger Ausbildung der musikalischen Formen führten, als die Komponisten nach und nach mehr bestrebt waren, die Instrumentalmusik nicht nur in den Ritornellen etc., sondern selbst bei der Begleitung der Gesänge zu grösserer Selbständigkeit und Bedeutung für den dramatischen Ausdruck zu erheben, kurz: als der gesammte in der Oper zur Verwendung kommende musikalische Apparat sich mehr und mehr komplizirte und es nöthig wurde, ihn einer einheitlichen, stätigen Leitung zu unterstellen, musste man sich, allen etwa noch lebendigen ästhetischen Bedenken zum Trotz, entschliessen, das Orchester in den noch heute hierfür üblichen Raum vor der Bühne, als den einzigen, von dem aus ein Dirigent zugleich beide, Sänger und Instrumentalisten leiten kann, zu verlegen. Damit aber ward die schöne Idee des „unsichtbaren Orchesters“ in einen mehr als anderthalb Jahrhundert währenden tiefen Schlummer versenkt; denn keiner der inzwischen aufgetretenen Weiterbildner oder Reformatoren der musikalisch-dramatischen Kunst, selbst den kühnen Ritter von Gluck nicht ausgenommen, hatte jener Idee die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt.[32])

Dass die soeben angeführten technischen Gründe für die Verlegung des Orchesters vor die Bühne schliesslich die einzig ausschlaggebenden gewesen sind, scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Nichtsdestoweniger muss ich offen bekennen, dass ich mich hier ganz auf hypothetischen Boden stelle; denn ungeachtet sorgsamer Nachforschungen ist es mir nicht gelungen, bestimmtere historische Anhaltspunkte für die Fixirung des Zeitpunktes zu finden, an dem man sich endgiltig für Einführung der noch heute theaterüblichen Unterbringung der Musiker vor der Scene entschied. Wohl aber weisen mancherlei Nachrichten darauf hin, dass der Uebergang von der ursprünglich so vernünftigen Anordnung zu der unkünstlerischen Neuernng sich allmählich und im Wege zum Theil recht absonderlicher Experimente vollzog. Noch bis tief in das 17. Jahr-

hundert hinein ist z. B. das allerdings sehr schwache Orchester (6—8, höchstens 14 Mann) in den Pariser Theatern nicht vor der Bühne, sondern bald in einer der Logen des Saales,[33]) bald in irgend einem Winkel der Scene untergebracht; und gegenüber den früher erwähnten, der eigentlichen Opernerfindung vorausgehenden, dieser aber nahe verwandten Hoffestspielen war für die armen, in alle Ecken gepferchten Musiker nur der eine Fortschritt errungen, dass sie nicht mehr — wie damals — an den Aufzügen selbst theilnahmen, sondern sich auf die Ausführung ihrer Instrumentalpartien beschränkten. — Der Frage nach einer zeitlichen Fixirung des Ueberganges jener Periode des Ueberganges und des Experimentirens mit dem Orchester kommen wir aber auch dann nicht näher, wenn wir etwa nach dem ersten ständigen Vorkommen des vorhin als Ursache der heutigen Orchesteranordnung bezeichneten „Dirigenten" forschen; denn auch den echten Stammvater der taktschlagenden Kapellmeister vermögen wir nicht mit Sicherheit zu nennen.[34]) So viel steht indessen fest, dass in den letzten zwei Dezennien des 17. Jahrhunderts sich das Orchester bereits dauernd jenen Platz gesichert hatte, den es noch jetzt in den Theatern einnimmt,[35]) und was seit jener Zeit bis zu Wagner's energischem und thatkräftigem Vorgehen zur Verdrängung des Orchesters aus diesem Platze unternommen wurde, kam eben über rein theoretische Auslassungen nicht hinaus, die aber für uns, die wir jetzt Wagner's Neuerungen aus eigener praktischer Erfahrung kennen, eine ganz besondere Bedeutung gewinnen.

III.

Zwei dieser interessanten Auslassungen, die wohl unabhängig von einander entstanden, gleichwie wiederum Wagner schwerlich Kenntniss von ihnen hatte, zeigen eine so frappante Aehnlichkeit mit der Bayreuther Orchestereinrichtung, dass man wirklich nicht begreift, wie noch nahezu 100 Jahre verstreichen mussten, bis eine ihrer endgiltigen Lösung schon so nahe gebrachte, hochwichtige künstlerische Frage aus dem Banne der theoretischen Spekulation erlöst und praktisch zum Austrag gebracht wurde. Beide Stimmen der Vergangenheit entstammen der französischen Hauptstadt und gehören dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an.

Der Halbfranzose Grétry (seine Mutter war eine Deutsche) hat in seinen 1789 erschienenen „*Mémoires ou Essais sur la musique*" in wenigen klaren Worten die ganze Wagnerische Theorie vom unsichtbaren Orchester und der amphitheatralischen Einrichtung des Zuschauerraumes bereits ausgesprochen. Ich lasse die von mir theilweise an anderen Orten bereits mehrfach zitirten Abschnitte in der Spazier'schen Uebersetzung[36]) hier folgen.

Auf pag. 360 macht Grétry einen

„*Vorschlag zu einem neuen Theater.*

Ich wünschte, es gäbe ein Theater, das als eine Pflanzschule lyrischer Schauspiele und als eine dramatische Schule angesehen werden könnte. Hier sind meine Ideen darüber."

Nach einigen uns hier nicht weiter interessirenden Bemerkungen über Leitung dieses „Mustertheaters" fährt Grétry fort:

„*Einrichtung des Theaters.*

Nach meiner Idee muss der Schauspielsaal nur klein sein und höchstens tausend Menschen fassen. Es muss überall nur eine Art von Plätzen geben; keine Logen, weder kleine noch grosse; die Plätze begünstigen nur die Medisance und wohl auch noch Aergeres. Doch wäre ein einziger Verschlag gut, wo die Verfasser neuer Stücke und einige von den Direktoren sich während der ersten Vorstellung verborgen hielten, um dort die mangelhaften Stellen, die man bemerkte und die das Publikum zu erkennen gäbe, aufzuzeichnen.

Das Orchester müsste versteckt sein und man müsste weder die Musiker noch die Lichter auf den Pulpeten sehen können. Das müsste einen magischen Effekt hervorbringen, woran jetzt in keinem Falle mehr zu denken ist. Eine steinerne Brüstung, denke ich, müsste das Orchester vom Theater trennen, damit der Ton nach dem Saale zurückgeworfen würde. Der Saal müsste zirkelförmig sein und stufenweise Erhöhung haben; die Sitze müssten bequem eingerichtet und durch einen daumenbreiten Vorsprung von einander getrennt sein, wie in den römischen Theatern. Vor dem Orchester müsste sich ein einziges zirkelförmiges Amphitheater[37]) bilden, das stufenweise sich immer höher erhebt, und oben drüber wäre nichts als einige Trophäen in Fresko. Der ganze Saal müsste von einer braunen Farbe sein, die Trophäen ausgenommen; dann würden sich die Weiber schön ausnehmen und die Scene an Glanz und Effekt gewinnen." [38])

Noch ein Paar andere Sätze aus dem Grétry'schen Buche[39]) mögen hier folgen, die wenigstens mittelbar mit Wagner's Theorie zusammenhangen:

„Ueber Schauspielsäle und ihren Effekt.

Man baut und verlangt unaufhörlich grosse Schauspielsäle. Hätte ich ein Schauspielhaus einzurichten, so würde ich zu meinem Baumeister sagen: „„Bedenken Sie, dass es nicht darauf abgesehen ist, ein Monument aufzustellen, das in die Augen falle und für den Anblick einen grossen Effekt hervorbringe. Die Hauptsache ist, dass man alles, was auf der Bühne gesprochen und gesungen wird, vollkommen höre (!) Wenn man in Ihrem weitläufigen Gebäude nicht die sanfteste Musik, die Stimme eines Weibes, eines Kindes verstehen kann; wenn man von den Versen eines Dichters, von welchen man keine Sylbe verlieren möchte, über die Hälfte verliert, wozu nützt es?"" — — —

Im Schauspielhause will ich sehen und hören zugleich. Kann ich nicht das feine Mienenspiel der Schauspieler sehen; muss ich von einem Worte auf das andere rathen, so ists um mein Vergnügen geschehen, und wo man auf Vergnügen ausgeht und es nicht rein findet, da trägt man nichts als Langeweile davon. — — — Ich verlange also, dass der Saal so gebaut sei, wie er dem Gesicht und Gehör, nicht eines Menschen, der scharf sehen und fein hören kann, sondern der allgemeinen Masse der Zuschauer gerecht sei. Die Theaterperspektive sei so weit, sie wolle; es hat das manchen Vortheil; aber die Vorderbühne muss den Zuschauern nahe genug liegen, wenn man will, dass sie ohne Störung und Unruhe geniessen sollen."

Noch weiter gehend und gewissermaassen anschaulicher ist die Aehnlichkeit mit der Bayreuther Theatereinrichtung, welche aus einem von de Marette 1775 ausgearbeiteten Projekt spricht. Die 1871 durch den Brand vernichteten Archive des Hôtel de Ville zu Paris enthielten sub N. 521 ein *„Mémoire sur une nouvelle (sic!) orchestre de salle de spectacle" (1775) par de Marette.* Die Abhandlung, über deren Autor selbst nichts Näheres zu ermitteln war, ist 1871 mit zu Grunde gegangen; nur eine kleine Zeichnung daraus ist, Dank einem glücklichen Zufall, uns erhalten geblieben.[40]) Diese äusserst interessante Zeichnung, welche ich hier (Fig. 2) mittheile, erscheint auf den ersten Blick fast wie eine nachträgliche unbeholfene Nachahmung der Bayreuther Orchestereinrichtung; so frappant ist die Aehnlichkeit, in der sich alle wesentlichen Momente der Wagnerischen Neuerung wiederspiegeln. Die Säule rechts zeigt die untere Begrenzung des Gesichtskreises der Zuschauer; das stufenförmig bis unter die Bühne absteigende Orchester sammt seinem in der Mitte stehenden Dirigenten ist den Blicken der Zuschauer völlig entzogen, und die vorn überhängende Bühnenrampe könnte fast die Funktionen eines „Schalldeckels" übernehmen. — Sollte sich in den weitverzweigten Leserkreisen der „Bayreuther Blätter" Niemand finden, der in der Lage wäre, über das Marette'sche Projekt auf Grund irgend welcher anderen Unterlagen noch ein Mehres mitzutheilen?

Wenige Jahre nach dem Erscheinen der Grétry'schen *„Mémoires"*, hart vor Ablauf des 18. Jahrhunderts, hat auch Goethe im Vorübergehen sein gewichtiges Votum zu Gunsten der Unsichtbarmachung des Orchesters abgegeben. Mag Goethe's

Auffassung von der Bedeutung der Musik im Theater auch von der unsrigen sonst ziemlich abweichen, so verdient sie doch um ihres Schlusspassus willen hier angezogen zu werden. Die fragliche Aeusserung findet sich in dem Roman „Wilhelm Meister's Lehrjahre" und lautet also:[41])

„Er konnte nicht ohne Musik, besonders nicht ohne Gesang leben und hatte dabei die Eigenthümlichkeit, dass er die Sänger nicht sehen wollte. Er pflegte zu sagen: das Theater verwöhnt uns gar zu sehr, die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge; sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen Bei Oratorien und Concerten stört uns immer die Gestalt der Musiker, die wahre Musik ist allein für's Ohr; eine schöne Stimme ist das Allgemeinste, was sich denken lässt, und indem das eingeschränkte Individuum, das sie hervorbringt, sich vor's Auge stellt, zerstört es den reinen Effekt jener Allgemeinheit Ich will jeden sehen, mit dem ich reden soll; denn er ist ein einzelner Mensch, dessen Gestalt die Rede werth und unwerth macht, hingegen, wer mir singt, soll unsichtbar sein; seine Gestalt soll mich nicht bestechen oder irre machen. Hier spricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geist zum Geiste, nicht eine tausendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menschen).

Ebenso wollte er auch bei Instrumentalmusiken die Orchester so viel als möglich verdeckt haben; weil man durch die mechanischen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer seltsamen Geberden der Instrumentspieler so sehr zerstreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Musik nicht anders, als mit zugeschlossenen Augen anzuhören, um sein ganzes Dasein auf den einzigen, reinen Genuss des Ohres zu concentriren."

Während die beiden Franzosen, wie wir sahen, ohne Umschweife auf die direkte praktische Reform lossteuerten, Goethe aber nur einer künstlerischen Empfindung Ausdruck gab, tritt in der nun folgend zu Worte kommenden Stimme die klare Betonung des unästhetischen, kunstwidrigen Eindruckes des sichtbar arbeitenden Opernorchesters in den Vordergrund, wogegen die eben hier vorgeschlagenen Verbesserungen weit hinter den bereits bekannten französischen Projekten zurückbleiben. In einem *„Ueber die Stellung des Musikorchesters im Schauspielhause"* überschriebenen Artikel einer alten Moden-Zeitung[42]) lässt sich nämlich ein leider ungenannter Autor also vernehmen:

„Das Musikorchester gehört im Schauspielhause nicht vor, sondern hinter die Bühne; — das ist eine Behauptung, deren Richtigkeit bei einiger Ueberlegung so deutlich in die Augen fällt, dass man sich wundern muss, wie man so lange und so allgemein das Gegentheil hat stattfinden lassen können

Die Musik im Theater ist — sie mag nun zur Ausfüllung leerer Pausen in Schauspielen, oder zur Begleitung des Gesanges in Opern dienen, — immer nur Gehilfin, welche den Eindruck der theatralischen Darstellungen verstärken soll. Es gehört aber zum Wesen der schönen Künste, dass ihre Leistungen möglichst leicht und ungezwungen hervortreten, und die mechanischen Kraftanstrengungen, wodurch sie bewirkt werden, verborgen bleiben; denn das Schöne hört auf, schön zu sein, sobald die Mühe und Beschwerde; ja selbst der Mechanismus, wodurch es hervorgebracht wird, in die Augen fällt." — — —

Nach einer Hinweisung auf das längst übliche Verborgenbleiben der Souffleurs und Maschinisten und die uns bereits bekannte Aufstellung der Musiker der Theater der alten Griechen fährt unser Autor fort:

„Es ist kein ungestörter und ungetheilter Genuss eines Kunstwerkes möglich, wenn sich zwischen dasselbe und seinen Beschauer irgend ein Drittes stellt, das weder dem einen noch dem anderen angehört (!). Dieser Uebelstand findet bei der jetzt üblichen Stellung des Musikorchesters vor der Bühne statt. Das Haus erblickt in seiner Mitte einen geschlossenen Verein von Personen, welche weder zu den Schauspielern, noch zu den Zuschauern gehören, durch eine Kluft von beiden abgesondert sind und deren Anblick, ehe man durch lange Uebung an ihn gewöhnt ist, störend auffällt. — — — Was sich auch in Opern auf der Bühne für eine Welt unsern Blicken darbieten mag; — die leider nur allzusichtbare Verbindung und Abhängigkeit, in der sich ihre Geister, Götter, Helden u s. w. von dem rein teutsch-bürgerlichen Musikpersonale vor ihnen und dessen Dirigenten befinden, — wie widerlich ist sie für den gebildeten Kunstfreund!"

Der Autor führt diesen Gedanken noch etwas weiter aus und geisselt die Abhängigkeit der Sänger von den Blicken und Zeichen des Dirigenten. Dann heisst es:

„Dass sich die Musik, wenn sie sich hinter der Bühne befindet und gehörig besetzt und geordnet ist, besser ausnimmt als vor derselben, lehrt die Erfahrung. Wer das noch nicht im Schauspielhause gehört hat, der braucht nur einmal dem Gottesdienste in einer Klosterkirche beizuwohnen, wo die Musik von vergitterten Chören, wie vom Himmel herabtönt, um sich davon zu überzeugen."

Hier hätten wir zugleich den ersten deutlichen Hinweis auf die schallverklärende Wirkung des verdeckten Orchesters. Unser Autor fährt fort:

„Es wird endlich Zeit, dass die aus den Komödienbuden in unsere Schauspielhäuser mit übergegangene Unsitte aufhöre und das Musikorchester aus den Augen der Versammlung hinweg, hinter die Bühne, verlegt werde. Zwar wird sich gegen diese Verbesserung ein Heer von Stimmen erheben und sie für unausführbar erklären, aber der sich immer mehr reinigende und veredelnde Kunstgeschmack wird auch hierin früher oder später seine Rechte dem Schlendrian, der Bequemlichkeitsliebe und der Stümperei zum Trotz durchsetzen."

Bei einiger Mühe und Aufforderung, meint unser Verfasser, der sich hier allgemach in einen bemerkenswerthen Eifer und Zorn hineingeschrieben hat, würde sein Vorschlag sich wohl realisiren lassen. Ganz eigenthümlich aber muss uns der nun folgende Satz berühren:

„Möge Teutschland das Land und Leipzig der Ort sein, wo diese Verbesserung nicht nur zuerst zur Sprache gebracht, sondern auch von den dasigen, dem Vollkommenern so sichtbar und glücklich nachstrebenden Theaterdirektionen geprüft, versucht und zur Ausführung gebracht werde! Man gehe nur allmählich vom Leichten zum Schweren über, mache mit der Zwischenaktsmusik in Schauspielen den Anfang, versuche es dann mit schon geläufigen Vaudevilles und Operetten, und auch dieser neue Schritt zur Vervollkommnung des Theaterwesens wird gelingen!"

Ganz so bald freilich sollte unseres ungenannten Autors sehnlicher Wunsch nicht in Erfüllung gehen, denn bekanntlich musste noch genau ein halbes Jahrhundert verstreichen, ehe in dem bescheidenen kleinen Frankenstädtchen der Grundstein zu jenem Gebäude gelegt wurde, welches bestimmt war, mit entsprechender Modifikation „diesen (und noch gar manchen anderen) Schritt zur Vervollkommnung des Theaterwesens" zu verwirklichen; in einer Beziehung aber trog unseren Autor sein Wünschen und Hoffen nicht: „Deutschland war das Land und Leipzig der Ort", von wo, wenn nicht die Reformation, so doch der Reformator selbst seinen Ausgang nahm.

Wiederum anders geartet, aber gleich dem letztbesprochenen ebenfalls von dem Unästhetischen des sichtbar arbeitenden Orchesters ausgehend und sodann den akustischen Effekt nachdrücklich betonend, ist ein Verbesserungsvorschlag, der zu Beginn der Vierziger-Jahre aus Italien sich vernehmen liess. Ein *Conte Cesare Della Chiesa di Benevello* veröffentlichte ein Werk unter dem Titel: *„Azione coreografiche coll' illustrazione delle principali scene che vi correspondono, precedute d'alla proposta d'alcune riforme ne i moderni teatri"* (Turin, 1841), das u. A. folgende, hier in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilte, Sätze (pag. 8) enthält:[43])

„Ich komme jetzt zum Orchester, welches, am besten Platze des Parquets gelegen, nicht nur, wie wir bereits gesagt haben, unangenehm im Wege steht, sondern auch den grossen Uebelstand hat, die Orchestermitglieder zu zerstreuen, indem sie zu sehr verleitet werden, eher auf die Sprünge der Nymphen, als auf die Noten ihrer Stimmen zu achten. Ich möchte also, dass der Boden der Bühne in der ganzen für das Orchester nöthigen Breite geräumt und durch eiserne Säulen oder auf andere Weise gestützt (Fig. 3) und dass es (das Orchester) dorthin verlegt würde; dann gäbe man dem Orte eine elliptische Form und bedeckte ihn mit Metall. Durch diese Construktion würde man den ganzen Raum gewinnen, den es einnimmt, und, was viel wichtiger ist: diese Curve würde die Töne nach der Mitte des Theaters führen und die Tonmasse würde compakter und mehr homogen,

während bei der jetzigen Einrichtung einerseits das Trommelfell von den Bässen erschüttert, andererseits das Gehör von dem Schmettern der Trompeten und Oberstimmen verwirrt wird. Ich glaube nicht, dass sich Jemand finden wird mit so wenig Verständniss der Phänonomene der Akustik, um nicht mit mir über die grossen Vortheile übereinzustimmen, welche diese Homogenität der Tonwellen für die Harmonie haben würde.

Natürlich kann in dieser Einrichtung der Capellmeister nicht inbegriffen sein; aber ich wünschte, dass man versuchte, vermittelst eines in einen passenden Winkel gestellten Spiegels, wenigstens zum Theil den Anblick dieses, so graziös er auch sein mag, doch komisch wirkenden wackelnden Hinterkopfes zu mässigen."

Halten wir nun einen Augenblick inne und überblicken wir den in der vorstehenden historischen, mit Beispielen belegten Darstellung zurückgelegten Weg noch einmal, so erkennen wir als das Wesentliche, dass bei der griechischen Tragödie und selbst noch bei den ersten Florentiner Opernversuchen die Instrumentalmusik der Hauptsache nach eigentlich weit mehr für die Sänger (d. h. zu deren Stütze), als für die Zuhörer bestimmt war, und dass man eben darum auch ganz von selbst darauf geführt wurde, die Musiker hinter der Scene oder an einem anderen den Blicken der Zuschauer verborgenen, jedenfalls aber möglichst in der Nähe der Sänger gelegenen Orte unterzubringen. Wir erkennen aber ferner, dass, als man später der Noth, d. h. dem technischen Zwange, gehorchend, das Orchester vor die Scene verlegt, man alsbald wieder auf Mittel und Wege sann, wie die Geister, die man rief und nun gleich dem Goethe'schen Zauberlehrling nicht wieder los werden konnte, ohne Schaden für die technische Ausführbarkeit des musikalisch-dramatischen Kunstwerkes wieder aus dem Gesichtskreise der Zuschauer entfernt werden könnten. Das in all den letztbesprochenen theoretischen Verbesserungsvorschlägen zum Ausdruck kommende ästhetische Princip, das ich weiter oben als das zweitwichtigste der bei Beurtheilung der Wagnerischen Neuerung zunächst in Betracht zu ziehenden drei Momente bezeichnete, erweist sich also in letzter Instanz als ein rein negatives Bemühen, nämlich als das Bestreben, etwas als störend für den Genuss des scenischen Kunstwerkes Empfundenes auf irgend eine Weise zu beseitigen. Ein positiver Gewinn für das dramatische Kunstwerk selbst kommt hierbei nirgend in Frage oder zur Sprache, und gerade einen solchen positiven Gewinn für die Wirkung des Kunstwerkes auf den Beschauer durch die Art, wie er die Neueinrichtung des Theaters überhaupt und des Orchesters im Besonderen durchführte, ermöglicht zu haben, das bleibt einzig Wagner's ungeschmälertes Verdienst.

Das von mir früher schlechthin als das „idealisirende" bezeichnete dritte und wichtigste Moment der Wagner'schen Neuerung ist es, welchem wir jene positiven Vortheile verdanken. — Wir müssen hier, um uns den eigentlichen Sinn und Endzweck der Wagnerischen Intentionen völlig zu verdeutlichen, uns vor Allem das Verhältniss der modernen Theater- und Bühneneinrichtung (also der Räumlichkeit etc.) zum Kunstwerk resp. zu dessen Beschauer klar machen, ein Verhältniss, das in dem (schon weiter oben erwähnten, heutzutage eben unerlässlichen) Streben nach einer in dem Zuschauer hervorzurufenden möglichst vollständigen Illusion seinen reellen Ausdruck findet. — Die antike Bühne mit ihren flachen, reliefartigen Scenenbildern erstrebte eine Illusion in unserem Sinne überhaupt nicht. Auch die der antiken Bühne fast diametral entgegenstehende ursprüngliche Shakespeare'sche Bühne mit ihrem nur durch Aushängeschilder oder Teppiche angedeuteten Scenarium liess den Gedanken an eine wirkliche Sinnestäuschung von der Bühne herab nicht aufkommen. Erst die im engeren Sinne moderne (aus den prunkvollen französischen und italienischen Hoffestspielen emporgekeimte) Bühneneinrichtung mit ihrer Vergrösserung (Vertiefung) und perspektivischen Anordnung des Raumes, ihren Beleuchtungskünsten und ihren

tausendfältigen anderen dekorativen Hilfsmitteln strebt vollbewusst dem Ziele zu, durch das von der Scene herab verlautbarte Kunstwerk nicht nur auf Geist und Gemüth des Beschauers, also auf den inneren Menschen, einzuwirken, sondern gleichzeitig durch möglichst zweckentsprechende äussere Einkleidung jener Verlautbarung auch auf die äusseren Wahrnehmungsorgane des Beschauers eine derartige Sinnestäuschung auszuüben, dass dieser unter einer solchen sich gegenseitig ergänzenden Doppelwirkung schliesslich den ursprünglich rein idealen scenischen Vorgang mehr und mehr als ein reelles, von ihm wirklich miterlebtes Geschehniss zu empfinden gezwungen wird. — Der vollständigen Erreichung der hier angestrebten Sinnestäuschung aber stand doch wieder die durch ganz ausserhalb des Kunstwerkes selbst gelegene Bedingungen und Voraussetzungen wesentlich und dauernd beeinflusste Konstruktion unserer Theater hinderlich im Wege.[44]) Man hatte nämlich übersehen, oder auch wohl gar nicht sehen wollen, dass die im scenischen Bilde sinnlich wahrnehmbar gewordene ideale Welt uns den Glauben an ihre Wahrhaftigkeit und Realität (also eben die Illusion) nur so lange lässt, als wir sie s. z. s. aus unnahbarer Ferne beschauen, und dass der holde Schein sich sofort verflüchtigt, sobald eine direkte Berührung jener idealen mit der uns (im Zuschauerraume) umgebenden realen Welt stattfindet. Eine solche Berührung der zwei entgegengesetzten Welten aber findet in unseren modernen Theatern mit ihren bis in die Bühne hineinragenden Prosceniumslogen in der unliebsamsten Weise statt. Hier liegt also der Krebsschaden — und hier hat Wagner auch mit der ihm eigenen Zielbewusstheit und durchdringenden Schärfe des künstlerischen Blickes die bessernde Hand angelegt, indem er den Zuschauerraum und die Scene durch einen die ganze Breite des Theaters umspannenden, anscheinend völlig unbenutzten Raum trennte, aus dessen dunkler Tiefe (dem „mystischen Abgrunde") die geheimnissvolle Sprache des unsichtbaren Orchesters herauftönt, und indem er gleichzeitig durch eine andere zweckentsprechende Umgestaltung des Zuschauerraumes die gesammte Aufmerksamkeit des Beschauers einzig auf das scheinbar in weite Ferne gerückte und gleichwohl völlig deutlich gebliebene scenische Bild konzentirt.

Der Meister selbst spricht sich über diesen Theil seiner Intentionen mit vollster Deutlichkeit aus. Was er in seiner 1873 erschienenen Brochüre: „Das Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth" hierüber gesagt,[45]) ist in den Bayr. Bl. vor nicht allzulanger Zeit (1887, III) bei Gelegenheit der so bedeutenden Mittheilungen aus K. Fr. Schinkel's nachgelassenen Papieren ausführlich wiederholt worden. Ich weise hierauf auch die Leser meiner Abhandlung nochmals zurück, wie ich auch im Hinblick auf jene frühere Veröffentlichung mir die Hineinziehung der Schinkel'schen Vorarbeit in meine Betrachtung ersparen zu dürfen glaubte.[46])

Wilhelm Tappert klagt einmal darüber, dass wir so gar wenig von Wagner gelernt haben. Und wahrlich, wenn wir ernstlich Umschau halten, so sind wir wohl zeitweilig der Versuchung nahe, uns vor die Stirne zu fassen und zu fragen, ob denn Wagner wirklich gelebt und gewirkt habe, oder ob nur ein böser Dämon uns alle jene künstlerischen Errungenschaften des Meisters eine zeitlang vorspiegelte, um uns dann schadenfroh wieder in die unerquickliche Wirklichkeit hinauszustossen. Zahlreiche Theaterbauten sind seit dem Lautwerden der Wagnerischen Theorien und ihrer glänzenden Erprobung in Bayreuth ins Leben gerufen worden, zum Theil unter sehr beträchtlichen pekuniären Aufwänden; niemals aber ist — meines Wissens — auch nur ein ernstlicher Versuch gemacht worden, eine praktische Nutzanwendung der Wagnerischen Anregungen jenen neuerstandenen „Musentempeln" zu Gute kommen zu lassen; was bisher bald hier, bald dort über „Tieferlegung des Orchesters" etc. verlautete, hat sich nachher

stäts als kaum halbe, und darum eben völlig bedeutungslose Maassregel herausgestellt. Von einer völligen Erfassung und Beachtung des eigentlicheg Kernes der Wagnerischen Neuerung, wie ich sie in dieser Abhandlung dargelegt zu haben hoffe, blieb man weit entfernt. — Und die Gründe hierfür? — Sie sind bezeichnend genug! Ich will hier nicht reden von unwürdigen Bemerkungen u. a. des Hrn. Speidel, der s. Z. [47]) die Bayreuther „Bude auf dem Wagner-Hügel" mit dem „schönen Wiener Opernhause" in eine natürlich sehr ungünstig ausfallende Parallele stellte; eine der Wagner-Frage völlig objektiv gegenüberstehende Stimme aus baufachmännischen Kreisen, welche den Nagel auf den Kopf trifft und das Kind beim rechten Namen nennt, soll hier zu Worte kommen. In dem in Fachkreisen als treffliches Lehrbuch geltenden „Deutschen Bauhandbuch" lässt sich im IX. Abschnitt des II. Bandes der kgl. Regierungs-Baumeister C. Steinbrecht, dem die Bearbeitung des Capitels „Theater" zugefallen war, nach einer eingehenden und verständigen Besprechung des Bayreuther Wagner-Theaters also vernehmen: [48])

> „An eine weitere Einführung desselben (nämlich des Wagnerischen Systems) ist jedoch schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil das Publikum im Theater nicht ausdrücklich auf den Genuss der dramatischen Leistung sich konzentriren, weil es sich nicht anstrengen, sondern vorwiegend zerstreuen will."

Und weil das Publikum sich „nicht anstrengen" will, — — darf oder kann die Verbesserung nicht eingeführt werden. Wer dächte da nicht an das „*mundus vult decipi, ergo decipiatur.*" Aber hier liegt in der That der Kern der Sache! Diejenigen „Neuerungen" oder „Verbesserungen", welche nichts Anderes waren, als die natürlichen Wirkungen der vom Meister mit voller künstlerischer Wahrhaftigkeit geforderten Rechte der idealen Kunst, können auch nur dort in ehrlicher und vollkommener Weise zur Durchführung gelangen, wo eben der Dienst dieser idealen Kunst eine wahrhaftige Stätte fand. Das geschah bisher nur in des Meisters eigener Schöpfung: Bayreuth. Und schwerlich werden wir, bevor die Sphäre von Bayreuth nicht zu einer solchen des allgemeinen Kunstbewustseins sich erweitert, ernstlich darauf hoffen dürfen, dass es besser werde, [3]) dass endlich eine würdigere Auffassung der musikalisch-dramatischen Kunst auch jenen Umgestaltungen des Theaterbaues, welche uns in den gegenwärtigen Zeilen beschäftigten, zu allgemeiner Geltung verhelfe.

Anmerkungen.

[1]) Für hierzu berufene Federn wäre es eine nicht undankbare Aufgabe, einmal gewissenhaft festzustellen, wie und warum gerade aus der einem undeutschen Boden (Italien) entstammten und bei unseren politischen und nationalen Antipoden, den Franzosen, ihre wichtigsten Entwickelungsphasen durchlaufenden Opera das deutscheste Kunstwerk herauswachsen konnte und musste. Hierbei würde dann auch der gewiss nicht minder auffälligen Thatsache zu gedenken sein, dass bis herab auf die Repräsentanten der „grossen heroischen Oper", Spontini und Meyerbeer, gerade Nichtfranzosen, von Frankreich aus bestimmend auf die Entwickelung der musikalisch-dramatischen Kunst einwirkten, während weder die eine zeitlang fast allmächtig scheinende eigentliche italienische Oper, noch das in ganz anderer Richtung sich entfaltende, in Weber's „Freischütz" zur höchsten Blüthe gelangte, heimische deutsche Singspiel auch nur annähernd gleich bedeutenden Einfluss auf die Ausbildung des musikalischen Dramas zu gewinnen vermochten. —

[2]) *R. Wagner.* Gesammelte Schriften und Dichtungen. Bd. VI pag 388.

[3]) Jahrgang XIII pag. 81 ff.

[4]) Jahrgang XIII pag. 398,

[5]) Die Aufstellung der grundlegenden Contrabässe in der Mitte des ganzen Orchesters entspricht übrigens auch einem von Wagner schon lange vorher bei anderen Anlässen angeregten Aufstellungsmodus der Musiker.

[6]) Ein viertes, wie schon erwähnt, gerade von gegnerischer Seite mit Vorliebe aufgegriffenes und weidlich breitgetretenes Moment, — ich möchte es das humanitäre nennen,

weil es sich auf das physische Wohl- oder Uebelbefinden der im Orchesterraum untergebrachten Musiker bezieht, — steht zum Kunstwerk als solchem und zu seiner Wirkung in keinem direkten Zusammenhang und kann daher hier auch nur flüchtig gestreift werden. Die von den Gegnern so ostentativ zur Schau getragene menschenfreundliche Fürsorge für das Wohlergehen der Musiker hätte sich schliesslich doch auch auf die in der Versenkung oder auf dem Schnürboden beschäftigten Maschinisten oder auf die, zuweilen recht gesundheitsnachtheiligen Temperaturschwankungen ausgesetzten Ballerinen unserer Hof- und Stadttheater erstrecken und weit häufiger, als thatsächlich geschehen, den an vielen Theatern herrschenden, für die physische Existenz doch nicht ganz unwesentlichen Gagenverhältnissen der Choristen und Statisten, unter denen gerade die Bedürftigsten am drückendsten leiden, zuwenden sollen. —

[7]) Die weitaus überwiegende Mehrheit der Berichte über die Bayreuther Festspiele konstatirt diese überraschende, und zwar überraschend schöne Klangwirkung. Daneben aber fanden nun die selben Leute, welche Jahr aus Jahr ein über Wagner's zu „lärmende" Instrumentation gestöhnt und sich ereifert hatten, diesen „schönen" Bayreuther Orchesterklang mit einem Male — — „zu gedämpft." „Walkürenritt" und „Trauerklänge nach Siegfrieds Tod" gefielen ihnen jetzt im Concertsaal bei offenem Orchester besser! —

[8]) In wie weit die in der Grossherzogl. Musikschule zu Weimar neuerdings getroffene Einrichtung, „scenische Darstellungen mit verdecktem Orchester nach dem Muster des Bayreuther Wagner-Theaters zu ermöglichen" (so berichtet wenigstens der „Chorgesang" im 1. und 11. Heft seines I. Jahrganges), zu den geglückten oder verunglückten Nachahmungen gehört, vermag ich, Mangels eigener Anschauung der Sache, nach jener dürftigen Notiz nicht zu beurtheilen. Direkte Anfragen blieben ohne Erfolg; von anderer kundiger Seite wurde mir allerdings mitgetheilt, es bestehe „nicht die entfernteste Aehnlichkeit", die Idee sei „völlig missverstanden."

[9]) Siehe: *„Allgemeine Musik-Zeitung"*. Jahrg. 1886 Nr. 39. — Auch E. Schloemp's *„Leipziger Musik- und Kunstzeitung"* brachte in ihrer Nummer vom 15. Septembrr 1886 dem Sinne nach verwandte Entgegnungen auf den beregten Dresdner Artikel.

[10]) Hier und im weiteren Verlaufe des Schucht'schen Satzes sollte wohl für den „Bühnenboden" besser immer „Umfassung des Orchesterraumes überhaupt" (also besonders auch einschliesslich der Schalldeckel) gesagt sein.

[11]) Die von Wagner selbst noch erwähnten aussermusikalischen Geräusche bei der Tonerzeugung werden, als noch minder fortpflanzungsfähig, wohl von den Schalldeckeln vollständig absorbirt.

[12]) Vernünftiger und einleuchtender hört sich an, was im „Deutschen Bauhandbuch" (Bd. II Theil II pag. 658 (Berlin, 1884) über die bauliche Einrichtung des Orchesters gesagt wird: „Dasselbe muss schallverstärkend, gleichsam wie der Resonanzboden eines Streichinstrumentes gebaut sein. Es empfiehlt sich z. B. die Herstellung eines doppelten Fussbodens aus astfreien, tannenen Brettern, mit Schalllöchern oder Metallröhrchen versehen und über ein umgekehrtes Tonnengewölbe gespannt. (Beispiele: Theater zu Turin und zu Dresden)." — Im Alterthum war, im Hinblick auf die kolossalen Dimensionen der (zudem oben offenen) Theater, die Veranlassung, auf schallverstärkende Hilfsmittel zu sinnen, eine noch weit dringendere. Die in den Masken des Schauspieler angebrachten Mundstücke (Sprachrohre en miniature) und die von Vitruv erwähnten, unter den Sitzreihen der Zuschauer in offenen Kammern angebrachten abgestimmten (?) irdenen oder metallenen Schallgefässe (Resonatoren) sind als solche Versuche zu erwähnen. Uebrigens ist es bis jetzt nirgend gelungen, Spuren jener alten Schallgefässe aufzufinden, und es verhält sich mit ihnen vielleicht wie mit manchen anderen Vitruvianischen Angaben: sie waren theoretische Gebilde seiner Phantasie oder Theorie, die in der Praxis nie existirten. (Vergl. Josef Durm, Handbuch der Architektur. Bd. I pag. 215 ff. [Darmstadt 1881]). Die beste Resonanz für die antiken Theater bildet jedenfalls deren amphitheatralische Form. Die Sitzreihen „beschreiben nämlich den Mantel eines auf die Spitze gestellten Kegels und die von der Bühne ausgehenden Schallstrahlen werden so beständig nach oben reflektirt." (Deutsches Bauhandbuch, a. a. O. pag. 658).

[13]) Auch die Neuzeit kennt derartige Einrichtungen noch; „so hatte das *théâtre lyrique* eine Vorrichtung, mittels deren der Plafond in vertikaler Richtung gehoben werden konnte" etc. (Deutsches Bauhandbuch, a. a. O. pag. 682).

[14]) Diese Andeutungen müssen für unseren Zweck genügen. Wer sich die Bedeutung des antiken Chores tiefsinniger erklären lassen will, lese: *Fr. Nietzsche, die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* (Leipzig, 1872), pag. 30 ff.

[15]) Der moderne Componist ist hierbei gegen den antiken Dichter insofern im grossen Vortheil, als letzterer Schauspieler und Chor nur abwechselnd zu Worte kommen lassen kann, während die Natur der Tonkunst dem Musiker gestattet, die dramatische Handlung von einem völlig ununterbrochenen Strome orchestraler Interpretation der scenischen Vorgänge begleiten zu lassen.

16) Der antike Chor durfte, ja musste sichtbar bleiben, weil er, dem Wesen der Dichtkunst gemäss sich dem Gefühl des Zuschauers eben nur auf dem Umwege des durch-den-Verstand-Begriffen-werdens verdeutlichen konnte und wir für derartige Verlautbarungen eben auch den sichtbaren Quell, aus dem er kommt, zu kennen begehren. Das im neuen Kunstwerke an seine Stelle getretene Orchester bedarf jenes Umweges nicht, es wendet sich direkt an unser Empfinden; dieses aber wird erfahrungsmässig um so intensiver angeregt und wendet sich dem Scenischen um so empfindsam-verständnissvoller und theilnehmender zu, je weniger uns der Quell der Anregung zum Bewusstsein kommt.

17) Ich verweise hier nochmals auf das bereits genannte ausgezeichnete Buch *Friedrich Nietzsche's: Die Geburt der Tragödie etc.*

18) Vergl.: *J. L. Klein, Geschichte des Dramas,* Bd. I (1865), pag. 144, der sich auf Schol. Arist. Pax. 735, Athen. XIV pag. 631 F., Plut. reip. ger. praec. 17, pag. 813 E. etc. stützt.

19) Vergl.: *L. Friedländer, Darstell. z. Sittengesch. Roms,* III, 297 (V. Aufl. 1881) und den Aufsatz von *R. Westphal* im *„Mus. Wochenblatt"* Jahrg. 1886 N. 15 ff.

20) In *J. L. Klein's Geschichte des Dramas* Bd. I pag. 170 (Leipzig, 1865) finden sich (mit Hinweisen auf Aristoteles, Aristophones, Suidas etc. belegt) folgende interessante, wenn auch nur *cum grano salis* zu verstehende, weil stark durch des Verfassers stäte Rückerinnerung an die moderne Oper beeinflusste Sätze: „Das Recitativ begleitete oft nur eine Lyra mit Akkorden; das Melos hatte stäts die Flöte zur Begleitung. — — Im antiken Drama gab die Musik, wie bei unserem Choral- und Kirchengesange, nur den Hauptton an, wobei auf jede Sylbe eine Note kam. Indessen kamen doch Vorspiele, Zwischen- und Nachspiele der Flöte sowohl als der Laute vor. Ein solches künstliches Flöten-Präludium nannte man Proaulion. Das Zwischenspiel (Flötensolo) war ein Diaulion. An welcher Stelle des Chorgesanges ein solches Flötensolo eintrat, ist nicht mehr zu ermitteln, da die Musikzeichen aus dem Text der attischen Dramatiker verschwunden sind. Vom Nachspiel der Flöten ist nichts Näheres bekannt."

21) A. a. O. II, 428. (III. Aufl. 1873).

22) Erinnert man sich, dass die Theater Roms 20—40000 Zuschauer fassten, so darf man glauben, dass diese Aufführungen selbst englische Monstreconcerte an Dimensionen noch sehr übertrafen. (Friedländer, a. a. O. III., 306).

23) *A. W. Ambers,* Geschichte der Musik, I., 521.

24) Ich habe hier besonders die Atellanen, Pyrrhychien etc. im Sinne.

25) Gerade in der Musik, in der ihrem innersten Wesen nach, wie wir es heute erfassen, modernsten aller Künste, vollzog sich der Uebergang von der antiken zur neuen christlichen Welt am ruhigsten, ich möchte sagen: mildesten; und während in jenen trüben Uebergangszeiten alle anderen Künste in tiefe Nacht versanken, blühte die von der bald mächtig gewordenen christlichen Kirche in ihren Dienst genommene Musik schnell zu neuem Leben empor. Alte, noch von dem Kunstsinn der Griechen geschaffene, lebensfähige und zur Aufnahme eines neuen Inhaltes befähigte Formen vermittelten und erleichterten den Uebergang und bestanden in der Musik länger fort, als in irgend einer anderen Kunst. Man denke nur an die antiken Tonarten, die auch die Anfänge der christlichen Musik beherrschten und erst vor wenig mehr als zwei Jahrhunderten durch unsere modernen Transpositionsscalen des Dur- und Mollsystems gänzlich verdrängt wurden. „So ergiebt sich denn, sagt Westphal in seiner „Harmonik und Melopöie der Griechen" (S. 24 resp. 157), „für die Geschichte der Kunst die höchst eigenthümliche Erscheinung, dass gerade diejenige Kunst, welche eine vom antiken Geiste am meisten abweichende Richtung eingeschlagen hat, sich in ihrer geschichtlichen Entwickelung unmittelbar aus dem Alterthum in kontinuirlicher Tradition auf uns verpflanzt hat, während die antiken Kunstformen der Plastik, Poesie, Architektur, die auch für uns noch immer eine bedeutende Geltung haben, erst in verhältnissmässig später Zeit gleichsam wieder neu entdeckt werden mussten." (Vergl. Friedländer, a. a. O. III, 270).

26) *Geschichte des Dramas,* IV, 6 ff.

27) Siehe: *E. O. Lindner, zur Tonkunst,* pag. 17 (vergl. auch: „Bayreuther Blätter" VI. 277).

28) *H. M. Schletterer, Entstehung der Oper;* pag. 91.

29) *J. L. Klein, Geschichte d. Dramas,* III., 74/75.

30) Vergl.: *Wissen d. Gegegwart,* VI., 162 und LXIII, 62.

31) Bei den im 15. Jahrhundert üblichen Passions- und Osterspielen, bei denen oft mehre hundert Personen mitwirkten, fand weder ein Scenenwechsel noch irgend eine Verhüllung der Bühne durch einen Vorhang, zur Kennzeichnung eines vorübergehenden Stillstandes der Handlung statt; das gesammte mitwirkende Personal blieb stäts gegenwärtig auf der Bühne; der Sprechende trat vor in die Menge, recitirte seine Rolle und trat dann wieder zurück. (Vergl.: *B. Falck,* zur *Gesch. d. Liebhabertheaters.* [Berlin, 1887] pag. 106).

32) Es wurde weiter oben bereits angedeutet, dass und wesshalb wir mit besagter Versäumniss jener Reformatoren nicht allzustreng ins Gericht gehen dürfen.

33) Auch Sänger und Sängerinnen, die bei den Aufführungen bei Hofe (also gewissermassen in geschlossenem Kreise) die Bühne selbst betraten, sangen im öffentlichen Theater ihre Lieder hinter vergitterten Logen Erst Perrin gelang es, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, diesem Missstande zu steuern und Personen zu finden, die gleich den anderen Schauspielern ihre Rollen im Costume auf der Scene ausführten. (Vergl. *H. M. Schletterer,* Studien zu Gesch. d. franz. Musik; III., 125). Von der Verfolgung bestimmter künstlerischer Absichten, von dem Anstreben bestimmter akustischer oder aesthetischer Wirkungen bei den verschiedenen sichtbaren oder unsichtbaren Aufstellungen aber ist wohl kaum zu sprechen; Standesrücksichten und Anstandsregeln spielten hierbei eine viel wichtigere Rolle. — Merkwürdiger Weise begegnen wir aber auf einem ganz anderen Gebiete, nämlich dem der Kirchenmusik, in schon viel früherer Zeit einer mit vollbewusster künstlerischer Absicht ausgesprochenen Anordnung, den Chor und das Orchester unsichtbar aufzustellen. Heinrich Schütz sagt am Schluss der Vorrede zu seiner 1623 erschienenen „Historia von der Auferstehung Christi" u. A.: „Es were zwar noch viel zu erjndern, auff was massen diese Histori mit besserer gratia oder anmuth musiciret werden könndte, wann nemlich der Evangelist allein gesehen würde, die anderen Personen aber verborgen stünden, vnd was mehr dergleichen ist. Hab es aber mit fleiss übergehen vnd verstendigen Musicis anheim stellen wollen, nicht zweiffelnde, wann sie das Werk für die Hand nehmen möchten, solches alles des Orts gelegenheit vnd andre Vmstände jhnen selbsten an die Hand geben werden". — Der allein sichtbare Erzähler (Evangelist) bleibt hier der einzige Repräsentant der Realität und die von Chor und Orchester durchgeführte eigentliche „Han dlung" spielt sich s. z. s. ideal nur in der Phantasie des Zuhörers ab. — Eine in gewissem Sinne hiermit verwandte, mystische Wirkung bezweckt Franz Liszt, wenn er den am Schluss sein er „Faust"-Symphonie eingeführten Chorus mysticus unsichtbar wünschte. (Vergl. *Neue Zeitschr. f. Musik*; 1887 pag. 34).

34) Ursprünglich dürfte sich die Thätigkeit des Leiters der ersten Opernversuche, der gewöhnlich der Komponist selbst war, wohl nur auf das Einstudiren der Sänger und Instrumentalisten vor der Aufführung beschränkt haben, und während der letzteren blieb der Sänger für den oder die ihm folgenden Instrumentisten der eigentliche Führer. Später leitete in Italien der Komponist oder Kapellmeister die Aufführung vom Klavier aus (eine Einrichtung, die sich dort theilweise, z. B bei der Begleitung der Seccorecitative, noch bis ins 19. Jahrhundert erhalten hat) und gab vielleicht nur hier und da einzelne Zeichen. In Frankreich dagegen, wo Lully die neue Opernerfindung heimisch machte, entwickelte sich ziemlich frühzeitig der Brauch, den Takt laut und vernehmlich mit einem Stabe zu schlagen. (Vergl. *O. Jahn, Mozart,* neue Ausgabe I., 443, Anmerk.; auch: Grétry, Mém. I., 39 ff.)

35) In dem 1664—1666 vom sächischen Churfürsten durch den berühmten Baumeister Wolf Kasper von Klengel zu Dresden erbauten „Comödienhause" (am Zwinger) nahm das Orchester unmittelbar vor der Bühne deren ganze Breite in Anspruch, wie aus einer vom *Moritz Fürstenau* im ersten Theile seines Buches *„Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen"* (Leipzig 1861) nach einem 1679 erschienenen Operntextbuch mitgetheilten Abbildung erhellt. Das Comödienhaus, das übrigens eines der ersten festen Theater in Deutschland war, wurde erst am 27. Januar 1667 eröffnet. Die innere Einrichtung dieses Theaters aber, so weit sie aus der besagten Abbildung ersichtlich, bietet noch manches Interessante. U. A. begleitet Fürstenau (a. a. O., pag. 325) dieselbe mit folgenden Sätzen: „Das Orchester (unmittelbar vor der Bühne) lag auffallend tief und scheint durch eine sehr hohe Rückwand vom Zuschauerraum getrennt gewesen zu sein. (NB. Die augenscheinlich von einem stark erhöhten Standpunkt aus aufgenommenen Zeichnung lässt nur die Köpfe der Musiker erscheinen, die also den weitaus meisten Zuschauern ganz unsichtbar blieben.) Rechts und links über demselben lagen die Trompeter- und Paukerlogen; auch die in den Prosceniumslogen befindlichen Logen wurden mitunter zu gleichem Zwecke benutzt."

36) *Grétry's Versuche über die Musik* Im Auszuge und mit kritischen und historischen Zusätzen von Dr. Karl Spazier. (Leipzig, 1800.)

37) Die zirkelförmige Anordnung der Plätze, gegen welche der Uebersetzer Spazier in einer Randglosse ankämpft, ist hier gar nicht das Wesentliche; auch in den Theatern der Alten wurde die strenge Halbkreisform seltener, bei den Griechen fast gar nicht angewendet. Wesentlich in unserem Sinne ist vielmehr das ununterbrochene amphitheatralische Ansteigen der Sitzreihen im Theater, und diese Form ist auch schon vor Grétry wieder aufgegriffen worden. Der inzwischen verstorbene Ed. Schelle schrieb in der Wiener (alten) „Presse" vom 13. August 1876 unter Bezugnahme auf das Bayreuther Festspielhaus u. A.: „Das System (der amphitheatralischen Eintheilung) ist ungemein zweckdienlich; es wurde übrigens schon von dem berühmten Architekten Mercier befolgt, als er für den Herzog von

Richelieu in dessen Palais jenes Theater erbaute, aus dem später die Pariser Grosse Oper hervorging. Auch dieses Theater hatte ursprünglich nicht mehr als einen Rang Logen, denn das Geschäft kam hier nicht in Betracht, gerade wie es bis jetzt bei Wagner's Theater nicht in Betracht kommt."

38) *Dr. Fr. v. Hausegger* hat sich in der *„Neuen Zeitsch. f. Musik"*, 1886 Nr. 11 u. 12 der Mühe unterzogen, einigen der Grétry'schen Aussprüche die betreffenden Parallelstellen aus Wagner's Schriften gegenüber zu stellen.

39) Nach *Spazier's Uebersetzung*, pag. 355 u. 356.

40) Diese hochinteressante Mittheilung verdanke ich der Liebenswürdigkeit des gelehrten Archivars der Pariser Grand Opéra, Herrn Charles Nuitter, der mir auch die hier mitgetheilte Zeichnung zur Veröffentlichung freundlichst überliess. Leider hat Herr Nuitter, der natürlich die Zerstörung der genannten Archive nicht voraussehen konnte, s. Z. keinerlei weitere Exeerpte aus der Marette'schen Abhandlung angefertigt, deren Inhalt sonach unwiederbringlich verloren zu sein scheint.

41) Emil Bakonyi, welcher in einem „Goethe und der mystische Abgrund" überschriebenen Artikel (vergl.: „Deutsche Musiker-Ztg.", Jahrg. XIV pag. 463) obiges Citat in Beziehung zu Wagner's Idee bringt, knüpft daran die Bemerkung, selbst Ferdinand Hiller habe in seinem Buche „Goethe's musikalisches Leben" diese Gedankenparallele übersehen. Wir wollen das gern glauben, denn von Todten soll man nichts Uebles reden; dagegen wird es wohl immerhin gestattet sein, hier wieder einmal daran zu erinnern, dass die Herren Antiwagnerianer ihren unbequemen Wahrnehmungen gegenüber oft eine recht befremdliche Gedächtnissschwäche bekunden. — Das Citat ist übrigens theilweise bereits in den „Bayr. Bl." I., 370 gebracht, mag aber immerhin hier vervollständigt wiederholt werden.

42) „Allgemeine Moden-Zeitung." Eine Zeitschrift für die gebildete Welt, herausgegeben von Dr. J. A. Bergk. 1822. XXIV. Jahrgang. Leipzig, im Industrie-Komptoir. (NB. Die Zeitung erscheint noch jetzt, und zwar unter dem Titel: „Allgemeine Moden-Zeitung." Leipzig, A. Dürr.)

43) Das Buch selbst war mir nicht zugänglich. Den oben mitgetheilten Auszug (im Originaltext) verdanke ich sammt der beigegebenen Zeichnung (Fig. 3) ebenfalls der Freundlichkeit des schon genannten Herrn Charles Nuitter.

44) Der Entwickelungsgang der modernen dramatischen Kunst hat es mit sich gebracht, dass die festen Theater mehr und mehr zu Prunkbauten und Prunksälen, in denen auch das sich sehen lassen wollende Publikum möglichsten Glanz entfalten konnte, sich ausbildeten; in denen man sogar von gewissen in diesem Sinne besonders bevorzugten Plätzen gebotenen Falles in möglichst nahe und bequeme Relationen zu den auf der Bühne befindlichen Schauspielern treten konnte. Wo die Mittel für solche monumentale, luxuriöse Bauten nicht ausreichten, treten an ihre Stelle wohl zumeist Spekulationsbauten, in denen man, unter äusserer Nachahmung der von jenen anderen gegebenen Schablone, nur noch darauf bedacht war, möglichst viele Hörer (gleichviel wie) auf einem möglichst engen Raum unterzubringen.

45) *R. Wagner*, Ges. Schriften und Dichtungen, IX, 399 ff.

46) Uebrigens mag an dieser Stelle nochmals auf die von Fürstenau (z. Gesch. d. Mus. u. d. Theat.) mitgetheilte Abbildung des ersten Comödienhauses in Dresden hingewiesen werden. Beachten wir nämlich den dort zwischen der geradlinig abgegrenzten Bühne und dem ihr parallel laufenden Orchesterraum einerseits und den vordersten Sitzreihen andererseits im Parquet freigelassenen weiten Raum, innerhalb dessen nur einige (natürlich ebensogut zu entbehrende) Hofwachen etc. Aufstellung nahmen, und beachten wir ferner, dass an das eigentliche Proscenium rechts und links zunächst eine architektonisch wirksame Säulengruppe sich anschloss, hinter der die nur zeitweilig benutzten Trompeter- und Paukerlogen angebracht waren, und dass, wie im Parquet, so auch auf den Gallerien oder Rängen die Sitzplätze der Zuschauer erst in beträchtlicher Entfernung von der Bühne begannen, so erkennen wir, dass das von Wagner so sehr verabscheute Hineinragen des Zuschauerraumes in die Bühnenwelt, oder wie er es nennt: „das beleidigend freche Hervortreten des scenischen Bildes bis zur Betastbarkeit durch den Zuschauer", bereits in jenem alten Theaterbau nicht ohne Geschick vermieden war. Bühne und Zuschauer waren durch einen, wenn auch nicht dunklen, so doch zumeist unbenutzten Raum getrennt, mag dieser auch in den Zwischenpausen zu Konversationszwecken ausgiebig gebraucht worden sein. Der Vollständigkeit halber sei auch noch auf das Fehlen des abscheulichen Souffleurkastens auf besagter Zeichnung aufmerksam gemacht.

47) (Wiener) *Fremdenblatt* vom 25. Januar 1878.

48) a. a. O. pag. 680.

C. K.

Geschäftlicher Theil.

Bericht
über
die ordentliche Generalversammlung des Allg. R. Wagner-Vereins
zu Bayreuth am 23. Juli 1889.

Zu der von der Zentralleitung satzungsgemäss anberaumten Generalversammlung hatten sich eingefunden: der Präsident des Allg. R. Wagner-Vereines Herr Bürgermeister von Muncker, die Mitglieder der Zentralleitung II. Vorsitzender Hr. Geh. Regierungsrath Frhr. von Seckendorf, II. Schriftführer Hr. Regierungsreferendar von Puttkamer, der Redakteur der „Bayreuther Blätter" Frhr. von Wolzogen, Hr. Lieutenant von Chelius und die Hrn. Delegirten der folgenden Zweigvereine und Vertretungen des Vereins: Aachen (220 Stimmen), Asch (32), Baltimore (42), Barmen (21), Bayreuth (260), Berlin (300 + 38 + 40), Bonn (117), Freiburg (55), Görz (12), Graz (200), Haag (40), Kassel (53), Karlsbad (50), Kissingen (39), Köln (178), Kolmar (20), Krefeld (24), Krems (24), Leipzig (33), London (220), München (246), Münster (37), Oels (35), Olmütz (193), Plauen (208), Pössneck (34), Regensburg (11), Reichenberg (45), Riga (70), Salzburg (25), Viersen (24), Wels (46), Wien (675), Wiesbaden (23), Znaim (64), Zwettl (12), im Ganzen: 3816 Stimmen. —

Herr Bürgermeister von Muncker übernahm den Vorsitz, bestimmte Hrn. Reg.-Ref. von Puttkamer zum Protokollführer und eröffnete um ½10 Uhr die Sitzung mit der Begrüssung der erschienenen Delegirten. Unter lebhafter Zustimmung ward nach Vorschlag des Frhr. von Seckendorf die Absendung eines Telegrammes an den Protektor der Festspiele S. K. Hoheit den Prinzregenten von Bayern und auf Vorschlag des Hrn. Vorsitzenden die Absendung eines gleichen Telegramms an S. Maj. den Kaiser beschlossen. Hierauf ward in die Tagesordnung eingetreten. — Zu *Punkt 1* erstattete Frhr. von Seckendorf den Rechenschaftsbericht, wornach der Verein seit vorigem Jahre von 6134 Mitgliedern in 206 Vertretungen (41 Zw.-V.) gewachsen ist bis auf 7926 Mitglieder in 203 Vertretungen (48 Zw.-V.), was demnach eine Zunahme von 1742 Mitgliedern bedeutet. Am Meisten wahrnehmbar ist die Zunahme in Aachen (von 13 auf 220), Bonn (von 19 auf 117), Düsseldorf (von 150 auf 239), Köln (von 39 auf 178) Hannover (von 98 auf 179), was dem Berichterstatter zu einer besonderen Hervorhebung der dankenswerthen Thätigkeit der Vereinsvertreter in der Rheinprovinz Veranlassung gab. — Zu *Punkt 2* erläuterte Hr. v. Puttkamer in Vertretung des am Erscheinen verhinderten Kassiers, Hrn. Geh.-R. Erdtmann, den in den Bayr. Bl. VI veröffentlichten Kassenbericht, gegen welchen Einwendungen nicht erhoben wurden. Dabei ward dem Wunsche der Zentralleitung Ausdruck gegeben, dass die Postscheine über Geldsendungen an die Zentralleitung bis zum jährlichen Kassenabschlusse von den Vertretern als verläufige Quittungen angesehen werden, sowie, dass bei Geldsendungen in Postwerthzeichen lediglich deutsche Marken zur Verwendung kommen möchten. — Zu *Punkt 3* erstattete Hr. Reg.-Ass. Ressler Bericht über die von ihm und Hrn. Merz vorgenommene Rechnungsrevision; wegen der noch aussenstehenden Beträge über die seit voriger Generalversammlung bis zur Uebernahme der Geschäfte von München nach Berlin noch seitens der früheren Zentralleitung gemachten Ausgaben hat sich die jetzige Zentralleitung mit dem Kassier der vorigen in Verbindung zu setzen. Sodann ward Decharge ertheilt. — Zu *Punkt 4* erklärte und begründete Frhr. v. Seckendorf die in den Bayr. Bl. (Tagesordnung) mitgetheilten Anträge der Zentralleitung auf einige unwesentliche, aber nothwendig erscheinende Abänderungen in den Satzungen. 4a ward nach einer Bemerkung des Hrn. Dr. Boller-Wien zurückgezogen; b, c, d, e, f wurden angenommen. Hiernach heisst es nunmehr in § 8: „in der ersten Hälfte des Vereinsjahres, in Festspieljahren bis spätestens Ende April", in § 14: „die Einberufung (der Gen.-Vers.) ist unter Bekanntgabe der Tagesordnung an alle Zweigvereine und Ortsvertretungen zu richten, welche sodann ihre Mitglieder entsprechend zu benachrichtigen haben", in § 19: „der in § 14 (nicht 15) gegebenen Vorschriften", in § 21: „nach Massgabe der seit dem Rechnungsabschlusse im letzten Festspieljahre eingezahlten Mitgliederbeiträge", in § 21,2 und § 23: „bis zum 30. Juni, in Festspieljahren bis zum 31. Mai". — Zu *Punkt 5* lag ein Antrag des abwesenden Hrn. Vertreters für Amsterdam Prof. Dr. Nolthenius betr. die Fassung des Zahlungsmodus in § 2 vor, über welchen zur Tagesordnung übergegangen ward. Hr. Leo-Plauen beantragte wiederholt die Ersetzung der in den Satzungen vorhandenen Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke, worauf die Versammlung folgende Aenderungen beschloss: für Vereinsorgan: Vereinsblatt, f. Administrationsauslagen: Verwaltungskosten,

f. Statuten: Satzungen, f. Normen: Bestimmungen, f. Netto-Einnahmen: Reineinahmen, f. abonniren: beziehen, f. Funktion: Geschäftsführung (in § 10,3: Obliegenheiten), f. Majorität: Mehrheit, f. Zirkulationsweg: Umlaufsweg. — Auf Antrag der Zentralleitung gab die Generalversammlung ihre Zustimmung, dass eine Versendung der solchergestalt abgeänderten Satzungen an sämmtliche Mitglieder nicht erforderlich sei. — Ein Antrag der Zweigvereine Aachen und Düsseldorf auf Abänderung der §§ 21 u. 23, wonach alljährlich 50% anstatt 35% zum Ankauf von Karten verwandt werden sollten, war nicht rechtzeitig angemeldet worden. Die Herren Dingeldey, Springsfeld und Porges sprachen sich für Berathung, die Herren Dr. Boller und v. Puttkamer dagegen aus. Bei der Abstimmung ergab sich eine Minderheit von 1153 Stimmen für die Berathung, die damit abgelehnt war. — Ueber den von Hrn. Prof. Höfler vorgetragenen Wunsch des Zweigvereins Graz, es möchten am Festspielhause Kästen zur Annahme von Mitgliedsanmeldungen, sowie an geeigneten Orten Sammelbüchsen für die Stipendienstiftung angebracht werden, versprach die Zentralleitung mit dem Verwaltungsrathe und der Stipendienverwaltung sich in Einvernehmen setzen zu wollen. — Bei den gemäss *Punkt 6* vorgenommenen Wahlen wurden die Hrn. Reg.-Assessor Ressler-Bayreuth und Oskar Merz-München zu Revisoren, und die Hrn. Kapellmeister Smolian-Wiesbaden und Prof. Dingeldey-Düsseldorf zu deren Ersatzmännern gewählt. Zum Vorort und Sitz der Zentralleitung ward wiederum Berlin bestimmt. Die bisherigen Mitglieder der Zentralleitung wurden wieder gewählt, nur an Stelle des von Berlin versetzten Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg tritt Hr. Prof. Dr. B. A. Wagner. — Zum Delegirten in das Kuratorium der Festspielstiftung ward für die nächsten 2 Jahre Frhr. v. Wolzogen wiedergewählt. — Frhr. v. Seckendorf dankte der Generalversammlung für das der Zentralleitung bewiesene Vertrauen; Dr. Boller sprach im Namen der Generalversammlung dem Hrn. Vorsitzenden für die Leitung der Versammlung den wärmsten Dank aus und gedachte in lebhaft anerkennenden Worten der aufopferungsvollen Thätigkeit des Verwaltungsrathes der Festspiele. Auf seine Veranlassung brachte endlich die Versammlung der Frau Kosima Wagner eine begeisterte Huldigung dar. Der Herr Vorsitzende dankte im Namen des Verwaltungsrathes, versprach den Ausdruck der Gesinnung des Vereins persönlich zu übermitteln und schloss die Versammlung um 12 Uhr. —

Von S. K. Hoheit dem Prinz-Regenten von Bayern ging folgende Antwort auf das Telegramm der Versammlung ein:

„S. K. Hoheit der Prinz-Regent lassen den in Bayreuth versammelten Vertretern „und Mitgliedern des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines für die dargebrachte „Huldigung freundlichsten Dank und Gruss entbieten.“ —

Ihre Majestäten der Deutsche Kaiser und die Kaiserin besuchten Allerhöchstselbst mit dem durchlauchtigsten Protektor der Bühnenfestspiele die letzten beiden Festvorstellungen der „Meistersinger“ und des „Parsifal“ am 17. und 18. August 1889. —

Sitzung des Kuratoriums der Richard Wagner-Festspielstiftung.

Auf Einladung vom 26. Juli traten am 27. die unterzeichneten Mitglieder des Kuratoriums der Festspielstiftung auf dem Rathhause zu Bayreuth zu einer nach den Bestimmungen in den §§ 24 u. 25 der Satzungen des Allg. R. Wagner-Vereines abzuhaltenden Sitzung zusammen. Zunächst ward ihnen die auf die Zeit vom 1. Juli 1888 bis 30. Juni 1889 gestellte Rechnung des Fonds zur Einsichtnahme vorgelegt und über die Rechnungsergebnisse, an der Hand der nachfolgenden Zusammenstellung, Vortrag erstattet. Die abgelegte Rechnung ward vom versammelten Kuratorium genehmigt. Sodann ward bestätigt, dass die Namen der Spender zur Stiftung in den „Bayreuther Blättern“ (1888, IX, 334; 1889, VI, 266) nach Vorschrift der Satzungen bereits veröffentlicht sind, und nach § 24, 7 der Satzungen aus der Zahl der hervorragenden Spender als siebentes Mitglied des Kuratoriums Herr Freiherr von Diergardt auf Morsbroich von den anwesenden Mitgliedern auf die Dauer von 2 Jahren einstimmig gewählt. Schliesslich ward eine Neukonstituirung des Kuratoriums beschlossen und wiederum zum Vorsitzenden Herr Bürgermeister von Muncker, zum Schriftführer Herr Regierungsreferendar von Puttkamer gewählt.

Zur Bestätigung unterzeichnen:

von Muncker.

Frhr. von Wolzogen. — von Puttkamer.

Adolf Gross. — Emil Heckel.

Mengert.

Rechnung

über den Stand des Fonds der Richard Wagner-Festspiel-Stiftung

pro 1888/89.

Datum.	Nominalwerth der Werthpapiere.		Kaufwerth der Werthpapiere.		Bezeichnung der Werthpapiere.	Einzahlung in Baarem.		Bemerkungen.
	ℳ	₰.	ℳ	₰.		ℳ	₰.	
Eingesendet wurden am:								
26. Juni 1888	11 000	—	11 770	—	8 Stück 4%ge bayerische Eisenbahn-Anlehens-Obligationen 3 à 2000 ℳ und 5 à 1000 ℳ			Hierunter befanden sich 3433 ℳ 94 ₰ an Spenden.
„ „ „	5 000	—	5 225	—	3 Stück 4%ge Münchener Stadt-Anlehensobligationen 2 à 2000 ℳ u. 1 à 1000 ℳ			
„ „ „	. . .	.	. . .	.	. . . . .	257	25	
17. Juni 1889	2 000	—	2 094	—	1—1%ge Münchener Stadt-Anlehens-Obligation			
„ „ „	4 000	—	4 108	20	4 Stück 4%ge Pfandbriefe der bayerischen Vereins-Bank à 1000 ℳ			Hierunter befanden sich an Spenden: 1144 ℳ 16 ₰
„ „ „	. . .	.	. . .	.	. . . . .	6 720	70	
Summa	22 000	—	23 197	30		6 959	95	
Angekauft wurden am:								
22. Januar 1889	500	—	514	15	1—4% Pfandbrief der Süddeutschen Bodenkreditbank			
27. Juni 1889	7 000	—	7 113	54	10 Stück 4%ge Pfandbriefe der bayerischen Vereins-Bank 1 à 2000 ℳ, 4 à 1000 ℳ und 5 à 200 ℳ			
Angelegt wurden am:								
9. März 1889	68	04	—	—	Städtische Sparkasse Bayreuth à 3%			
29. Juni 1889	38	96	—	—	Dieselbe à 3%			
Gesammt-Summa	29 607	—	30 931	99				

Vereinnahmt hat der Cassier in Baarem:

257 ℳ 25 ₰. am 26. Juni 1888
6 702 „ 70 „ „ 17. Juni 1889 } vergleiche oben.
775 „ 14 „ an Zinsen

7 735 ℳ 09 ₰. in Summa.

Verwendet wurden diese		7 735 ℳ 09 ₰.
zum Ankauf von 500 ℳ Südd. Boden-Credit-Pfandbrief à 4% mit	514 ℳ 15 ₰.	
zum Anfauf von 7000 ℳ 4%ge Pfandbriefe der bayerischen Vereinsbank mit	7 113 „ 34 „	
zur Sparkasse-Einlage mit	107 „ — „	
Ausgabe für Porto	— „ 40 „	
Summa w. o.		7 735 ℳ 09 ₰.

Bayreuth, am 27. Juli 1889.

Das Kuratorium der Richard Wagner-Festspiel-Stiftung.

Mittheilungen der Zentralleitung.

Unter Bezugnahme auf unsere Mittheilung vom Oktober 1888 an sämmtliche Zweigvereinsvorstände und Ortsvertretungen ersuchen wir ergebenst, von jetzt ab alle für die Zentralleitung bestimmten Werthsendungen und eingeschriebenen Briefe an den Kassierer, Geheimen Rechnungsrath Erdtmann, Berlin N., Invalidenstrasse Nr. 109 II, gelangen lassen zu wollen.

Berlin, im September 1889.

Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Die Zentralleitung bringt hiermit zur allgemeinen Kenntniss, dass von der Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins zu Bayreuth am 23. Juli 1889
gemäss § 11 der Satzungen zum Vorort und demnach Sitz der Zentralleitung Berlin,
zu Mitgliedern der Zentralleitung:
Kontre-Admiral à la suite der Marine Graf Waldersee,
Geheimer Regierungsrath Freiherr von Seckendorff,
Major z. D. von Vignau,
Hofkapellmeister Sucher,
Professor Dr. B. A. Wagner,
Freiherr von Wolzogen,
Lieutenant und Adjutant des Leib-Garde-Husaren-Regiments von Chelius,
Geheimer Rechnungsrath Erdtmann,
Regierungs-Referendar von Puttkamer,
gemäss § 24 der Satzungen
zum Delegirten des Kuratoriums des Richard Wagner-Festspiel-Stiftungs-Fonds auf die Dauer von 2 Jahren:
Freiherr von Wolzogen,
gemäss § 15 der Satzungen
zu Rechnungsrevisoren:
Regierungsassessor Ressler und
Oskar Merz,
zu deren Ersatzmännern:
Kapellmeister Smolian und
Professor Dingeldey
gewählt worden sind.

Der Wortlaut der nach den Beschlüssen der Generalversammlung abgeänderten Satzungen wird den Zweigvereinsvorständen und Ortsvertretern demnächst in je einem Exemplar zugehen.

Berlin, im September 1889.

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.
I. A.
von Puttkamer, II. Schriftführer.

In Haag (Nieder-Oesterreich) hat Herr k. und k. Gerichtsadjunkt F. Schaumann in Folge Versetzung die dortige Vertretung niedergelegt und Herr Advokat Dr. Johann Jenàl daselbst dieselbe übernommen. –

In Bad Kissingen hat Herr kgl. Gymnasial-Professor Jos. Ducrue in Folge Versetzung die Vorstandschaft des dortigen Zweigvereins niedergelegt. Die Geschäftsleitung besorgt bis auf Weiteres Herr Bahnhofsverwalter J. Abel daselbst.

Vereinsnachrichten. (Nachtrag.)

Plauen i. S. Unser Zweigverein hat am 12. Juli einen Familienabend abgehalten. Zum Vortrag gelangte: Mehre Scenen aus „Tristan und Isolde“ und zwar I. Akt: Vorspiel, Seemannslied, die ganze 2. Scene und zum grossen Theil die 3. Scene (Isoldes Erzählung etc.) II. Akt: Vorspiel und grosser Theil der 2. Scene („Was dort — keuscher Nacht“, „O sink hernieder“, Brangänes Wachtgesang „Einsam wachend“ und der Zweigesang Tristan und Isoldens „So stürben wir nun ungetrennt“ etc.). III. Akt: Vorspiel mit dem grössten Theil der 1. Scene. Vortragende: Klavier: Herr Lehrer Geiling, Gesang: Herr und Frau Leo. Ferner kamen zum Vortrag: Fantaisie über „Rheingold“ ferner über ein Em. Bach'sches

Lied, vorgetragen von Herrn Professor Roth (Dresden), Fantasiestücke Op. 111 von R. Schumann (Mussiklehrer Laupichler hier) und mehrere Lieder (Frau Leo, Herren G. R. Schmidt und Gust Ohlenschläger.) Mitgliederzahl 220.

Zeitz. Zweigverein. 17. Juli. Konzert: Vorspiel zum „Parsifal" für Klavier, Wolfram's Gesang, Paraphrase über „Lohengrin" und „Tannhäuser" für Klavier von Juell. Ausserdem allerhand Kompositionen von Abt, Götze, Gumbert, Hildach, Lassen, Löwe, Reineke, Rubinstein, Scharwacke, Schumann, Thomas. Solisten: Frl. M. David, Hr. H. Hofers, Hr. O. Keller. —

Wohl zu beachten!

Die Redaktion der Bayreuther Blätter

ersucht wiederum die Herrn *Vertreter A. R. W.-V.'s* um gefällige Anmeldung der in ihren Städten vom 1. Juli 1889 — 30. Juni 1890 stattfindenden *Aufführungen der Werke,* wofür ein Schema den betr. Exemplaren der Bayr. Bl. beiliegt.

Ferner sind Vertreter wie Mitglieder dringend gebeten, für die *Bücher- und Zeitungsschau* des nächstjährigen Taschenbuchs der Redaktion alle auf unsere Sache bezügliche *Schriften und Artikel,* welche den Betreffenden im Laufe des Jahres bekannt werden, gütigst anzumerken und s. Z. ein Verzeichniss davon einzusenden.

Die Redaktion und alle Vertretungen nehmen Bestellungen auf das *„Bayreuther Taschenbuch für 1890"* an, welchem die weiteste Verbreitung in und ausser dem Vereinskreise zu wünschen ist. —

Neueste litterarische Erscheinungen.

Bestellungen auf die diesjährige Weihnachtschrift

Richard Wagner und die Thierwelt,

auch eine Biographie,

von

Hans von Wolzogen

(Hartung & Sohn, Leipzig. ℳ 1) [Vgl. B. Bl. VII/VIII]

welche bereits im Oktober d. J. erscheinen wird, nimmt bis auf Weiteres gern entgegen und erbittet möglichst bald

die Redaktion der „Bayreuther Blätter".

Bernhard Förster.

Eine Schrift zum Andenken und zur Rechtfertigung.

Herausgegeben von deutschen Freunden.

Diese Schrift ist im Wesentlichen ein Abdruck der im vorliegenden Stücke der Bayr. Bl. enthalten Aufsätze und Briefe über B. Förster und sein Werk, vermehrt um die neuesten Nachrichten über die Zukunft der Kolonie. Sie sei all unseren Gesinnungsgenossen zur grösstmöglichen Verbreitung warm empfohlen, da es gilt einen hochverdienten und vielgeschmähten Freund und Stammesgenossen gegen feindselige Angriffe über das Grab hinaus in ehrlichen deutschen Schutz zu nehmen.

Verlag bei **Th. Fritsch,** Leipzig, 28. Windmühlenstrasse.

Preis 50 ₰.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

XI.

Umgieb Deine Zeitgenossen mit edlen, mit grossen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, und die Kunst die Natur überwindet.

(Schiller.)

Bayreuther Briefe.

Von Heinrich von Stein.

Mit Erläuterungen von Hans von Wolzogen.

IV. Abschnitt.

Berlin.

Im Jahre 1883 siedelte Stein von Halle nach Berlin über. Für längere Zeit blieben seine „Bayreuther Briefe“ von dort nur an mich gerichtet; daraus erklärt es sich, wenn im Folgenden die Geschichte der „Blätter“ in den Vordergrund tritt, selbst zu einer Zeit, welche es dem Freunde wegen seiner Arbeiten als akademischer Lehrer weniger erlaubte, in so reicher Weise wie bisher für unsere Zeitschrift thätig zu bleiben. Wir thun aber auch Blicke in die neuere Thätigkeit, welche ihm in Berlin ermöglicht war, nachdem nur erst die Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt waren, welche der Philosoph der Bayreuther Schule sich dem Universitäts-Senate gegenüber durch seine dort unannehmbare, geniale Arbeit über die „Sprache“ bereitet hatte. — Sein erster Brief aus dem Trauerjahre ist noch von Halle datirt und athmet tiefes Leid. Der Philosoph scheint wie erstarrt vor dem Tode — denn: Leben — Leben war der Sehnsuchtsruf seines ganzen Menschen gewesen; und dieses Leben musste ein göttliches sein, wenn es vom Drucke tödtlicher Geschicke befreien konnte, deren furchtbare Mitleidlosigkeit doch das Göttliche in der sehnenden Seele selbst zu ersticken drohte! Dennoch fühlen wir es im eigenen Mitleiden solches tiefen Wehes, dass eben in diesen verzweifelnden Empfindungen selbst der leidende Gott als ewige Wahrheit sich verkündet. Wir hören seine Stimme aus diesen Worten, ehe sie Der vernehmen konnte, der also sprach. Das ist die Ueberpersönlichkeit des persönlichen Gottes. Wie Stein sie sich wieder gewann, dafür zeugt sein eigenes ferneres Leben. — —

41.

Halle. 30. 3. 1883.

— „Wohl sind wir an der Arbeit mit solchen Blättern zum Buche eines besseren Wissens Einzelner. Sie haben ganz Recht: Niemand muss auf die Masse wirken wollen. Nur bleibt, was mir wichtig scheint, der Zustand der Masse ein wohl zu beachtendes Maass, in wie weit wir da

oben in der bildenden Sphäre das Richtige getroffen haben. In diesem Falle nämlich tritt endlich zwar nicht Gleichsetzung von Masse und Genie, aber Harmonie zwischen Beiden, ein milderes Geschick für das letztere ein. (Kultur.) Im andern Falle, und so steht es zunächst wohl noch um uns, stellt sich der Charakter der „Renaissance" ein: einzelne Künstler, Räubern und Mördern zum Spielwerk anheimgegeben, und die Masse zu Gunsten dieser Räuber und Mörder in ihren individuellen Regungen abgestumpft, in ihrem allgemeinen Anscheine zivilisatorisch übertüncht. Gott bessere es! — Ach, wenn doch einem armen irrenden Philosophen Jemand zur Hülfe kommen wollte, was diesen letzten Punkt angeht. Auch Sie sprachen von dem, der über allen Sternen wohnt. Recht betrachtet — ich rede als Irrender und Suchender — ist dieser doch immer nur der göttliche Keim in uns, dem aber zu Zeiten das Schicksal Exstirpation bereiten kann, z. B. selbst durch körperliche Leiden, etwa auch durch tödtliche Verluste, und in jedem Falle durch den leiblichen Tod. Wo bleibt nun da, wie verhält sich hierzu „der Gott"? Wenn uns doch alle Religion und Philosophie zu einer deutlichen Antwort hierauf befähigten! Dann wäre ja die eben angedeutete, grosse Kultur-Frage beinahe ein *Adiaphoron*, und jedenfalls ein Kinderspiel, sie zu lösen. Während in der That vielmehr diese als die einzige wenigstens Zugängliche, auf tausend dornenvollen Einzelwegen Zugängliche erscheint — jene andere eine nur von glücklichen Gemüthern zu hegende Ahnung, für die es nur eben doch vielleicht gut wäre, eine feste Form zu finden."

42.

Berlin. 28. 5 1883.

— „Man hat meine Arbeit abgewiesen, und mir bleibt nichts übrig, als eine neue abzufassen. Was ich suchte: den Zugang zu der durch die Universitäten monopolisirten Möglichkeit, auf dort stäts, wenn auch nur in geringer Anzahl, vorhandene wahrhaft bildungsfähige Gemüther lebensvoll einzuwirken, und vor Allem durch dieses Lehren zu lernen — bleibt vorläufig abermals unerreicht: aber ich muss es weiter versuchen, ich weiss zu bestimmt, dass ich gerade in dieser Wirkungssphäre nützen würde." „Ach, Sie haben wohl ein besseres Theil sich zur rechten Zeit erwählt! ich habe einmal draussen angreifen müssen, und muss es nun zu einem Ende bringen." —

„Aber nun zu den Blättern! Ich glaube Ihre Andeutungen verstanden zu haben, und ich glaube, es ist etwas, ein solches Einverständniss. Ich hatte mich gerade in die *„deutsche Theologie"* vertieft, und deren ergreifende Seelen-Anschauungen nachzuschauen mich bemüht. Sicherlich bleibt jenes nur dem Mystiker vorbehaltene Bereich ein Aeusserstes, was unserer Ahnung sich darbietet. Handelt es sich nun aber für den aus dem mystischen Schweigen heraus Lautwerdenden um Ausdrucks-Formen, und um diejenigen Annäherungen im Bereiche der *„Creatur"*, der *„Bilder"*, welche deutlich den

Weg in jene Tiefe weisen — so ist es hier nun Ihrem Aufsatz schön gelungen, den Mystiker der Vorzeit durch den „Positivisten“ zu erläutern. Diese Nebeneinanderstellungen von Eckhart und Dühring scheinen mir vortrefflich und für die Ihren Gedanken Nachdenkenden sehr wirksam.“

Dies bezieht sich auf die früher erwähnte Stelle in meiner *„Religion des Mitleidens“* (VI. 104), wodurch ich dem ersten Lehrer unseres Freundes doch noch zu einem „Bayreuther Wort“ verholfen hatte. Ein anderer, geistvoller „Entfernter von Bayreuth“ hatte damals ein neues Buch herausgegeben, und der schöne Gerechtigkeitssinn Stein's wusste auch ihm ein sympathisches Wort abzugewinnen:

43.

Berlin. 14. 10. 83.

— — „Schön erschien mir das Wort: „Ich beschwöre Euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu!“ — Denn enthält nicht gerade dies etwas von der besonderen Aufgabe, die wir als uns zugefallen ansehen? Das Ideal besass der Mystiker, besassen auch die vereinsamten Kunstarten. Der Gedanke, „die Absicht der Künste zu verwirklichen“, mit jenem Ideal der Wirklichkeit uns zuzuwenden, ist unser Erbe; und die unaussprechliche Bedeutung des Irdischen gewiss der Grundzug einer künstlerischen Weltanschauung.“ —

Das „Ewignatürliche“ lag unserm Freunde bei seinem hohen Fluge in's „Reinmenschliche“ stäts gar ernstlich im Sinne. Wie ich es in meiner *„Religion des Mitleidens“* auf kritisch-historische Weise durch die Abhandlung über die „Racen“ vertreten sein liess, so wünschte er es als grundlegendes Moment für die Verwirklichung einer künstlerischen Weltanschauung auch dem religiösen Sinne selber eingeprägt zu finden. Daraus entsprang ihm ja auch seine Arbeit einer künstlerischen Gestaltung des Wesens der „Heiligen“.

Der nächste Brief bezieht sich auf das letzte Vierteljahresheft unserer „Blätter“. Dieses hatte gebracht: ein Wort Stein's zum *Luther*-Feste, daran angeschlossen: „die *„Märtyrer von Costnitz“* von C. Frantz, als verbindenden Uebergang meine Einführung: *„die Sprache Luther's in Wagner's Kunst“*, und dann das grossartige Hauptstück, Stein's abgewiesene Habilitationsschrift *„die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen“*. Hiermit einmal in das Gebiet des sprachlichen Ausdruckes und insbesondere des deutschen Volksgeistes so tief eingeführt, durfte ich hoffen eine Weite der Möglichkeiten für unsere Besprechungen deutscher Litteratur-Erscheinungen gewonnen zu haben, dass ich unbeschadet einer gewissen stylistischen Abweichung die Arbeit des trefflichen Theodor Fontane über unseren deutschen Poeten — im besten Wortsinn —, Willibald Alexis, anreihen durfte. Den Beschluss bildete dann die Abfertigung eines modernen Litteratur-

Aesthetikers und Aesthetik-Litteraten, Dr. Max Schasler, mittels einer für ihn allerdings vernichtenden Konfrontirung mit dem selben Herder, welcher in der Sprach-Arbeit Stein's so bedeutend hervortreten musste. Damit waren wir zu guterletzt doch wieder eingekehrt in die heimathliche Genossenschaft der Grossen, welche Luther am Anfang des Stückes eröffnet hatte, und auf die Frage, *was ist deutsch?* schien somit das Ganze ein dieses Jahres abschliessend-würdiges Wort gefunden zu haben.

44.

Berlin. 16. 11. 83.

„Dass gerade Herder so herrlich angeführt wird, der einen hauptsächlichen Ausgangspunkt meiner Arbeit bildet — wer so etwas bemerkt, und früher oder später bemerkt man es, hat grosse Freude an der Harmonie des „Bayreuther Gedankens"! — Schön sind auch die „Costnitzer Helden". C. Frantz nimmt hier (für uns zugleich) im Czechenstreite seine Stellung, wie sie der Meister im Judenstreite durch „Erkenne dich selbst" nahm: sehr deutsch und Bayreutherisch — werden es vielleicht österreichische Wagnerianer etwas schwerer verstehen? Dann wäre es sehr schön, wenn eine Diskussion der Sache, auf gleicher Höhe mit Frantz' Artikel, in den Blättern stattfände. — Wenn wir auf das Jahr zurückblicken: Wagner und Luther! Diesmal die ganze Welt mit eben dem beschäftigt, was „Uns" nahe anging, und in den Blättern seinen Ausdruck fand: wie still und eigen sondert sich dieser Ausdruck der Blätter von dem Lärm — sagen wir Geräusch, denn es ist dieses Mal so viele gute Meinung dabei, — da draussen ab. — Sie haben nun doch eine Reihe geistiger Arbeiter zusammengebracht und sich gegenseitig kennen gelehrt, sodass wir wohl beim Ueberblick eines solchen Jahrregisters zu danken haben: für mich die Mahnung zu erneuter Anstrengung und womöglich vielfältigerer Arbeit — ich meine im Sinne der so vielfach möglichen kritisch-positiven Anknüpfung an diese und jene Erscheinung des lauten Marktes der Bücher und Ereignisse." —

45.

Berlin. 10. 1. 84.

„Wie herrlich ist die zuletzt zitirte, briefliche Aeusserung des Meisters über die Blätter!*) Darauf lässt sich Grosses weiterbauen! — Die Einschränkung im Betreff des „Könnens" wage ich demgemäss zu bekämpfen. In Wahnfried führte man öfter das Wort der Königin Louise an: „Es war den Enkeln Friedrich's des Grossen erlaubt, das Unmögliche zu wollen."

*) „Es kann etwas aus den B. Bl. werden Die Wege einer grossen Manigfaltigkeit sind jetzt gegeben, nicht minder das Ziel. Gebrauchen Sie nun diese Freiheit — weit, gross, und immer zielbewusst. Ein unabhängiges Blatt wie dieses hat dann noch nie existirt, und kann von unermesslicher Wichtigkeit werden." (VII. 6.)

— So müssen auch wir denken. Das Unmögliche, wir wollen es. Wir sprechen vom Höchsten, vom menschlichen Ideal, und immer wieder kommen wir auf diesen Radikal-Idealismus zurück: auf Wenige unmittelbar wirken, Mehren für die Zukunft einen Markstein hinterlassen, was denn doch in unseren Tagen auch gelebt hat, während ihr politischer Anschein Knechtsinn, Dumpfheit und Verhärtung wahrnehmen lassen wird — „ein unabhängiges Blatt, wie es noch nie existirt hat, von unermesslicher Wichtigkeit." — — „Das Künstlerische gehört gewiss in die erste Linie (Hausegger's Aufsatz „die Musik als Ausdruck"). Hierbei möchte ich nachholend meines Eindruckes von Fontane's *„Alexis"* erwähnen: ich fand Ihr einschränkendes Urtheil gerechtfertigt, hatte aber doch grosse Freude an der ausführlichen Mittheilung — ich glaube, man kann mit etwas an sich so Gutem wohl, ohne dem Prinzip etwas zu vergeben, dem Bedürfniss nach Buntheit genugthun."

Dem kräftigen Zuspruch, den der Freund mit seinen Worten unserer Arbeit gab, reiht sich noch ein Wort zur Jahreswiederkehr des 13. Februar mit weihevoller Mahnung für alle ernsten Bayreuther an:

46.

Berlin. 17. 2. 89.

„Ein tiefernstes Gedenken eint uns in diesen Tagen. Was Er selbst ureigenst war: darauf sich immer wieder tiefinnerlichst besinnen, diesem einzig Ausdruck zu leihen: ist das nicht gerade auch die rege Aufgabe, welche uns eint? Diesen Strom geistigen Wesens, den, so wie wir, doch nicht viele kennen lernten, abzudämmen gegen jede Trübung: damit er als geistige Strömung im Leben der Menschheit zur Herrschaft gelange." —

Ja, das ist's, was wir wollen, und gar nichts weiter. Denn gelingt dieses, so ist etwas Grosses und Gutes gethan. Wie innerhalb solches gemeinsamen Bestrebens auch persönliche Meinungsverschiedenheiten zum schönen Ausgleich gelangen, lehrt das Folgende. Unsere Leser erinnern sich wohl der interessanten Episode: „Frantz — Masaryk"? Der czechische Professor hatte sich an des Deutschen gerechter Würdigung der böhmischen Alt-Reformatoren („Märtyrer von Costnitz") zu feurig patriotischem Ausrufe entflammt, dem er in einem offenen Briefe an Frantz in unseren „Blättern" (VII. 63) Ausdruck gegeben. Er hatte übrigens dabei wohl die „Jesuiten" erkannt, aber die „Juden" nicht gemerkt, sonst wären ihm manche „deutschnationalen" Verhetzungen in Wiener Blättern nicht so wunderbar erschienen. Ich fügte seinem Briefe eine redaktionelle Notiz hinzu, in welche ich den nachfolgenden Absatz aus Steins Briefe aufnahm, um der darin enthaltenen Einschränkung gegenüber darauf aufmerksam zu machen, dass doch auch auf dem Grunde eines ehrlichen und gerechten czechischen Nationalgefühles ein wohl zu beachtendes Moment des „Menschlich-Natürlichen" zu finden sein dürfte. Das Weitere ergiebt sich aus dem zweiten Brieffragmente.

47.

Berlin. 12. 2. 84.

„Der Brief M.'s ist ein gar leidenschaftliches Aktenstück; können sich die Blätter in diesen Streit näher einlassen? Ich dachte mir, immer nur durch Aufstellung unserer (der deutschen) höheren Aufgaben; wir suchen das Reinmenschliche vom Deutschen aus zu gewinnen und betrachten die Andern nur insofern, und erst dann für ebenbürtig, wenn sie dasselbe von sich aus thun." —

48.

17. 2. 84. Ich weiss gewiss, Sie werden es gut aufnehmen, wenn ich auf unsere kleine Polemik in den Blättern zurückkomme. Sie führen das Wort „nicht ferne genug von der erreichten Vollkommenheit" in einer mich nicht überzeugenden Bedeutung an. Es bedeutet: „nicht ferne genug von dem ausgeführten Bilde der erreichten Vollkommenheit ist zu beginnen" — also: nicht die Aehre ohne Halm ernten wollen, nicht das unaussprechliche Weltgeschick der Jahrhunderte zu einem kümmerlichen „Morgen" heran zwingen wollen — sondern, sorget allein dafür, an eurem Theil, dass im Keime etwas geschieht, dafür aber etwas Reines, Rechtes und Echtes. Alle unvermischt, voll und rein menschlichen Keime, erkennt, vereinigt, stärkt sie. Dann schafft ihr für jenen neuen Tag, und schon in dessen Licht; dieser wird dagegen für alles Einzelne (was ihr essen und trinken werdet u. s. w.) selbst sorgen. — Was ihr Nachwort selbst enthält, ist an sich sicherlich wahr und spricht in jeder Weise auch meine Ueberzeugung aus."

Jetzt fasse ich eine Reihe von Briefen bis zum Jahre 1886 zusammen, welche allesammt ohne besondere Erläuterung für sich selber reden. Ich schicke einen meiner Briefe voraus, welcher neue Anregungen zur Mitarbeit an den Blättern enthält; das besonders genannte Thema vom „Idealismus" überliess der Freund mir selbst zur Behandlung, während er seine damals begonnenen *„Schopenhauer-Scholien"* vom Jahrgange 1885 erst 1887 mit dem „Pessimismus" zu Ende führte. All seine Zeit musste der akademischen Lehrthätigkeit gewidmet bleiben, über welche sich in den folgenden Fragmenten manche Aeusserung von Bedeutung findet — von Bedeutung nicht nur für das Leben des Freundes, sondern auch wiederum für unsere gemeinsame Arbeit, insofern sein Kolleg über die *„Aesthetik der Klassiker"* für uns der köstliche Hauptbeitrag seines letzten Jahres 1887 werden sollte. Am 25. November 1884 schrieb ich ihm u. A.:

„Vor Allem wäre mir jene kurze Abhandlung über die „Ideen" willkommen, sowohl als Beitrag zu dem geplanten Schopenhauer-Cyklus, den ich als Kranz um das noch so sehr Phantasiegestalt bleibende Denkmal von uns geschlungen sehen möchte, — als auch in Anbetracht der grossen Unklarheit, welche bei den „Unserigen" im weitern Sinne gerade über die Bedeutung der „Idee" und des „Idealismus" insbesondere noch herrscht. Jeder glaubt, eine „Idee" zu haben, und hat nicht einmal eine Idee davon! Ich möchte sie geradezu auf das Thema:

„Was bedeutet Idealismus und Idealist?“, im Anschlusse an den Ideen-Aufsatz, hinweisen. Damit kann grosser Nutzen gestiftet werden, wenn es gelingt, diese Frage so klar und schlicht als möglich an der Hand Schopenhauers und dem Beispiele unserer Kunst zu beantworten. Ich versuchte schon eine Andeutung am Schlusse meiner „Idealisirung“, die aber erst im Frühjahre n. J. zum Drucke gelangen wird. Da sag' ich ganz kurz: Die wahren Idealisten sind nicht, welche „sich Ideale machen“ (wie die optimistische Gemeindeutung des Begriffes lautet), sondern: welche, wie Goethe sagt, „in der Idee leben“, d. h. aber: Ideen schauen und Ideen glauben können. Sie zu schauen lehrt uns die Kunst; sie zu glauben — hier hätte die Religion genannt werden können —, aber da ich an jener Stelle nicht das Gebiet der Kunst überschreiten wollte, so sagte ich: die Musik lehre uns die in der Kunst erschauten Ideen (als Wirklichkeitsmächte) glauben. Vielleicht liesse sich hier ein Zusammenhang von Musik und Religion nachweisen; ich konnte aber nicht weitergehen, und dachte dabei an Sie, als den Erfüller. —“

49.

Berlin. 27. 11. 87.

„— Wie es um mich steht, im tieferen Sinne, meine ich immer, müssten meine Bayreuther Freunde unfehlbar genau wissen, wenn sie meiner gedenken: im Suchen und Ringen, dem Einzigen, Grossen, was mir der Name Bayreuth besonders sagt, im Banne bestimmter äusserer Nöthigung gerecht zu werden. — Meine Arbeit soll vielleicht unter dem Titel: *„Schopenhauer-Scholien“*, oder Sch.-Studien, oder anders, wie Sie meinen, einen Zyklus anfangen. Ihr zweites Thema ist geradeswegs hinreissend für mich. Denn, was haben wir Eigenes zu lehren, als den immanenten Idealismus; das Lexikon ist das System dieser Lehre. Gewiss komme ich auch rechtzeitig einmal zu einer solchen Ausarbeitung und, wie Sie es wünschen, am besten wiederum unter dem Titel „Ideal“. Zunächst habe ich nämlich viel zu thun: ich kann mit ruhiger Freude hinzufügen: nichts, was nicht in irgend einer Beziehung zu dem grossen Hauptthema stände, welches ich soeben andeutete und in Ihrem Thema angedeutet finde. Im weitesten Worte befasst, beschäftigt mich das „ästhetische Denken“ der neueren Jahrhunderte, also Kunst und Philosophie in ihrer tiefen Geistesströmung, wo sie noch zusammen sind; „Aesthetik“ als ein einzelner Zug dieser grossen Bewegung. —

Nächstes Semester werde ich Aesthetik lesen, und muss hierauf, als nächsten Meilenstein auf meinem Arbeitswege, bereits jetzt sorgsam meine Blicke lenken. An diesem Kolleg liegt mir viel, weil ich bei seiner Ausführung meine speziellere schriftstellerische Arbeit vorbereite, meine Aufgabe in der Anspannung jenes weiteren Rahmens bestimme.“

50.

20. 12. 84. „Nächsten Sommer lese ich ein grosses förmliches Privatkolleg über Aesthetik: Geschichte, Elementarbegriffe, Anwendung auf die Philosophie im Sinne des Lexikons; vorausgesetzt, dass ich Zuhörer finde. Dazu publice: die Aesthetik der deutschen Klassiker, worauf ich mich

besonders freue. Dadurch wird mir eine Arbeit über Schiller wieder besonders nahe gelegt werden."

51.

Berlin, 18. 2. 1885.

„Sehr gerne würde ich zum August etwas über G. Bruno liefern. Nur: ich habe nicht eben etwas Neues über meinen früheren Aufsatz hinaus zu sagen, habe diesen inzwischen ja schon einmal umzuschreiben gehabt, zur Halle'schen Habilitirung, und kann also einen eigentlichen, dritten, Aufsatz nicht liefern. Aber wie wäre es, wenn Sie circa 12 neu übersetzte Gedichte aufnähmen, eingeleitet durch eine kurze Lebensbeschreibung, in welcher zwanglos Adolph Wagner's Verdienst um die italiänischen Schriften genannt würde. Dann erschiene ich, nach so langer Pause, doch mit etwas einigermaassen Originalem vor Denen, die mich bisher in den Blättern beachtet haben. Dies eröffnet mir ferner eine Aussicht für weitere lebensvolle Beteiligung: denn einmal poetisch eingeführt, könnte ich vielleicht auch poetisch weiterhin durch Erzählungen laut werden, wie jene „Entsühnung", die Sie wohl vorigen Sommer in Bayreuth einmal in Händen gehabt. Dies würde das Ausbleiben ästhetisch-kritischer Aufsätze ersetzen: diese Art von Arbeit nimmt jetzt für mich zu sehr die Richtung auf den akademischen Vortrag; weshalb ich um so mehr in solchen Erzählungen mich mitzutheilen wünschte."

52.

Berlin, 2. 12. 1885.

„Ich dachte zunächst für die Blätter meine im Sommer gehaltenen Vorträge über die Aesthetik der deutschen Klassiker oder die Kunst- und Weltanschauung Goethe's und Schiller's auszuarbeiten. Ich denke, es wird sich am Besten geben lassen, wenn ich im nächsten Sommer, wann ich das Kolleg wiederhole, jede Vorlesung, nachdem sie gehalten, verkürzend niederschreibe. Kleinere Arbeiten habe ich mir vorläufig ganz und gar verboten. Es ist das kein willkürlicher Vorsatz, sondern entspricht wohl der Nothwendigkeit, einige Ergebnisse langen Sammelns und Ueberdenkens (eben meine „Entstehung der Aesthetik im XVII. u. XVIII. Jahrh.") zunächst vollständig auszusprechen. Die nächste Schopenhauerscholie möchte ich unter dem Titel „Pessimismus" schreiben, habe hier aber noch viel zu lernen, ehe ich mein „Schulheft" mittheilen kann. — Ich fand den Aufsatz von Aragon über *„Natur"* (VIII, 305) sehr gut geschrieben — wie viel mehr auch von dem „Ewig-Natürlichen" über diesen Natur-Begriff hinaus zu sagen bleibt. — Arthur Seidl ist jetzt unter meinen Zuhörern; mit ihm und anderen Zuhörern habe ich einigen, mich stäts besonders erfreuenden Verkehr." — „Es ist doch immer ein grosser Zwang und Bann, der auf mir liegt, und den ich mir nur allmählich zur Wohnung und Werkstatt auszurunden, auszubauen lerne. Dies klinge nicht zu düster; es ist in wahrer Fassung gesagt." —

53.

Berlin, 22. 10. 1886.

„Ich will doch nicht eine Freude mitzutheilen vergessen, die ich hier erfuhr. Mir ging in diesen Tagen der Bericht über die Preisverteilung der Fakultäten zu; da fand ich denn, dass mein bester und mir persönlich wohlbekannter Schüler*) mit einer Arbeit über Descartes und Locke den Preis davongetragen; er hatte als Motto den Satz geschrieben: „Die Vertiefung in grosse Denkerpersönlichkeiten hat ethische Bedeutung". Alle Einzelheiten des kleinen Vorfalles erfreuten mich."

Was nun folgt, erscheint bereits ganz durchzogen von dem erhebenden Gedanken einer künstlerischen Gestaltung der „Heiligen". Diese Briefe schliessen sich an einen beglückenden Besuch in Bayreuth an, dessen lebendige Nachwirkungen jeder Leser in den Gedanken des Schreibers über seine Arbeit mitempfinden wird. Denn es sind dies Gedanken zum Empfinden, gleichwie sie aus höchster Empfindung von religiöser Kraft und Tiefe entsprungen waren. Einmal nur unterbreche ich die schöne Folge dieser Briefe, um ein Dankeswort Stein's zu erklären, welches sich auf meine Aeusserungen über sein Buch „Die Entstehung der neueren Aesthetik" bezieht. Ich glaube, dass es mit in das Bild seines Lebens gehört, wie sein Schaffen, auch ausserhalb unseres engeren Kreises, in diesem selbst aufgefasst wird, und welchen Werth er darauf legt, in Allem „mit Bayreuth" zu wirken und zu leben. —

54.

Berlin. 27. 10. 86.

— — „Mit ganzer Seele wende ich mich einer neuen Arbeit zu, die ich noch kaum nennen darf, weil sie noch gänzlich und nur Aufgabe ist: die Geschichte der Heiligen. Ich sage mir, dass in den wirklichen Heiligen — die unseren Anschauungen so sehr ferne gerückt sind — Ureigenart des Empfindens so deutlich zur Welt kommt, wie sonst nur in den allergrössten künstlerischen Genien. Während nun diese Letzteren selbst zur Mittheilung ihres Schauens und Empfindens sich gedrungen fühlen, zieht sich hingegen der Heilige auf sich selbst zurück, und es geschieht fast gegen seinen Willen, dass man ihn bemerkt. Auch sehen ihn nicht Alle wirklich, die ihn bemerken, denen er auffällt. Die Menge spricht von Mirakeln, weil sie das innere Wunder eines solchen Menschen sich nicht anders aussprechen kann. Dieses Wunder, dieses mehr als Natürliche der heiligen Männer und Frauen besteht nun aber, allgemein gesagt, wohl darin, dass sie, während Alles sonst im Leben an endliche Dinge und Vorgänge gebunden ist, und auch unser unendliches Sehnen und Wünschen sich immer wieder mit solchen zu befassen hat — dass sie

*) Dr. R. Sommer. (B. Bl. X. Stück 8. Litter. Anz. Nr. 42. Vgl. B. Bl. XII. Stück. 7/8.)

vielmehr das Unbedingte als eine Erfahrung ihres inneren Lebens ergriffen haben. Wie sie es erfahren, das scheint wieder bei Allen, je nach ihrer Persönlichkeit, ganz verschieden zuzugehen. Und hier wäre der bedeutende Gegenstand für den späteren Darsteller. Er hätte das Persönliche der wenigen uns bekannten wirklichen Heiligen zur Anschauung zu bringen, und unser inneres Leben durch solche Bilder unendlicher Menschen, in welchen die Welt zu ihrem Sinne kommt, zu bereichern, zu bestimmen, zu gestalten."

„Als ich vor 8 Tagen hier angekommen war, und mich sehr, sehr unheimisch fühlte, beruhigte und erfreute mich auf's Tiefste die Anhörung der Dante-Symphonie, welche Klindworth zur Aufführung brachte. Ich verfolgte den gehabten Eindruck durch Nachlesung des im 5. Bande über diese Werke Gesagten. Versuche ich auszusprechen, was mich so unmittelbar ergriffen hatte, so war es eben dies, mich persönlich, tief-verständig von einer weltenmächtigen Seele angeredet zu finden. Was das Verhältniss zu Dante's Gedicht betrifft, so war mir die Form der Aneignung jener Dante'schen Weltschau aufgefallen; keine Dreitheilung, sondern eine prägnante Gegenüberstellung zweier Gegensätze; deren ergreifende Deutlichkeit zu Anfang des zweiten Theiles mir besonders eindrucksvoll war und unvergleichlich ist." — —

Am 10. Nov. schrieb ich dem Freunde über sein neues Buch:

„An keinem schöneren als dem Schillertage kann ich Ihnen meinen Dank aussprechen für Behagen und Belehrung im edelsten Sinne, welche Ihr Buch mir bereitet hat. Man schwimmt dahin auf einem klaren, ruhigen Strome und lässt merkwürdige Bilder auf dem Grunde vorbeiziehen, die sich wunderlich und bedeutsam entwickeln, bis ein edeles Menschenantliz uns entgegen blickt, „wellenathmend", zwar ein Spiegelbild nur; aber nun haben wir nur aufzublicken und schauen in die uns innig vertraute, liebe und grosse Wahrheit, die sich erfüllt hat. Das Ideal ist uns Person geworden. Und dann muss man sich bald wundern, bald schämen darüber, was vor uns schon gedacht wurde, und die Erkenntniss erwacht, dass, wenn eine Sache bis zu einem bestimmten Grade durchdacht worden, den Späteren nichts mehr übrig bleibt, als zu handeln oder zu schwafeln. Gleichsam, wie wenn der Phosphor fort wäre, — entweder das Licht brennt dann, oder es blieb der Schwefel übrig. Ihr Buch aber rechnet zu den Handlungen, und es steckt mehr als ein Licht auf. Ich empfehle es Jedem, der seiner werth ist, und vorzüglich den Jungen, die noch frisch sind zum Lernen.

Ihnen selbst aber empfehle ich zunächst zwei Gedanken, die mir aus Ihrer Schrift als Themata für Ihre Behandlung, im Blätter-Stile, lebhaft entgegengetreten sind. 1) Die „Einheiten" und die „Einheit". Ein ästhetischer Instinkt lag in der französischen Raison; aber erst die deutsche Musik gab dem Ideale die Kraft, sich danach lebensvoll zu gestalten. — 2) Was ist Naturalismus? Das wäre nun die nothwendige Ergänzung meiner vorbereiteten Neujahrs-Studie: was ist Idealismus? welche überhaupt in Ihrem Buche durchweg ihre historische Begründung und rklärung findet. Der „Naturalismus" würde das Schopenhauer-

Jahr trefflichst einleiten können. Alle Hauptgedanken liegen in Ihrem Buche bereit. Dort einzelne Perlen in jenem klaren Strome, verlangen sie, mit mir, nach ihrer Aufreihung am Faden der Bayreuther Idee zum Schmucke des philosophischen Jubeljahrgangs."

55.

Lieber Freund!

Welch' ein Klang ist Das, der aus Ihren Worten zu mir dringt! In die bange Welt der Gespenster, in welcher ich hier verharre, klingt es als Mahnung, wo ich doch einzig und eigentlich lebe. Ach, man muss das erleben, die verlegenen Gesichter der Leute, denen man, mit Ernst und Mühen, etwas hat sagen wollen — Nichts mehr davon. In jedem Falle wird es nun bei dieser Gelegenheit sich entscheiden, ob es nicht eine freche Verschwendung alles guten Wollens ist, der Sache des Ideales an einer deutschen Universität zu dienen. — Das klingt unfreudig; es ist eine Art von Schreckensruf, der mir wider meinen Willen entfährt, da Ihre Art, mir etwas über mein Buch zu sagen, mir zeigt, was doch eigentlich das Schweigen der Anderen zu bedeuten hat. Die herzliche Freude über Ihre Worte selbst ist dadurch nicht ausgelöscht. Mit Innigkeit denke ich dem Bilde nach, welches Sie gebrauchen: von dem Strome, den Dingen, die man auf dem Grunde sieht, dem Menschenantlitz, das sich aus den Wellen hebt. —

Was nun das Gedenkwort für Schopenhauer angeht: mir blieb noch eine Scholie zu schreiben übrig, „Pessimismus". Diese möchte ich gerne (für die Blätter) jetzt vornehmen; da gerade dies Wort Gelegenheit giebt, die historische Erscheinung der Schopenhauer'schen Philosophie zu charakterisiren, liesse sich diese Scholie sehr wohl als Gedenkwort fassen. (Als solches kann es ja auch, wenn Sie dies beabsichtigen, im Programme der Blätter angekündigt werden.)

Leben Sie recht wohl — herzlichen Gruss und Dank!

Berlin, 12. Nov. 1886. Heinrich von Stein.

56.

20. 11. 86.

— „Wenn man diesen ungeheuren Mächten nachsinnt, die des leidenden und wollenden Menschen sich bedienen, in einem nicht deutlich ausgesprochenen Sinne, der aber, so ahnen wir, auf Erlösung, Freiheit, Ruhe weist; nichts, wahrlich gar nichts mehr erscheint mir, neben dem Gegenstande dieser Betrachtung, ein annähernd gleiches, ja überhaupt nur ein eigentliches Interesse zu verdienen; hier ist wirklich Etwas am Werke, das als „Vorsehung" nur nicht verstanden werden konnte, wenn auch der Glaube es unter diesem Namen dem Geistes-Auge vorzuführen, versuchte; ein tiefes Vertrauen nimmt uns ein, wenn wir dieser Ahnung uns hingeben, denn

irgendwie, so fühlen wir, ist der Ort dieser — Vorsehung in uns selbst, im innersten Keime unseres eigenen Wesens, keineswegs werden wir nach äusseren Zwecken geleitet, und am Wenigsten werden jene Grossen, Einzigen, in welchen eigentlich die wahre Bedeutung der christlichen Lehre vom Versöhnungstode des Gottmenschen immer wieder erscheint, am wenigsten werden sie gänzlich ausser ihnen liegenden Zwecken aufgeopfert: deshalb steht ihnen auch immer in ihrem Innern der Weg zu jenem leitenden Sinne der Welt offen, in dessen Anschauung sie dann Seligkeit erreichen — wie wir eben dies vom Heiligen und vom Künstler wissen und erfahren.“ —

57. (?)

„Die Beschäftigung mit den Schriften, welche uns ein Bild der Heiligen geben sollen, bringt mir manche Enttäuschung. Nur im Nachsinnen über die oft so unverständigen Ueberlieferungen, da findet sich, dass eben doch ein Bild vorgeschwebt hat, dass etwas da gewesen ist, was anzuschauen und wovon zu reden war. Die überzeugende Anschaulichkeit ist es auch gewesen, welche mich an Joinville's Chronik, die ich jetzt zum ersten Male las, erfreute; er schreibt eine Geschichte des heiligen Ludwig, aber freilich bekommt man hier in all den bunten Bildern keinesfalls die Anschauung eines Heiligen; merkwürdig sind die Spuren von *„esprit“* bei dem mittelalterlichen Chronisten: er dürfte sich durch derartige, absichtsvolle Wendungen von Ville-Hardouin unterscheiden, ein Unterschied, auf welchen Gobineau hinwies.“

58.

Berlin. 8. 12. 86.

„Mit meinem ernsten und hohen Gegenstande mich weiter zu beschäftigen, verzage ich freilich fast vor Spärlichkeit der Quellen. Es ist so wenig Wirkliches, Geschehenes mehr von diesen Dingen zu erfahren. Und doch ist ganz gewiss das Individuell-Leibhaftige auch gerade für die Geschichte der Heiligen unentbehrlich, ja für den Darsteller die Hauptsache. Das Gemeinsame nämlich in allen mit Recht heilig genannten Menschen dürfte doch wohl nur die Form des Seelenvorganges sein, insofern bei ihnen Allen aus rein innerer Kraft eine Erhebung über alles Aeussere stattfand. Hierzu gelangen sie aber auf verschiedenem Wege: die Heiligkeit des Augustinus ist eine andere als die des Franziskus. Eine solche Verschiedenheit ist es auch, ob durch eine vernichtende Erfahrung die Wendung zur Heiligkeit eingetreten sei oder nicht. Auf eine wichtige Unterscheidung (wenn auch ganz anderer Art) führt die Bemerkung, dass im Lohengrin Gott, im Tannhäuser der Erlöser ausschliesslich genannt sei. So sind die ersten Jahrhunderte des Christenthums vorwaltend theïstisch; auf die Bekehrung des Augustinus wirkte das Beispiel Jesu gar nicht ein. Eine Erweckung aber des Gefühls für die Person Jesu scheint um die Zeit der Kreuzzüge stattgefunden zu haben.“

Kurz darauf, und ehe er in sein letztes Lebensjahr eintritt, besuchte der Freund zur Weihnachtzeit 1887 wieder die alte stille Heimstatt Bayreuth und lebte dort wie an der Heilquelle, deren seine Natur zu ihrer Erhaltung bedurfte, zu neuem Muthe und freudiger Arbeit auf. So öde und bedrückend ihn dann auch die vielfach unbefriedigende und abstossende Tageswelt in dem, was er das „Draussen" benannt, wiederum empfing: er lebte doch auch darin mit einer reinen Freudigkeit an allem Guten und Freundlichen, dem er begegnen mochte, und wenn Stunden des Verzweifelns im Anblick „ewiger Dasselbigkeit" ihm die letzte Zeit verbittern wollten, so fand er immer wieder jenen freien Aufblick — den verklärenden —, in welchem er als Dichter theilnehmen konnte an der Seligkeit des idealen Lebens, des Vorbildes seiner nahen, völligen Verklärung. —

V. Abschnitt.

Das letzte Jahr.

Eine letzte Neujahrsgabe aus der Bayreuther Heimath war das ernste Symbol der Maske Schiller's gewesen. Der „deutsche Jüngling", in dessen Gestalt jener grosse Edele uns einst die Verklärung seines eigenen Wesens als symbolisches Erbe hinterlassen hatte, er schien wiedergeboren in unseren modernen Tag, wenn man die Persönlichkeit Heinrichs von Stein mit deutschem Verständniss betrachtete. In Schiller's Maske das sinnende Dichterauge versenkend, fand er sich selbst und seines Lebens heiliges Gesetz, das er als ein ringendes Leiden fühlte, und daraus er doch seinen vollen Lebenswerth einzig zu gewinnen wähnte. Es sind wundervolle und ergreifende Worte, in dieser ihrer symbolischen Bedeutung für das Leben unseres so nah am Ende stehenden „deutschen Jünglings", welche er damals im Anblicken jener theuren Züge, wie einen Wahr- und Weihespruch seines Daseins in der Zeit, nach Bayreuth geschrieben hat:

59.

Berlin. 15. 1. 87.

„Als ich die Maske Schiller's erhalten hatte, und sie betrachtete, kam es mir in diesem Anblick wie ein bestimmtestes, offenbartes Wort entgegen; es lautete etwa so: es ist gut, wenn wir dennoch aushalten, es ist der Mühe werth, es durchzukämpfen. Die Wucht dieser leidenerstarkten Züge spricht ganz unwiderleglich aus: durch ein solches Leben ist ein — uns anderswie gar nicht deutlich zu machender — absoluter Werth dargestellt, erworben und gewonnen worden. Stolz — oder Glaube, so benennen wir die beiden führenden Mächte eines solchen Kampfes. Es ist das Peinliche des Ausharrens in unserer Welt, dass diese uns die Liebe erschwert, welche doch die Grundbedingung auch jener Kräfte ist: Stolz deute ich mir als Liebeskraft, die in sich selbst zurückverwiesen wird, Glaube als

Liebeskraft, die in einem „Nicht von dieser Welt“ ihren Gegenstand gefunden hat.

— „Ich blicke auf die Züge Schiller's abermals, und fühle mir mahnender als je von ihm zugerufen: dass die bestimmte Art des Leidens, welche einer Seele wieder und immer wieder zugemuthet wird — das Wesen dieser Seele ist, welches sich seinem innersten Gehalte nach nur eben jenes Leiden verwirklichen kann.“

Im weiteren Verlaufe seiner Mittheilungen kommt er dann auf ein Thema, welches in seiner letzten Zeit ihn lebhaft beschäftigte. An den „Heiligen“ dichtend, für das Höchste nach Ausdruck suchend, gedenkt er zugleich wieder der Möglichkeiten eines künstlerisch-verständlichen Verkehrs mit dem Volksgemüthe in einem heitersinnigen, echtdeutschen komischen Phantasiespiele; und dazu giebt ihm selbst die japanische Maskerade eines „Mikado“ in Kroll's Theater eigenthümliche Gedanken ein:

„Die Vorstellung von Dornröschens verzaubertem Schlosse, und einer in ihm geheimnissvoll herrschenden gewissen unzeitigen Exaktheit weist mich in das Reich der Märchenträume, des Humors. Wie wäre das als heiteres und dabei urtiefes Kunstwerk auszuführen? Das englische Lustspiel hat mir in der That die Möglichkeit solcher wirklich unterhaltender Theaterwerke nahe gebracht. Das Auszeichnende dieses viel besprochenen Stückes ist das Zusammenwirken der Künste: es wird nie gesungen, ohne dass dabei getanzt wird, die Mimik im Einzelnen zeigt sich als individualisirte Tanzkunst, und mir sind in dieser Mimik wirkliche Erfindungen, nie gesehene, sehr ausdrucksvolle Gebährden aufgefallen. Die Handlung ist von kindlicher Lustigkeit; der Stoff hat wohl sehr kenntlich den Fehler des erzwungen „Nationalen“ (Oper und Drama); hier träte aber für uns naturgemäss der Stoff der deutschen Märchen ein. Durch jenes Zusammenwirken aber übt das englische Stück eine traumhaft uns entrückende Wirkung aus, die sich bei mir so äusserte, dass auf dem Heimweg mir eben Dornröschen in einem solchen beweglichen Traum- und Gaukelbilde vorschwebte — was ich von meinem Theile freilich nie in die theatralische Erscheinung werde bannen können.“ —

Sagt es nicht etwas über den Bayreuther Geist, wenn solche Wirkungen eines leichten Komödien-Spasses zu beobachten sind? Wen in der Masse des Mikado-Publikums führte wohl irgend sonst das Hinschauen auf diese graziös über den Operettenboden flatternde jüngste Mode-Schöne solch ernstlichen und schöpferischen Dichterträumen zu? So aber sollten unsere lernenden „seligen Knaben“ und Gralsknappen durch die Augen unseres Heiligen die „Welt“ schauen! Dann würde die Begeisterung auch Leben zeugen und das Lebendige sich zu Gestalten bilden — und dann hätten wir eine Kultur. Es ist eine von Stein tief genug empfundene Trauer,

die sich dem nach solcher Kultur innig Verlangenden auf's Gemüth legt: bemerken zu müssen, wie höchste Kunstoffenbarung auch bei den anscheinend Schauenden nur etwa das Abgesehene, die „Imitation", oder gar das Falschsichtige und Falschsüchtige einer „objektiven Kritik" und „geistreichen Korrektur" zur lächerlichen Folge hat. Wären diese Knaben, soweit sie noch kindlich geblieben, wirklich hineingestiegen in das Auge des seraphischen Vaters, sie hätten wohl das „welt- und erdgemässe Organ" sich gewonnen, nicht nur mit jenem Auge wie Wotan zu schauen, sondern auch wie der helläugige Knabe Siegfried zu schaffen. Denn Schwertstücke liegen rings auf der Walstatt, und wohl gäbe es noch zu schaffen auch ausserhalb des geweihten Bannkreises des grössten Kunstwerkes. Eine wirklich zur Thatsache lebendiger Gemüther gewordene neue Weltanschauung, wie die unsere, die muss auch neue Formen finden, muss auch alte Formen neu beleben, auf Gebieten, welche von der obersten Hügelhöhe abwärts dem täglichen Leben sich als duftig nährende Wiesengründe zuneigen. Wer von uns das bildnerische Talent besitzt, sollte der es denn wirklich nur wieder anzuwenden wissen für Nachäffungen, sei es des grossen Neuen, sei es auch des abgelebten Konventionellen? — Wird das Talent des „Bayreuthers" nicht auch nach des Meisters Beispiel und Lehre die Symbole zu finden und zu bilden vermögen, unter welchen sich der neue Geist in eigener lebendiger Form überallhin ausspräche, wo Menschen für künstlerische Eindrücke auch mitten im Drange des Tageslebens noch empfänglich sind? Noch besteht das Bedürfniss nach künstlerischer Verschönerung und Erheiterung des Alltags, und es ist ein natürliches Bedürfniss: wir sollten doch vor Allem die Kraft und Möglichkeit der Veredelung dieses Bedürfnisses gewonnen haben und mit dem neuen Geiste, der in uns eingezogen, wie einst unsere Grossen mit dem „klassischen" Geiste, die Reste künstlerischer Verkehrsformen im „Draussen" auf würdige Weise freundlich beleben!*)

Darnach ging auch unseres Freundes Verlangen; doch er selbst traute sich das Talent der leichteren Gestaltung nicht zu. Er blieb bei seinen „Heiligen", in der „obersten, reinlichsten Zelle"; aber auch dort suchten ihn immer wieder die Bilder heim, welche, entblüht der mythischen Phantasie eines Volksgeistes, in unbezwinglicher Lebenslust, nach ihres Sinnes „Um- und Neugestaltung" durch den Dichter sich sehnen. In den folgenden Briefen werden die Leser die deutlichen Spuren von dieser vielsagenden Bewegung der ewigen „Ideen" in's ästhetisch Wirkliche bemerken. Zunächst aber finden sie den Universitäts-Lehrer wieder, der nun in einem lebendigeren Kreise jugendlicher Schüler wirksam, zu seiner Thätigkeit von Neuem an den „Schriften" sich stärkt. Mit dem Auge des Künstlers durchschaut er

*) Diesem Thema habe ich meine längere Abhandlung über *„Ferdinand Raimund"* im „Bayreuther Taschenbuch für 1890" gewidmet.

den Philosophen und weiss nun auch einem Kant zu danken für die Befreiung des „Unbedingten“ im menschlichen Gemüthe, welches doch der Grund bleibt aller wahren Kunst und Heiligkeit.

60.

Berlin. 23. 2. 87.

„Stimmung, Stille, Beruhigung gewinne ich mir alltäglich durch meine jetzt vorgenommene Lektüre der Schriften. Ich nehme die zehn Bände in fortlaufender Reihenfolge durch, um mich für meine Vorträge im Sommer vorzubereiten. — Für meine Arbeit über die Heiligen habe ich unmittelbar ergiebige Quellen gar nicht mehr entdeckt. Ein mir empfohlenes „gutes“ Buch z. B. über Hieronymus gab ein so entschiedenes Gerippe, dass es mir einen Schauder erweckt hat: nicht nur diesem, dem kritischen Autor zu verdankenden, Gefühle entnahm ich aber den Vorsatz, mich zunächst auf die Jahrhunderte des Franziskus und der Elisabeth zu beschränken. — Meine Vorlesung machte mir in letzter Zeit viel und wohlthuend zu schaffen, wohlthuend durch ihren Gegenstand, da der äussere Zuspruch eines kenntlichen Erfolges diesmal allerdings gänzlich ausbleibt. Ich hatte wieder nur Kant darzustellen, und dafür seine Schriften im Zusammenhange wieder durchzunehmen. Hier ist dann der Contrast zwischen Verstand und Vernunft ein Hauptgedanke. Nennen wir die Ausschreitungen der sich selbst übersteigenden, vereinsamten, nur denkenden, nicht aber schauenden Vernunft: Metaphysik; so ist diese Metaphysik unmöglich zu machen, Kant's Unternehmen gewesen. Ihr setzte er als wirkliches Erkenntnis-Muster die treue Erforschung des Naturzusammenhanges durch den Verstand gegenüber. Nun aber fügte er hinzu, dass diese Erkenntnis der Natur doch eben nur eine bedingte, wenn auch in sich vortrefflich abgeschlossene sei. Noch sei ein unendlicher Gehalt in jedem Eindrucke durch die Beobachtungsweise des Verstandes unerschöpft: dies ist die Idee des Unbedingten, welche der Bethätigung des vollen Gemüthes mit allen seinen Fähigkeiten in Erfassung der Wirklichkeit — in Kant's Philosophie eine Bahn gebrochen hat.“ —

Im folgenden Briefe, der an mich gerichtet war, werden die „Blätter“ erwähnt, und zwar das erste Stück 1887, mit dem Schiller'schen Motto: „Unaufhaltsam enteilt die Zeit — sie sucht das Beständige. Sei getreu und Du legst ewige Fesseln ihr an,“ und „Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse der Götter des Himmels; aber sie stehen vor mir, wenn ich den Leidenden seh'!“ Unter diesem doppelten Wahrspruche waren erschienen: mein *„Idealismus“* und Stein's *„Pessimismus“* wie ein philosophisches Zwillingspaar, als „der Schiffbrüchigen Retter“ allen Denen gewidmet, die in dem wirren Wellenschlage der herrschenden Tagesverirrungen ertrinken müssten, wenn nicht Bayreuth schon im Leiden die

Treue, und im „*Pessimismus*“ das „*Ideal*“ zu zeigen gelernt — und lehrte. — Der geschichtlichen Welt zugewandt, hatten wir dazu Schläger's „Revolution und Regeneration gestellt, waren dann mit Förster in die alte Geschichte, die Zeit des „*Perikles*“ zurückgeschritten, hatten uns damit der litterarischen Geschichtsbehandlung genähert, welche in Alberti's Kritik der „*Deutschen Litteraturgeschichte*“ von Hirsch zu vollen Ehren kam, um zuletzt doch wieder dem Kunstwerk, in der Welt, zu weichen und Glasenapp's „*ersten Wagnerianern*“, dem kleinen Beginne unserer *Idealisten*-Gemeinde, zu kräftigem Weiterwachsen Raum zu geben. Durch dieses Doppelstück glaubten wir in der That ein gutes „Beispiel“ gegeben zu haben, und wenn es Stein so verstand, das sagte uns, dass es für eine Zukunft recht und richtig geschaffen worden, welche unsere Arbeit mit Stein'schen, d. h. mit Bayreuther Augen ansehen wird. —

61.

Berlin. 2. 3. 87.

„Unsere ältesten Aesthetiker haben für „Stimmung“ das kräftige Wort: „Ganzheit“. Das Wort fällt mir ein, wenn ich auf das neue Heft der Blätter blicke. Die Ganzheit der Welt-Auffassung, welche hier durch verschiedene Einzelne zum Ausdrucke kommen will, herrlich angekündigt durch die Verse Schiller's. Dieses dem Hefte vorgesetzte Motto ist an sich ein vortreffliches künstlerisches Mittel zur Anregung der „Stimmung“, und wird sich in jedem ferneren Falle so bewähren. — Bei erneuerter Lektüre G. Bruno's habe ich den schönen Begriff der *esemplarità* gefunden. So benennt er eine Tugend, welche sich in den Beziehungen des Lebens zu bewähren hätte. Der mir zunächst unübersetzliche, sehr wichtige Begriff weist auf die Fähigkeit hin, das Beispiel in seiner unendlichen Fülle sehen und ihm folgen zu können. Eigentlich ist es die Aufgabe aller Aesthetik, *esemplarità* dem Kunstwerk gegenüber zu lehren. Dabei hat man von der Nothwendigkeit in der Seele des Aufnehmenden auszugehen, und dem Suchenden zu sagen, dass er gerade dann ganz zu sich, zu seiner höchsten Kraft und Thätigkeit gelangt, wenn er mit vollster Hingebung im Kunstwerke aufzugehen vermag. „Das Ideal ist Leben, Anschauung, Wahrheit.“ Diese Hingebung an das Kunstwerk als höchste Bethätigung des eigenen Wesens hat gewiss an der Treue des Lehnswesens ihr kenntlichstes historisches Vorbild. — Das I. Motto in Verbindung mit Ihrer Arbeit regt warme, innige Gedanken an! — Auch dass Förster die Verbindung mit den geistigen Bestrebungen der Heimath in den Blättern findet, und festhält, ist bedeutend und rührend!“

Nun kam die Osterzeit heran, und noch einmal, zum letzten Mal hatten wir unseren Freund glücklich bei uns in Bayreuth. Ernste Gespräche dieser Tage hallen nach in den folgenden Briefen. Das Geheimniss des Lebens

als eines Göttlichen drängte sich immer zwingender dem Scheidenden auf, und es ist, als habe es ihn endlich im tiefsten Wesensinnern so ergriffen, dass er die volle Lösung im Tode finden musste. „Lasst fahren hin das Allzuflüchtige", dieses Motto unseres dritten Stückes, das ihm einen so tief-ernsten Eindruck gemacht hatte, schwebt ihm immer wieder mahnend vor in diesen letzten Wochen seines Lebens. Aber dahinein klingt auch das andere hohe Wort des ekstatischen Heiligen: „Dass ja das Nichtige Alles verflüchtige: glänze der Dauerstern, ewiger Liebe Kern!" —

Ich fasse diese letzten Briefe wieder zusammen und bemerke dazu nur noch Weniges als nothwendige Erklärung. Der „Einfall eines phantastischen Lustspiels", den ich dem Freunde auf dem Wege zum Bahnhofe in Bayreuth mitgetheilt, bestand darin, dass ich mir den modernen Menschen in seiner naturalistischen Weltanschauung und als eingebildeten Kenner und Beherrscher der Naturkräfte gedacht, dem nun dennoch bei jedem Fortschritte seines erfinderischen Geistes diese selben Naturkräfte durch den schlichten wahrhaftigen Ausdruck ihres Wesens (Explosion u. dgl.) die ärgerlichsten und gefährlichsten Streiche spielen, bis er endlich in seiner wissenschaftlichen Noth gebrochen, auf dem Gebiete eines phantastischen Märchen-Reiches der in ihrer Blindheit und Einfalt leidensvoll gebannten Natur gegenüber eine nur ihm eigene, rein menschliche Kraft: Mitleiden, Liebe bethätigt und dadurch ein ideales Erlösungswerk an der Natur selber vollzieht. —

Die Erwähnung und Erwägung Carlyle'scher Weltanschauung führte auch wieder auf seine herrlichste Gestaltungsthat, die Darstellung Friedrichs des Grossen. Stein, der schon eine Scene zwischen Friedrich und Ziethen aus Bayreuther Anregungen entworfen, gedachte jetzt ein poetisches Bild *„Sanssouci"* zu zeichnen. Er sollte es nicht mehr beginnen. Die Mythendichtung der Griechen trat ihm wiederum nahe durch die Lektüre der belehrenden Aufsätze von Lehrs, worüber auch in Bayreuth eingehend gesprochen ward. Ich zitire mit gütiger Erlaubniss einen nicht nach Bayreuth, aber an eine hervorragende „Bayreutherin" gerichteten Brief unseres Freundes (64), einen Monat vor seinem Tode geschrieben. Er ergänzt auf das Schönste diese kurzen Andeutungen seiner letzten geistigen Thätigkeit. „Mythologie der Zukunft" meldet sich auch hier mit sehnsüchtigen Geberden und „möchte gern entstehen"! Jedes Wort dieser Briefe ist ein uns gespendeter, kostbarer Baustein; mögen es unsere Freunde recht ernstlich beachten und ihrerseits mit einem Ernste, der vor Stein's Andenken bestehen kann, über das grosse Problem nachdenken, das uns der Meister hinterlassen hat, und an dessen Lösung ein Jeder nach seiner persönlichen Anlage und Fähigkeit mitarbeiten kann, in sehr verschiedener Weise, nicht nur, in unserem freien Sinne, wissenschaftlich, sondern auch, wie zuvor angedeutet, künstlerisch. Wir aber wollen nun unseren Freund

noch einmal aus Bayreuth's „Charfreitagszauber“ zurückbegleiten in das jetzt auch frühlingshold ergrünende Berlin, wo er seine hier nur zerstreut mitgetheilten Gedanken mit sich hinaustrug und wahrhaft austrug auf den geliebten stillen Waldwegen des deutsch-kräftig duftenden Grunewaldes.

62.

Halle. 19. 4. 87.

„Tiefernste Gedanken waren meine Reise-Begleiter. Ernst bis zur Traurigkeit — aber durchaus nicht missmuthige. Alle Phänomene des Lebens stellen sich als so unbarmherzig heraus! Was bleibt uns übrig, als gleichfalls in einem gewissen Grade unbarmherzig, das heisst: sicher, fest und stark zu werden. „Die Liebe ist so hart als die Hölle“ sagen die Mystiker.“ — —

„Von Carlyle kann man wirklich sagen, was Herrig von meinem „Pessimismus“ sagt: er lenke zum Optimismus ein. Er nimmt die ewigen Gesetze zu sehr als gegebene Bahnen an, in welche man nur eben einzulenken nöthig hätte. Ja, wenn wir von so etwas Kenntnis hätten! Aber uns ist immer nur der einzelne Fall gegeben, das Erlebnis, mit einem Bewusstsein seiner unendlichen Bedeutung, und nun heisst es: schaffe daraus, aus diesem einzelnen Falle, eine moralische Welt, „eine Thatsache Gottes“. Wir müssen es thun. Aus der blossen Betrachtung der Ereignisse kommen wir nimmermehr zum Begriffe eines Gottes, sondern nur zu dem einer uns vernichtenden Natur. Ja, alles Denken reicht nicht hin, um diesen letzteren Begriff gänzlich aufzuheben; wir können nur immer wieder, in Liebe geeint, gegen diese dunkle Macht aufstehen, und sie unsererseits verneinen. — Ich beginne jetzt auch zu verstehen, was in dem Begriffe „überpersönlicher“ uns im Leiden innewohnender Mächte dem ernst denkenden H. widerstrebt. Das Ueberpersönliche ist keineswegs ein solches stabiles und uns schon jetzt erkennbares Carlyle'sches „ewiges Gesetz“. Es ist vielmehr selbst ein Erlebniss, es ist die allgemeine Form unserer höchsten Erlebnisse. Und so wird es uns dann zu einem Hinweise: „da der offenbare Sinn deiner höchsten Erlebnisse eine Steigerung seines inneren Wesens in das Nicht-mehr-ich ist, kann das dich betreffende Weh dir als nichts dich Erdrückendes mehr erscheinen, vielmehr zeigt es die höhere Ordnung (als Seelen-Thatsache) in dir.“ Weiter als zu einem solchen Hinweise, zu einer „Nothwendigkeit des Denkens“, wie es im „Willen in der Natur“ in einer ähnlichen Beziehung einmal heisst, kann es die Philosophie nicht bringen. — Für mich wäre einzig aus dem Ernste solcher Betrachtungen zu einiger Heiterkeit im Leben zu gelangen. „Lasst fahren hin das Allzuflüchtige!“ Das erlernt sich im Tiefsten, nämlich in Beziehung auf die eigene Persönlichkeit.“ —

63.

Halle. 20. 4. 87.

„Es ist mir oft auf der Reise und gestern Ihr zuletzt mir mitgetheilter Einfall eines phantastischen Lustspieles durch den Sinn gezogen: der moderne Mensch — Eisenbahnzug und rauchende Maschine als Commentar gerade gegenwärtig — in Berührung mit der Märchenwelt; dieser wiederum durch That und Erlebniss des Gemüthes ein Eigenes abgewinnend. Gerade in dem letzten Zuge liegt viel; es dürfte wohl den Unterschied Ihres Vorwurfes von früheren, ähnlichen, z. B. den Raimund'schen Stoffen ausmachen. Ueber eine solche dichterische Absicht, wenn sie so sehr den Keim und Kern wirklichen Willens zum Leben in sich trägt, wie schön und fruchtbringend liesse sich darüber verkehren.“ —

„Sanssouci: die Entwerdung einer grossen Seele in einen Gegenstand; — die ästhetischen Grundthatsachen: Versöhnung, Stimmung; — Einheit als Grundthatsache der ornamentalen Schöne; — dann mehr noch die mich jetzt beschäftigenden Zusammenhänge des Ethischen und Aesthetischen: alles dies zieht, Strömen und Gegenströmen gleich, mir durch den Sinn, und das begleitende Gefühl ist Zagen und Bangen, bis alles wieder, durch Mittheilung, Gestalt geworden ist. — In Beziehung auf Carlyle's moralisch-metaphysischen Optimismus sagte ich mir gestern (ein „unbehauener“ Block): diese von Carlyle überall vorausgesetzten „ewigen Gesetze“ Gottes und der Welt sind gleichsam ein Faulbett, auf welches der metaphysische Verstand das schaffende Vermögen unserer Seele hinüberlockt.“ —

64.

Berlin. 8. 5. 87.

„Ich möchte an ein Wort anknüpfen, was Sie über die Götter-Gebilde Homer's sagen: sie leben in Ihnen auf. Dies bezeichnet, glaube ich, ganz die Richtung, in welcher die dauernde Wahrheit der griechischen Religion ist; denn durchaus ist sie als das wahre „alte Testament“ zu einem recht verstandenen Christenthum anzusehen. Es geben nämlich die recht verstandenen Götter-Gebilde der Griechen uns, nachdem sie uns als ausser uns vorhandene Gestalten unglaubhaft geworden sind, eine innerliche, sehr bestimmte Anleitung zur sinnvollen Betrachtung der Natur, zu sinnvoller Beziehung unseres Lebens und Ergehens auf die Natur, zu ihrem Wechsel, zu ihrer Ganzheit. Diesen einen Zug des menschlichen Lebens überhaupt, immer noch ein verhältnissmässig Aeusserliches, hat die griechische Religion in einer ewig giltigen Weise erfasst. Unser eigenes Bedürfniss nach Religion richtet sich freilich noch auf etwas ganz Anderes. Wir, möchte ich sagen, vergöttlichen nicht die Frühlingswolke, sondern die Frühlings-Sehnsucht. Die Mächte des inneren Lebens müssen den Kern der religiösen Gebilde abgeben, wenn diese uns im eigentlichen Sinne

Gegenstand des Glaubens werden sollen. Das Religiöse des Hermes-Gebildes sah ich in dem allbedingenden Zusammenhange, der, von dem Anblick der lichten Himmelswolke ausgehend, in der Hermes-Gestalt sich für das Gefühl, ja fast für das Auge verwirklicht findet. Nun sinne ich viel darüber nach, was für eine solche innere Erscheinung die entsprechende Ganzheit, den entsprechenden allbedingenden Zusammenhang ergeben würde. Ganz von selbst werden wir da von dem Auge an das Gehör verwiesen, von der plastischen an die musikalische Vermittelung des religiösen Gefühles. Es fehlt uns aber noch etwas, ich möchte sagen, von der symbolischen Prägnanz unserer religiösen Gebilde im Verhältniss zur Antike. — Dies aber ist mir völlig gewiss, dass in der Art und Weise, wie, ich darf sagen, unser inneres Leben auf ein Erlebniss wie die letzte Tristan-Aufführung in Bayreuth und die bevorstehende Tannhäuser-Aufführung sich bezieht, — dass in dieser Beziehung der inneren Lebens-Erscheinungen auf ein hohes, allumfassendes, vollendetes Erlebniss sich eine religiös gestaltende Kraft andeutet, wie wir sie in den Göttergestalten Homers und in Beziehung auf andere, äusserliche Erlebnisse zu einem Ergebniss gelangt sehen."

65.

Berlin. 11. 5. 87.

„*Amalthea*" habe ich nachschlagen müssen: nun verstehe ich die Beziehungen zu dem Füllhorn, zum Zeus, und erfreue mich ihrer sehr. Ich verstehe auch die Beziehung zur *Leukothea*, trotz Lehrs. An die Beziehung zur ersten Scene des Tannhäuser habe ich bei der gemeinsamen Lektüre gedacht. Gerade in dem Ineinanderweben solcher Beziehungen (Leukothea, Amalthea) liegt lebendiges, gestaltendes Religionsgefühl. An *Hermes* wurde mir dies deutlich. Gehen wir von dem Eindrucke der Lichtwolke im Aether aus — dann zu dem erfrischenden, schnell vorüberziehenden, die Keime im Lenz aus der Erde rufenden Regenerguss — dann zu der schattenden, dämmernden Abendwolke — so sehen wir ihn: den Götterboten; den Frühlingsgott; den Todtenführer. Liegt nun nicht das Religiöse in der beweglichen Ganzheit dieses Gebildes? Darin, dass diese Fülle von Naturerscheinungen auf ein Gemeinsames, Gestaltetes als auf ihren göttlichen Inhalt bezogen wird. Gewiss ist das Religion.

Wenn Wir unserem Leben eine religiöse Bedeutung, soll ich sagen: abzugewinnen, oder soll ich sagen: zu geben versuchen — es ist Beides darin — dann verfahren wir ähnlich in Beziehung auf innere Erscheinungen, wie der Grieche in Bezug auf äussere. — — Ich denke dabei zunächst gar nicht an äusserlich hervortretende Folgerungen, sondern nur an den Charakter der inneren Erfahrung. Aus diesem aber folgt allerdings viel, wie mir scheint; es wird sich aussprechen, und muss sich mit der Zeit verwirklichen".

Der letzte nach Bayreuth gerichtete Brief, durch eine hier symbolisch wirkende Friedhof-Stimmung eingeleitet, klingt tief erschütternd aus, wie ein Seufzer leidvoller Ahnung in den sinkenden Schatten des Todes, die mit dem Wechsel des Mondes schon diese lichte Gestalt, dies jugendliche Leben schwarz und schwer umhüllen sollten.

66.

Berlin. 22. 5. 87.

„Am Himmelfahrtstage war ich auf dem Friedhof. — Dass in uns selbst, auch wenn wir noch kaum Leid erfahren haben, doch schon so viel ist, was nach dem Tode sich sehnt, darin liegt es eigentlich begründet, wenn wir dann in jedem frischen Sterben, trotz alles trostlos Bedrückenden, doch aber einen Sinn, ja eine Weisheit ahnen. So ist es schon fast zu viel gesagt, weil überhaupt gesagt. Ich meine aber, wie alles uns mit Räthseln überlastet, wenn wir das Verhängniss als etwas wie ausser uns Gegebenes betrachten, und wir vielmehr von den Fügungen in der Menschenbrust auszugehen haben, und dann selbst das Unerhörteste zu verstehen meinen — etwas davon auch hier. Mir fiel gerade in jenem Augenblicke wieder ein, wie mich als Kind eine fast beständige Todessehnsucht als deutliches Lebensgefühl begleitete, und wie ich gerade durch die Erinnerung an dieses Gefühl mich in jenen früheren Jahren wiederfinde. — —“

„Zeus und die Moira las ich sogleich wieder nach. Es hat etwas so Ueberzeugendes, dass der Begriff Natur (Physis) Erstarrung eines viel lebensvolleren Urbegriffes ist, eben Moira, Fügung. Wie sind die neueren Gegensätze von Gott und Natur plump gedacht im Vergleich zu jenem Begriff. Was Lehrs über den Prometheus des Aeschylos sagt, ist herrlich: die Moira, ihre Jahrtausende und Jahrtausende hindurch angelegten Fäden, söhnen den Konflikt des mächtigsten und unbeugsamsten göttlichen Willens aus. Nur fügen wir nach unserer Anschauung hinzu, dass wiederum diese Moira der Jahrtausende uns nichts sagen würde, wenn sie nicht in den Fügungen einer grossen Seele ihr Urbild hätte, in diesem Falle in der Seele des Dichters, des Aeschylos. — Ich habe „Dichterleben“ von Tieck zu Ende gelesen. Warum endet es mit der Aussöhnung? Die Scene, wo Shakespeare Southampton abweist, ist überaus ergreifend. Tieck hat nun unzweifelhaft auch gerade bei der Aussöhnung etwas empfunden — eine Art wehmüthiger Herablassung des Dichters zum Leben, möchte man es nennen — aber es ist, glaube ich, gerade hier nicht richtig. — Eine herrliche Unterhaltung gewährt mir „Tausend und Eine Nacht“. Das schönste Märchen, das ich bisher da gefunden, ist die Geschichte einer Vezierstochter und eines Prinzen; der Prinz bringt seine Tochter, weil er den Zorn des Königs fürchtet, auf ein Schloss im Meer, wo diese sich mit redenden Vögeln umgiebt. Als der Prinz nach vielen Abenteuern zu diesem Schlosse gelangt, reden ihn zuerst diese Vögel an; inzwischen entflieht die

Geliebte, vor Sehnsucht, um ihn auf dem Festlande zu suchen u. s. w. Ich möchte gerne dem nachgehen, ob nicht überall, wo die Thiere so eingreifen, wie hier, indischer Ursprung des Märchens anzunehmen ist. In den mohamedanischen Märchen ist es immer der Allmächtige und die Fügung in das Schicksal, was den Hintergrund der Begebenheit ausmacht. Dazu kommen dann hier und da die lebhaften, humorvollen Charakteristiken einzelner Persönlichkeiten."

„Meine Vorlesungen gehen gut von Statten und finden Beifall. Sie strengen mich aber über alle Maassen an. Es begegnet mir, dass ich einen ganzen Nachmittag lang an dem Vortrage des Morgens weiter rede, und mich gewaltsam unterbrechen muss. Ich stelle jetzt an jeden meiner Bekannten die Frage nach „Zerstreuung". — Es war mir noch vorhin bei der Rückkehr aus einem Colleg, in dem ich von hohen Dingen zu reden hatte, und nur harte Mienen sah, mir war zu Muthe, wie es mir jetzt tausendmal zu Muthe ist, als ginge es nun auch ganz gewiss nicht mehr. Es muss eine Krankheit sein, die mich verzehrt. Und es ist doch nur nicht — Ich. — Kürzlich fiel mir unwillkürlich ein, mit welchen Worten, wahrscheinlich sehr wohlwollend, ein Professor meine Leistungen „objektiv würdigen" wird, wenn ich, rein physisch, unterlegen bin." —

Auch diese Ahnung sollte sich erfüllen! (Vgl. B. Bl. XI. Stück 1. 2. Litt. Anz. 46.) Und ach, die „Krankheit" war keine Täuschung — es ging zu Ende. —

An jenem 22. Mai, welchen der Freund in ernsten Gedanken mit seinem letzten „Bayreuther Brief" auf seine einsame Weise gefeiert, war ich selbst zu einem längeren Aufenthalte in Berlin eingetroffen. In Bayreuth zu Ostern von einander scheidend, hatten wir uns der Aussicht eines freundschaftlichen Zusammenseins im schönen Berliner Frühling noch herzlich gefreut. Wunderbar gestaltete sich unser Wiedersehen. Zur Feier des Geburtsfestes hatte mich der junge Akademische Verein, der seine geistige Existenz und Führung vornehmlich unserem Freunde verdankte, liebenswürdiger Weise eingeladen. Als ich verspätet den gefüllten Saal betrat, hatte Stein soeben sich erhoben, um den Anwesenden „etwas zu erzählen": seine Erinnerungen an den 22. Mai 1880 in Neapel. Unerwartet erschien ich ihm da wie ein lebendiger Bayreuther Gruss, und aus unserer raschen, freundschaftlich-intimen Begrüssung mitten im Feste erwuchs ihm nun seine ganze Erzählung, als habe er sich gar nicht aus dem Bayreuther Kreise entfernt, dessen Gedächtniss er mit seinen schlichten Worten feierte.

Nur flüchtig noch vermochten wir an jenem Abende, da er uns, sichtlich ermüdet, früher verliess, für die Woche nach den nahen Pfingsten, wenn er von einem Erholungs-Ausfluge zurückgekehrt sein würde, einige „philosophische Wanderungen“ durch seinen lieben Grunewald uns vorzunehmen. Er blieb länger aus, als ich erwartet hatte. Vergeblich suchte ich ihn inzwischen einmal in seiner schwer zu entdeckenden Wohnung auf: „Dorotheen-Strasse 12“, in einem grossen, unruhigen und unheimlichen Hause, unruhig trotz anscheinender Menschenleere, unheimlich durch viele Restaurationswirthschaften, studentische Vergnügungs- und Fecht-Lokale, öde Ausstellungsräume und Ballsäle etc., wo selbst der Wirth nichts wusste von dem stillen Gelehrten oben auf der Mansarde. Ein Ort für die Phantasie eines Charles Dickens — mitsammt dem tragischen Schicksale, das sich in diesen Räumen vollziehen sollte! Beim ersten Anblicke dieser „Heimath“ des Freundes durchschauerte mich tiefes Unbehagen; ich hatte die Empfindung: hier muss ein Unglück geschehen. Fast mehr beängstigte mich damals dieses Gefühl, als wie wenige Tage später der unerwartete Anblick des kranken Freundes selbst. Wir hatten uns nicht wiedergesehen seit jenem schönen Fest-Abend; eine schriftlich verabredete Partie nach seiner Rückkehr musste er mit einer letzten Benachrichtigung absagen: „Ich bin krank und kann nicht kommen.“ Ehe ich diese Karte empfangen, war ich zu ihm gegangen und fand ihn ihm Bette, stark fiebernd, von einem gastrisch-nervösen Leiden, das wohl durch die Pfingstfahrt zum Ausbruch gebracht worden war, sehr heftig ergriffen. So lag er einsam in seiner Schlafkammer, selbst getrennt von den Bayreuther Erinnerungen seines Studirzimmers, wo Schiller's Maske mich ernst mahnend begrüsste; und ich durfte nicht bei ihm bleiben, weil jede Erregung ihm verboten war. Als ich nach kurzer Frist wieder kam, fand ich ihn entschieden auf dem Wege der Besserung, wenn auch noch recht schwach. Aber wir konnten über Manches miteinander reden. Er hatte sich des Erscheinens seiner Vorträge über die Klassiker im Mai-Stücke der Bayreuther Blätter noch lebhaft erfreut. Zu der Aussicht auf eine Besprechung seines Buches über die *„Entstehung der neueren Ästhetik“* in unseren Blättern (durch Dr. Franz Muncker, mit dem wir in Bayreuth deshalb verkehrt) hatte er schon früher einmal witzig bemerkt: „ein Referat ist, so zu sagen, wenn es gut ist, gar nicht übel;“ — dieses sollte ihm nun zum ersten Gedenkblatte werden! — Er suchte sich auch noch zu mir auszusprechen über eine neuere Wendung seiner ästhetischen Ansichten dem Ethischen zu, welche er zwischen Fieberanfällen in seiner Einsamkeit weiter durchdacht: davon musste er aber abstehen, weil es ihn zu sehr angriff. „Das soll heute nicht sein“, sagte er mit leiser Wehmuth. Auch das Thema der „Festspiele“ war zu vermeiden; die neueste Nachricht, dass der „Tannhäuser“ nun endgiltig aufgegeben werden musste, hatte ihn sehr geschmerzt. Seine rege Phantasie flüchtete vor dieser Noth des Wirklichen wieder in

das freie Land der Dichtung. Und nun war es seltsam, wie unser letzter Gedanken-Austausch wiederum der mythischen Symbolik galt. Er erzählte mir, dass er vor Kurzem in meiner „Edda“ die Erläuterungen zum „Hamlet-Mythos“ wieder gelesen, was ihn fieberhaft erregt habe, durch die vielen Möglichkeiten mythisch-symbolischer Ausdeutung. Hamlet sei ihm mehr und mehr als Gestalt eines Herbst-Mythos aufgegangen. Ob dies wohl gestattet sei? Ich glaubte ihm erwidern zu dürfen, dass wir uns nicht zu schämen brauchten, sowohl dem Mythos wie dem schöpferischen Dichtergenius, weil sie Beide eben einfachste Ur-Züge und Ur-Bilder uns geben, mit den Mitteln unserer eigenen Phantasie und Philosophie die weitesten Deutungen zu entnehmen. Diese würden dann nur erweisen, wie die „Mythologie der Zukunft“ als eine lebendige Kraft, aus jenen vielsagenden Vorbildern erblüht, für uns und die „Wir“ jeder Zeit sich fortentwickeln könne, die wechselnden Formen der deutschen Weltschau in bedeutende Bilder umgestaltend. Denn Alles habe nur Werth als ein Leben, nicht etwa als eine „Wissenschaft.“ — Er war dieser meiner Zustimmung froh und begann mir nun den Hamlet als Herbstmythos darzustellen: der „winterliche (beschlittete) Polacke“, besiegt vom starken Sonnenhelden und schönen Frühlingsgotte, Apollo-Hamlet dem Vater — dieser tückisch ermordet, wie Balder, durch Loki-Claudius, den giftzeugenden Todtenbrand des Hochsommers an der Seite der fruchtbaren Erde: Gertrud-Gerda — alles mythisch wohlbegründete Vorstellungen — und nun: Hamlet der Rächer, die trübselige, todumdämmerte Wiedergeburt des blühenden Frühlings, der trauerndträumende Herbst, der frühreife Philosoph, der da selber dem Winter des Todes erliegt, indem er den Feind des Lebens sterbend erlegt: Winter-Sonnenwende! Doch schon naht der jugendlich stürmische „Mars“, der Fortinbras, ein junges Jahr, kriegerisch, *ver sacrum*, und das Spiel beginnt von Neuem! Ueber dem ganzen Hamlet-Drama, wie über seinem Helden, ruht die Herbst-Stimmung, das schwermüthige Schwanken zwischen Leben und Tod, Sein oder Nichtsein — und: „reif sein, ist Alles“, dies das Motto der herbstlichen Zeit, die mit der Todesahnung im übervollen Herzen an das Grab des schönen Lebens tritt. — Er deutete all' diese zarten und tiefen Bezüge nur eben an; ich fügte, schon im Scheiden, noch die Hindeutung auf Ophelia hinzu, die gleich des herbstlichen Idun vom Baumeswipfel schweigend in die Fluth — von der Esche zum Weltquell — herniedersinkt: die ewige Jugend selbst dem Todesschlummer der Natur verfallen. „Der Rest ist Schweigen.“ Und so trennte ich mich von ihm, noch im Gespräche, eilig, um ihn nicht mehr zu erregen, aber doch auch hoffnungsvoll. Hatte ich ihn doch so viel lebendiger getroffen, und von ihm selbst vernommen, dass er sicher in einigen Tagen aufstehen, dann sein Colleg über „Wagner“ das er bis zum „fliegenden Holländer“ — „treu bis in den Tod“ — geführt, endgiltig absagen und sich einer gründlichen Erholung seiner schwerangegriffenen Nerven widmen werde. — —

Das Schicksal fügte es, dass ich nun mehre Tage hintereinander nicht nach ihm sehen konnte, da mich verschiedene religiöse Pflichten, von der Taufe bis zum Grabe, in die Umgegend Berlin's gerufen hatten. Ich wusste aber, dass andere Freunde ihn besuchen würden, und fühlte mich beruhigt. So war der traurige Montag, der 20. Juni, herangekommen: ein schauervoller, nebeltrüber, stürmisch-regnerischer Tag, aller Frühlingszauber wie zerstoben und verblasen, die lärmende Grossstadt ringsum nur ein düsteres Grausen, eine wüste Unheimlichkeit — die weiten Strassen strömend von Regengüssen, auf dem glatten Asphalt viel stürzende Pferde, ein jammervoller Anblick — während widerwärtig aufdringliche Strassenbuben das schreckliche Eisenbahn-Unglück von Wannsee, dem ich am gestrigen Sonntage ahnungslos nahe gewesen, den hastig Vorübereilenden an jeder Ecke kreischend entgegenriefen. Recht eine Stimmung, als ginge ein grosses Wehe und Sterben durch die Natur! Und doch erstieg ich die enge Treppe zu des Freundes Krankenstube in der festen Meinung, ihn heute aufgestanden zu finden. Auch meine Frage nach ihm kleidete sich in diese hoffnungsvolle Form. Die Antwort lautete kurz: „er sei in das Augusta-Hospital verbracht worden und nach soeben eingetroffener Nachricht an diesem Morgen schon gestorben.“ In dem selben Augenblicke war mein plötzlich wie stille stehendes Herz doch wieder so völlig bestimmt von dem ersten Eindrucke dieses Hauses und von der Stimmung dieses heutigen Tages draussen, dass mir die furchtbarste Kunde das Natürlichste von der Welt schien. Wie konnte es denn anders sein? So musste es ja kommen. Es ist eine klare Thatsache des Weltzusammenhangs; und solche Menschen sterben nicht durch Zufall. Die Erkundigungen, die ich mir noch im Hospital von der theilnahmvoll bewegten Pflegeschwester einholte, verschafften mir nur eben noch das edele Bild eines selig sanften Entschlummerns, wie der letzte Trost, den der Tod dem Leben zu lassen pflegt. Ich selber lebte einzig mit dem Lebendigen, wie er war, und als wäre er noch: ein schmerzvoll grübelndes Nachsinnen über das „Räthsel“ solchen jähen Endes konnte mich nicht mehr beirren. Uns an seinem Sarge galt die Trauer; er war verklärt und frei, seinem „Ich“ ganz wiedergegeben. Er hatte sein Ziel erreicht, er lebte im Ideal; und als Ideal lebt er wiederum auch uns — darin tröstet sich auch unsere Trauer, daraus erwächst auch dem Leiden der Liebe das Leben der Pflicht. In Eile hatte ich alle die ahnungslosen Genossen, deren ich habhaft werden konnte, von unserem Verluste benachrichtigt, vor Allem seine tief trauernden Schüler, unseren jungen akademischen Verein. Ein würdiges Begräbniss auf dem Invaliden-Kirchhofe fand statt; und es zeigte sich da in schöner Weise, welche Liebe und Freundschaft auch dem Einsamen in der grossen Stätte des Tagestreibens gelebt. Den letzten Gruss seines „Bayreuth“ am Grabe zu sprechen, war mir in Folge des „Sozialistengesetzes“ verwehrt geblieben. So ward denn eine besondere Feier des Vereins verabredet, welche nicht

lange darauf recht schön sich verwirklicht hat. Die Worte, die ich dort gesprochen, hat das „Bayreuther Taschenbuch für 1888“ mitgetheilt. Diese Feier fand in dem selben Hause, wo er gewohnt und erkrankt, in einem jener grossen Festsäle statt; ich betrat es damals zum letzten Male. „Dorotheenstrasse 12“ ist seitdem aus der Reichshauptstadt verschwunden. Seit meiner Knabenzeit erinnere ich mich des Planes, die Charlottenstrasse, welche gerade auf dieses Haus zulief, durch einen Durchbruch der Dorotheenstrasse bis an das Wasser zu verlängern. Jetzt ist er endlich zur Ausführung gekommen. Die Charlottenstrasse hatte weder Anfang noch Ausgang: sie klemmte zwischen zwei Winkeln, und in dem Einen steht die Sternwarte, in dem Anderen war Stein's letzte „Heimstatt“. Von den Sternen zum Sterben? Nein, sagte ich mir auf meinem schauerlichen Heimwege durch den Regen und Sturm jenes traurigen Montags: vom Tode zu den Sternen! — Und nur einmal noch fand ich in den selben Zeitungen, welche damals von dem Tode eines „Privatdozenten der K. Universität“ eine kurze Notiz gebracht, dieses unheimliche Haus Dorotheenstrasse 12 genannt: — da hatten seine vielumfassenden Räume eine „Reptilien-Ausstellung“ aufgenommen, und die Reporter erzählten ein Langes und Breites vom Verenden der „Riesenschlange“! — —

Ja, der echte „Wurm-Tödter“, der war freilich schon dahin gegangen; aber uns soll er nicht gestorben sein, uns nicht verlassen haben: bei uns und in uns ist er und bleibt er, hier und überall, wo immer wir als wahre Bayreuther nach seinem edelsten Vorbilde — Schlangen schlagen und in die Sterne schau'n!

Hans von Wolzogen.

Nachträge

zu den Mittheilungen aus Nueva Germania.

Die lebhafte Theilnahme, welche die Mittheilungen aus Nueva Germania im vorigen Stücke der „Bayreuther Blätter“ erweckt haben, macht es mir zur Pflicht, auch die seitdem von dort an mich gelangten Nachrichten den Lesern im Folgenden vorzulegen.

Bayreuth, 1. November 1889.

Hans Paul Freiherr von Wolzogen.

Erklärung der Kolonisten,

deponirt beim Kaiserl. Deutschen Konsulat zu Asuncion.

Die gehässigen Aeusserungen, welche auf Grund der Klingbeil'schen Schmähschrift immer von Neuem über unsere Kolonie und deren Gründer, den verstorbenen Dr. Bernhard Förster, in der deutschen Presse verbreitet werden, veranlassen uns, die unterzeichneten Bewohner der Kolonie, zu folgender Erklärung:

1) Alle uns gemachten Versprechungen sind bei Lebzeiten des Dr. Förster vollkommen eingehalten worden.
2) Auch seit dem Tode des Dr. Förster wird in gleicher Weise für die Befriedigung unserer berechtigten Ansprüche gesorgt.
3) Die Erfahrung beweist es, dass Jeder der mit ernstem Willen und leidlichem Können an die Arbeit geht, die Sicherheit hat, sich hier eine seinen Verhältnissen entsprechende, gesicherte Existenz zu schaffen.
4) Wir sind mit unserer Lage zufrieden, und bestreiten dem Klingbeil sowie jedem Andern die Berechtigung dies besser wissen zu wollen als wir selbst.

Nueva Germania, Paraguay, am 1. September 1889.

(gez.) Gg. Freytag, Carl Krüger, Fritz Dröge, Gustav Beuckert, A. Neumann, Otto Schulze, Wilhelm Neumann, Rudolf Büttner, Joh. Paul Fischer, Fr. Volkmar Reichel, Walter von Wangenheim, Theodor Kirmes, Max Steinert, Erwin Voigt, Peter Lüthi, Rudolf Schulz, F. Meyer, Otto Fischer, Paul Neumann, Franz Kayser, Al. von Streber, Gustav Wein, Hartlsperger Georg, Otto Neumann I, G. Kreusel, Anton Friedrich, Johann Schütt, Georg Sternke, Joh. Wendt, Clemens Weber, Paul Buro, H. Robert Schellberg, Carl Claus, Alfred Baehrendt, Reinhold Keppler, Wilhelm Hähner, Hermann Müller II, Reinhold Reichert, Hermann Schubert, Emil Schubert, Johannes Zschueke, Peter von Heldreich, Florian Liebelt, Richard Helm, Eduard Woldt, Heinr. Theves, August Schulte, Paul Ullrich, Fritz Nenmann, Max Gündel, Gustav Lange, J. Schlichting, Josef Kaiser, Josef Köppl, Otto Neumann II, Anton Franke, L. Weber, Ernst Cordier, Rudolf Emmrich, Hugo Wegener, Oscar Erck, Marie Langgassner, Ignaz Ueding, Ernst Albert, Georg Streckfus, Max Stern, Hermann Gehre, Hermann Müller I.

Neueste Mittheilungen.

Aus den letzten, nach Europa gelangten Nachrichten (d. d. 10. September) lässt sich ersehen, dass die Aussichten für die Zukunft der Kolonie Nueva Germania auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse, wie sie Bernhard Förster als das Ergebniss seiner Lebensarbeit hinterlassen, keine schlechten sind und sogar der Hoffnung Raum geben, das Deutschthum diesem schönen, für rechte Deutsche vorbehaltenen Flecken Erde erhalten zu können.

Die Kolonie ward vor Allem von ihrem Begründer in vollständiger Ordnung zurück gelassen. Natürlich sind Schulden vorhanden, welche im Verhältnisse stehen zu der Grösse der von einem Einzelnen übernommenen Aufgabe; aber die Aktiva reichen hin, die Schulden zu decken. Förster hatte sich stäts nur als „Pionier" aufgefasst, bis eine deutsche Gesellschaft das Ganze übernehmen, oder durch Verkauf der Ländereien die Schuldenlast getilgt, und die Kolonie selbständig werden könnte. „Wenn Er nur an sich, an unser bequemes Leben gedacht hätte" schreibt die Wittwe in einem Briefe an einen Freund „so wären wir jetzt wohlhabende, hochgeachtete Leute". Aber wie er stäts an Andere gedacht, so wird nun auch der Ersatz den Andern zu Gute kommen. Es bleibt nur der Wunsch, dass dies deutsche Brüder seien. Haben nun englische Gesellschaften thatsächlich ihr Augenmerk schon auf das vortheilhafte Objekt gelenkt und ihre Kauflust bezeigt, so steht auf der anderen Seite auch die paraguayische Regierung, welche sich diesen werthvollen Besitz nicht gern wird entgehen lassen. Doch noch ein Drittes ist möglich, und nicht das Schlechteste, wodurch die Kolonie zunächst in Privathände gelangen würde, aus denen es dann eine deutsche Gesellschaft wieder erwerben könnte, falls bis dahin den Deutschen die Augen aufgegangen, dass sie den Werth dieses Besitzes ebensogut erkennen lernten, wie Engländer und Paraguayer. Alles dies ist jetzt auf dem Wege und wird in nicht ferner Zeit an ein bestimmtes Ziel führen. Auf jeden Fall würde bei einem Verkaufe die Bedingung gestellt werden, dass die Kolonie in ihrem Wesen deutsch, und ihr jetziger Leiter, Dr. Oscar Erck, der trefflich bewährte Freund Förster's, dem Unternehmen erhalten, sowie jedes Recht und Interesse der Kolonisten gewahrt bliebe. Inzwischen hat die Regierung von Paraguay bereits den Chef des Informationsbureau's, den Grafen Corvette, in die Kolonie geschickt, welcher von ihrem Zustande entzückt gewesen und einen sehr günstigen Bericht geliefert haben soll. Wenn dieser Bericht noch bei Zeiten veröffentlicht werden sollte, würde er als offizielles Dokument der Gedenkschrift beigefügt werden; andernfalls erhält ihn jeder Leser sowohl durch die „Bayreuther Blätter" sowie durch die „Südamerikanischen Kolonialnachrichten" (Leipzig, Th. Fritsch).

Ist sonach der wirkliche Stand der Dinge zwar heute noch kein definitiv neu geregelter, so doch allen Mittheilungen gemäss ein möglichst gesicherter und hoffnungsvoller, und ein unumstösslicher Beweis für Förster's richtigen Blick, seine vorzügliche Thätigkeit und vor Allem: seine reinste Rechtschaffenheit, an welcher niemals Jemand, der ihn wirklich kannte, auch nur im Geringsten zu zweifeln vermocht hatte. Dieses Ergebniss, das mit der Zeit immer klarer sich herausstellen und noch Viele beschämen dürfte, ist die einzig tröstliche Entschädigung dafür, dass der Begründer der Kolonie vor der Zeit des entschiedenen Sieges, von Misstrauen und Verleumdung verfolgt, aus den Reihen seiner Mitarbeiter scheiden musste.

Es bleibt aber den Ueberlebenden noch ein ideales Mittel, sein Andenken zu feiern und ihm ein Ehrenmal zu errichten, seinem edlen Sinn entsprechend: durch die gute That. —

Zunächst handelt es sich um die Erfüllung eines Herzenswunsches der armen Wittwe, wie auch der ganzen dankbaren Kolonie: die Ueberführung der irdischen Reste des Heimgegangenen von San Bernardino nach Nueva Germania. Dort, wo er gewirkt, soll er ruhen. Diese Empfindung werden selbst Fernerstehende theilen. Auch wird die Regierung von Paraguay ihre Hilfe hierfür wohl kaum versagen können, vornehmlich, wenn auch aus dem deutschen Vaterlande des Verstorbenen recht lebhafte Stimmen und warme Worte für eine solche schöne Handlung der Pietät und Hochachtung laut werden. **Die Redaktion dieser Blätter**

bittet hierdurch um Namen ihrer Leser zur baldigen Unterstützung einer schriftlichen Anregung an maassgebender Stelle.

Das Zweite wäre die Gründung einer *„Bernhard Förster-Stiftung"*. Diese dürfte nicht kleinlich ausfallen. Ueber ihre Ermöglichung in entsprechender Form wird noch weiterhin zu berathen sein. Wer Theilnahme dafür hat, der wird nicht auf sich warten lassen, wenn man an die Ausführung des hier nur erstmals angeregten Gedankens schreitet. Ueber seine weitere Entwickelung werden die oben genannten Blätter s. Z. die nöthige Auskunft geben. Auch nehmen sie Rathschläge, Anmeldungen und Spenden schon jetzt gerne entgegen. —

Diese Stiftung hätte den Zweck: unbemittelten Kolonisten die Ansiedelung in der Kolonie zu erleichtern, und sie könnte auch die Mittel beschaffen zur Erbauung des so wünschenswerthen kleinen christlichen Gotteshauses zu Försterrode in Nueva Germania.

Dies wäre gewiss das allerwürdigste Denkmal, in welchem die Ehre des Menschen sich vor Aller Augen hingäbe der höheren Ehre der waltenden Gottheit, in jenem tief religiösen Sinne, der zuletzt in allen den Männern deutschen Blutes wirkt, welche mit starkem Glauben und inniger Begeisterung ihr Leben an ein Ideal setzen und den Tod nicht scheuen, wo es gilt, dieses Ideal zum Wohle der Mitmenschen zu verwirklichen. In diesem Sinne vereinigt sich der wahre Christ mit dem echten Germanen, dessen lebensvolles Bild in dem verstorbenen Freunde vor uns erstanden war und wie ein kämpfender Held und würdiger Walhallgenosse auf fernem Felde für seinen Glauben an den deutschen Geist gefallen ist. —

Geschäftlicher Theil.

Mittheilungen der Zentralleitung.

In Darmstadt hat sich an Stelle der bisherigen Vertretung (Herr Hauptmann à l. s. Zernin) ein Zweigverein des Allg. R. Wagner-Vereins gebildet, mit dem Zwecke, das Verständniss für die Wagnerische Kunst durch Vereinsabende zu fördern, an denen belehrende Vorträge und musikalische Aufführungen (keine „Konzerte") stattfinden sollen, um zu der Erhaltung der Bayreuther Festspiele beizutragen. Der Vorstand besteht aus den Mitgliedern: Herr Lieutenant Selzam, Vorsitzender; Herr Karl Flinsch, Stellvertreter; Freiherr von Gleichen, Schriftführer; Herr Rentner Abich, Kassierer; Herr Dr. Dingeldey; Herr Lieutenant Knorr von Rosenroth; Herr Premier-Lieutenant Schimpff; Herr Hofschauspieler Wagner; Herr Hofmusiker Wiedemann.

Vereinsnachrichten.

Berlin. Wagner-Verein. 4. 11. Concert: Beethoven's Coriolan-Ouvertüre; Liszt's 13. Psalm; Berlioz' Stücke aus „Lelio" (Aeolsharfe, Fantasie über Shakespeare's „Sturm"); — Charfreitagszauber, Isolde's Liebestod mit dem Vorspiel, Tannhäuser's Pilgerfahrt (zum 1. Male in der letzten Bearbeitung des Vorspiels), „Lohengrin" I. Akt, Gebet des Königs und Schluss. Dirigent: Herr Prof. Klindworth; Solisten: Frl. Therese Malten, Frl. Klara Hoppe, Herr Heinrich Ernst, Herr Plunket Greene, Herr Ernst Brodtmann; Klavier: Herren Th. Bohlmann und Dr. F. Spiro; Chor: der verstärkte Klindworth'sche Chor; die auf 90 Künstler verstärkte philharmonische Kapelle. —

Krefeld. (Vertreter: Herr Rud. Peters.) I. Vereinsabend, 14. 10.: Tannhäuser-Ouverture, Klav. 4h.; Fantasie aus „Lohengrin", Klav. 4h., Geige u. Cello; Trauerklänge bei Siegfried's Tode, Klav.; Lenzeslied aus der „Walküre"; Musikstücke von Chopin, Hofmann, Goltermann, Reinecke, Rubinstein, Vieuxtemps. —

Plauen. Zweigverein Plauen i/V. u. Umgegend. In Folge eines Beschlusses des in Plauen bisher bestehenden Konzertvereins, hat dieser seine Thätigkeit eingestellt und den R. Wagner-Zweigverein Plauen u. Umgegend ersucht, die von ersterem veranstalteten grossen Abonnements-Konzerte weiter zu führen. Der letztere hat sich hierzu bereit erklärt und ein Abonnement auf eine Reihe von Konzerten für den Winter 1889/90 eröffnet. Nach-

dem durch zahlreiche Betheiligung das Unternehmen gesichert war, fand das 1. grosse Konzert am 24. Oktober statt und zwar unter Mitwirkung von Frau Kammersängerin Professor Hofmann-Storl von hier, der Herren Professoren des Leipziger Konservatoriums Dr. S. Jadassohn u. Willy Rehberg, sowie des Herrn Pianisten Max Laustichler und des Stadtorchesters von hier unter Leitung des Herrn Musikdirektor O. Zöphel. Das Programm enthielt den „Walkürenritt" und Musikstücke von Beethoven (VII. Symphonie und Lieder), Brahms, Jadassohn, Liszt (VIII. Ungar. Rhapsodie), Mangold, Meyer-Helmund, Mozart (Konzert-Arie), Paderewski, Piutti, Spielter, Weber („Unbefangenheit"). Am 13. November findet das 2. Konzert unter Mitwirkung von Frau Sthamer-Andriessen (Leipzig), und am 29. November das 3. Konzert unter Mitwirkung der Herren Kammersängers Gudehus und Professors Bertrand Roth (Dresden) statt.

Porto Allegre (Brasilien, Provinz Rio Grande do Sul). Unser Vertreter für Josephsthal-Maxdorf, Herr Lehrer Fidelio Finke, theilt uns das Programm der letzten „Matinée" aus einer Reihe von vier historischen Konzerten mit, welche im vorjährigen Sommer zu Porto Allegre stattgefunden haben. Diese vierte Matinée war ein „Wagner-Morgen" am Sonntag dem 12. August 1888 und brachte folgende, ausschliesslich den Werken entnommene Stücke zu Gehör: A. O Navio Phantasma: 1. Tempestade no mar e cançao do Piloto, 2. Cançao das Fiandeiras, arranjos de Liszt; 3. Ballada de Senta; B. Tannhäuser: 1. No Seio de Venus; 2. Cançao da Primavera e Choro des velhos peregrinos; 3. Cançao de Wolfram à estrella da nocte; 4. Marcha à Wartburg; C. Lohengrin: 1. Canto (Sonho) de Elsa, apparição do cisne, Canto do Lohengrin; 2. Marcha nupcial; D. O Annel dos Nibelungues: 1. Cançao de amor; 2. O encanto do fogo; 3. Cavalgada das Walkyras. —

Wien. Akademischer Wagner-Verein (Zweigverein). Am 18. Oktober d. J. hielt der Verein eine ausserordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende Obmann Dr. Boller berichtete über den künstlerisch und finanziell gleich glänzenden Erfolg der diesjährigen Bühnenfestspiele in Bayreuth, gedachte des rühmlichen Antheiles hervorragender Wiener Künstler und stellte den von der Versammlung einhellig angenommenen Antrag: diesen, und zwar Frau Amalia Materna, Ernest van Dyck und Hofkapellmeister Hans Richter, hierfür den besonderen Dank des Vereins auszusprechen. Die königliche Kammersängerin in Berlin Frau Rosa Sucher wurde anlässlich ihrer bewundernswerthen Darstellung der „Isolde" in Bayreuth einstimmig zum Ehrenmitgliede des Vereins ernannt. Der Vorsitzende berichtete weiter über die Unternehmungen des Vereins zum Zwecke der Hebung und Erleichterung des Besuches der Bühnenfestspiele, nämlich die Ausgabe von 100 Freisitzen und 18 Stipendien durch den Verein und die Veranstaltung eines Sonderzuges, der 370 Personen zu wesentlich erleichterten Bedingungen nach Bayreuth führte. Der Vereinsobmann gibt ferner bekannt, dass im kommenden Winter wie in früheren Jahren vier interne Musikabende werden veranstaltet werden, und berichtet über deren Programme. Den Schluss der Tagesordnung bildete der mit überwiegender Mehrheit angenommene Beschluss der Versammlung, im Sinne der vom Vereinsvorstand vertretenen Anschauungen die Thätigkeit des Vereins strenge auf die ihm zukommenden künstlerischen Aufgaben zu beschränken und jede Einstreuung politischer Tagesstreitigkeiten hintanzuhalten, demgemäss eine neue Geschäftsordnung beschlossen ward, wodurch der Vereinsvorstand in die Lage gesetzt wird, diesen Beschluss zu wahren.

Richard Wagner-Stipendienstiftung.

Zufolge § 6 der Satzungen beehre ich mich, den Jahresbericht der Stiftung zu veröffentlichen.

Der Stiftung war auch in diesem Jahre, obwohl in der Bekanntmachung auf die geringe Höhe der verfügbaren Mittel hingewiesen war, eine ziemlich grosse Zahl von Gesuchen um Stipendien zugegangen, und es musste ein Theil von diesen unberücksichtigt bleiben.

Denn obwohl erfreulicher Weise die satzungsmässige Zuweisung von Seiten des Allgemeinen R. Wagner-Vereines die erwartete Höhe weit übertraf, so waren doch in Folge des Umstandes, dass der Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele nicht mehr in der Lage war, der Stiftung für ihre Schützlinge Freikarten zur Verfügung zu stellen, diese also die nöthigen Karten selbst kaufen musste, die verfügbaren Mittel verhältnissmässig bald aufgebraucht.

Da es indessen wünschenswerth erschien, noch eine Reihe besonders wohlbegründeter Gesuche zu bewilligen und die Stiftung im nächsten Jahre der Festspielpause wegen keine Ausgaben, dafür aber ganz bestimmt mindestens von Seiten des Allgemeinen R. Wagner-Vereines grössere Einnahmen zu erwarten hat; da endlich im nächsten Festspieljahre voraussichtlich nicht drei, sondern nur zwei Werke werden aufgeführt werden und demgemäss die Stiftung eine verhältnissmässig geringere Summe als in 1889 für den Ankauf von Karten

benöthigen wird, so hat sie zum Zwecke der Bewilligung jener Gesuche eine zu 4% verzinsliche Anleihe im Betrage von 1979 Mark 79 Pf. aufgenommen, die durch inzwischen eingegangenen Zinsen und Spenden bereits auf 970 Mark 72 Pf. herabgemindert ist und im Jahre 1890 sicherlich gänzlich zurückbezahlt werden kann.

Die mit Stipendien Bedachten — Deutsche und Ausländer der verschiedensten Stände — waren grösstentheils Mitglieder des Allgemeinen R. Wagner-Vereines, mit Ausnahme ganz weniger Personen, bei welchen besondere Verhältnisse ein Absehen von dieser Bedingung thunlich erscheinen liessen.

Im Ganzen sind in diesem Jahre bewilligt worden 140 Geldstipendien in Beträgen von 15 — 300 Mark (durchschnittlich 71 Mark 50 Pf.), im Gesammtbetrage von 10310 Mark, wovon indessen nur 10220 Mark erhoben worden sind.

Für freundliche Unterstützung bei der Entscheidung über die Gesuche schulde ich auch in diesem Jahre wieder den Herren Dr. L. Schemann in Göttingen und Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth den verbindlichsten Dank, ebenso den Herren Vertretern des Allgemeinen R. Wagners-Vereines für ihre gütigen Mittheilungen zu den Gesuchen.

Ueber den Vermögensstand der R. Wagner-Stipendienstiftung beehre ich mich, das Folgende mitzutheilen:

I. Grundstock . . . . . 5870 Mark —.
(s. Veröffentlichung Bayr. Bl. 1888 S. 309.)

II. Verfügbare Gelder und Spenden.

1/10	1888:	Kassenvorrath (s. B. Bl. 1888, S. 399 . .	598 ℳ 21 ₰.
3/12	„	Von Herrn R. R., München	50 „ — „
4/3	„	„ Herrn A. B., Valentigney . . .	200 „ — „
„	„	„ dem Akadem. R. Wagnerverein in Berlin	14 „ — „
30/4	„	„ Hrn. W. H., Mainz	38 „ — „
14/6	„	„ „ R. E., Mannheim	50 „ — „
21/6	„	„ der Centralleitung des A. R. W.-Verein, Berlin .	6,720 „ — „
19/7	„	„ Herrn F. Sch., W.	500 „ — „
14/8	„	„ Frau A. H., Münster i. E.	400 „ — „
19/8	„	„ Herrn A. B., Valentigney . . .	400 „ — „
1/10	„	„ 4% Zinsen . .	113 „ 43 „
„	„	„ „ „ vom Grundstocke . .	234 „ 80 „
„	„	„ Vorzutragen . .	970 „ 72 „
			10,289 ℳ 16 ₰.

III. Verwendete Beträge.

17/6	1889:	Für ein Stipendium	300 ℳ — ₰.
1/8	„	„ Stipendien . .	9,850 „ — „
21/9	„	„ „ . . .	70 „ — „
1/10	„	„ 4% Zinsen . .	67 „ 16 „
			10,289 ℳ 16 ₰.

Der Vermögensstand der Stiftung ist demnach heute folgender:

I. Grundstock: 5870 ℳ — ₰.
II. Schuld an F. Sch., W.: 970 „ 72 „

Den freundlichen Gebern sei für ihre Spenden der herzlichste Dank ausgesprochen.

Worms, 1. Oktober 1889.

Die Verwaltung der Richard Wagner-Stipendien-Stiftung:
Friedrich Schön.

Druckfehler-Berichtigung.

Im vorigen Stücke der „Bayreuther Blätter“ ist auf S. 331 Z. 8 v. o. das Wort „Zwischenraum“ in „Zuschauerraum“ zu verändern.

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereins.
Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

XII.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern:
flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten. (Goethe.)

Zum fünfhundertjährigen Gedächtniss von Hafisens Tod.

Von Adolf Wahrmund.

Der Orient sei neu bewegt,
Soll nicht die Welt nach dir vernüchtern.
(Platen an Goethe.)

1. Iranisches Geschick.

Die Perser sind arischen Ursprungs und nennen ihr Land noch heute Irân (für Eran aus Airyjâna), d. i. arisches Land. Wenn man jetzt unter den iranischen Ländern neben dem heutigen Persien auch Afghanistan und Belutschistan mitbegreift, so entspricht dies älteren Zuständen, denn grade in diesen östlichen Gebieten mit den nordwärts anstossenden Theilen des heutigen Turkestan, spielt die Urgeschichte der alten Iranier, wie sie uns aus den sogenannten Zendschriften in unklaren Umrissen entgegendämmert. Die geographischen Angaben dieser Bücher weisen auf Baktra (Balch), Merw, Herat, Kabul und das Pendschab, nicht aber auf Farsistan, Irak und Aserbeidschan, die erst später in Besitz genommen wurden. Wenn diese jüngeren westlichen Provinzen das Iranierthum in unmittelbare Berührung mit semitischem Wesen gebracht haben, so wahrten jene östlichen Gebiete, wenn auch nur in geringem Maasse, den geistigen Zusammenhang mit den sogenannten Sanskrit-Ariern, die einst aus den gemeinsamen Ursitzen im iranisch-turanischen Hochland ausgezogen waren, um die Indus- und Ganges-Ebenen zu erobern. Die Inder selbst suchen die Urheimath ihrer ältesten heiligen Schriften, des sogenannten Rigweda, im Pendschab oder Fünfstromland, welches an das alte Iran stösst, aber diese heiligen Lieder selbst enthalten Namen von Landschaften, Flüssen und Volksstämmen, die auf das eigentliche Iran und das angränzende Turan weisen. Während aber die Sanskrit-Arier ihr Eroberzug weiter gegen Osten und Südost über die vorderindische Halbinsel führte*), haben die vom östlichen Iran ausgehenden Staatenbildungen ihren Weg gegen Westen genommen und sind so mit den politischen Schöpfungen der Semiten im Euphrat- und Tigrisland zusammengestossen. Iran's Königsthron hat den Weg von den Ufern des Oxus (Baktra-Balch) westwärts bis an den Rand der mesopotamischen Ebene (Susa zurückgelegt. Das heutige Persien aber hat sich von beiden Seiten gegen die Mitte hin zusammengezogen, und seinen Kern bilden Farsistan und das sogenannte persische Irak, die einst an die längst verlorne iranische Urheimath waren angegliedert worden. Mit den Indern im Osten verband die alten Perser das verwandte Blut und die Gemeinsamkeit der arischen Gesammtanschauung, die im Blute ihre geheimnissvolle Quelle hat, aber die Geschicke haben dies Band zerrissen, und heute liegt der persische Geist in den Fesseln des semitischen, — Ketten, welche der widerstrebende arische Volksgeist nur gelockert hat, aber nicht abzustreifen vermochte.

*) Vergleiche *H. Brunnhofer*, Iran und Turan. Leipzig 1889, 8.

Während die wüsten unwirthlichen Gebiete am persischen und indischen Meere das Land gegen feindliche Angriffe zur See von Süden her mehr als genügend deckten, stand gegen Norden hin das alte Iran, und steht heute noch Chorasan, die nordöstliche Provinz Persiens, den Einfällen der tapferen und grausamen turanischen Nomadenstämme offen, die von Urzeiten her bis in unsere Tage herab in zahllosen Alamân's oder Razzia's mordend und plündernd über die Grenze brachen und noch brechen, um ihre Zelte und die Märkte des Landes mit geraubten persischen Sklaven zu füllen, so dass noch heute der Betrieb des Ackerbau's und der Handwerke im Turkmenenlande fast ganz in den Händen iranischer Sklaven und ihrer Nachkommen liegt. Der Iranier ist längst sesshafter Ackerbauer geworden, — der Turanier ist Nomade und gehorcht dem Gesetze der Wüste, das zu räuberischen Ueberfällen auf Kulturgebiete anleitet, wenn dies Gesetz auch nicht in dem Maasse alle seine Lebensäusserungen gestaltend beherrscht wie die des semitischen Beduinen. Dies feindselige Verhalten der Bewohner zu einander allein genügt, um dem Iranier sein Verhältniss zum Turanier als schärfsten Gegensatz empfinden zu lassen. Der fromme iranische Ackerbauer der Vorzeit erblickte im turanischen Raubnomaden die Verkörperung des bösen Prinzips und betrachtete dessen von Nebel umhülltes Steppenland als den eigentlichen Wohnsitz des in Finsterniss Arges sinnenden Ahriman und als den Tummelplatz böser Dämonen und Gespenster, die im Dienste ihres Gebieters den ewigen Kampf gegen Ahura-mazda (Ormuzd) und sein strahlendes Lichtreich führen. Der aber hat seinen Thron in Iran aufgeschlagen, wo vom ewig wolkenlosen Himmel in ungetrübtem Glanze die Sonne strahlt, und die flammenden Gestirne die Nacht zur lieblicheren Schwester des Tages machen; und wie es der Ormuzd-Diener Pflicht ist, des Kampfes gegen die Heerschaaren der Finsterniss nicht einen Augenblick zu vergessen, so ist es der Waffenkampf Iran's gegen Turan, was das Sinnen und Trachten, das Sagen und Dichten des Iraniers der älteren Zeit zumeist erfüllt hat, und das um 1000 n. Chr. durch Firdausî in seinem Schah-name oder Königsbuch erneuerte Epos der Altiranier gibt davon noch den Heutigen ein lebensvolles und farbenreiches Nachbild.

Aber wie der Ackerbauer immer und überall im Nachtheile bleibt gegen den Nomaden, wenn er diesen nicht von seinen Grenzen fernzuhalten versteht, so ist auch der Iranier dem Turanier, der Perser dem Turkmenen unterlegen. Seit Jahrtausenden haben türkisch-tatarische Wanderstämme das iranische Gebiet durchzogen und ihre Heerden bis an die Ufer des Mittelmeers und des griechischen Archipel geführt; — noch heute ist die persische Provinz Aserbeidschan (Atropatene, das alte Medien) hauptsächlich von Türken bewohnt, die ihre tatarische Mundart reden. Diesen Turkstämmen ist es aber auch durch die überlegene Tapferkeit und den treuen Zusammenhalt, der ihre engeren Verbindungen stäts beseelt hat, und mit Aneignung des persischen, dem germanischen ähnlichen Lehenssystems gelungen, eine bis auf diesen Tag herab nur selten unterbrochene Reihe von Dynastien zu begründen, wie die der Arsaciden, Samaniden, Gaznewiden, Seldschukiden u. A. — der verwandten Mongolen nicht zu gedenken —, und auch die heute regierende Dynastie der Kadscharen ist eine türkische. Diesem politischen Verhältniss gegenüber zehrt der Perser, dessen Geist von der türkischen Stumpfheit nie den geringsten Einfluss erleiden konnte, von der Erinnerung an seine vom Glanze der Dichtung umflossenen nationalen Dynastien der mythischen Zeit, der Pischdadier und Kajaniden, und jener späteren, welche in geschichtlicher Zeit die lange Reihe turanischer Dynastien durchbrochen haben, wie die Achämeniden, Sasaniden, Saffariden und Sefewiden. Der Europäer muss sich aber auch deutlich vor Augen halten, dass ein solcher Türkenstamm, die Osmanen nämlich, den

Bosporus überschritten, das byzantinische Reich niedergeworfen und ihre Heere zwei Mal vor die Mauern Wiens geführt haben, während ihre Vortruppen bis über den Inn hinaus gestreift sind, — und noch heute herrschen diese Söhne Turans bis an die blaue Adria. So hat die turanische Wüste ihr blutiges Gesetz zum herrschenden gemacht bis an die Marken Deutschlands, und das Verdienst, ihm dort die Grenze gesteckt zu haben, gehört Oesterreich und insbesondere Wien, — dem selben Wien, welchem heute eine semitische Invasion ihr eigenes Lebensgesetz aufzwingen will.

Aber auch Iran hat schon im höchsten Alterthum von der semitischen Seite her Einbruch und blutige Fremdherrschaft erlitten, und die Bilder alles Elends, das solche mit sich bringen kann, gruppirten sich um den Tyrannen Zohak. Die späteren Perser erklären den Namen als *dah-âk „zehn Laster“*; das Wort ist aber nur Verkürzung aus *ashdahâ*, dem Namen des Drachen, und als später durch den Sieg der muslimischen Araber abermals ein ähnliches Verhängniss über Persien hereinbrach, hat man, die ältere Sage nach der Noth der Gegenwart umbildend, jenen Namen semitisirt und Zahhâk oder Zohhak, arabisch der Verlacher oder Verhöhner, ausgesprochen. Die neuere Sage stellt die Ueberschwemmung und Beherrschung iranischer Gebiete durch Semiten als die Herrschaft dieses Zohak dar. Er war nach Firdausi's Erzählung im Schahname ein arabischer Fürst voll unreiner Triebe, hatte, von Iblîs, dem Satan, verführt, den eigenen Vater ermordet und sich die Krone der Tazî's (Araber) auf das Haupt gesetzt. Seine Residenz war später Jerusalem. Eine unzufriedene Partei der Iranier rief ihn in's Land. König Dschemschîd überlässt ihm fliehend Reich und Krone und wird erst zweihundert Jahre später am Rande des chinesischen Meeres von Zohak gefangen genommen und zersägt. Als Zohak seinen Bund mit dem Teufel schloss, waren ihm auf dessen Kuss zwei Schlangen aus den Schultern gewachsen, die mit Menschenhirn gefüttert werden mussten. So regierte er, Frevel auf Frevel häufend, durch tausend Jahre über Iran, indem seinen Schlangen alltäglich zwei Menschen geopfert wurden. Dem Schmiede Kâweh waren schon sechzehn Söhne geschlachtet worden. Als ihm der letzte Liebling von der Seite gerissen werden sollte, pflanzte er sein Schurzfell auf eine Stange, und, unter diesem Zeichen der Empörung das Volk mit sich reissend, stürzte er die Herrschaft des Tyrannen und bahnte einem Nachkommen Dschemschid's, dem jungen Feridûn, den Weg zum Throne. Des Schmiedes Schurzfell ist dann, mit Gold und Juwelen verziert, zur Standarte des neuen Nationalreichs geworden und dient dem Perser noch heute als Symbol aller Verjüngung des angestammten Volksthums.

So erscheint, wie im Nordosten der turanische, hier der semitische Nomadenführer als der Verbündete Ahriman's. Vom Schahname sagt Graf Adolf Friedrich Schack: „Schon an den Eingangspforten des Gedichtes, über dem glanzreichen Bilde, wie Dschemschid, ein zweiter Lichtgott auf Erden, in der Fülle der Jahrhunderte die paradiesische Welt beherrscht, steigt das von Ahriman drohende Unheil wie ein Komet empor, und dieses nächtliche Gestirn, bald höher aufflammend, bald vor den Strahlen des göttlichen Lichtes erblassend, steht ahnungsreich und verhängnissvoll am Himmel der ganzen Dichtung. Furchtbar bricht, nachdem Dschemschid den Verführungen der unterirdischen Mächte gefallen, das Verderben herein; Grauen und Entsetzen breitet sich über das schöne Sonnenland, da Sohak, der aus den finstersten Abgründen der Unterwelt aufgestiegene Verbündete Ahriman's, seinen Thron in Iran aufschlägt und, umgeben von seinen höllischen Helfern, die Erde mit Frevel und jeglicher Gewaltthat erfüllt. Verzweiflung bemächtigt sich aller Gemüther; das ganze Menschengeschlecht scheint

den gierigen Drachen, die der Kuss des Bösen an die Schultern des Tyrannen geheftet, zum Opfer fallen zu sollen; schwarz und schwärzer dunkelt die Nacht, aber endlich dämmert in mildem Schein der Morgen der Erlösung."

Wie das alte Iran von Osten her durch Turanier, im Westen durch Semiten bedrängt war, so war auch das christliche Europa vom siebenten und achten Jahrhundert an von Süd-West durch den semitischen Islam bedroht, der die hesperische Halbinsel durch sieben Jahrhunderte beherrscht und anfänglich die arabischen Reiterheere bis an die Loire geführt hat, während in Vorderasien im elften Jahrhundert turanische Türken die Rolle der Araber übernahmen und dann die östliche Halbinsel Europa's eroberten. Die Kraft beider Anstürme ist im Namen des milden Gottessohnes gebrochen worden, gegen den das mitten in unserem Lager stehende semitische Judenthum heute wieder, wie es pflichtmässig muss, seinen heiligen Krieg führt.

Als im siebenten Jahrhundert n. Chr. der Mekkaner Muhammed die Religion des Islâm begründet hatte, und die mehr noch durch das mordende Schwert der ersten Gläubigen und den Hunger zur Verzweiflung gebrachten, als durch Fanatismus entflammten Wüstenstämme der Araber aus der Halbinsel hervorbrachen und im ersten Ansturm das durch die Sasaniden erneuerte Nationalreich der Perser niederwarfen, erstickten sie alsbald den alten Licht- und Feuerdienst in einem Meere von Blut und begründeten die Herrschaft des Koran über ganz Iran bis gegen den Oxus und Indus hin, und „das semitische Buch" beherrscht den Geist der Söhne des alten Arierlandes noch heute wie mit ehernen Fesseln. Freilich haben die Perser sofort schon nach dem Tode Ali's, des Schwiegersohnes des Propheten, sich innerhalb der muslimischen Welt eine ihnen eigenthümliche Stellung geschaffen, indem sie im Kampfe der Omajjaden gegen die Aliden für diese Partei ergriffen und so innerhalb des Islâm die Schî'a (Parteigenossenschaft) begründeten, weshalb sie im Gegensatze gegen die semitischen Araber und Türken die Schiiten heissen, und allerdings haben die Abbasiden, als sie die Omajjaden gestürzt und vernichtet hatten, dem Perserthum in Heerwesen und Verwaltung, und selbst in Sachen des Denkens und Glaubens den Vorzug eingeräumt, aber die Herrschaft des semitischen Koran lastet noch heute ungebrochen auf dem persischen Geiste, wissenschaftliches Denken und Erkennen niederhaltend und sittliches Empfinden und Handeln in den semitischen Richtpfad weisend.

So ist Persien seit mehr als zwölf Jahrhunderten, mit wenigen Unterbrechungen, politisch und militärisch durch turanische Türken, geistig durch das semitische Araberthum beherrscht. Aber die Türken haben ihre Herrschaft auf das altiranische Lehenswesen gestützt, und dem Semitenthum gegenüber hat sich das arische Wesen der Perser im Schiitismus eine Art Genugthuung geschaffen, und wenn man bedenkt, dass sowohl Türken als Araber Nomaden sind, die gegenüber dem Wesen alter sesshafter Kulturvölker nur als Verwüster und Zerstörer (Razzianten) verfahren können, weil das Gesetz der Wüste ihnen nichts Anderes erlaubt als räuberische Ausbeutung der Kulturarbeit und unbarmherzige Vernichtung alles feindlich Widerstrebenden, und wenn man dazu bedenkt, dass der Schiitismus die Stellung der Perser innerhalb der auf Araber- und Türkenthum aufgebauten muslimischen Welt unendlich erschwert und diesen gegenüber einen dauernden Kriegszustand der stäts leidenschaftlich erregten Geister begründet hat, so gewinnt man ein Maass für die Beharrlichkeit des arisch-persischen Nationalwesens aus der unläugbaren Thatsache, dass gegenüber den so hart und so lange bedrängenden und so tief in's eigne Fleisch eingedrungenen semitisch-turanischen Gewalten, das politisch-nationale Staatswesen der arischen Perser sich trotz zahlloser Erschütterungen und Ueberfluthungen bis auf den heutigen

Tag in wechselnden Grenzen erhalten hat, während im gleichen Zeitraume auf den anstossenden semitischen und turanischen Gebieten zahllose politische Neubildungen von kurzer Lebensdauer auf einander gefolgt sind, und von grösseren nationalen Gebilden dort längst nicht mehr die Rede ist. Hier erkennt man, dass zusammenhängende Massen festsässiger Ackerbauer die einzige Gewähr der Dauer für die von Nomaden beherrschten Staatswesen bilden, während die von Eroberer-Nomaden über einen Grundstock nomadisirender Bevölkerungen errichteten Herrschaften unstät sind wie die Sandwellen der Wüste.

Nichts aber kann dem Geiste kräftigere Nahrung zuführen, als den Kampf der Geister zu betrachten, die durch Jahrhunderte und selbst Jahrtausende die ihnen von Gott anerschaffene Eigenart gegen völlige Knechtung oder Vernichtung drohende Gewalten zu vertheidigen lebendig bemüht bleiben. Das alte Nationalepos zeigt Iran im Kampfe mit Turan: das spätere persische Schriftthum zeigt den arischen Geist seit nahezu einem Jahrtausend in den Fesseln des Semitismus, welcher heute auch unter uns das geistige Gesetz gibt; herrscht dort das arabische, so unter uns das jüdische Semitenthum. Im österreichischen Parlament hat vor Jahresfrist ein jüdischer Rabbi als Reichstagsabgeordneter gesagt, das Bestreben der Christen und insbesondere der Deutschen, sich vom Einflusse des semitischen Geistes loszumachen, komme ihm vor wie die Bewegungen eines Schwimmers, welcher, indem er das Wasser mit Armen und Füssen von sich stösst, der Einbildung lebt, sich davon zu befreien, während es ihn doch trägt. Insbesondere aber sei der deutsche Geist vom semitischen in solchem Maasse durchtränkt, dass eine Befreiung aus diesem Zustande unmöglich sei. In den Worten dieses Rabbi liegt viel mehr und viel tiefere Wahrheit, als wohl die Meisten unter uns zu glauben geneigt sind. Der Perser und unsere Abhängigkeit vom Semitenthum beruht aber darauf, dass den Persern der arabische Koran, uns, trotz des Neuen Testamentes, noch immer das jüdische Alte Testament den Heilspfad zeigt, und keine Abhängigkeit könnte fester begründet sein als die, welche ihre Ketten an den Grundstein des ewigen Sittengesetzes geschmiedet hat, der durch die Scheu vor dem Allerheiligsten geschützt ist. Die Erkenntniss des ewigen Heilsgesetzes ist aber keine semitische Entdeckung, sondern ist ihr aus der allgemein menschlichen Entwickelung zugeflossen, und das Semitenthum hat daraus nur, — wie es nach seinem nomadischen Wesen nicht anders kann, — ein Monopol und Regal gemacht, die zwar durch das Evangelium Christi in ihren Grundfesten gebrochen worden sind, aber heute noch fortwirken.

Es handelt sich nun darum, wie Lagarde sagt, die Unwahrheit zu isoliren. „Man muss alle Lebenselemente, welche dieser aus der allgemeinen Entwickelung zufliessen, und welche sie verlogener Weise als aus ihr selbst entsprungen darstellt, ihr unzugänglich machen, damit sie auf sich selbst angewiesen sei.“

2. Das semitische Heilsgesetz.

Die nähere Bekanntschaft mit den sittlichen Zuständen der sogenannten Naturvölker hat gezeigt, dass das, was man Gewissen nennt, bei ihnen nur in geringem Grade entwickelt ist, und dass für sie vielfach solche Thaten eine Quelle des Ruhmes sind, gegen welche das ausgebildete Gewissen der Kulturvölker sich empört. Das Gewissen unterliegt der geschichtlichen Entwickelung in der Zeit, und zwar nur innerhalb der Gesellschaft; da aber der Mensch, wie allgemein anerkannt, von Natur das geselligste Wesen ist, so liegt die Entwickelung oder Ausbildung des Gewissens im „Erziehungsplane Gottes“ mit eingeschlossen. „Das Gewissen — sagt Lagarde (Deutsche Schriften S. 52) — steht nie und nirgends

auf Einer Stufe mit der Fähigkeit, zu essen und zu trinken und zu verdauen, welche jeder Mensch von Natur mit sich hat. Das Gewissen ist nur da in geschichtlich gewordenen Zuständen, unter dem Einflusse des Geistes der Epoche, den es eben dadurch im Ganzen anerkennt, dass es ihn in einzelnen Punkten bekämpft. Gewissensbedenken empfindet der Mensch stäts nur bei einem Konflikte, in welchem ihm heilige Pflichten mit andern ebenso heiligen in Kampf gerathen. Das Gewissen ist Nichts als die Fähigkeit zu solchem Konflikte. Daraus folgt, dass vom Gewissen und seiner Freiheit stäts nur da die Rede sein kann, wo Pflichten, und zwar in ein System zusammengefasste Pflichten anerkannt werden."

Ein System von Pflichten, das zum Gegenstande des Wissens wird, kann nur durch die sogenannte Kultur erzeugt werden, die ihrem Wesen nach durch das Gegen- und Ineinanderwirken natürlich verschiedener, aber mit der gemeinsamen Anlage zum Gewissen ausgestatteter Volksthümlichkeiten in langen Zeiträumen geschaffen wird. Der Beduine der arabischen Wüsten hat heute noch nicht viel mehr Gewissen als der Indianer Nordamerikas; sein Gewissen entwickelte sich aber, wenn er mit den altägyptischen oder den babylonischen Kulturstätten in andauernde Berührung kam, die ein Pflichtensystem längst ausgebildet hatten. Aus welchen Mischungen das altägyptische Volksthum mit seinem hochentwickelten Religions- und Rechtssystem erwachsen ist, bleibt bis heute noch unklar; das babylonische oder assyrisch-babylonische erweist sich als entstanden aus dem Ineinanderwirken semitischer, arischer und turanischer Volksthümlichkeiten. Die Einschränkung der persönlichen Freiheit und die Umformung traditioneller Stammessitten, welche durch ein Zusammenleben verschiedener Völkerelemente innerhalb des selben Staatswesens bedingt wird, erzeugt schliesslich ein besonderes Rechtssystem, welches, der Natur des Menschen gemäss, durchaus an göttliche Sanktion geknüpft sein muss, und so bildet sich eine gewisse Harmonie der Einzelgewissen heraus. Die Beruhigung, welche Den erfüllt, der den Forderungen des herrschenden Pflichtensystems entspricht, wird als thatsächlicher Erweis jener göttlichen Sanktion empfunden. Jene Einzelnen, welche sich mit Berufung auf ihr Gewissen gegen ein herrschendes Pflichtensystem als Ganzes oder gegen einzelne seiner Punkte auflehnen, müssen auch die Kraft zu diesem Kampfe aus ihrem eigenen Gewissen schöpfen, welcher Kampf eine höhere Sittlichkeit begründen kann.

Von den sittlichen Zuständen des Naturmenschen — und in einem gewissen Maasse muss jedes Kind noch heute als Naturmensch angesehen werden — bis zu jener höheren Ausbildung des Gesellschaftsgewissens ist ein sehr weiter Weg; wenn aber erst dieser höhere Zustand als ein von Gott geforderter und zugleich als ein dem Menschen, d. i. Gesellschaftsmenschen, in höherem Sinne natürlicher empfunden wird, so ist das eingetreten, was im Evangelium die Wiedergeburt des Menschen genannt wird. „Auch Paulus weiss von der neuen Schöpfung zu reden, welche bei Johannes als Wiedergeburt, bei Petrus als Theilhaftigwerden der göttlichen Natur bezeichnet wird. Der Eintritt des Menschen in eine neue höhere Ordnung der Dinge hebt seine Schuld auf: der Mensch lässt die Schuld mit seinem früheren Leben und mit der Sünde dahinten, wie der Schmetterling die Hülle zurücklässt, der er entschlüpft ist (Lagarde D. Schr. S. 58)." Ist diese ethische Wiedergeburt bei allen Menschen eingetreten, so ist das Reich Gottes da. Die Geschichte jener Personen und Vorgänge, welche den Spätern als in naher und nächster Beziehung zur Herstellung des Reiches Gottes in der Menschheit stehend erscheinen, bildet die Geschichte der Offenbarung, als eines mehr oder weniger unmittelbar hervortretenden göttlichen Lenkerwillens zur Herbei-

führung eines Heilszustandes, welcher zu den Zuständen des natürlichen Menschen in einem scharfen Gegensatze steht. Auf der besondern Anschauung einzelner Völker und Personen von ihrem Verhältniss zur göttlichen Offenbarung und zum Reiche Gottes beruht ihre Religion, und „das Wissen um die Geschichte des nicht blos in Judäa, sondern seit der Urzeit aller Orten wachsenden Reiches Gottes" ist, wie Lagarde (S. 458) meint, „der Gegenstand der Theologie", d. h. der neuen Theologie, wie er sie verlangt, und die uns über unsere heutige Abhängigkeit vom Judenthum hinausheben wird.

Jedem von uns ist das lateinische Wort *ritus* geläufig, als Bezeichnung für die Form gottesdienstlicher Handlungen, d. h. solcher Handlungen, durch welche die Gemeinde der Gläubigen unter Vermittelung des Priesters, dann auch der Einzelne, als Glied der Gemeinde, sich in eine unmittelbare Beziehung zu Gott setzt, als zu ihm sprechend, von ihm Gnaden erbittend, Verzeihung erflehend oder erwirkend u. s. w. Die älteste Form dieses arischen Wortes, das sanskritische *rita*, bezeichnete anfänglich die geordnete Bewegung der Sonne in der Folge von Tag und Nacht, „den richtigen Pfad, auf welchem die Götter Licht aus der Finsterniss hervorbringen." Wie die Inder, sind auch die Aegypter vom Sonnendienst ausgegangen. Das feste, unwandelbare Weltgesetz, die ewig giltige Ordnung im natürlichen und sittlichen Leben, welche die Inder mit dem Worte *rita* benannten, hiess bei den Aegyptern *maät*. Le Page Renouf sagt: „*Maät* ist Gesetz, nicht im gerichtlichen Sinne einer Verordnung, die entweder von einer menschlich gebietenden Macht oder von dem göttlichen Gesetzgeber ausgeht, sondern im Sinne jener unfehlbaren Ordnung, die das Weltall, mag man es vom physischen oder moralischen Standpunkte betrachten, regiert."

Der Begriff des Rechtes und der Gerechtigkeit oder Gesetzlichkeit war diesen Göttern immanent, ihr Sein und Leben war die ewige Darstellung dieser Gesetzlichkeit. Aus solchen Anschauungen entwickelten sich in den politischen Gesellschaften des Menschen die Rechts- und Pflichtensysteme und ihre Herleitung aus dem göttlichen Willen. Wir sind heute gewöhnt, den Staat im Gegensatz gegen die Kirche aufzufassen; bei den alten Völkern aber fiel das politische Gemeinwesen mit dem religiösen zusammen, und das letztere erscheint als die unmittelbare Quelle des ersteren. Aegypten ist der Staat Amun's, Israel der Staat Jahve's, Rom der Staat des Jupiter Optimus maximus u. s. w. Dass jene Trennung heute bei uns so scharf hervortritt, hat seine beiden Hauptgründe darin, dass das Christenthum und die katholische Kirche — sogar auch der Protestantismus — übernational sind, und dass unser Rechtswesen weder national noch christlich ist, sondern aus der heidnischen Fremde hergeholt, nämlich aus dem alten Rom.

Sache der Priesterschaft ist es, das Volk im richtigen Verhältniss zum göttlichen Willen zu erhalten, und hierin liegt die Erziehung des Volkes zu einer Heilsgenossenschaft eingeschlossen. An das ägyptische Priesterthum lehnt Moses an, ohne Zweifel selbst ein Aegypter, indem er den von ihm aus Aegypten geführten Hebräern mit Hilfe eines knappen Auszugs aus der ägyptischen Gesetzgebung eine Erziehung in der Richtung auf das Heil hin zu geben sucht, und zwar mit Hilfe der Leviten, in denen man eine Art ägyptischer Ordensverbindung zu sehen hat. Der hohe Priester, wenn er im Namen des hebräischen Stammgottes Jahve Recht spricht, trägt den ägyptischen Leibrock (Ephod) und das aus Edelsteinen zusammengesetzte Symbol der Wahrheit (die Urim und Thummim) auf der Brust, wie der ägyptische Oberpriester. Ungefähr dreihundert Jahre nach Moses begründen Saul und David das Königthum, mit Jahve als politischem Landes- und Kriegsgott, und hierbei wird in der Residenz ein Centraldienst für Jahve im

neuen Tempel auf Zijon geschaffen, welchen die dort als Lokalpriesterschaft längst ansässige Familie Zadok übernimmt, — welche Familie noch in unseren Tagen Frankreich einige Oberrabiner gegeben hat. Das neue Reich führt den Namen Israel, und hiermit werden die alten beduinischen Hebräer zu Israeliten. Nach dem Tode Salomons folgt die Spaltung in ein Nord- und ein Südreich, und weil auch im letzteren neben der Jahve-Verehrung der Dienst anderer Götter einhergeht, so wird (i. J. 623) vierhundert Jahre nach David, siebenhundert Jahre nach Moses, durch den König Josias der Vertrag mit Jahve, als dem einzigen Bundesgott, erneuert. Kurz darauf erfolgt die Zerstörung des Südreichs und die Wegführung des Volkes nach Babylon.

Wie die Geschichte Aegyptens, so ist auch die des alten babylonischen Reiches heute bereits bis gegen 4000 v. Chr. zurückgeführt. In Mesopotamien sind seit Urzeiten die drei weissen Stämme der Semiten, Arier und Turanier auf einander gestossen, ganz so, wie sie dort noch heute wohnen, und es haben sich die politischen Gemeinwesen gebildet, in denen im Verlaufe von Jahrtausenden die Verschiedenheit jener Stämme sich durchdrang und zu einheitlicher Anschauung und Gesetzgebung führte, und so ist Babylon, wie später Rom, zu einer Kulturstätte ersten Ranges geworden. Auch Abraham mit seinen Beduinen, die später, nach dem Uebergang über den Jordan, unter den Kanaanitern den Namen Hebräer erhielten, hat sich um 2000 v. Chr. innerhalb dieses Kulturkreises und an den Grenzen des ägyptischen bewegt.

Die ersten uns erhaltenen Litteratur-Denkmäler der Aegypter, die selbst auf noch weit ältere zurückweisen, werden aber von unsern Gelehrten etwa um tausend Jahre vor Abraham angesetzt, und gerade diese — die Schrift des Prinzen Ptah'hotep, das sogenannte „älteste Buch der Welt", und jene des Kemni — befassen sich mit der Anleitung zur Sittlichkeit, als des einzigen Weges, der zur Beglückung führt. Als Kemni seine Schrift über „das Menschthum" vollendet hatte, liess er seine Kinder holen und redete sie also an: „Alles, was in diesem Buche in Schrift niedergelegt ist, befolgt es, gleichwie ich es gesagt habe, weil es zum reichsten Segen sein wird. Sie nahmen es an sich und lasen es, so wie es niedergeschrieben war, und es war herrlicher für ihr Herz als alle Dinge, welche sich in dieser ganzen Welt befinden." (H. Brugsch, die Aegyptologie. Leipzig 1889, I. S. 56.)

In den sogenannten babylonischen Busspsalmen*), die in semitischer Sprache geschrieben sind, und deren Alter Hommel auf c. 2500—2000 v. Chr. verlegt, werden die Götter als die Pfadweiser zum sittlichen Heile gedacht. Anu wird der Gott der Rechtleitung *(ilu misaru)* genannt, die Göttin Istar als die Führerin *(musteserat)* aller Geburt. In der Litanei an diese Göttin sagt der Priester vom Sünder: „Wenn sein Gott und seine Göttin ihm zürnen, ruft er dich an. Dein Antlitz wende ihm zu! Ergreife seine Hand! Ausser dir gibt es keine rechtleitende Gottheit." Diese Psalmen haben später auch den Hebräern als litterarische Muster gedient. Es kann gar kein Zweifel sein, dass die babylonische Priester- und Gelehrtenschaft ein Moralsystem — wie wir heute sagen würden — ausgebildet hatten, welches den Weg zeigen sollte, der zum Heile führt. Moses war ein ägyptischer Priester-Gelehrte, in Babylon sind die geistigen Führer der dorthin exilirten Israeliten zu babylonischen Gelehrten geworden, ebenso wie die heutigen Rabbinen der in Deutschland lebenden Juden zu deutschen Gelehrten geworden sind, während die der polnischen, ungarischen

*) *H. Zimmern*, Babylonische Busspsalmen. Leipzig 1885, 4°.

und russischen Juden im talmudischen Sinne orthodox geblieben sind und jedes nichttalmudische Wissen verwerfen. Welchen andern als babylonischen Einflüssen sollte es nun zuzuschreiben sein, dass die Führer der aus Babylon eben zurückkehrenden Israeliten sofort an's Werk gehen, um ihr Volk in eine in sich abgeschlossene nationale Heilsgenossenschaft zu verwandeln, in „ein Volk von Priestern oder Heiligen Gottes, von denen jeder Einzelne die schwersten Pflichten der Heiligen auf sich nehmen sollte"? (Lagarde.) Um diesem Zwecke zu dienen, haben dann auch eben jene Männer die alten volksthümlichen Ueberlieferungen in dem Sinne umgestaltet, dass der Gedanke der Heilserziehung, den schon vor ihnen die Propheten ihres eigenen Volkes ausgesprochen hatten, und der bei zahlreichen Frommen in Israel lebendig war, als göttlicher Plan schon in die Anfänge der Nationalgeschichte und selbst bis an den Schöpfungstag zurückverlegt wurde, und dies geschah ihrerseits gewiss mit innerer Wahrhaftigkeit, weil neue Phasen der Heilsentwickelung dem von ihnen ergriffenen persönlichen Gewissen hierin ein souveränes Recht verleihen. Die so umgebildeten Litteraturerzeugnisse älterer Zeiten sind dann zu einer Sammlung vereinigt worden, aus welcher das sogenannte Alte Testament entstanden ist. Die Schöpfungsgeschichte in diesem Buche, das Paradies (der babylonische Garten *Kar-Dunjas*), der Baum der Erkenntniss darin und die Cherubim, die es bewachen, sind erwiesener Maassen babylonisch.

Dieser Erziehungsversuch zu einem Heilsvolke ist nun in einem gewissen Maasse gelungen, und aus den so erzogenen Resten des israelitischen Volkes sind die Juden geworden.

Man muss aber jeden Gedanken daran aufgeben, als ob diesen Versuchen irgend eine Absicht zu täuschen zu Grunde gelegen habe, — vielmehr handelte es sich jenen Erziehern um wissenschaftliche Wahrheit, und wissenschaftlichen Ernst würden wir heute ihren Beweggrund nennen. Um dies zu begreifen, muss man sich deutlich machen, dass es für den Semiten eine andere Wissenschaft nicht gibt als die Heilswissenschaft. Jene Männer, welche die semitischen Kulturen begründet oder weitergeführt haben, lag Nichts mehr am Herzen, als die Gesetze des Wandels zum Heile zu ergründen, oder tiefer und genauer zu ergründen als Frühere, um sie dann den Anderen, insbesondere den eigenen Stamm- oder Volksgenossen mitzutheilen und die entsprechenden Lebens-Vorschriften zu geben, weil an deren Beobachtung auch das weltliche Heil der Genossenschaft gebunden ist. Die scharfe, wissenschaftlich erfasste Empfindung von der vollen Gesetzlichkeit und Unentfliehbarkeit der Heilsbedingungen ist für sie der treibende Stachel. Die Sorge für ihr eigenes und ihres Volkes Heil und ihren weiteren Wandel im Heile ist für sie, wie für jenen alten Aegypter Kemni, das eigentliche Leben oder das Wichtigste im Leben, da das durch die Sünde gestörte Leben für sie kein wünschenswerthes Leben oder bitterer als der Tod ist. So ist der Pfad des Heils für sie der Pfad zum Leben; die Sünde, als die Abweichung, ist ein Abirren von diesem Pfade gegen den Tod hin, — im Neuen Testamente *hamartia pros thanaton*, d. h. ein Verfehlen des Weges in der Richtung gegen den Tod. Sie wollen für sich und Andere ein volles Leben im Heile herbeiführen, in welchem Jeder heilgemäss lebt, und diesen Zustand bezeichnen sie als das Reich des Heils oder das Reich Gottes, — wobei natürlich auch phantastische Vorstellungen mit unterlaufen. Die Mitglieder dieses Reiches heissen die Kinder Gottes. Zur Gotteskindschaft ist nach dem Evangelium Christi Jeder berufen, — nach dem Judenthum nur der Jude, und zwar um seiner Abstammung willen. In der Durchführung dieser Ausschlieslichkeit in Lehre und That liegt die vor Gott und Menschen unverzeihliche Sünde des späteren, sogenannten pharisäischen d. i. separatistischen Judenthums,

da die Unentbehrlichkeit des Heilswandels zur menschlichen Beglückung scharf erkannt, alle Nichtjuden aber von beiden ausgeschlossen werden.

In den grossen Volksgesellschaften der Arier, welche das letzte Jahrtausend ausgebildet hat, geht die erzieherische Thätigkeit zu weiterer Vertiefung und Verschärfung des Gewissens, oder — wie der Semite sagt — zu gründlicherer Belehrung über das Heilswesen, von zwei Seiten aus, nämlich von Seiten des Staates durch Ausbildung des Rechtswesens, und von Seiten der Kirche durch Ausbildung des Religionswesens. Im semitischen Orient aber findet bis auf den heutigen Tag eine strenge Unterscheidung zwischen Rechts- und Religionswissenschaft nicht statt. Theologie und Jurisprudenz fallen dort noch zusammen, bei den Muslimen sowohl wie bei den Juden, und zwar im Judenthum noch in vollkommnerem Maasse als im Islam, denn der Rabbi ist Priester und Richter zugleich, und kein Anderer kann Richter sein als der Priester, während bei den Muslimen die grössere Ausdehnung des Staatswesens die Praxis dahin ausgebildet hat, dass der Eine Theologe mehr Priester, der Andere mehr Richter ist. Der Rabbi ist überdiess auch noch Arzt und Wunderthäter, wie denn die Sorge um das leibliche Heil das natürliche Vorbild für das Heilthum der Seele ist.

Dies Verhältniss, nämlich die Einheit des Priester- und des Richterthums, ist aber von höchster Wichtigkeit, weil da, wo es obwaltet, die erziehende Thätigkeit zur Ausbildung des Gewissens der Massen nur in Einer Hand liegt, nicht, wie bei uns, zwischen Staat und Kirche getheilt ist. Aber unter uns gibt es neben Staat und Kirche noch zwei andere an der Erziehung betheiligte Mächte, — die sogenannte freie Wissenschaft und die freie Kunst, welche die erzieherische Thätigkeit des Staates und der Kirche zwar fördern, aber auch beeinträchtigen können. Hier ist zu bedenken, wie gerade heutzutage gewisse philosophische und sozialpolitische Richtungen der Wissenschaft die Grundlagen des Staats- und Kirchenwesens, wie es heute ist, untergraben, während anderseits z. B. die Hegel'sche Philosophie dem besonderen preussischen Staatswesen durch einige Jahrzehnte als Krücke diente, und Kant's Philosophie diesem Wesen bis auf den heutigen Tag im besten Sinne zu Hilfe kommt; ferner wie die Nachahmung der griechischen Kunst das besondere Wesen der kirchlichen Wirksamkeit beeinträchtigte, und Aehnliches. Auch dies Verhältniss hat unter Semiten niemals stattgehabt, denn eine Kunst gibt es dort nicht, abgesehen von Poesie und Musik, die aber grade erst im Dienste der Religion, d. h. der Heilszwecke, Würde und Weihe erhalten, — und Wissenschaft gibt es dort eben nur Eine, nämlich die Heilswissenschaft, welche die Theologie und Jurisprudenz, in älterer Zeit auch die Medizin umfasste, während alles andere Wissen, — auch das vom Priesterthum losgetrennte medizinische, — unter Semiten immer nur fragmentarisch geblieben ist und nur vorübergehend und mehr zufällig, in Anlehnung an die griechische Wissenschaft, bei einzelnen Individuen eine höhere Ausbildung erlangt hat; und das ist ja auch der Charakter des jüdischen Wissens unter uns bis auf diesen Tag geblieben.

Leicht fühlt man, mit welcher Macht eine Erziehung wirken kann, deren Mittel sämmtlich in Einer Hand vereinigt liegen, und deren sämmtliche Bethätigungen ohne die geringste Ausnahme unter unmittelbarer göttlicher Sanktion gradeswegs auf ein und das selbe Ziel gerichtet sind. Je einseitiger, desto energischer. So erklärt es sich, dass dem Semiten nur die Heilswissenschaft von Wichtigkeit, oder dass sie ihm einzig wichtig, während ihm alles andere Wissen mehr oder weniger gleichgiltig ist, weshalb es denn auch Jenen überlassen bleibt, welche, als Ungläubige, den Gläubigen zu dienen haben, — denn diesen selbst ist nur Eines

nöthig. Eben darum hat aber auch das Denken über das Heilswesen beim Semiten viel mehr den wissenschaftlichen Charakter als bei uns, wo in religiösen Dingen überall das Gemüth mit dreinspricht oder sogar vorwiegt.

Hier ist denn auch der Punkt erreicht, von welchem aus jener uns so unmenschlich dünkende Hochmuth zu beurtheilen ist, mit dem die semitischen Religionen, Judenthum und Islam, allen Nichtgläubigen die Menschenwürde absprechen und sie den thierischen Wesen gleichstellen. Die Berechtigung zum vollen Geistesleben setzt ja die natürliche Befähigung dazu voraus, — wie könnte also im Sinne des Heilsgläubigen Der ein Mensch genannt werden, der die Fähigkeit, das Heilsgesetz zu erkennen, nicht darzuthun vermag? Gott hat ihn nur zum Dienst des Gläubigen geschaffen, und zwar, nach rabbinischer Lehre, nur darum in Menschengestalt, weil es sich nicht gezieme, dass Gläubige von Wesen in Thiergestalt bedient würden. Für unser Gefühl scheint hier der Muslim menschlicher zu denken als der Jude, indem er zu seiner Heilsgenossenschaft scheinbar Jeden zulässt, — nur scheinbar deshalb, weil der Islam, als Nomadenreligion, herrschen und ausbeuten muss, also Beherrschte voraussetzt, nämlich die Nichtmuslime, während der Jude die Heilsverheissung und die Heilswissenschaft, und damit auch die einzige Herrscherberechtigung auf den Samen Abrahams beschränkt.

Es ist oft gesagt worden, der Orient — d. i. der semitische Orient — sei der Boden, auf dem Religionen wachsen, — das arische Europa sei das Vaterland der Wissenschaft. Im semitischen Orient werden alle sich darbietenden Wissenselemente sofort zusammengefasst und dem Heilsgedanken auf das Energischste untergeordnet. Jedes Wissen wird dort — viel schärfer als von uns — als lediglich relativ erfasst und an das Zeitliche gebunden, das Heilsgesetz allein als das Ewige und Absolute, — als das Eine, was Noth thut, und mit welchem alles Zeitliche mitgewonnen wird. Bedenkt nun der Leser, dass eben um dieser Auffassung willen die christliche Kirche, obgleich doch die frohe Botschaft Christi die Schranken der jüdischen Ausschliesslichkeit niedergeworfen hat, an die Synagoge, als an das, unserem Wissen nach, zuerst Fleisch gewordene Muster einer Heilsgenossenschaft unter Menschen anknüpft und dies Abhängigkeitsverhältniss bis heute festhält, — bedenkt er ferner, dass auch heute wieder mitten unter uns die stolze arische Wissenschaft des „neunzehnten Jahrhunderts“ in erster Linie für die Judenherrschaft arbeitet, weil die Juden unter allen Umständen das von Anderen erarbeitete Wissen, auch — wie die neue jüdische Ethik des Professor Lazarus beweist — das Wissen Anderer um das sittliche Heil, sofort auf das Energischste ihren eigenen, mit national-religiöser Ausschliesslichkeit aufgefasssten Heilszwecken unterordnet, — bedenkt er schliesslich, dass alle, seit zwei Jahrtausenden so oft wiederholten Angriffe gegen jene Auffassung der Kirche ebensowenig Erfolg hatten, als die heutige Wissenschaft sich fähig erweist, die hereinbrechende Judenherrschaft einzudämmen, so fühlt er sich vielleicht veranlasst, darüber nachzudenken, worin die Schwäche jener arischen Anschauung beruht, für welche die Wissenschaft höchster Zweck sein soll, gegenüber dem semitischen Orient, welcher des Glaubens lebt, dass die Wissenschaft den das geistige und leibliche Leben umfassenden Heilszwecken nur als Magd zu dienen habe, wie ja auch die Kirche behauptet. Vielleicht findet er, dass die Wissenschaft sich nicht in dem Sinne „Selbstzweck“ sein könne, als ob sie überhaupt der höchste Zweck des Menschen, als des denkenden Wesens, wäre, sondern dass nur der Forschende, indem er forscht, hierbei keinen anderen Zweck vor Augen hat (nicht dass ihm überhaupt ein höherer Zweck verschlossen sei), als das Wissen, d. h. eine in sich selbst sichere Klarheit und Deutlichkeit über das

Wesen jener Dinge, welche den Gegenstand seiner Forschung bilden, und dass die für ihn selbst — bei der ihm ermöglichten persönlichen Isolirung — gefundene persönliche Sicherheit hierüber für die Menschheit nur eine relative und zeitliche ist, welche der Sorge um das Heil, d. h. um das geistige und leibliche Wohl seiner Volksgenossen und der Menschen überhaupt, als Mittel zu dienen hat.

Der hebräische Psalmist sagt (86, 11): „Lehre mich, Jahve*), deinen Weg *(derech)!* Ich will wandeln in deiner Wahrheit"; — (119, 15): „Von deinen Geboten rede ich und schaue auf deine Pfade *(orach)*. An deinen Satzungen ergötze ich mich, vergesse nicht deines Wortes;" — (119, 32, 33, 35): „Den Weg *(derech)* deiner Gebote laufe ich, denn es erweitert mir das Herz. Lehre mich, Jahve, den Weg deiner Satzungen. Leite mich auf der Bahn *(nathib)* deiner Gebote, denn nach ihr begehre ich." Ganz ähnlich spricht der Muslim von der „rechten Führung" *(hûda)* und von der „graden Strasse", glaubt sich recht geleitet oder bittet um die „rechte Leitung". Wenn der Psalmist sich an der Herrlichkeit des göttlichen Gesetzes weidet, und sein Herz sich bei dessen Betrachtung erweitert, so sagt unser Kant (Kritik der prakt. Vernunft S. 139) von der Achtung vor dem moralischen Gesetze, die wegen unserer eigenen Unwürdigkeit etwas Abschreckendes für uns habe: „Gleichwohl ist darin doch auch wieder so wenig Unlust, dass, wenn man einmal den Eigendünkel abgelegt und jener Achtung praktischen Einfluss gestattet hat, man sich wiederum an der Herrlichkeit dieses Gesetzes nicht sattsehen kann, und die Seele sich in dem Maasse selbst zu erheben glaubt, als sie das heilige Gesetz über sich und ihre gebrechliche Natur erhaben sieht." Aber der jüdische Psalmist sagt: (147, 19, 20): „Er verkündet Jakob seine Werke, seine Satzungen und Rechte Israel. Nicht also that er irgend einem Volke, und die Rechte kennen sie nicht." Unserem Kant haben wohl die Worte des Psalmisten vorgeschwebt, die er in seiner Jugend gehört, — aber welcher Fortschritt bei ihm zu höherer Wissenschaftlichkeit und höherer Menschlichkeit, die auf diesem Gebiete jede nationale Beschränktheit zurückweist! Der Weg, den die Heilserziehung genommen hat, ist ein geschichtlicher: innerhalb des mittelländischen oder vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises — und nur von diesem dürfen wir bis heute reden, da der indische und der chinesische unseren Völkern noch wie fremde Welten verschlossen sind, — ist die Erziehung zum Heile von den Semiten ausgegangen, — über Europa und das von ihm aus besiedelte Amerika hin durch das Judenthum, über Vorderasien, die iranischen Länder und Afrika durch den Islam. Aber der Gedanke der Heilserziehung ist weder eine jüdische, noch eine arabische Erfindung. Der Begriff des Heilsweges ist der Leitfaden für das Verständniss der alten vorjüdischen und ausserjüdischen Theologie, und dieser Faden ist zugleich das starke Band, das uns selbst mit dem Orient verbindet, denn die christliche Kirche hat sich auf dem Unterbau der jüdischen Synagoge ausgestaltet. Der Geist des europäischen Ariers sucht sich auf dem Wege der wissenschaftlichen Erkenntniss des ewigen Sittengesetzes von den Fesseln zu befreien, welche die jüdische Ausschliesslichkeit seiner sittlichen Anschauung zeitlich angelegt hat; der iranische Geist befreit sich aus noch drückenderen Fesseln raschen Flugs, indem er sich in die Welt der Mystik erhebt, über welche er die Erde verliert.

*) Statt des Namens ihres Stammgottes setzen die heutigen Juden in ihren Uebersetzungen des A. T. „der Ewige."

3. Der Heilspfad des Sûfi.

Wie der deutsche Geist seit drei Jahrhunderten durch die lutherische Bibelübersetzung in Denken und Sprachausdruck wieder abhängiger vom Judenthume geworden ist, als er vordem war, — so und in noch weit höherem Maasse liegt das Denken und die Sprache des Persers in den Fesseln, die ihm der arabische Koran angelegt hat. Jeder Muslim, der lesen lernt, gleichviel ob Araber oder Perser, Türke oder Neger, lernt dies am Koran, was allein schon genügen würde, im Verlaufe einiger Generationen die Gesammtheit der Gebildeten mit arabischer Denkweise zu erfüllen und ihre Muttersprache mit arabischen Bestandtheilen zu durchsetzen. Dazu kommt, dass die Gelehrten, d. i. die Theologen und Richter, auch das Arabische sollen schreiben können, und dass auch die Mehrheit der Poeten aus diesen Gelehrten hervorgehen und deshalb hohen Werth darauf legen, auch als Dichter in arabischer Sprache zu glänzen. Diese Einwirkung hat das heutige Persisch durch zwölf Jahrhunderte erlitten, und die Durchsetzung des deutschen Conversations- und Curial-Styles im siebzehnten Jahrhundert mit Französisch und Lateinisch kann nur eine annähernde Vorstellung von dem heutigen Zustande des Persischen als eines Gemengsels von Iranisch und Arabisch geben.

Muhammed war aber ein ganz ungebildeter Mann, was ihm von den Arabern als Lob angerechnet wird; sein Denken war in Folge krankhafter Leibeszustände noch in höherem Grade tumultuarisch, als dies beim Semiten überhaupt der Fall ist; sein Wissensdurst war gross, und dies wahrzunehmen, macht gradezu einen rührenden Eindruck, aber es wurde diesem Durste keine Nahrung geboten. Die Erkenntniss des Heilsgesetzes, deren er sicher zu sein glaubt, erfüllt ihn ganz und gar, und um das aufrecht zu erhalten, was er bereits als Gottes Wort verkündet hat, behilft er sich, wenn seiner Unwissenheit durch Juden und Christen und selbst von besser unterrichteten Stammesgenossen entgegengetreten wird, so gut er kann, mit List und Lüge. Im Korân ist der Uebergang vom poetisch Erhabenen zum Trivialen und kindisch Albernen und selbst zum offenkundigen Blödsinn nur allzuhäufig, obwohl er den spätern talmudischen und rabbinischen Schriften gegenüber sich durchaus als ein ernstes Buch präsentirt. Der Perser ist von Natur witzig und zum Spott aufgelegt, und das Buch Muhammed's ist oft genug Gegenstand dieses Spottes*); aber dies kann an der Thatsache Nichts ändern, dass das semitische Heilsgesetz das Denken der Massen ganz und gar

*) Graf Gobineau hat in seinem Buche: „Les philosophies de l' Asie centrale" Einiges darüber mitgetheilt. Hier ein Beispiel, aus dem Gedächtniss wiedererzählt. — Ein einäugiger Greis geht zum Stadtthore hinaus, den Koran dicht vor das sehende Auge haltend und bitterlich weinend. Ein Kurde kommt von den Bergen gegen die Stadt her geritten, hält sein Pferd bei dem Alten an und fragt ihn, warum er denn gar so sehr weine. Dieser weist ihn unwirsch ab mit den Worten: „Siehst du nicht, dass ich halb blind bin? Das wird doch Grund genug zum Weinen sein." — „Ach, antwortet der Kurde, du bist schon über fünfzig Jahre lang einäugig und hast dich längst daran gewöhnt: deshalb weinst du nicht." — „Nun, du siehst ja, dass ich im Buche Gottes lese, und das rührt mich zu diesen Thränen." — „Ei, kennst du mich denn nicht mehr? Wir haben ja als Knaben in der Schule neben einander gesessen, und damals schon hast du deine witzige Zunge an diesem Buche geübt." — Da blickt der Halbblinde erleichtert auf und sagt: „Nun, siehst du, grade darum weine ich heute so sehr. Wenn man bedenkt, welche Macht dies Buch über einen so grossen Theil der Menschen besitzt, und dann sieht, welchen Blödsinn dieser Muhammed redet, so muss man wohl weinen." — „Nun, Muhammed war ja auch nur ein Mensch wie wir, und man darf ihm schon etwas verzeihen." — „Ja, dass aber der Erzengel Gabriel auch nicht gescheiter spricht." — „Nun, der ist ja auch nur ein geschaffenes Wesen." — „Ja, aber auch Allah selber . . . ."

beherrscht und auch bei den Gebildeten ein wissenschaftliches Denken im arischen Sinne nicht aufkommen lässt.

Wohl das lehrreichste Beispiel der Wandlung oder Brechung, welche die herrschende Denkweise auch in den starkgeistigsten Persönlichkeiten hervorzurufen vermag, ist kein Geringerer als der grosse Dichter des Schahname, der neupersische Homer, Firdausi selber. Er hatte im Auftrage des Gaznewiden Mahmûd (um 1000 n. Chr.) die Fortsetzung und Vollendung des von Dakiki begonnenen Werkes einer poetischen Darstellung der gesammten Geschichte Persiens, von der mythischen Zeit an, übernommen und glücklich zu Ende geführt. Der Schwerpunkt lag für den Dichter in den mythischen Jahrtausenden, die er mit der ganzen Liebe des Persers zur Heldenzeit seines Volkes vorführt. Dies zog ihm von Seiten der muslimischen Geistlichkeit Feindschaft und Verfolgung zu, gegen die er, zur Abwehr, seine muhammedanische Rechtgläubigkeit hervorheben musste. Als Greis schrieb er das romantische Epos „Jusuf und Suleika“,*) d. i. die Geschichte des biblischen Joseph und der Frau des Putiphar, die auch Muhammed als „schönste der Geschichten“ in den Koran aufgenommen hatte, und im Vorworte zu dieser Dichtung bringt er einen förmlichen Widerruf an und erklärt, dass die Heroenfabeln, deren Darstellung er dreissig Jahre seines Lebens geopfert habe, um nur Reue und Leid zu ärnten, für ihn jetzt werthloser als Strassenkoth seien, und dass er, vom weissen Haare belehrt und auf Busse bedacht, künftighin nur „Prophetenhymnen“ singen wolle. In seinem Königsbuche hatte er dem letzten Sasaniden ein „Pfui!“ über den Himmel in den Mund gelegt, dessen Rathschluss das herrliche Reich der Iranier preisgegeben und die Eidechsenfresser der arabischen Wüste auf den Thron Dschemschid's gesetzt habe, — als Greis beugt er sich vor dem Korân des Mekkaners, weil er zum Heilsgesetze für sein Volk geworden war, d. h. weil das sittliche Heil der Iranier für unabsehbare Zeiten an das arabische Buch gebunden erschien.

Im Schahname erweist sich Firdausi als echter Arier, für den die Beziehung zur Gottheit immer eine gradlinige und unmittelbare, nicht durch Andere vermittelt ist. Der Drang, die persönliche Begrenzung aufzuheben, die irdische Endlichkeit zu durchbrechen, um den im eigenen Innern lebendigen Geist zurückfliessen zu lassen in den göttlichen Urquell alles Lebens, pulsirt in seinen Adern. Der Hauch seines Athems strebt die Vereinigung mit dem Unendlichen an, und sein Auge blickt liebend nach Rechts und Links, nach den Höhen und Tiefen, um Alles, was Kreatur ist, des Gefühles der Gemeinsamkeit zu versichern, die das Endliche unter sich und mit dem Unendlichen verknüpft hält, — eine Grundstimmung, die gegenüber der semitischen Härte und Engherzigkeit und der turanischen Grausamkeit wie eine tödtliche Blösse ist. Mit der pantheistisch aufgefassten Gottheit hat aber nach persischer Anschauung die Zeit, das Schicksal, der Himmel, als Lenker des Geschickes, Nichts zu thun. Diese Schicksalsmacht erscheint als täuschend und tückisch, der ewig sich drehende Himmel als alter Gaukler, der in jedem Augenblicke die Harmonie zu zerstören vermag, in welche der Mensch im Drange der Liebe sich zur Kreatur und zur Gottheit gläubig versetzt hat, und es gibt nur Eines, was gegen jene Tücke sichert: die vollkommene Entsagung gegenüber der Welt und der Weltlichkeit, ohne auch nur einen Augenblick der Liebe selbst zu entsagen. Diese Grundstimmung der pantheistischen

*) In vortrefflicher deutscher Uebersetzung: „Jussuf und Suleicha, Romantisches Heldengedicht von Firdussi. Aus dem Persischen zum ersten Male übertragen von Ottokar Freiherrn Schlechta-Wssehrd. Wien 1889, 8“.

Mystik oder Theosophie, die man als den persischen Sufismus*) bezeichnet, hat schon hundert Jahre vor Firdausi in dem grossen Scheich Bajazîd Bistâmî († 875) ihren Verkünder gefunden und ist von dem, was man muslimische Mystik genannt hat, himmelweit verschieden. Bald nach Bistami fand dieser Sufismus auch seinen ersten grossen Märtyrer in der Person des Husein Mansûr Hallâdsch (d. i. des Wollkrämplers) aus Baidha in Farsistan. Ihm zuerst werden die Worte in den Mund gelegt, welche die Einheit der Kreatur und des Schöpfers, des Erkennenden und des Erkannten aussprechen: „Ich bin die Wahrheit". Nachdem er als Missionär seines eigenen Glaubens grosse Reisen durch Transoxanien, Indien und China gemacht hatte, wurde er in Bagdad als Irrlehrer und vorgeblicher Wunderthäter zum Tode verurtheilt, den er (921 n. Chr.) nach furchtbaren Martern am Galgen erlitt, — wodurch, wie Hafis sagt, „das Haupt des Galgens erhöht," d. h. der Galgen zu hohen Ehren gebracht wurde. Dieser Mansûr ist bis auf den heutigen Tag der vielgeliebte und vielbeweinte Typus für das sufische Märtyrerthum geblieben.

Schon in einem jüngeren Zeitgenossen Firdausi's, in dem berühmten Scheich Abu Sa'îd el-Chawarânî (986—1049) hat der rein lyrische Ausdruck des mystischen Pantheismus eine sprachlich schärfer abgegrenzte Form gewonnen, in seinen Ruba'î's oder Vierzeilern, die sich trefflich eignen, „den manigfaltigen Ausstrahlungen der sufischen Lehre, ihren sich herüber und hinüber kreuzenden Ideen, Bildern und Vorstellungen einen knappen und zugleich packenden Ausdruck zu verleihen" In diesen vierzeiligen Epigrammen „begegnen wir zuerst jener so unendlich reichen und für die ganze mystische Poesie typisch gewordenen Bilderspräche, in die sich für den phantastischen Geist des Morgenlandes die trunkene, Alles vergessende Liebe und Hingebung an Gott kleidet. Gott ist der Freund, der Götze, das schöne Liebchen, um das der Sufi sich in Kummer, Gram und Sehnsuchtsschmerz verzehren, am Tage klagen und Nachts in stätem Feuer glühen muss, zu dem er immer wieder und wieder flieht, mag es auch noch so oft sich hart und grausam gegen den Liebenden erweisen und ihm Trennungsqual auf Trennungsqual zu kosten geben; seine gekräuselten Locken, sein rosiges Antlitz, seine weinduftenden Lippen, sein Schönheitsmal auf morgenfrischen Wangen, seine cypressenschlanke Gestalt spiegeln dem Jünger der höheren Gnosis die tausend undurchdringlichen und doch so beredten Geheimnisse der göttlichen Einheit wieder. Gott ist ferner der holde Schenke, der dem Sufi den Pokal des ewigen Weins kredenzt und ihn berauscht mit diesem Trunke aus seiner Hand. Gott ist endlich die flammende Kerze, um die der Sufi als Lichtfalter kreist, um sich schliesslich hineinzustürzen und lautlos darin unterzugehen" (Ethé, S. 8). Alle Liebe zur Kreatur und den Schöpfungsformen ist nur ein „Durchgangspunkt" für den Geist, der zu Gott hinstrebt.

Wie der arische Geist einerseits sich in pantheistischer Anschauung zur Vereinigung mit dem Göttlichen aufschwingt, oder, besser gesagt, im Gefühle der Einswerdung mit ihm zerfliesst und so die Bedingungen der Existenz im Endlichen selbst aufgibt, so glaubt er anderseits an die Menschwerdung Gottes im Fleische, an das Herabsteigen des göttlichen Urbildes der Vollkommenheit unter die Menschen in Menschengestalt, und im festen Glauben an diese Einkleidung des Göttlichen in die menschliche Endlichkeit, mit dessen Erneuerung, wie in einer Neuvermäh-

*) Abgeleitet von *Sûfi* (pers. sûfî; vom arab. sûf *Wolle*), d. h. der mit der wollenen Kutte bekleidete Derwisch. Mit dem griech. *sophós* hat das Wort Nichts zu thun. (Vgl. den deutschen Ausdruck *Gagel* oder *Kagel* (Kutte) für „Mönch").

**) Hermann Ethé, die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser Hamburg 1888. 8".

lung mit Gott, sich in ihm immer wieder frische Jugendkraft entzündet, — in diesem Glauben, den er in all' seinem Wirken und Schaffen bethätigt und mit seinem Blute vertheidigt, gewinnt er den festen Halt wieder für die Erde, den jenes pantheistische Zerfliessen ihm unter den Füssen weggezogen hat. Dem Semiten ist diese Anschauung ein Gräuel und die sündhafteste Lästerung. Für ihn schwebt Gott in alle Ewigkeit in unerreichbarer Höhe und sendet nur von Zeit zu Zeit ein neues Buch unter die Menschen herab, um das getrübte Bild der Wahrheit in neuem Glanze aufleuchten zu lassen, wie er nach muslimischem Glauben dem Adam, Noah, Abraham, Seth, Moses, Jesus und Muhammed gethan, der freilich als der Letzte gelten muss. Dem Zwange, der mit dieser semitischen Anschauung dem arischen Perser auferlegt worden ist, hat er sich dadurch entwunden, dass er die Menschwerdung Gottes auf Ali, den Schwiegersohn des Propheten und Gemahl der Fâtime, übertrug und die ewige Erneuerung dieser Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen durch ihre Erblichkeit in der Familie Ali's, oder der Fatimiden, versinnlichte. Ali selbst und seine beiden Söhne, Hasan und Husein, sind durch ihren tragischen Untergang für die Schiiten zu Märtyrern der höheren Menschlichkeit nach arischer Auffassung geworden, weshalb auch der Perser, dem das Drama sonst fremd ist, jenen Untergang zum Gegenstand nationaler Passionsspiele gemacht hat, die bis auf diesen Tag seine Phantasie in die höchste Erregung versetzen, deren er fähig ist.*) In Angleichung an die koranische Anschauung werden sie Imâme genannt, d. h. geistliche Führer, die auf dem graden Heilspfade zu Gott hinleiten. Von Husein ging die Würde des Imamâts auf seinen Sohn Ali über, der den Beinamen Zein el-âbidîn, d. i. Zierde der Gottesdiener, führt. Ihm folgte sein Sohn Muhammed, diesem sein Sohn Dschafar, der wieder zum siebenten Imâm seinen Sohn Isma'îl wählte, und obgleich dieser noch vor seinem Vater starb, der dann seinen zweiten Sohn Musa zum Imâm erklärt hatte, so hielten doch die Nachkommen jenes Isma'îl am ausschliesslichen Rechte ihres Ahnen auf das Imamat fest und fanden hierin grossen Anhang. Von ihnen leitete die schiitische Dynastie der sogenannten Fatimidischen Chalifen von Aegypten ihre Abkunft her, die ihre Herrschaft über Nordafrika und Syrien verbreiteten. Als dann ihre natürlichen Feinde, die abbasidischen Chalifen in Bagdad, unter die Herrschaft der gleichfalls schiitischen Bujiden gerathen waren, erschien die Sache des Schiitismus als die siegreiche, und die arische Anschauung schien den Islam, ihn nach ihrem eigenen Gesetze umgestaltend, überwuchern zu wollen; da traten aber unerwartet die seldschukischen Türken-Nomaden auf die Bühne, die eifrige Sunniten waren, eroberten Persien, stürzten die Herrschaft der Bujiden in Bagdad, unterwarfen Syrien und bedrohten selbst Aegypten, und nun musste die Schiitenlehre, die ihrem tieferen Wesen nach esoterisch ist und der langen Herrschaft des Sunnitismus gegenüber auf das Geheimniss angewiesen war, ihre Missionsthätigkeit wieder verschleiern, und ihre geheimen Sendlinge durchzogen alsbald das von den Seldschuken beherrschte Gebiet.

Einer der fanatischsten Anhänger der Ismaeliten war Hasan ben Sabbâh, der als begeisterter Missionär (Dâ î) im nördlichen Persien wirkte und den fatimidischen Chalifen Mustansir als Imam anerkannte. Er begab sich dann selbst an dessen Hof nach Kâhira und gewann dort grossen Einfluss, wurde aber später verbannt. Nach wunderbaren Schicksalen gelangte er über Syrien nach Persien zurück, wo es ihm glückte, mehre feste Schlösser in seine Gewalt zu bringen, insbesondere die Burg Alamut bei Kazwîn, und so eine örtlich beschränkte Herrschaft zu be-

*) Vgl. *Gobineau*, das persische Theater, in den „Bayreuther Blätter" 1882, I—VII.

gründen, die sich durch 171 Jahre unter acht Regenten gegen die Angriffe der Seldschuken behauptete, bis der Mongole Hulagu ihr im Jahre 1257 ein Ende machte. Hasan lehrte, dass alle äusserliche Gottesverehrung werthlos sei, und dass den Aussprüchen des Koran ein tief verborgener Sinn innewohne, den er nach schiitischer Weise allegorisch deutete. Daher heisst seine Sekte die der Bâtinî's, d. h. der Innerlichen oder Geheimsinnigen. Seine Gläubigen, die er durch Sinnengenuss an sich fesselte, mussten jeden seiner Befehle blind vollführen und im Opfer der eigenen Person die Märtyrerwürde zu erlangen suchen, um hierdurch der paradiesischen Genüsse theilhaftig zu werden, von denen sie in den Schlössern ihres Meisters den Vorgeschmack gefunden hatten. Vor Allem aber lag ihnen als heiligste Pflicht ob, das Blut Ali's und seiner Söhne und die Enteignung der rechtmässigen Imâme an den Abbasiden und ihren Anhängern zu rächen. So ist die Mördersekte der Assasinen entstanden, die später in Syrien auf dem nördlichen Libanon eine Zahl fester Burgen gewannen und während der Kreuzzüge die bekannte Rolle spielten.

Die Grundlage der Geheimlehre der Ismaeliten bildet der persische Sufismus. Ihrer Sekte gehörte auch der vielberühmte Nâsir ben Chosrew an (1004—1088), ein jüngerer Zeitgenosse Firdausi's und des vorgenannten Abu Sa'îd, des ersten grossen Dichters des Sufismus. Nasir war als strenger Sunnite erzogen worden, hatte sich aber indische und griechische Bildung angeeignet und trat in späteren Jahren zu den Ismaeliten über und begründete die sufische Sekte der Nâsirîjje. Sein jüngerer Zeitgenosse Hakîm Senâ'î aus Ghazna (starb um 1150), der zuerst als Hofpoet des Gaznewiden-Sultans Ibrahim diesen gefeiert hatte, dann aber ein langes Leben strengster Entsagung führte, verfasste i. J. 1131 das älteste poetische Textbuch des persischen Sufismus, betitelt „Garten der Wahrheit und Gesetz des Pfades". Das Beispiel Senâ'î's ist für die folgenden Dichter gleicher Richtung bis in die neueste Zeit hinein maassgebend geblieben, und ihre poetischen Erzeugnisse unterscheiden sich nur insoferne von einander, als in den einen das mystische, in anderen wieder das ethische Element vorwiegend zur Geltung gebracht ist. (Ethé S. 22). An Senâ'î schliessen sich unmittelbar die grossen Dichter Ferîd-eddîn Attâr (1119—1230), Hafisens Lehrer und Meister, der, mehr als hundertjährig, unter dem Schwerte eines mongolischen Soldaten verblutete, und der durch Friedrich Rückert's Uebertragungen auch in Deutschland bekannt gewordene Dschelâl-eddîn Rumî (1207—1273), — und die Werke dieser Trias bilden die kanonischen Bücher des persischen Sufismus. aber der eigentliche Vollender des selben ist der Letztgenannte. Sein etwas älterer Zeitgenosse, der durch seinen *Bustan* (Ruchgarten) und *Gulstan* (Rosengarten) auch unter uns längst wohlbekannte Musliheddîn Sa'dî aus Schiraz (c. 1184—1291) bewegt sich in diesen Schriften, wie auch in seinen kleineren Dichtungen, durchaus in der Bahn des Maassvollen und hat, bei hoher Frömmigkeit und mitleidsvoller Gemüthstiefe, überall die näheren Ziele der Sittlichkeit und Ehrbarkeit und des irdischen Wohlergehens im Auge.

Bei den ältesten Mystikern zerfällt der Weg, der den Waller zu Gott führt, in drei oder vier Stufen. Die Schwelle betritt er mit der Erkenntniss und strengen Erfüllung der religiösen Gesetzesvorschriften *(scheri'ét)*, worunter hier die Vorschriften des semitischen Koran zu verstehen sind; danach lernt er den Weg oder die Methode *(tarikét)* kennen, die zur dritten Stufe, zur eigentlichen Erkenntniss *(ma'rifét)* führt, aus welcher ihm die endliche Gewissheit *(hakikét)* erwächst. Bei dem früher genannten Bajasid Bistami († 875) erscheinen sechs Stationen: das Gesetz, die Wahrheit, die Erkenntniss, die Annäherung an-

Gott, die Vereinigung mit ihm, und endlich die volle Ruhe in ihm. Bei Attâr hat der mystische Waller sieben Thäler zu durchziehen, nämlich die des Suchens, der Liebe, der Erkenntniss, der Entsagung und des Selbstgenügens, der Abstreifung alles Individuellen, der Betäubung, die sich selbst vergisst, und des endlichen Aufhörens in Gott. Hier ist das Gesetz schon bei Seite geschoben, und darin liegt eine Annäherung an den indischen Buddhismus. Während die Vedanta-Schule, wie die ältere persische Mystik, die strenge Beobachtung des Gesetzes und der Riten obenanstellt, lässt der Buddhismus diese bei Seite liegen, um im geraden Fluge dem letzten Ziele, dem Nirwana, zuzustreben.

Der Semite bleibt stäts beim Gesetze selbst stehen, und seine Denkthätigkeit bezüglich dessen besteht nur in einem Wiederkäuen und Wiederverdauen des selben Stoffes und in seiner Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse. Die Mischna und der Talmud der Juden legen hiervon Zeugniss ab. Wenn persischer Seits der Pfad, der zum Heile und zu Gott leitet, sofort jenseit des Gesetzes darüber hinausgeführt wird, so liegt hierin schon der erste Schritt zur völligen Ablösung von der semitischen Grundanschauung, die über das Gesetz hinaus von nichts Anderem weiss. In der endlichen Abstossung des Gesetzes aus den Stationen des Heilspfades von Seiten des Sufismus kommt die formelle Lossagung vom Semitismus zum Ausdruck. Dass man sich weiterhin noch auf Koransprüche beruft, die allegorisch gedeutet werden, war nicht anders möglich. Der letzte Schritt auf diesem Pfade ist dann, dass für den Sufi auf der Vollendungsstufe der Unterschied zwischen Gut und Bös verschwindet, der ja, wie in Gott selbst, so auch in Dem, der sich zur Vereinigung mit ihm emporgeschwungen hat, aufgehoben sein muss. Zwar haben die grossen Lehrer der Mystik selbst nicht aufgehört, zur guten That anzuspornen und als die lautere Quelle, der alles menschliche Thun entspringen soll, die Liebe hinzustellen, — aber kann in dieser Art der Befreiung des arischen Wesens von der Herrschaft des semitischen Gesetzes ein Fortschritt zum Heile gefunden werden? Insoferne hiermit ein Weg gebahnt wäre, um zu einer Form der Frömmigkeit zu gelangen, welche der von Gott anerschaffenen Volksthümlichkeit gemäss ist und der Unterordnung unter Fremdes nicht mehr bedarf, könnte diese Frage wohl bejaht werden; denn straft es sich nicht wie eine Schuld, oder als Schuld, wenn wir nicht wir selbst sein wollen? Aber damit scheint die Sache nicht abgethan: — die Form der Frömmigkeit ist bis heute an den Kulturkreis gebunden, und innerhalb unseres eigenen Kulturkreises ist bis heute noch die semitische Anschauung vom Gesetze maassgebend, — für die christliche Kirche die jüdische Anschauung, und für das Iranierthum die arabische. Die Stärke dieser beiden semitischen Religionsgebilde liegt in der Festigkeit der Form, in der Starrheit des Reglements, durch welche das semitische Wesen dem arischen Drange nach Schrankenlosigkeit sich überlegen erweist, gleichviel ob er sich als Drang nach schrankenloser Freiheit des Denkens oder nach schrankenloser Bethätigung der Liebe äussern will. Aus diesem Grunde haben sich, unter den Persern wie unter uns, solche Geister, in welchen ein angebornes schönes Maass den Werth der festen Form für die Massen ersetzte, der zeitlichen Nothwendigkeit nicht verschlossen, die Geltung des semitischen Heilsgesetzes für ihr arisches Volksthum anzuerkennen.

Der eigentliche Vollender des persischen Sufismus Dschelâl-eddîn *Rumi*, d. i. der kleinasiatische, weil er in früher Jugend seinem Vater aus Chorasan nach Ikonium gefolgt war, unterscheidet noch zwischen dem Zustande der vorübergehenden Extase *(hâl)*, der Vielen zu Theil wird, und dem dauernden ekstatischen Entrücktsein *(ikamét* d. i. bleibendes Verweilen), dessen nur Wenige fähig

sind. Ihm selbst entströmten in diesem Zustande zahlreiche mystische Oden und Hymnen in mehr als 30 000 Versen und zuletzt, in höherem Alter, sein Hauptwerk in 26 000 Doppelversen, genannt *Mesnewî* (Zweizeiler), „welches bis auf diesen Tag das Handbuch aller Derwische vom Indus bis zum Bosporus bildet und von ihnen dem Koran und der Sunna an Heiligkeit und Erhabenheit gleich geachtet wird.“ Auch gründete er selbst in Ikonium den Orden der Maulawî (in türkischer Aussprache Mewlewî), der in zahlreichen Klöstern über die türkischen Länder verbreitet ist und noch heute unter der Oberleitung seiner Nachkommen steht. Zur Hervorrufung der höchsten ekstatischen Erregung erneuerte er den uralten mystischen Reigentanz *(semâ)*, der als Nachbild des Sphärentanzes der kreisenden Gestirne die erhabene Schönheit der Weltordnung versinnlichen oder (Ethé S. 38) „das Symbol für die durch die Schwingungen der göttlichen Liebe hervorgerufene kreisende Seelenbewegung sein sollte.“ Joseph von Hammer (Geschichte der schönen Redekünste Persiens S. 196) hat darüber gesagt: „Der mystische Wirbel oder Reigen, worin die Derwische, Jeder allein sich drehend, um den im Mittelpunkte ruhig sitzenden Scheich herumwalzen, versinnlicht den mystischen Tanz der Gestirne oder die Harmonie der Sphären, während die begleitende Flöte den Grundton der Sphärenmusik vorstellt, welchen der weibliche Genius des Morgensterns — die persische Zu'hra — mit sonnenstrahlenbesaiteter Lyra angibt. Dieser mystische Tanz stellt ganz gewiss den selben vor, dessen schon auf der alten Grabschrift eines in die samothrakischen Geheimnisse eingeweihten Jünglings Erwähnung geschieht, wo es heisst:

In zwei Schaaren sind aber gesondert die Seelen der Todten:
Eine, die unstät irrt auf der Erde; die andre,
Welche den Reigen beginnt mit den leuchtenden Himmelsgestirnen.
Diesem Heere bin ich gesellt, denn der Gott war mein Führer.

„Der Scheich, in der Mitte unbeweglich sitzend, stellt die Sonne vor oder einen noch höheren Mittelpunkt des Weltensystems, um den die Planeten oder niederen Welten kreisen. Es ist ganz der deutsche Walzer, nur einzeln, statt paarweise getanzt, dessen hohes Alterthum und uralte mystische Bedeutung wohl heute von den Wenigsten seiner Liebhaber geahnt werden dürfte. Auch dem Mewlewî ist sein Tanz ein Tanz der Liebe, aber nicht der sinnlichen, sondern der übersinnlichen, mystischen, welche in ihren Wirbeln die Welten dreht und Leib und Seele, Herz und Geist, alle Stoffe und Formen zu dem Urquell alles Seins mit allmächtiger Kraft fortreisst. Die begleitende Musik ist keineswegs eine rauschende und brausende, sondern eine sanfte, traurige, welche durch die Flöte die Klagen der Trennung des Geschöpfes vom Schöpfer, des Tropfens vom Meere, des Sonnenstäubchens von der Sonne in herzschmelzenden Tönen aushaucht. Die dazu gesungenen Verse sind bald arabisch, bald türkisch, bald persisch. Alle athmen den Geist der reinsten Liebe und der Lehre der Sufis, vermöge welcher die Welt Nichts als Erscheinung, die Wesenheit aber Gott allein ist, der, überall und in Allem sich unendlich gestaltend, in der Gluth des Feuers und der Liebe, im Hauche der Brust und der Flöte, im Wirbel der Meere und der Sinne, im Reigen der Gestirne und der Geister sich offenbarend, das einzige höchste Gut und Sein ist, zu dem der Pilger auf dem Wege (der Waller auf dem Pfade) der Vollkommenheit nur durch gänzliche Vergessenheit seiner selbst, durch die vollkommenste Verläugnung alles irdischen Interesses, durch eine absolute Gleichgiltigkeit gegen alle äussere Form gelangen kann.“

Der Derwîsch, welcher den mystischen Heilspfad betritt, muss dem Alten (arab. Scheich, pers. Pîr), dessen Leitung er sich hingibt, in allen Stücken

unbedingten Gehorsam leisten, jeder Hoffnung auf Lohn im Diesseits und Jenseits völlig entsagen und, selbst um den guten Ruf unter den Menschen unbekümmert, nur der Läuterung seiner Seele leben, um der endlichen Wiedervereinigung mit Gott würdig zu werden, dem er ja willenlos entflossen ist. Wie in Gott selbst, so sind in dem irdisch vollendeten Waller Gut und Bös aufgehoben und wesenlos, und es gibt für ihn weder Hölle noch Himmel mehr. Wer beim Tode des Leibes noch nicht würdig geworden, in den Ocean der göttlichen Liebe zurückzufliessen, dessen Seele muss in neuer Wanderung durch alle Lebensstufen der sinnlichen Welt, vom Steine bis zum Menschen und Engel hinauf, der Vollendung entgegenreifen. Zwar hat der Stifter des Ordens die Nothwendigkeit der guten That und die Abhängigkeit des irdischen Wohlergehens vom sittlichen Verhalten mit besonderer Schärfe hervorgehoben, aber es liegt in der menschlichen Natur begründet, dass der geistige und formale Abschluss des sufischen Systemes in Lehre und Riten die Erstarrung des Lebens innerhalb des Sufismus anzeigt, und dass die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Gut und Böse und die gebotene Gleichgiltigkeit gegen den guten Ruf unter den Menschen zur Lüge und Heuchelei, zur Menschenverachtung und zu grobsinnlichem Materialismus führen muss, und so ist es gekommen, dass im gläubigen Orient die Namen Sufi und Derwîsch in ganz anderer Weise schlimmen Klang haben, als etwa unter uns die Bezeichnungen für ein entartetes Mönchthum.

Die ungeheuren Schwächen dieser pantheistischeu Weltflucht gegenüber der semitischen Beschränkung und Geschlossenheit leuchtet ein. Die Lehrer des Sufismus hören nicht auf, darauf hinzuweisen, dass es zwischen der Sorge um das Irdische und der Erfüllung jener höchsten Pflicht der Einigung mit Gott eine Brücke nicht gebe, dass um des unlöslichen Widerstreits beider eine Versöhnung zwischen ihnen ausgeschlossen sei. Die semitischen, insbesondere aber die jüdischen Gesetzeslehrer haben ihrem Volke den Glauben in Fleisch und Blut übergehen lassen, dass der strengen Erfüllung des Gesetzes der irdische Lohn auf dem Fusse folgt, und dass irdisches Glück nur dem Gesetzestreuen beschieden ist, und so sehen wir, dass das jüdische Volk, trotz seiner nomadischen Zerstreuung, durch die Strenge und Ausschliesslichkeit seines Gesetzes als Einheit zusammengehalten, sich bis auf diesen Tag als nationalreligiöse Genossenschaft in Mitten der christlichen Arier erhalten hat und heute wieder daran ist, das christlich-arische Leben nach seinem eigenen Gesetze umzugestalten, d. h. es zum Sklavendienste für sein Gesetz zu zwingen, wie dies dem Juden, von beiden Seiten her, vom Beherrschten wie vom Herrschenden, als pflichtmässig erscheinen muss. Freilich ist die Häufigkeit der politischen Umwälzungen, der Mangel einer ständischen Gliederung und die Unsicherheit für Leben und Besitz im vorderasiatischen Orient eine Hauptursache der weiten Verbreitung jener mystischen Anschauung grade unter den besten Geistern in jenen Ländern geworden, denen ja eben diese Mystik die einzige Zuflucht und Rettung vor voller Verzweiflung zu bieten vermag in einer Welt, die „kraus ist wie Negerhaar“ (Sa'di), und über die sich ein Himmel spannt, der nur allzuoft ein „Sieb ist, das von Blut träuft“ (Hafis); aber man muss auch immer festhalten, dass es eben die Herrschaft turanischer und semitischer Nomaden ist, die in jenen uralten Ackerbaugebieten solche Zustände hervorgerufen hat. Wie auch unter uns nomadische Unstätheit mehr und mehr einreisst und neue Lebensformen bringt, ist Jedem klar; aber man muss auch darauf achten, wie unsere semitischen Litteratur- und Kunst-Beduinen, als Vortruppen und Plänkler ihres Volksthums, bewusst darauf aus sind, die Nichtachtung jeder festen Form zu predigen, ja die Grundlagen der Unterscheidung zwischen Gut und Bös in den arischen Herzen und Köpfen zu

erschüttern, während das Gros „ihrer Leute“, unter sich durch ein starres Reglement zusammengehalten, das Fundament arischer Stätigkeit, den arischen Besitz, mobilisirt und in die eigenen Hände überleitet, so dass auch für unsere Nachkommen, statt der Besiegung der Welt, die Verzweiflung an ihr zur Religion, und die mystische Vereinigung mit Gott die einzige Zuflucht Jener „*höher* Gebildeten“ würde, die ein solches Leben noch ertragen könnten, wobei sie sich aber freilich zum Bettel entschliessen müssten, von dem auch die Derwîsche leben.

Hier ist der Ort, darauf hinzuweisen, dass das, was man muslimische Mystik genannt hat, mit dem persischen Sufismus Nichts gemein hat. Jene ist vielmehr nur eine Weiterbildung der vorchristlichen und in's Christenthum übergegangenen Askese, wie sie in den Essenern und ähnlichen Genossenschaften auftritt, obgleich sie ursprünglich viel älter ist. Sie ist ihrem Wesen nach Weltentsagung und völlige Hingabe an Gott und dessen geoffenbartes Gesetz im semitischen Sinne und stellt nur höhere Grade der Orthodoxie dar, während der Sufismus jeder geoffenbarten Religion gegenüber Ketzerei ist, wie auch Alfred von Kremer in seinen „herrschenden Ideen des Islam“ nachgewiesen hat. Man könnte beispielsweise auch in der Anschauung Koheleth's (Prediger Salomonis), die alles Irdische und Menschliche eitel und nichtig findet, eine gewisse Verwandtschaft mit der sufischen Weltverachtung erblicken; doch tritt die semitische Lebensauffassung immer wieder hervor in der Empfehlung des Lebensgenusses, der im späteren Rabbinismus schon Voraussetzung des ethischen Systems ist und in skurriler, oft gar brutaler Weise, mit Nichtachtung des Lebensrechtes der Nichtjuden, dem gesetzestreuen Juden empfohlen wird, und demgemäss setzt der spätere Epilog zu Koheleth hinzu: „Lasset uns das letzte Wort von Allem hören: „Fürchte Gott und halte seine Gebote!“ Der persische Sufismus beruht auf der arischen Grundanschauung, war sich seiner Verwandtschaft mit der indischen Spekulation stäts bewusst, wie denn auch noch die heutigen Sufis die Brahmanen als ihrer Schule angehörig betrachten, und ist in den späteren Iraniern einerseits durch den natürlichen Gegensatz gegen den aufgezwungenen semitischen Islam,*) anderseits durch das Eindringen neuplatonischer Ideen zur Zeit des Chalifen Ma'mûn, der zuerst Uebersetzungen griechischer Philosophen anfertigen liess, und durch Vermischung dieser Ideen mit dem indischen Vedanta-System neu belebt worden. Auch für die Neuplatoniker ist der Grund der Erkenntniss die unmittelbare Intuition, in welcher sich die Einheit des Erkennenden und des Erkannten manifestirt, und die von aller Sinnlichkeit losgerissene Anschauung des Einen eint für ihn die Seele mit dem Göttlichen.

Aber wir haben nun den Leser in raschem Fluge über weite Zeiträume hin, und mit Ausblicken in manigfaltige Lebensgebiete und in die Tiefen des Menschthums selbst, von der Urzeit Iran's bis in die Tage Hafisens geführt, und er hat so Einblick gewonnen in die Natur jener unentfliehbaren Gewalten, welche dem Geistesleben des persischen Dichterkönigs den Inhalt gaben und Gestaltung vorschrieben. Sehen wir nun, wie diesen Mächten gegenüber in ihm die anerschaffene Person sich die Freiheit gewahrt hat.

*) *P. de Lagarde*, Purim, Göttingen 1888. 4°.

4. Hafis.

Schems-eddîn (Sonne der Religion) Muhammed, genannt Hafis (*hafiz* der den Koran im Gedächtniss bewahrt), war zu Anfang des achten Jahrhunderts der Hidschra in Schirâs geboren, um die Zeit, als die Dynastie der Musafferiden ihre Herrschaft über Farsistan begründete (1318 n. Chr.), und sein Tod (1389 n. Chr., nach Andern 1391 oder 1392) fällt mit dem Sturze dieser Dynastie durch den furchtbaren Timur-leng zusammen. Timur liess den Dichter noch vor sich kommen (1388?) und beschenkte ihn. Zwei jener Fürsten, Dschelâl-eddîn Schâh Schudschâ', der den Wein liebte wie Hafis, aber ausschweifend war, und Schâh Mansûr, schenkten dem Dichter ihre besondere Gunst und ihren Schutz. Sultan Ahmed, Sohn des Uwéis Dschelâjir, Beherrscher von Bagdad und selbst Dichter und Musiker, suchte Hafisen vergeblich an seinen Hof zu ziehen. Auch genoss er die Gunst mehrer Grossveziere, insbesondere des Hadschi Kawâm-eddîn Muhammed Ali, der ihm zu Ehren eine Schule gründete, an welcher Hafis vor zahlreichen Schülern den Koran erklärte und seine Gedichte vortrug. Zuletzt soll er Scheich oder Vorsteher eines Derwîsch-Klosters gewesen sein, als welcher er zu den angesehensten Gottesgelehrten gehört hätte.

Hafisens Lehrer in der Mystik war der obengenannte Ferîd-eddîn Attâr gewesen, den man wegen der vollen Uebereinstimmung seiner Handlungen mit der von ihm gelehrten Anschauung den Einfärbigen (*jek-reng*), und wegen seiner Menschenfreundlichkeit den Rosenfarbenen (*gul-reng*) nannte. Sein Gegner war der Scheich Hasan Asrakpûsch, d. i. der Blaugekleidete. Hafis bezeichnet sich und die ihm Gleichgesinnten Sufis als die „gleichgefärbten Trinker", die der strengeren Meditation und der frömmelnden Enthaltsamkeit geneigten, aber zelotischen Gegner als die „Blaukutten mit dem schwarzen Herzen" und lässt sie nicht für echte Sufis gelten*):

Kein Derwîsch, kein wahrer Pilger
Geht mit Härte in's Gericht;
Bringe Wein, denn diese Wandrer
Sind des Pfades Männer nicht.
Allen gleichgefärbten Trinkern
Treu zu dienen, ist mir Pflicht,
Nur der Schaar im blauen Kleide
Mit dem schwarzen Herzen nicht.

Sprich zum Heuchler-Sufi
In dem Mönchsgewand,
Dem im kurzen Aermel
Steckt die lange Hand:
Nur zur Täuschung ziehst du
Mönchsgewänder an,
Dass du Gottesdiener
Lenkest von der Bahn.

Durch den Weingenuss stellt sich Hafis in offenen Gegensatz gegen den Koran; er erklärt, dass „nach seiner Religion" der Wein erlaubt sei, und dass „der bittere Saft, den der Prophet die Mutter aller Laster genannt, ihm stäts lieblicher gedäucht habe als der Kuss der Jungfrau." Aber „die Reinen haben ja nur deshalb ihre Lust am Rubinenwein, weil einzig das Bild der Wahrheit es ist, was in ihm sich spiegeln kann", während von den Zeloten der Koran nur allzuoft „zum Fallstrick des Betruges" gemacht wird. „Um tiefere Erkenntniss darf man nur den Zecher fragen; dem Frömmler, der sich über Andere erhaben

*) Die Uebersetzung ist die von V. v. Rosenzweig-Schwannau, der Diwan des Hafis, (pers. u. deutsch) Wien 1863. 8° 3. Bände, — hie und da mit geringen Aenderungen.

dünkt, mangelt solche Kunde ganz und gar.“ „Der Prediger der Stadt wird niemals zu einem wahren Muselmann, so lange er Trug- und Falschheit übt, ja, wenn er auf das Verdienst der Enthaltsamkeit pocht, „so irrt ein *Thier*, das niemals Wein geniesst, und wird deshalb nie zum Menschen.“ Des Dichters Moral ist die allen Menschen gemeinsame:

Ich thu', was Gott zu thun befohlen,
Und handle gegen Niemand schlecht,
Und was sie euch als Unrecht schildern,
Erkläre nimmer ich für Recht.

Ewige Freiheit hat errungen, wer die Menschen nie gequält.

(Denn das wahre Leben ist des Handelns
Ewige Unschuld, die sich so erweiset,
Dass sie Niemand schadet als sich selber.) (Goethe)

Er ist gläubig im besten Sinne und im Sinne der Besten:

Gläubig ist Hafis, darum halte ihn in Ehren immer!
Es geleitet ihn der Segen der verehrten Geisterschaar.

Aber der Koranglaube allein kann nicht sittlich machen, denn „ganz gleich steht die Kaaba dem Götzenhaus, wenn Reinheit fehlt, und wo Keuschheit nicht im Hause wohnt, da zieht die Wohlfahrt aus“. Aber die unentfliehbaren Geschicke haben ja den Koran zum Prediger der Sittlichkeit für sein Volk gemacht, auf den allein es jetzt angewiesen ist, und für ihn selbst ist es persönliche Pflicht, dem Wort des Propheten ein treuer Bewahrer zu sein, wie sein Name selbst sagt:

Darum gab man mir den Namen,
Weil in glücklichem Gedächtniss
Des Koran's geweiht Vermächtniss
Unverändert ich verwahre
Und damit so fromm gebahre,
Dass gemeines Tages Schlechtniss
Weder mich noch die berühret,
Die Prophetenwort und Samen
Schätzen, wie es sich gebühret;
Darum gab man mir den Namen.“ (Goethe).

Sein Thun und Treiben soll dem Koran keinen Schaden bringen:

Bringe den farbigen Wein! Von hundert seltsamen Dingen
Sprech' ich und mache doch nie in den Islam einen Riss.

Die Sprache seines Gebetes, im Dunkel der Nacht wie in früher Morgenstunde, kann nur die koranische sein: „In finstrer Nacht traure nicht, so lange du lebst, und der Koran bei dir wacht.“

Lass den ersten Strahl dich wecken,
Suchend, wie Hafis, das Heil,
Denn in Allem, was ich wirkte,
Hat das Glück des Koran Theil.

Aber seine Auslegung des Koran ist nicht die landläufige. Zum Freunde sagt er:

Einen Koranvers der Anmuth
Macht dein Huldgesicht mir klar,
Desshalb trifft nur Huld und Anmuth
Man in meinem Commentar.

Und an anderer Stelle:

Es liest im Angesicht des Freundes,
In dem er den Koran gewahrt,
Hafis den Lobpreis seines Schöpfers,
Der Sura von der „Treu“ gepaart.

Mit Recht darf er daher von sich sagen: „Von allen Hafisen der Welt hat Keiner gleich mir vereinigt die Lieblichkeit der Weisheit mit koranischen Fein-

heiten.“ Aber es ist der Sufi in ihm, der also spricht. Welcher Gegensatz zwischen dieser Anschauung und jenem Fanatismus, der vom Prinzip des Islam untrennbar ist! Mit Recht hat Lagarde diesen „einen Bovist voll des nutzlosesten Fanatismus“ genannt. Das wahre Verhältniss des Geschöpfes zum Gott der Liebe kann nur der Sufi erkennen, der sich mit ihm Eins weiss, und so sagt denn auch Hafis mit Anspielung auf jenen Mansûr Hallâdsch, den grossen Märtyrer des Sufismus:

Nicht ist Härte der Brauch des Glaubensernährers, — bewahre!
Huld und Gnade allein ist ja des Schöpfers Gesetz.
Jenes Wortes Geheimniss: „Ich bin die Wahrheit“ erkennet
Nimmer der Thor, den Gott liebend nicht zu sich erhob.

„Das Verbrechen jenes Freundes, durch den das Haupt des Galgens erhöht wurde,“ war, dass er Geheimnisse offenbarte, die vor der Menge unausgesprochen bleiben sollen. Unser Dichter aber ist nicht nur ein Bewahrer des Koran (Hafis), sondern auch des eigenen Geheimnisses:

Hab als Scheich und hab als Zecher
Nichts zu schaffen mit den Leuten:
Selbst bewahr ich mein Geheimniss
Und begreife meine Zeiten.

So tritt denn auch bei Hafis, obwohl ihm die versunkene Herrlichkeit Dschemschid's der höchste Typus weltlicher Grösse bleibt, das iranische Nationalgefühl nur selten in klaren Worten hervor:

Lasst den Glauben Zoroasters
Auf den Fluren neu erblühn,
Neu entbrannt, in Nimrods Feuer,
Rings umher die Tulpen glühn!
Trinke Wein, gereicht vom Zarten,
Der wie Jesu Hauch beseelt,
Doch die Märchen lass bei Seite,
Von Temud und Ad erzählt.

Er meint damit alberne Koranfabeleien. Auch der Weinwirth ist für ihn und seines Gleichen der „Alte der Magier,“ und das Weinhaus nennt er oft seine „Kaaba“. Auch wenn er sein Streben mit dem Fluge des Huma, des persischen Phönix, vergleicht, so liegt darin für den muslimisch Rechtgläubigen schon eine Ketzerei. Er weiss, dass die im Blute lebendige volksthümliche Gesinnung der beste Schlüssel ist zum Verständniss seiner Dichtung: „Hafisens liebliche Gedichte hat zu beachten nie verschmäht, wer einen zarten Sinn besitzet und das Reinpersische (derî d. i. die ältere Hofsprache) versteht,“ und darum singt für ihn auch die persische Nachtigall (Bulbul) „Pehlewi-Gasele.“ Aber was vergangen ist, ist vergangen: vergeblich war Zerduscht's (Zoroasters) Bemühen, das ewig Lebendige als Feuer im Schooss der Erde zu suchen; — das heilige Feuer bleibt der Wein,

Weil nach der Meinung trunkner Zecher nicht mehr noch minder gilt,
Wer diese Welt und wer das Feuer für eine Gottheit hielt.

Aber vielleicht sind die folgenden Verse, obgleich die entscheidenden Worte arabischen Dichtern entlehnt sind, im nationalen Sinne prophetisch zu nehmen:

Seit auf des Löwen Platz der Wolf erschienen,
Hat die Geduld ihr End' erreicht,
Und seit der Rab' die Psittiche vertrieben,
Ward gar schon der Verstand verscheucht.
So komm denn du, o Vogel froher Kunde,
Mit freud'ger Botschaft vom Geschick:
Es bringt vielleicht die Zeit ein Volk uns wieder,
Wie es gewesen ist, zurück.

Doch gehen wir vom Propheten zum Dichter über! — Wie sollte dem Dichterkönig die Macht der Poesie über die Menschenherzen unbekannt bleiben können:

Sieh das Lied, — es überschreitet
Zeit und Raum, eh' du's gedacht:
Einen Weg von einem Jahre
Macht dies Kindlein Einer Nacht.

„Erklingen die Gaselen des Schirâsers, so dringen ihre Schallwellen bis nach Irak und Hidschaz." Sein Lied erobert die ganze Welt, und darum nennt er sich selbst „des Wortes ersten König", „siegreich über jeden Gegner auf dem Felde der Rede durch den Zulfikâr (das Schwert Ali's) seines Wortes". „Dem Raben seines Schreibrohrs träuft Lebenswasser aus dem Schnabel", wie es die nach Ewigem dürstende Menschenseele begehrt, und so werden seine Lieder zum Born ewiger Jugend, wie der Quell Chidr's, aus welchem selbst das Schwert und Gold Alexanders einen Trunk nicht zu erzwingen oder zu erkaufen vermochte. Er ist „die Nachtigall des Weltgartens." „Die Braut der Menschenseele schmückt er mit jungfräulichen, (d. h. mit neuen) Gedanken." Er ist es, der, wie sein Biograph Dauletschâh sagt, seiner Zeit „das Maass der Ideen gab". Er selbst sagt:

Wie Hafis enthüllte Keiner
Der Gedanken Angesicht,
Seit den Bräuten holder Rede
Man die schönen Locken flicht.

Der Freund auf Erden „trägt sein Gedicht als Amulet in Gold gefasst", und die Bewohner des Himmels entzückt sein Gesang: „Mit dem Hauche des Morgens dringt ein Ruf aus dem offenen Himmelsthore, und die Weisheit selber spricht: Es sind wohl die Heiligen, die Hafisens Lieder recitiren".

Er stellt sich über die berühmtesten Dichter der Zeitperiode, — auch über Selmân, den Hofdichter der in Bagdad herrschenden Ilchaniden, den er selbst, wie die Zeitgenossen, den „Lehrer der Welt" nennt, und „wenn der Nebenbuhler wähnt, er habe Hafisen im Lied erreicht, so gleicht er nur der Schwalbe, die sich für den Vogel Huma hält". Ja „die himmlische Nahîd (Venus - Zul'ra) selbst, wenn sie Gasele singt, wird kaum Lob ernten an der Stelle, wo Hafisens Stimme erklang." Seines Nachruhms ist er gewiss und ermuntert sich, sein Lied ertönen zu lassen, „weil auf dem Blatte der Welt ein Bild, von seinem Rohr gezeichnet, sich erhalten werde". Der kindliche Ausbruch der Selbstbewunderung trägt oft einen für uns komischen Anstrich, während der Perser, bei seiner Freude am zierlichen Ausdruck der unerwarteten Gedankenwendung, daran nicht Anstoss nimmt: — „So oft sein Liederschiff*) irgendwo am Meerestrande erscheint, tragen ihm Fische die Perlen der Tiefe entgegen, um sie auf den Pfad des Sängers zu streuen." Vom Fürsten, dessen Ruhm er besingt, „und aus dessen Hand der Bote, der den Ruf seiner Thaten durch alle Länder trägt, die ihm gebührende Wegzehrung erwartet", sagt er:

Ich wundre mich, wie der Monarch
Bei diesem Lied, so zart als süss,
Hafisen ganz vom Haupt zum Fuss
In Gold zu fassen unterliess.

Sein Gesang, selbst nur das Echo jener himmlischen Sphärenharmonie, welche der Tanz der Derwîsche versinnlichen soll, muss den Himmel selbst bewegen, und darum fragt er:

*) Eine Liedersammlung wird arab. Schiff *(sefine)* genannt.

Ist's zu wundern, wenn am Himmel,
Durch Hafisens Lied erregt,
Der Su'hra Gesang zum Tanze
Den Messias*) selbst bewegt?

Er weiss aber auch, wenn er sich als gewöhnlichen Sterblichen fühlt, dass die Dichtung „Gottes Gabe" ist, und dass er selbst nur ausspricht, was der „ewige Meister" ihn sprechen heisst, — ihn, den „Entherzten" und Willenlosen, der hierdurch wie zum „Papagey beim Spiegel" wird. Freilich ist ihm dadurch der Schmerz des Leids und des Mitleids nicht geschenkt, aber, ruft er:

Fröhlich sei, — trieft, wie dem Hirschen,**)
Blut ihm aus dem Nabel auch, —
Jeder, der berühmt auf Erden
Ward durch süssen Moschushauch.

Hat er doch die Gewissheit, dass sein Herzbrand den Menschen frommt:

Brenne, Herz, denn durch dein Brennen
Wird, was frommt, zu Stand gebracht!
Hundertfaches Unheil weichet
Dem Gebet der Mitternacht.

Hier berührt sich der Dichter mit dem Derwîsch, der Künstler mit dem Priester. Je verworrener eine Zeit ist, und je mehr — so wie heute wieder — die Grundlagen der Ordnung im „schönen Reiche der Menschen" bedroht sind, um so weniger Nachdenken gehört wohl dazu, um herauszufinden, dass das, was die Regierten in jener Verfassung erhält, die allein als Grundlage stätiger Ordnung und ruhiger Entwicklung gelten kann, nur der Glaube ist, dass das Gute, Wahre und Schöne in der Gesellschaft durch die Regierenden genügend geschützt wird. So lange dieser Glaube vorherrscht, bleibt der Geist der unteren Stände in sich beruhigt, weil sie spüren, dass ein Theil der Gesellschaft das besorgt, was in einer vollkommenen Welt Allen in gleicher Weise obläge. Lediglich um dieser Leistung willen gestehen sie den Regierenden nicht nur ihre bevorzugte Stellung neidlos zu, sondern sie bringen auch die ihnen auferlegten Opfer mit Freudigkeit, weil sie diese gleichsam als Abzahlung einer Schuld betrachten, die darin besteht, dass sie selbst den höheren und höchsten Forderungen an die Menschheit, welche auch sie als dem Menschen natürliche Forderungen in sich laut werden hören, nicht in dem Maasse gerecht werden können, wie es die Oberen vermögen, und weil sie wissen, dass sie es ohne die Lenkung durch diese Oberen und ohne die Ordnung, welche durch diese erhalten wird, gar nicht könnten. Die Forderungen an eine Gegenleistung von Seiten der Regierenden, welche hierdurch begründet sind, können sowohl von der einzelnen Person, wie von den Dienern der Kirche, der Wissenschaft und Kunst, als von den bestellten und sozusagen isolirten Vertretern des Guten, Wahren und Schönen, einseitig überspannt werden; Keiner aber wird geschickter sein, das richtige Maass in diese Forderungen zu bringen, als der, welcher, wie Hafis, Priester, Gelehrter und Dichter zugleich ist. Was er in dem folgenden Gedicht zum Lobe des Derwischthums sagt, ist aus der Denkweise des Dichters zu verstehen, der die Einseitigkeit, wie sie im Priesterstande die Obhand gewinnen kann, in dem schönen Maasse, das ihn selber beherrscht, aufgehoben sieht.

Eine Flur ist, ewig grünend,
Was Derwischen-Zelle heisst. –

Das ewige Bedürfniss der leidenden Menschheit und die Liebe, die ihm aus den Herzen der Weltentsagenden sänftigend und heilend entgegen kommt, bilden

*) Als Sternbild, — an anderer Stelle: „den Jupiter."
**) Dem Moschushirschen, der den kostbaren Stoff in einer Blase trägt.

den durch Nichts zu erschütternden Dauergrund, auf welchem das Derwischthum sich aufbaut, und dieser Grund ist jene ewig grünende Flur, auf der allein die Blumen wachsen, deren Duft die Menschenseele auf der Erde fest zu halten vermag. Darum:

Ehrensummen sind die Dienste,
Die Derwischen man erweist;
Und der Schatz in öden Gründen
Mit dem Wundertalisman
Wird gehoben, blickt erbarmend
Der Derwische Aug' ihn an.

Der Weltentsagenden Liebe ist der Talisman, der allein den allerwünschten Schatz zu heben, d. h. jene Gesammtstimmung in der Menschheit zu erzeugen und zu erhalten vermag, auf welcher die von Gott gewollte Ordnung beruht.

Das, wovor die hehre Sonne
Ihres Stolzes Krone neigt,
Ist die Grösse, die sich herrlich
In Derwischen-Demuth*) zeigt.

Alle irdische Grösse muss sich vor der Macht der Liebe der Entsagenden beugen, in der allein die irdische Macht dauernde Stütze findet. Sie allein ermöglicht die Vorstellung des Himmlischen:

Auf das Himmelsschloss, gehütet
Von Riswân**), kann hin man seh'n
Von der freudenvollen Wiese,
Wo Derwische sich ergehn.

Was in Gold die schwarzen Herzen
Durch sein Strahlenlicht verkehrt,
Alchymie ist's, die im Umgang
Mit Derwischen sich bewährt.

Nichtliebende Herzen können nur durch den Abglanz der Liebe der Entsagenden in liebende verwandelt werden.

Und von einem Pol zum andern
Wüthet stäts des Unrechts Krieg,
Doch vom Urbeginn zum Ende
Bleibt Derwischen stäts der Sieg;
Und die Macht, die nie des Sturzes
Bange Sorge hat ereilt,
Eine Macht ist's — hör' es freudig! —
Die nur bei Derwischen weilt.
Die Chosrewe sind die Kibla***)
Jeder Bitte, jeder Noth:
Stehn sie doch als treue Diener
Den Derwischen zu Gebot.

Der Bestand der Derwische überdauert den Bestand weltlicher Mächte, und diese können ihren Bestand nur sichern, indem sie die höhere Macht der entsagenden Liebe anerkennen, selbst werkthätige Liebe üben und das Werk der Liebe in Gestaltung der menschlichen Dinge fördern, nicht aber jenen Mächten Einfluss gewähren oder gar freie Hand lassen, die ihrer Natur nach die Liebe verleugnen müssen.

---

*) Bei Rosenzweig: im Derwischen-Prunke. Es ist aber *hischmet*, nicht *haschamet* zu lesen

**) Der Paradieses-Pförtner.

***) *Chosrew*, Titel der alten persischen Könige aus der Dynastie der Kajaniden, dann *Monarch* überhaupt; — *Kibla* arab. die Gebetsrichtung nach der Kaaba; hier im Sinne von *Zuflucht*.

Lass den eitlen Hochmuth fahren,
Du, der Erdengüter fand,
Denn dein Haupt und Geld beschützet
Ja nur der Derwische Hand.
Doch Karûn's*) versunknen Schätzen
Hatte zürnend Gott geflucht, —
Und warum? Du hast's gelesen:
Aus Derwischen-Eifersucht.

Leben und Besitz der Reichen sind nur durch jene Gesammtstimmung gesichert, welche in den Massen durch den stäten Anblick der liebend Entsagenden erhalten wird; Gott aber hat schon dafür gesorgt, dass die Bäume Jener nicht in den Himmel wachsen, welche im Dienst des goldenen Kalbes die Macht der Liebe läugnen und so die Liebenden zum Kampfe herausfordern.

Jenes Antlitz theurer Wünsche,
Worum selbst Monarchen flehn,
Ist nur im Gestaltenspiegel
Der Derwische zu erspähn.

Monarchen können die Dauer ihrer Macht nur begründen, indem sie die Anschauung der liebend Entsagenden zu der ihrigen machen, wie es Hafisens Beschützer thut, der mit seiner Macht die Denkweise eines Derwischs verbindet:

Was der Blick Assaf's**) befohlen,
Dem gehorch' ich Sklave leicht,
Weil er äusserlich Gebietern,
Innerlich Derwischen gleicht.

Hafis, wünschest du zu treffen
Auf des Lebenswassers Spur?
Es entquillt dem Staub der Thüren
An Derwischen-Zellen nur.

Die in den Entsagenden lebendige Liebe ist der Quell des Lebenswassers, — der Quell Chidr's, des ewig Jungen, aus dem Jeder zu trinken begehrt, und Keiner trinkt, der nicht liebt.

Sei, Hafis, hier fein bescheiden,
Denn was Länderherrschaft heisst,
Stammt allein nur von den Diensten,
Die Derwischen man erweist.

Zum Schluss fordert er sich selbst auf, den Mächtigen gegenüber sich bescheiden, wie es gebührt, auszudrücken, wenn er von jener Abhängigkeit der weltlichen Macht spricht.

Hafisens Standpunkt gegenüber den Räthseln der Welt und des Geistes ist der des Dichters, welcher die Schranken menschlicher Erkenntniss klar erschaut und empfindet. Vergeblich ist es, die Geheimnisse des Seins ergründen zu wollen. „Gegenüber Gottes Weisheit sind die Worte Warum? und Wie? Unmöglichkeiten." „Ein dunkles Räthsel ist die menschliche Natur, und wer sie zu ergründen meint, berichtet nur eitle Fabeleien." „Jedes Menschenhaupt schliesst ein Geheimniss Gottes ein."

Wähnst du dich gelehrt und weise,
Bist du jedes Wissens baar;
Selbstverläugnung — lass' dir's sagen —
Macht dich frei für immerdar.

Gott liebt die nicht, die sich weise dünken:

Wascht mir die Bücher meiner Weisheit,
Wascht mir sie insgesammt mit Wein!
Denn dass der Himmel weisen Herzen
Beständig grollet, seh' ich ein.

*) Der biblische Korah (IV. Mos. 16), zugleich typischer Vertreter des Reichthums, wie unser Krösus.

**) Der Minister Salomons; hier für Hafisens Gönner, den Vezier Kawâm eddin Hasan

„Was der Verstand, der alte Mann, zu schwierig findet, das kommentirt allein die Liebe.“ — „Wie kann der in den Gau der Wahrheit gelangen, der nie aus dem Palast des eignen Ich herausgetreten?“ „Zwar sind die Weisen die (scheinbar unbewegten) Mittelpunkte im Zirkelkreise des Lebens, aber die Liebe weiss, dass auch sie sich drehen“ (wörtlich: kopfdrehend sind). „Der Menschheit baare Münze ist Weisheit zwar, doch ist sie werthlos vor der erhabenen Alchymie der Liebe.“

Aber das Wissen darf nicht unterschätzt werden. Nur das bewusste Rechthandeln ist ihm, wie bei Sokrates, das eigentlich gute Handeln:

Nur durch das Wissen wird der Mensch zum Menschen:
Fehlt Wissen ihm, gleicht er dem Thiere nur;
Nur Thorheit ist das Handeln ohne Wissen,
Und Thorheit findet nie der Wahrheit Spur.

Hafis, betreibe stäts das Wissen,
Und was die gute Sitte lehrt!
Nicht ist, wem feine Sitte mangelt,
Des Umgangs mit dem König werth.

Aber wahrhaft frei wird nur der, der aus sich selbst heraustritt. „Eine Lehre habe ich dir zu geben: Sieh' dich selber nicht, und du bist befreit.“ „Wer aus sich heraustritt, verrichtet Wunder, und der Demüthige gewinnt Alle.“ „Hafisens Brust ist ein Schatz der Liebe“, jener Liebe, welche für sich selbst der Welt entsagt hat:

Als ich aus dem Quell der Liebe
Rein zu waschen mich bestrebt,
Betete ich Sterbgebete
Ueber Alles, was da lebt!

So zu lieben, war seine Bestimmung vom Uranfang. Der Urvertrag am Schöpfungstage hat ihm diese Bahn vorgeschrieben:

Und Hafisens Herz durchglühet
Nicht erst jetzt die Gluth der Minne:
Maale, gleich des Feldes Tulpen,
Trägt er schon vom Anbeginne.

Geheimnisse der Liebe fasst
Nicht jedes Herz fürwahr:
Die tiefen und die hohen sind
Nur meiner Seele klar.

Aber die liebend Weisen „nähren sich nur mit Herzblut“ und bereiten Arzenei für die Menschheit, — freilich ein schweres Geschäft, aber einzig beglückend:

Wer da leicht die Schmerzen wähnt zu heilen,
Die die Liebe immerdar begleiten,
Ist nicht fähig, Jene zu begreifen,
Die allein die Arzenei bereiten:
Den Mansûren ähnlich, sind nur Jene
Ganz beglückt, die an dem Galgen hangen;
Wollten aber ihren Schmerz sie heilen,
Würden nimmer sie zum Ziel gelangen.

Und so ist denn diese Liebe das Genüge des sufischen Wallers:

Wanderern genügt die Liebe
Auf dem Pfad als Führerin.

Zum Jünger, der den Heilspfad des Sufi's betritt, sagt er:

In der Schule hehrer Wahrheit,
Wo die Liebe dich belehrt,
Strebe, Sohn, dich auszubilden,
Bis man dich als Vater ehrt.
Sorg' um Schlaf und Nahrung hielt dich

Fern der Liebe Stufenbahn:
Doch nur ohne Brot und Schlummer
Langst du bei der Liebe an.
Wenn das Licht der Gottesliebe
Dir in Herz und Sinne fällt,
Dann, bei Gott, erscheinst du schöner
Als die Sonn' am Himmelszelt.
Von des Leibes Kupfer wasche
Gleich dem Wanderer dich rein:
Durch die Alchymie der Liebe
Wirst dann eitel Gold du sein.

Wie der edlere iranische Geist befähigt wäre, die Lehren des Christenthums aufzunehmen, zeigt das folgende Gasel:

Aus dem Buche edler Sitten
Les' ich einen Vers dir vor,
Und die Treue und Verzeihung
Sind der Stoff, den ich erkor:
Wer den Busen dir zerfleischet
Mit erbarmungsloser Wuth,
Den beschenke du mit Golde,
Wie der reiche Schacht es thut!
Lass' den Baum, den schattenreichen,
Edler als dich selbst nicht sein,
Und beschenke den mit Früchten,
Der nach dir geschnellt den Stein!
Lerne endlich von der Muschel,
Was die wahre Milde sei,
Und beschenke den mit Perlen,
Der das Haupt dir schlägt entzwei!

Aber wie soll der also Liebende leben in einer Welt, „die wüste ist vom Scheitel bis zur Sohle, und in der selbst wüste zu sein das Beste wäre?" — und die ein Himmel deckt, „der als blutgetränktes Sieb erscheint, in welchem die Häupter und Kronen der Chosroen nur die blutige Spreu sind?" — „Wir müssen uns dann schon glücklich preisen, wenn uns Gram und Harm so stumpf und arm gemacht haben, dass wir uns über Nichts mehr härmen können." Ist doch „Alles, was die Welt an Glück gewähren kann, Nichts gegen den Kummer, den ein einziger Augenblick verursacht", — und ist ja schon der nothgedrungene Umgang mit Nichtgleichgesinnten eine Hölle auf Erden: „die Flächen der neun Himmel mit seinem Herzblut zu beschreiben oder hundert Jahre im Kerker schmachten, ist besser als Ein Augenblick, unter Thoren zugebracht." Ist es da nicht das Wünschenswertheste für den sufischen Wanderer, „umfangen von Gottes Licht, haupt- und fusslos (wie eine Kugel rollend) auf der Bahn zu ihm hinzuwallen?"

Aber auch der angeborne Hochsinn stellt sich hier als Retter ein. Das Dichterwort: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken", spricht auch unser Schiräser aus: „Eines Jeden Denken richtet sich nach dem Maasse seines Strebens". Wenn Hafis „den Sitz weltlicher Ehren verschmäht, so hat er es nur aus Hochsinn gethan." „Für den Falken kühnen Blickes, der auf dem Sidra (dem Lotusbaume des Paradieses) thront, ist dieser Erdenwinkel, den er jetzt leidend bewohnt, kein Nest". Zwar „will ihn Keiner, ob hoch oder niedrig, ganz verstehen:"

Finster ist die Nacht, und bange Schrecken
Birgt die Welle und des Wirbels Schooss:
Die da leichtgeschürzt am Ufer weilen,
Wie begriffen sie mein hartes Loos?

Doch „selbst zerstückt von Schmerzen, ist sein Herz noch mehr werth als hundert tausend Andere."

Und die Mutter Erde selbst bietet ja auch Trost, vor Allem den „geschmolzenen Rubin im Becher von Krystall," den funkelnden Herzerfreuer, den Wein, und wie zur Liebe, so ist Hafis auch zum Weingenuss prädestinirt:

Weil schon im Urbeginn der Zeiten
Meinen Staub geknetet man mit Wein,
So sprich zu meinem Widersacher:
Warum soll Wein verwehrt mir sein?

Wenn ihm daraus übler Ruf erwächst, so verweist er den Tadler gleichfalls an das Schicksal:

Nach dem Gau des guten Rufes ging ich,
Doch man wies von dorten mich zurück;
Sollte dieser Umstand dir missfallen,
Nun wohlan, so ändere das Geschick!

Die Frömmler, die den Weintrinker in die tiefste Hölle verdammen, weist er derb zurück:

Ich befürchte, jenes Völklein,
Das der Hefentrinker lacht,
Ist es, das zu wüsten Zwecken
Gar den Glauben dienen macht.

Trinke Wein, Hafis, und zeche
Und geniess' der Lust, allein
Lass' nicht, Andern gleich, den Koran
Des Betruges Fallstrick sein!

Voll von Hochmuth war der Frömmler,
Unheilvoll war seine Bahn,
Doch der Zecher kam in Demuth
In dem Haus des Heiles an.

Und wie könnte Jener gemeinen Schlemmern gleichzustellen sein, der erklärt:

Was unter'm Glase ich verstehe, ist ewiger Liebe Wein,
Und was mit diesem Wein ich meine, ist das Entselbstetsein.

Und darum muss jeder echte Sufi Weinverehrer sein:

Der heisset mir ein reiner Sufi nimmer
Und hat kein Recht auf's Paradies,
Der nicht, gleich mir, für Wein in Schenken
Als Unterpfand die Kutte liess.

Wir dürfen aber nicht mit Stillschweigen an jenem Laster vorübergehen, das, wie einst des alten, so selbst noch des heutigen Orients grösster Schandfleck ist, — welchem die Perser vielleicht noch mehr ergeben sind als Araber und Türken, — ein Laster, dem im Orient selbst der Europäer nur schwer entgeht, welches aber die Juden, als nationale Religionsgenossenschaft, schon im Alterthum abgestreift zu haben sich rühmen. Wie aber davon sprechen, so weit es Hafis betrifft? „Man weiss aus Hafis, dass nur die wenigsten seiner Gedichte eine rein mystische Deutung zulassen, und doch gab es Erklärer, wie Ahmed Feridûn, Schem'î und Sururî, welche ihn im Geiste des ihm beigelegten Namens Lisân al-ghâib d. i. die mystische Zunge, oder Terdschumân-ul-esrâr d. i. Dolmetsch der Geheimnisse, kommentirten, indem sie die sinnlichen Bilder des Dichters für übersinnliche Allegorien hielten."*) — Die Liebe zur sinnlichen Form wie zum Endlichen überhaupt wird von den Mystikern nur als Durchgangspunkt oder Uebergang (*medschâz*,

*) *Rudolf Dvorak*, Husn u. Dil, d. i. Schönheit und Herz, persische Allegorie von Fattahi aus Nisapûr. Wien 1889. 8°, S. 34 und 36 f.

welches Wort auch den Sinn von *Allegorie* hat) zur Liebe zu Gott selbst betrachtet. Der Gegenstand der höchsten Liebe ist nur Gott selbst, „und zwar als das Urbild der Schönheit. Denn nach Ansicht der orientalischen Mystiker ist auch die Schönheit des Geliebten nur ein Strahl der Schönheit Gottes, wie ja überhaupt der Mystiker das Angesicht der göttlichen Schönheit auf der Schaubühne jeder einzelnen Kreatur erblickt und deswegen liebt, weil er in jeder Schönheit die Offenbarung der Herrlichkeiten der göttlichen Namen sieht. Aus dem selben Grunde ist dem Mystiker umgekehrt auch die irdische Liebe göttlich, weil in ihr am vollkommensten das Verhältniss ausgedrückt ist, in welchem das Geschöpf zum Schöpfer stehen sollte, wie dies auch Hafis sagt.“ Deshalb kann der Mystiker das Verhältniss der sich sehnenden Seele zu Gott nicht anders auffassen denn als ein Liebesverhältniss, und so bezeichnet Dschelâl-eddîn Rumî die mystische Vereinigung mit Gott geradezu als Hochzeit, und Gott selbst erscheint bei ihm nur unter dem Namen des Geliebten (*jâr*) oder Götzen (*but* d. i. der Schöne als Götze). „Auch einzelne Eigenschaften Gottes werden unter dem Namen einzelner Vorzüge des Geliebten gefeiert. Kurz Alles, was von der irdischen Liebe gilt, wird auf Gott übertragen. So ist nach der mystischen Symbolik das schmachtende Auge Bild der lockenden Liebe Gottes; die duftende Lippe Bild des Genusses Gottes, der selbst als Schenke (*saki*) d. h. als Gnadenspender erscheint, indem er dem Mystiker den Wein seiner göttlichen Liebe einschenkt und ihn selbst in den Zustand der Trunkenheit, d. h. der Entzückung versetzt; die verworrene Locke ist wegen ihrer Undurchdringlichkeit ein Bild der unerforschlichen Geheimnisse Gottes; durch die Ketten der Locken gefesselt werden, heisst sich der Wahrheit zuwenden“ u. s. w. Und so redet denn auch Hafis den Freund (*jâr*) mit den Worten an:

Spiegelt sich in deiner Wange
Nicht der Gottheit Strahlenglanz?
Ja, in Wahrheit, und hierüber
Schwindet jeder Zweifel ganz:

Nicht dein Antlitz mehr zu schauen,
Macht der Frömmler mir zur Pflicht. —
Schämt er sich denn vor dem Schöpfer
Und vor deinem Antlitz nicht?

Aber freilich:

Nur ein reiner Blick kann schauen
Eines Seelenfreunds Gesicht:
Nur mit Reinheit kann man blicken
In den Spiegel, anders nicht, —

in den Gottesspiegel irdischer Schönheit nämlich. Uns geziemt es, die Verantwortung von der einzelnen Person auf das Volk und die Zeit zu schieben, und wir dürfen selbst von der Zukunft eines Volkes Gutes erhoffen, welches sich heute, wie Kundige berichten, in der grossen Masse sträubt, die Liebe seines Dichterkönigs anders denn als die des reinen Sufi zu deuten. Nur in diesem Sinne durfte Hafis von sich sagen:

Wessen Herz durch Liebe lebet,
Wird den Todten nie gesellt;
Meine ewige Dauer stehet
Deshalb in dem Buch der Welt.

So hat uns denn der Zauber Hafisischer Worte selbst umstrickt und in ein Land geführt, das wir nur im Fluge streifen, aber in welchem wir nicht weilen dürfen, denn verweilen wir hier lange, so fühlen wir uns willenlos hinübergezogen

in jene Welt des „Quietismus", in welcher ein kräftiges Wollen durch mystische Betrachtung, die That mit ihrer Frucht durch die Ekstase ersetzt wird, welcher die Erschlaffung folgt. In den indischen Upanishads wird gelehrt, dass es drei Welten gibt: die des Todes, die des Wachens und die der Schlafruhe. Die persischen Sufi's vergleichen den Zustand Jener, die in den göttlichen Urquell alles Lebens zurückgeflossen sind, mit dem Schlafe und dem Traume, und der Zustand des der Wirklichkeit entrückten Mystikers auf Erden ist ein Abbild dieses Traumes. Nur allzuleicht verfällt der arische Geist einem solchen Traumleben; — glücklich jene arischen Völker, denen Boden und Klima dies Träumen nicht erlauben, — denn die Erde gehört den Wachenden, den Leuten der That. Dem semitischen und turanischen Nomaden hat das Wüstenleben die nöthige Thatkraft anerzogen, und Juden und Araber haben sich, nachdem sie die Wüste verlassen, ein „Reglement" gegeben, welches der formlosen Weichheit der Iranier gegenüber eine scharfe, ja tödtliche Waffe ist, und auch der Türke hat sich der arabischen Regel freiwillig unterworfen. So ist es denn kein Wunder, dass der erschlaffte Iranier den Arabern und Türken unterlag und mit dem arabischen Koran ein fremdes Gesetz auf den Nacken nehmen musste. Wie edlere Geister sich dieser Fremdherrschaft entzogen und ihre Freiheit wahrten, haben wir an den persischen Sufi's gesehen: die Befreiung bestand darin, dass sie die Erde preisgaben und, in Steigerung einer arischen Schwäche, das Lebensgefühl selbst verflüchtigten. Man hat oft gerühmt, wie weit es Inder und Perser im pantheistischen Denken gebracht, aber hier gilt das Wort Grillparzers: sagt mir nicht, wie weit sie es gebracht, sondern wohin sie es gebracht haben.

Ausser dem Tode und dem Schlafe gibt es nach indischer Lehre noch eine dritte Art der Vereinigung mit dem Göttlichen: die grosse Auferstehung. Eine Wiedergeburt der Völker auf Erden, die einer Auferstehung und Neu-Einigung mit dem göttlichen Willen zu vergleichen wäre, kann nur darin bestehen, dass sie sich selber den Zügel anlegen nach der Forderung des ewigen Sittengesetzes, welches Gott im Verlaufe der Menschengeschichte, in den Schicksalen der Einzelnen und der Gemeinwesen, wie in den Einzelgewissen so deutlich offenbart hat, dass auch die Wissenschaft es erkannt hat und anerkennt. In der Aufstellung eines solchen Richtweges, der ein Pfad zum Heile ist, können die Semiten heute noch Lehrer der Arier sein. Aus der Thatsache, wie christliche Arier heute wieder von Juden beherrscht werden, sollten sie den stärksten Beweis entnehmen für die allerhöchste Wichtigkeit der Selbstzügelung nach göttlichem Willen. Im Akte der Wiedergeburt müssen auch Kunst und Wissenschaft den Forderungen des sittlichen Lebens selbst gehorchen, wie es die Kunst des Meisters von Bayreuth thut. Diese Forderung klingt sehr nüchtern, aber in der Seele des Genius sind jene „göttliche Trunkenheit", wie man sie dem Künstler zuschreibt, und jene Nüchternheit, welcher Hafisische Liebe das Ohr schärft, so dass sie keinen Nothschrei der Gegenwart überhört, in wunderbarer Weise Eins geworden, und diese Verbindung ist es, der neues Dauerleben entspringen kann.

Geschäftlicher Theil.

Mittheilungen der Zentralleitung.

Die Zentralleitung bringt hiermit zur allgemeinen Kenntniss, dass auf Grund des § 10 der Satzungen unter dem 24. November d. J. Herr Bürgermeister von Muncker zu Bayreuth zum Vorstand des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins, sowie Herr Rechtsanwalt Meyer ebendaselbst zum Stellvertreter für die Zeit bis zur nächsten Generalversammlung des Vereins gewählt worden sind.

Zum I. Vorsitzenden der Zentralleitung ist Herr Geheimer Regierungsrath Freiherr von Seckendorff, zum II. Vorsitzenden Herr Professor Dr. B. A. Wagner, zum I. Schriftführer Herr Major z. D. von Vignau, zum II. Schriftführer Herr Regierungs-Referendar von Puttkamer, zum Kassirer Herr Geheimer Rechnungsrath Erdtmann gewählt worden.

Da der bisherige I. Vorsitzende der Zentralleitung, Herr Contre-Admiral à la suite der Marine Graf Waldersee, bis auf Weiteres an der Theilnahme an den Berathungen der Zentralleitung dauernd verhindert ist und der nämliche Fall bei Herrn Freiherrn von Wolzogen in Anbetracht seines ständigen Wohnsitzes in Bayreuth vorliegt, so hat die Zentralleitung auf Grund des § 13 Abs. 2 der Satzungen aus den im Vororte wohnenden Vereinsmitgliedern Herrn Franz Rummel und Herrn Musikalienhändler P. Thelen zu Stellvertretern der oben genannten Herren bestimmt.

Die Zentralleitung macht die Herren Ortsvertreter und Zweigvereinsvorstände ferner darauf aufmerksam, dass die geschäftlichen Mittheilungen der Zentralleitung von jetzt an lediglich durch das Vereinsblatt, und nur noch ausnahmsweise durch besondere den einzelnen Vertretungen und Vereinsvorständen zu sendende Zirkulare erfolgen wird.

Berlin, im November 1889.

Freiherr von Seckendorff
I. Vorsitzender.

von Vignau
I. Schriftführer.

An die verehrl. Zweigvereins-Vorstände und Orts-Vertreter

des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Den soeben erschienenen **Bayreuther Taschen-Kalender pro 1890**, sowie eine Anzahl zur weiteren Verbreitung bestimmter Anzeigen erlauben wir uns Ihnen hiermit zuzusenden. Der Preis des Kalenders beträgt wie im vorigen Jahre 1,80 ℳ pro Exemplar. Hier eingehende Nachbestellungen werden ungesäumt erledigt werden.

Die erste Berechnung über die dort abgesetzten Exemplare ersuchen wir bis ultimo Juni 1890 uns zugehen zu lassen.

Die Zentralleitung erlaubt sich die dringende Bitte auszusprechen, die Herren Zweigvereins-Vorstände und Orts-Vertreter möchten sich die Verbreitung des Kalenders innerhalb des Vereins angelegen sein lassen.

Besonders aber geben wir uns der Hoffnung hin, dass der hauptsächliche Zweck des Kalenders, für die Sache Richard Wagners ausserhalb des Vereins Propaganda zu machen und in immer weiteren Kreisen das Interesse für des Meisters Kunst zu wecken, Ihrerseits anerkannt und demgemäss für eine möglichste Verbreitung des Kalenders im Publikum nachdrücklich gewirkt werde.

Die Zentralleitung stellt Ihrer Beurtheilung ergebenst anheim, ob es für den beregten Zweck angebracht sein möchte, in den Spalten der Ihnen befreundeten Presse Ihrer Stadt

eine empfehlende Notiz für den „Bayreuther Taschen-Kalender 1890“ zu veröffentlichen, bei deren Abfassung die anliegende Anzeige die Grundlage bilden könnte. Im Fall dies nach Maassgabe der obwaltenden Verhältnisse möglich oder wünschenswerth erscheint, ermächtigen wir Sie der betreffenden Redaktion ein Exemplar des Kalenders gratis zur Verfügung zu stellen.

Wie der in dem 6. Stücke der Bayreuther Blätter veröffentlichte Kassen-Abschluss der Zentralleitung vom 25. Mai d. J. ergiebt, ist diese mit dem geringen Kassen-Bestande von 2085 ℳ 13 ₰. in das neue Rechnungsjahr eingetreten und sind auch seitdem Zahlungen nur in sehr mässigem Umfange von den Zweigvereinen und Ortsgruppen geleistet worden.

Damit die Zentralleitung zur Deckung ihrer laufenden Ausgaben in den Stand gesetzt werde, ersuchen wir die Herren Zweigvereins-Vorstände und Orts-Vertreter ganz ergebenst, gefälligst dafür Sorge tragen zu wollen, dass die noch rückständigen Mitglieder-Beiträge so wie der Erlös für abgesetzte Bayreuther Taschen-Kalender von 1889 thunlichst bald an die diesseitige Kasse abgeführt werden.

Die Werthsendungen und eingeschriebene Briefe bitten wir unmittelbar an unseren Kassirer, Geheimen Rechnungsrath Erdtmann, Berlin N., Invalidenstrasse No. 109 II. gelangen zu lassen, alle übrigen für die Zentralleitung bestimmten Zuschriften und Eingaben aber in bisheriger Weise an das Büreau der Zentralleitung, Berlin N.W, Dorotheenstrasse 38/39, zu richten.

Anbei geht den Herren Zweigvereins-Vorständen und Orts-Vertretern 1 Exemplar der nach den Beschlüssen der General-Versammlung abgeänderten Statuten zu mit dem ergebensten Ersuchen, die innerhalb der Vereine pp. vorhandenen Exemplare hiernach richtig stellen zu wollen.

Geschäftliche Mittheilungen werden von jetzt ab in der Regel nur in den Bayreuther Blättern und nicht mehr durch besondere Cirkulare bekannt gegeben werden. Wir bitten deshalb dem geschäftlichen Theil unseres Vereinsorgans Ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Freiher von Seckendorff, I. Vorsitzender. — von Vignau, I. Schriftführer.

Bayreuther Taschen-Kalender für 1890.

Soeben erscheint das Bayreuther Taschenbuch 1890, der sechste Jahrgang des von der Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins herausgegebenen Bayreuther Taschen-Kalenders, unter der bisherigen bewährten Redaktion der Herren Ferdinand Graf Sporck und Oskar Merz. Das Büchlein, in seinen ersten Jahrgängen in der bescheidensten Form angelegt, hat sich allmählich zu einem statistischen Nachschlagewerkchen ersten Ranges herausgebildet. Die Uebersicht der jährlichen Aufführungen von Werken Richard Wagner's an den deutschen Bühnen, die periodische Rundschau über das auf dem Bücher-, Zeitungs- und Musikalienmarkte zur Kunst des Meisters Erschienene, die sämmtlichen statistischen Angaben über den Allgemeinen Richard Wagner-Verein, die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung und über die Festspiele selbst (Künstler und Verwaltungsrath) bieten einen Einblick in das gegenwärtige Verhältniss der siegreichen Kunst Richard Wagner's zur heutigen Oeffentlichkeit, wie er umfassender, übersichtlicher und klarer wohl nirgends geboten wird. Eine überaus praktisch angelegte „Merktafel“ bringt in kurzen, prägnanten Zügen den künstlerischen Lebensgang des verewigten Meisters in anschaulichster Weise vor Augen. Ein beigefügtes „Merkblättchen“ zeigt das Gleiche in noch gedrängterer Form. Der im Tone überaus warm gehaltene, tief empfundene Rückblick auf die Festspiele 1889 aus der Feder Alexander Ritter's, anregende Ausführungen E. von Hagen's über Richard Wagner's künstlerische Gestaltungskraft und -art, ein in seinen umfang- und inhaltreichen Ausführungen höchst interessantes Gedächtnisswort Hans v. Wolzogen's zum 100. Geburtstage Ferd. Raimund's, des kerndeutschen Poeten der phantasiereichen und doch in so lebenswahren wie idealen Zügen gehaltenen Zauberposse, — dies alles sind Aufsätze von hervorragendem Werthe. Insbesondere der zuletztgenannte, zum Gedächtnisse Raimund's, wird einen grossen Leserkreis auf's Lebhafteste zu fesseln vermögen. Ebenso ist das Germanische Namensverzeichniss ein Theil des Buches von allgemeinstem Interesse. Weitere Vervollkommnungen und Verbesserungen

finden sich sowohl im Kalendarium, als auch im Anhange der sich unmittelbar an's Kalendarium anschliessenden Erläuterungen zum germanischen Namensverzeichnisse. Die seit nun sechs Jahren im Kalendarium stäts wechselnden Verse aus den Dichtungen des Meisters mit leicht erkennbarer Möglichkeit der Beziehungen auf die zwölf Monate des Jahres, die Monatsverse genannt, konnten auch dieses Mal durchaus erneuert werden, nicht minder die Verse zu den Thierkreisbildern. Die zuletzt auch beigefügten Prosasprüche sind diesmal von besonderem Interesse und sprechen ungemein lebendig an, weil sie durchweg den erst vor Jahresfrist veröffentlichten Briefen Wagner's an seine Freunde Th. Uhlig, W. Fischer und Ferd. Heine entnommen sind. Bezüglich der „Neuesten Xenien" sagt das Vorwort, sie „hätten sich nach den Erfahrungen aus der Zeit nach den Festspielen 1888 in weit reichlicherem Maasse auf einzelne „kritische" Aussprüche unserer Zeitungspresse beziehen können; doch schienen all' diese, vor Monaten manches Aufsehen erregenden Dinge bis zum Beginne der Festspiele 1889 bereits wie verschollen und nach diesen Festspielen gar völlig vernichtet, so dass man sich mit Recht darauf beschränken durfte, nur solche bestimmten Vorfälle in Xenienform zu behandeln, welche zugleich eine typische Bedeutung hatten." — Voranzustellen war dem diesjährigen Kalender ein tiefempfundenes, in gebundener Rede gehaltenes Freundeswort zum Gedächtnisse eines im Vorjahre aus dem Leben geschiedenen echtesten „Bayreuther's". Am Schlusse des Büchleins ward eine Uebersicht des Inhaltes sämmtlicher früherer Jahrgänge des Kalenders beigegeben.

Die äussere Ausstattung des Kalenders hatte im Vorjahre eine wesentliche Verschönerung erfahren. Diese hat ungetheilten Beifall gefunden und ist deshalb auch für den Jahrgang 1890 beibehalten worden. Ebenso ist der Preis der gleiche geblieben.

Dieser durchaus empfehlenswerthe, billige Taschen-Kalender (ℳ 1,80) ist zu beziehen für Mitglieder des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins von der Zentralleitung dieses Vereins, Berlin N. W., Dorotheenstrasse 38/39, im Uebrigen durch jede Buch- oder Musikalienhandlung, sowie direkt durch die unterzeichnete, mit dem Vertriebe beauftragte Verlagshandlung von

Berlin, Ende November 1889.

Ed. Bote & G. Bock
Königliche Hof-Musikalien-Handlung.

Vereinsnachrichten.

Neue Vertretungen.

In Meiningen hat für den verstorbenen Major von Woyna Herr Major a. D. Wittich die dortige Vertretung übernommen.

In Bad Kissingen ist Herr Königl. Realschulrektor Wilhelm Schremmel zum Vorstande des dortigen Zweigvereins gewählt und bestätigt worden.

Graz. Wagner-Verein. 4. Dez. 1. Vereinsabend unter Mitwirkung des „Akademischen Gesangvereins": 1. Rienzi, Schlachtgesang, 2. Gruss seiner Treuen an August den Geliebten, 3. Matrosenchor aus dem „Holländer." In den Pausen die 5 Lieder, gesungen von Frau Lili Kienzl und begleitet von Herrn Dr. Wilhelm Kienzl; die Gedichte wurden zuerst von Dr. Kienzl vorgelesen. —

London. Zweigverein. 3. Dez. Arie von Mozart, „Vogelpredigt", „Rhapsodie", „Waldesrauschen" von Liszt, Lieder; Pogner's Anrede, Isoldes Liebestod, „Walhall, „Feuerzauber", „Walkürenritt" (Brassin). Ausführende: Señor Albeniz, Miss Fillunger, Mr. M. Heinrich, Mr. William Shakespeare. —

Marburg i./H. Am 2. Nov. fand der erste öffentliche musikalische Abend der hiesigen Wagner-Vereine statt. Nach einer einleitenden Ansprache des II. Vorsitzenden des Zweigvereins folgte der Vortrag von Tonwerken der Meister: Bach, Mozart, Beethoven, Weber, Liszt, abschliessend mit dem Brautchor aus „Lohengrin". —

Plauen i./S. Zweigverein. 13. Nov. Unter Mitwirkung der Frau Sthamer-Andriessen aus Leipzig, des Hrn. Pianisten Laupichl und des Stadtorchesters von Plauen: Symphonie G-dur von Haydn, Arie der Leonore von Beethoven, Klavier-Konzert Es-dur von Weber, Menuett und Polonaise (für Orchester) von R. W., Lieder. —

Reichenberg i./B. Zweigverein. 27. Nov. XXVII. Musik-Abend. Wotan's Abschied und Feuerzauber, Erzählung des Loge, Lohengrin's Erzählung; „Waldesrauschen", Concert-Etude von Fr. Liszt; Präludium und Fuge g-moll von Bach, 4hdg.; Streichquartett C-dur von Mozart; Lieder von d'Albert und Raff; „Sigurd" von A. Krug, f. Soli, Chor und Orchester. Mitwirkende: Frl. Rosa Lahn, Frl. Anna Herzog, Hrn. F. Gerhardt (Chorleiter), C. Müller, R. L. Proksch, Fr. Bartosch, das Quartett Reimer, der Vereinschor. —

Riga. Wagner-Verein. 3. Nov. I. Vereinsabend. 1) Begrüssung und Einführung durch Hrn. H. Westermann (Thema: Ges. Schriften VIII, 316/17). 2) Bach, Präludium und Fuge I, C-dur, a. d. „Wohltemperirten Klavier" (Hr. Kapellm. M. v. Haken). 3) „Träume", arr. f. Streichquartett (Hrn. Konzertm. Krämer, Kapellm. v. Haken, Konzertm. Hermann, Baron Schoultz-Ascheraden. 4) Scene der Klytämnestra aus Gluck's „Iphigenia in Aulis" in der Dresdener Bearbeitung (Fr. Math. Lohse, Begl. Hr. Hans Schmidt); Interpretation: Hr. C. Fr. Glassenapp. Wiederholung der Scene. 5) Beethoven, Streichquartett Op. 18, Nr. 4, c-moll. (Hrn. Krämer, v. Haken, Hermann und Baron Schoultz-Ascheraden). — 6. Nov. II. Vereinsabend. Thematische Erläuterungen zur „Walküre". —

Wien. Akad. Wagner-Verein, Zweigverein. 30. Nov. I. intern. Abend. Fragmente a. d. „Feen," P. Cornelius. „Jugend, Rausch und Liebe", sechsstimmiger Chor; Mozart, Haffner-Musik f. Violine und Chor; „Stehe still!" und ein Lied von Damrosch, ges. v. Marianne Brandt; Liszt, die Kreuzritter a. d. „heiligen Elisabeth" (M. Brandt). —

Unsere werthen Leser

werden um gef. baldige Erneuerung des Abonnements auf die Bayreuther Blätter gebeten. Für den 13. Jahrgang hat unser verehrter Mitarbeiter, Herr Musikdirektor Heinrich Porges, uns die allseitig lebhaft erwünschte Fortsetzung seiner „Bühnenproben des Jahres 1876" fest zugesagt.

Wir bestätigen hier dankend den Empfang von 90 Bestellungen auf die Weihnachtsschrift „Richard Wagner und die Thierwelt", sowie von (nur) 9 Unterschriften für das geplante Schreiben nach Paraguay. (S. 381.)

Bayreuth, 1. Dez. 1889.

Hochachtungsvoll

die Redaktion der „Bayreuther Blätter."

Zum Weihnachtsfeste

hat die Berliner Kunstdruck- und Verlags-Anstalt, vormals A. & C. Kaufmann, das im VII./VIII. Stücke dieser „Blätter" (Beilage) zuerst angezeigte und im IX./X. Stücke (Umschlag) besonders von uns empfohlene Prachtwerk der chromolithographischen Nachbildungen der **Döpler**'schen Aquarell-Figurinen zum „Ring des Nibelungen", mit Text von Klara Steinitz, rechtzeitig und in der kunstvollsten Weise fertig gestellt und bietet nun diese 40 grossen Blätter in einer mit Semper's schönem Ring-Symbol geschmückten, reichen Mappe (nebst einem Facsimile-Briefe des Meisters) zum Gesammtpreise von ℳ 50 allen Verehrern deutscher Kunst und Sage als ein völlig selbständiges Denkmal deutschen Künstler-Fleisses und Ernstes von hervorragend archäologischem Werthe und als ein würdiges und kostbares Festgeschenk dar. —

Die Redaktion.

Generalregister.

Richard Wagner.

Die Sarazenin. Oper in fünf Akten. Mit einer Vorbetrachtung von H. v. Wolzogen. **I.** 1. — An Heinrich von Stein. Fünf Briefe und ein Telegramm. **VI.** 169. — Brief an Professor Döpler (Facsimile). Beilage zu VII/VIII. —

Elisabeth Foerster.

Ein Sonntag in Nueva Germania. 285.

Wolfgang Golther.

Die Quellen der Dichtung des „Tannhäuser." 132. —

Karl Kipke.

Das unsichtbare Orchester. 324. —

Wolfgang Koerber.

Erziehung, Unterricht und Idealismus. **III.** 73; **IV/V.** 165; **VII/VIII.** 217.

Eduard Reuss.

„Rienzi." 150. —

Josef Schalk.

Das Gesetz der Tonalität. III. — 191. —

Eduard Schlaeger.

Betrachtungen über „Tristan und Isolde." 57. — Die Ethik in der neuen Staats- und Volkswirthschaftslehre. 248. —

Robert Sommer.

Die französische Revolution und der deutsche Idealismus. 255. —

Heinrich von Stein.

Bayreuther Briefe. Mit Erläuterungen von H. v. Wolzogen. 172; 235; 308; **XI.** 353. —

Adolf Wahrmund.

Die Nothwendigkeit der genossenschaftlichen Beschränkung. 116. — Zum fünfhundertjährigen Gedächtniss von Hafisens Tod. **XII.** 385. —

Hans von Wolzogen.

Urgermanische Spuren. Zweite Fahrt: nach Europa. 1 Am Pontus. **II.** 33. — Neueste Mittheilungen über Nueva Germania. 380. —

Parsifal-Nachklänge.

„Lass du hier künftig die Schwäne in Ruh'!“ 273.—

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XXIX. R. Frhr. von Lichtenberg. „Litteratur“! (*„K. Alberti-Sittenfeld“*). 163. –

Stimmen aus der Vergangenheit.

Rudolf Schlösser. Eckermann's Gespräche mit *Goethe*. 62. —
Hans von Wolzogen. *Goethe — Schinkel — Boisserée*. 92. —

Litteratur.

Friedrich von Hausegger. Die Philosophie der Erlösung von *Philipp Mainländer*. 83. —
Fritz Poske. *Heinrich von Stein's* poetischer Nachlass. 264. —
Sanjago Schaerer. Erwiderung auf die *Klingbeil'*sche Broschüre über Nueva Germania. 299. —

Gedenkworte.

Bernhard Förster † 3. Juni 1889. **IX/X.** 281. — Nachruf der Kolonisten in Nueva Germania. 283. — Erklärung der Kolonisten. 380. — Eines deutschen Mannes Leben und Wirken. 303. –

Geschäftlicher Theil.

I. Zentralleitung in Berlin: Abonnentenlisten. 29. Mitgliederbeiträge 69, 100. Aufruf. Beilage III. Mitglieder der Zentralleitung. 103, 351. Generalversammlung. 199. 348 (Bericht). Cassenabschluss und Spenden 301. Beethovenhaus. 208. Adresse des Kassiers. 351. 419. Neue Mitglieder der Zentralleitung. 418. Bayreuther Taschenbuch 418.

II. Redaktion der Bayreuther Blätter: Mitgliederlisten. 29. Aufführungen und Zeitungsschau. 30, 216, 352. Adresse 30, 280. Litteratur (Rel. d. Mitleidens, lieb. Heiland, Idealis. d. Theaters) 30, (Festspiellitteratur, Döplers Figurinen). Beilage VII/VIII. 421. (R. W. und die Thierwelt Bernh. Förster) 280, 352, 421. Schopenhauer-Denkmal 71. Bitte des Herrn Dr. Schemann. 72. Abonnement auf 1890. 421. Zum Weihnachtsfeste. 421.

III. Nachrichten aus Zweigvereinen:

a) *Gedenkfeiern:* 13. Februar. Aachen. Baden-Baden. Berlin. Graz. München. Utrecht. 103, 104. Kissingen. 167. Berlin. Ak. W.-V. 212. — 22. Mai. Asch. Kiel. 278. Berlin. Ak. R.-W. 210. — 13. Juni. Wien. 279.

b) *Grössere Berichte von Vereinen:* Berlin Ak. W.-V. Semesterbericht 210.

c) *Statistisches und besondere Nachrichten:* Neue Zweigvereine und ihre Vorstände: Aachen 31. Baltimore 165. Bonn 29, 165. Darmstadt 382. Durlach 69. Jena 165. Kissingen 165, 420. Münster i. W. 208. Neuss 165. Oels 69. — Ak. W.-V. Berlin 208, 278. Ak. W.-V. Leipzig 29, 208. — Neue und aufgelöste Vertretungen: Bamberg 69. Bautzen 165. Berlin 29, 165. Celle 69. Christiania 165. Dordrecht 69. Elgersburg 69, 165. Erfurt, Greifswald 165. Haag 351. Iserlohn 102. Kissingen 351. Köslin 278. Krefeld 69. Krummau 165. Landshut. Leoben, Mainz 103. Meiningen 165, 420. Moskau 278. Mühlhausen i. E. 165. Oldenburg 69. Paris 29. Saarbrücken 165. Spremberg 103. Stargard 165. Tirschenreuth 29. Washington 165. Wien (Wagner-Museum), Zirndorf 29. — Generalversammlungen: Dresden, Graz, Linz 166, 167, Marburg (Stiftungsfest) 279, Wien 104, 383. — Wiener Wagner-Museum 104, 279. — Wiener Sonderzug. Beilage VII/VIII. — Schwerin (Aufruf) 279.

d) *Vorträge und Vorlesungen.* Berlin (H. Reimann. A. Seidl) 31, 278. Bologna (Ricci) 103. Bonn (Thode) 70. Düsseldorf (Willemsen. Dingeldey) 103. Graz (Hofmann. Seidl) 103. Grossenhain (Schöniger) 31. Josefsthal-Maxdorf (F. Finke) 166. Kiel (Müller) 31. Köln (Krug) 70. Leipzig Ak. W.-V. (Schlösser. Dinger. Wulffius. Ratzenberger) 208, 278. London (Ellis, Parker, Präger) 32. München Gral (Golther) 103. Mannheim (Pohl) 208. Marburg (Koch) 166. Oels (Winkelmann) 103. Wien (Seidl) 103. Wien (Steiner) 279. —

e) *Musikaufführungen:* Aachen 31, 103. Amsterdam 70, 166. Asch 278. Baden-Baden 103. Berlin 31, 103, 382. Bologna 103. Bonn 70. Döbeln 70. Düsseldorf 103.

Grossenhain 31. Graz 103, 278, 420. Hannover 209. Josefsthal-Maxdorf 166. Kiel 31, 70, 278. Kissingen 167. Köln 70, 167. Krefeld 382 Linz 31, 167. London 32, 420. Marburg 167, 279, 420. Münster i. W. 279. Nürnberg 167. Plauen 32, 167, 351, 382, 420. Porto Allegre 382. Reichenberg 32, 167, 209, 421. Riga 32, 103, 309, 421. Schwerin 167. Utrecht 103. Wels 279. Wien 103, 209, 421. Zeitz 351. Znaim 32.
IV. Richard Wagner Festspiel-Stiftung: Kuratorium-Sitzung 349. Abrechnung 350. —
V. Richard Wagner Stipendien-Stiftung. Beilage III., 383.
VI. Die Bühnenfestspiele: Protektorat und Ankündigung. Beilage I. Vollständige Ankündigung 72. Verzeichniss der Mitwirkenden. Beilage VII/VIII. —

Beilagen.

I. Stück: Protektorat und Ankündigung der Bühnenfestspiele.
II. Stück: Karte zu den „Urgermanischen Spuren." (Am Pontus.)
III. Stück: Anzeige der Verwaltung der R. Wagner Stipendien-Stiftung. — Aufruf der Zentralleitung.
VI. Stück: Aufforderung an die Bayreuther Deutschen. (Nueva Germania.)
VII/VIII. Stück: Verzeichniss der Mitwirkenden bei den Bühnenfestspielen — Wiener Sonderzug. — Festspiel-Litteratur. — Die Döpler'schen Nibelungen-Figurinen, mit einem facsimilirten Briefe R. Wagner's. —
IX/X. Stück: Ansichten zu dem Aufsatz „Das unsichtbare Orchester."
XII. Stück: Titel und Inhalt des Jahrganges 1889. —

Auf den Umschlägen der Stücke von 1889:

Litterarische Anzeigen Nr. 54 — 62. 83 Bücher, 125 Zeitschriften und Zeitungsartikel, 30 Flugblätter, Berichte und Programme, 18 Musikalien, 7 Werke bildender Kunst, mit 49 redaktionellen Bemerkungen.

Aufführungen der Werke: Stück II., III., IV/V., VI. (mit Aufforderung), VII/VIII. (mit Aufforderung und Dank), XI. —

Anzeige von R. Wagner's Briefen an Uhlig, Fischer und Heine: Stück I. — Preisausschreiben des Allg. D. Sprachvereins: Stück II — Mittheilungen von R. Ibach Sohn und Dr. P. Simon: Stück IV/V. — Anzeige des Bayreuther Taschenbuchs: Stück XI. —

Im Verlage des A. R. Wagner-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Erinnerung und Aufforderung

zum Abschlusse des ersten Jahrzehntes

der

Bayreuther Blätter

(1878—1887)

für die Mitglieder des Allgemeinen R. Wagner-Vereines.

Erinnerung und Aufforderung

zum Abschlusse des ersten Jahrzehntes

der

Bayreuther Blätter

(1878 – 1887)

Für die Mitglieder des Allgemeinen R. Wagner-Vereines.

Bayreuther Blätter.

Monatschrift

unter der Redaktion von **Hans v. Wolzogen**

herausgegeben

vom

Allgemeinen Richard Wagner-Verein.

Zeitschrift zur Verständigung über die Möglichkeiten einer deutschen Kultur auf den Gebieten der Religion, Kunst, Philosophie und des Lebens.
Wagnerische Kunst- und Welt-Anschauung.
Kritik der Zeit.
Authentische Mittheilungen über die Festspiele und den Verein.

Begründet als geistiges Band seiner wahren Freunde und Anhänger durch Richard Wagner 1878.

„Das durch das Kunstwerk Angeregte, somit die empfangenen Eindrücke, Wahrnehmungen und hieraus entsprungenen Hoffnungen zu bestimmter Einsicht und festem Wollen zu erheben und zu kräftigen, mögen wir uns nun gemeinschaftlich angelegen sein lassen.“ (1878.)

„Wer mit seinem Hinzutritt zum Vereine eben nur vermeinen sollte, sich einen Entrée zur ersten Aufführung einer neuen Oper von mir zugesichert zu haben, dürfte es allerdings für eine harte Zumuthung halten, den strengen Erörterungen meiner Freunde über die Tendenz, welche wir auch mit jener Aufführung im Auge haben, aufmerksam zu folgen. Dass es mir aber gerade an dieser Aufmerksamkeit liegt, müssen unsere Patrone aus der Begründung dieser Blätter ersehen haben.“ (1879.)

„Von welcher Bedeutung die Kunst, durch ihre volle Befreiung von unsittlichen Ansprüchen an sie, auf dem Boden einer neuen moralischen Weltordnung, namentlich auch für das „Volk“, werden könnte, hätten wir mit strengem Ernst zu erwägen. Dafür hätten wir jedes Gebiet, auf welchem geistige Bildung zur Bestätigung wahrer Moralität anleiten mag, mit äusserster Sorgsamkeit bis in seine weitesten Verzweigungen zu erforschen. Nichts anderes darf uns am Herzen liegen, als von jedem dieser Gebiete her uns Genossen und Mitarbeiter zu gewinnen, welche ihre besonderen Interessen in dem einen Grossen wiederzufinden vermögen:

„Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit,
sowie die Nothwendigkeit ihrer Regeneration;
wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration
und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne.“ (1880.)

„Hierfür hätten wir unsere Kulturzustände, unsere Zivilisation, in Beurtheilung zu ziehen, wobei wir diesen immer das uns vorschwebende Ideal einer edlen Kunst gleichsam als Spiegel vorhielten, um sie in ihm reflektirt zu gewahren.“ (1881.)

„Es kann etwas aus den Bayreuther Blättern werden! Die Wege einer grossen Manigfaltigkeit sind jetzt gegeben, — nicht minder das Ziel. Gebrauchen Sie nun diese Freiheit — weit, gross, und immer zielbewusst! Ein unabhängiges Blatt wie dieses hat dann noch nie existirt, und es kann von unermesslicher Wichtigkeit werden.“ (1882.)

Richard Wagner.

A. Verzeichniss der Mitarbeiter an den „Bayreuther Blättern" von 1878—1887.

68 Mitarbeiter. 258 Aufsätze.

(Die eingeklammerte Zahl bezeichnet die Anzahl der Beiträge.)

Richard Wagner (32),
K. Alberti (3),
Leo Alfieri (1),
Dr. *E. Aragon* (2),
Ed. Baltzer (1),
Bruno Bauer (1),
Dr. *C. Beyer* (1),
K. Borinski (1),
N. Creutzburg (1),
Edward Dannreuther (1),
R. de Egusquiza (1),
Dr. *O. Eiser* (2),
Dr. *Bernhard Förster* (8),
Dr. *Paul Förster* (1),
Theodor Fontane (1),
Dr. *Constantin Frantz* (6),
Arthur Gebhardt (1),
K. Fr. Glasenapp (15),
Graf Arthur Gobineau (2),
Dr. *Wolfgang Golther* (2),
Dr. *E. Grysanowski* (3),
Edm. v. Hagen (1),
Dr. *Fr. v. Hausegger* (2),
Dr. *Hans Herrig* (2),
Ph. v. Hertefeld (2),
Fr. Hofmann (1),
Landrath *J. Hoffmann* (2),
Prof. Dr. *A. Horawitz* (1),
Dr. *Fr. Kirchner* (1),
Dr. *Wolfgang Körber* (1),
Dr. *Kretzer* (1),
Dr. *Wilh. Langhans* (1),
Prof. Dr. *José de Letamendi* (3),
Dr. *Fr. Lemmermeyer* (1),
A. Lill v. Lilienbach (2),
J. H. Löffler (7),
Ernst Ludwig (2),
Prof. Dr. *Th. Masaryk* (1),
Prof. *K. Mayrberger* (1),
Felix Mottl (2),
Dr. *Fr. Muncker* (1),
Dr. *R. Nagel* (1),
Prof. Dr. *Ludwig Nohl* (3),
Martin Plüddemann (2),
Heinrich Porges (5),
Dr. *Fr. Poske* (1),
O. Rabe (1),
Dr. *August Reichensperger* (1),
Ed. Reuss (1),
Josef Rubinstein (3),
Dr. *J. v. Santen Kolff* (1),
Josef Schalk (2),
Dr. *V. K. Schembera* (2),
Dr. *Ludwig Schemann* (11),
Dr. *Ed. Schläger* (2),
Oskar Schlemm (2),
Prof. *J. M. Schuster* (1),
Dr. *Arthur Seidl* (3),
Prof. *H. Sommer* (1),
Dr. *R. Springer* (1),
Dr. *Fritz Stade* (1),
Dr. *Heinrich v. Stein* (21),
Prof. Dr. *Vander Straeten* (1),
Prof. *Adolf Wahrmund* (1),
M. Wellmer (1),
G. Wittmer (2),
Hans v. Wolzogen (60),
Dr. *Oskar Zimmermann* (1).
[Anonym (5).]

B. Gesammt-Inhalt der zehn abgeschlossenen Jahrgänge 1878 — 1887.

Aufsätze von Richard Wagner.

a. Ueber Bayreuth.

Zur Einführung (I. 1). Rückblick auf die Bühnenfestspiele des Jahres 1876 (I. 12). Wollen wir hoffen? (II. 5). Zur Einführung in das Jahr 1880 (III. 1). Brief an Hans von Wolzogen (V. 4). Offenes Schreiben an Herrn Friedrich Schön in Worms (V. 7). Das Bühnenweihfestspiel in Bayreuth 1882 (V. 12). Ueber die „Bayreuther Blätter“ (VII. 1). Das Bayreuther Werk. Briefe und Dokumente 1871 — 1876. (IX. 1).

b. Ueber Volk und Publikum.

Was ist deutsch? (I. 2). Modern (I. 3). Publikum und Popularität (I. 4, 6, 8). Das Publikum in Zeit und Raum (I. 10).

c. Ueber Kunst und Künstler.

Ueber das Dichten und Komponiren (II. 7). Ueber das Opern-Dichten und Komponiren im Besonderen (II. 9). Ueber die Anwendung der Musik auf das Drama (II. 11). Berlioz (VII. 2). Pasticcio, über Gesang (VII. 11). Bellini (VII. 12). K. M. v. Weber (IX. 12). Gluck (X. 11).

d. Religion und Kunst.

Religion und Kunst (III. 10). „Was nützt diese Erkenntniss?“ (III. 12). Ausführungen zu „Religion und Kunst“: 1. Erkenne dich selbst! (IV. 2). 2. Heldenthum und Christenthum (IV. 9). 3. Ueber das Weibliche im Menschlichen (VIII. 9).

e. Ueber „Vivisektion“.

Offenes Schreiben an Herrn Ernst von Weber (II. 10).

f. Einführungen.

Ein Wort zur Einführung in die Arbeit „Ueber Verrottung und Errettung der deutschen Sprache“ von H. v. Wolzogen (II. 2). Zur Einführung in den Aufsatz über „die jetzige Weltlage“ vom Grafen Gobineau (IV. 5). „Helden und Welt“, ein Brief an H. von Stein, als Vorwort zu dessen gleichnamigen „dramatischen Gesprächen“ (VI. 1). Leitmotive (VIII. 1). Bruchstück eines Briefes an Schopenhauer (IX. 4).

Andere Hauptartikel.

a. Ueber Bayreuth.

Unsere Lage (I. 1); Im neuen Jahre (II. 1); An unsere Leser (IV. 1); Ein offenes Wort über die Aufführungen des „Parsifal“ (IV. 11); Heutiges für Künftiges (V. 1). Von *H. v. Wolzogen.* — Zum ersten Lustrum (IV. 10). Von *H. v. Stein.* — Bayreuther Fest-Worte 1882: Das Bayreuther Patronat (V. 8). Von *L. Schemann.* — Die „Bayreuther Blätter“ (V. 8; VII. 1). Von *H. v. Wolzogen.* — Ein neues Patronat (IX. 10). —

b. Ueber Musik.

Was ist Styl? (III. 1). Von *H. v. Wolzogen.* — Ueber musikalische und unmusikalische Menschen (III. 8, 9); Unsere Stylbildungsschule (VI. 7—9). Von *L. Schemann.* — Die Musik als Ausdruck (VII. 1—12). Von *Fr. v. Hausegger.* — Ueber den musikalischen Styl der Gegenwart (II. 8, III. 3); Symphonie und Drama (IV. 2). Von *J. Rubinstein.* — Die Bühnenproben zu den Festspielen des Jahres 1876 (Rheingold: III. 5, 6, 7, 9, 11; Walküre: IV. 4, 7, 8, 9; Siegfried: VII. 3, IX. 10). Von *H. Porges.* — Die Harmonik Richard Wagner's (IV. 6). Von *K. Mayrberger.* — Ueber Theil-Wiederholungen (IV. 2). Von *W. Langhans.* — Die Musik in England (IV. 3). Von *E. Dannreuther.* — Zur Geschichte des Erinnerungsmotives (VIII. 7, 10, 12; IX. 2, 3, 6, 7). Von *J. van Santen Kolff.* — Zur Erneuerung der protestantischen Kirchenmusik (VIII. 3/4). Von *L. Nohl.* — Bayreuther Mittheilungen. 1. Eine Stelle im „Fliegenden Holländer“ (X. 9/10). Von *Felix Mottl.* — Cherubini (V. 1). Von *L. Schemann.* — Ueber Beethoven's X. Symphonie (VII. 8). Von *L. Nohl.* — K. M. v. Weber. Von *J. M. Schuster.* (IX. 12). —

Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft:

Franz Liszt (IV. 10). Von *H. Porges.* — Anton Bruckner (VII. 10). Von *J. Schalk.*

c. Ueber Sprache, Litteratur und Poesie.

Ueber Verrottung und Errettung der Deutschen Sprache (II. 1—7, 10, 11); Die Sprache Luther's in Wagner's Kunst (VI. 10—12); „Zeitungsdeutsch“ (IX. 8—12). Von *H. v. Wolzogen.* — Ueber die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen (VI. 10—12). Von *H. v. Stein.* — Die Gral- und die Parzival-Sage in ihren hauptsächlichsten dichterischen Verarbeitungen (II. 1—4). Von *L. Schemann.* — Aus dem „Deutschen Dichterwalde“ (III. 1, 4, 6). Von *K. Fr. Glasenapp.* — Shakespeare als Richter der Renaissance (IV. 7); Ueber Goethe's Wanderjahre (IV. 8); Ueber Werke und Wirkungen Rousseau's (IV. 12); Die Aesthetik unserer Klassiker (X. 5/6). Von *H. v. Stein.* — Calderon (IV. 5); Goethe (V. 3, 7). F. Liszt als Schriftsteller (X. 9/10). Von *L. Schemann.* — Graf Arthur Gobineau, ein Erinnerungsbild aus Wahnfried (V. 11). — Wilibald Alexis (VI. 10—12). Von *Theodor Fontane.* — Jakob Grimm (VIII. 1). Von *J. H. Löffler.* — Zur Erinnerung an den Grafen August von Platen (VIII. 11, 12). Von *Karl Alberti.* — Adolf Wagner, der Oheim R. Wagner's (VIII. 6/7). Von *K. Fr. Glasenapp.* — Eine Erinnerung an Arthur Graf Gobineau (IX. 5). Von *Ph. v. Hertefeld.* —

Beiträge zur Charakteristik der Zeit:

Noch ein Wort zur „Verrottung und Errettung der Deutschen Sprache“ (IV. 1). Von *M. Plüddemann.* — Neuere Operntexte (III. 11). Von *Ernst Ludwig.* — Stylproben (V. 5); Neue Aesthetiker (VI. 10—12). Von *H. v. Wolzogen.* — Eine „preisgekrönte“ Schrift (V. 6). Von *J. H. Löffler.* —

Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft:

Von der Sperlingsgasse bis zum Krähenfelde [Wilhelm Raabe.] (IV. 12). Von *H. v. Wolzogen.*

Litteratur:

Meyer-Markau, „Wolfram's Parzifal“ (V. 1/2). Keil, „Goethe-Weimar und Jena“ (V. 4). Abel, „Gegensinn der Urworte“ (VII. 1). Von *H. v. W.* — Ich und Einer, ein Sylvestergespräch (VIII. 1); Ich an Einen, ein Weinlesebrief (VIII. 11); Ich allein, ein Nebelhornsolo (IX. 11). — Ueber Leo Meyer's Schriften (IX. 9/10). Von *K. Fr. Glasenapp.* — Schulmeisterlein Wuz redivivus an den deutschen Poeten Jean Paul [H. Steinhausen's Schriften] (X. 4). Von *J. H. Löffler.* — Die Entstehung der neueren Aesthetik [H. v. Stein] (X. 7). Von *Franz Muncker.* — Eine neue Geschichte der deutschen Litteratur [Fr. Hirsch] (X. 1/2, 8, 12). Von *Karl Alberti.* — Bayreuther Taschenbuch 1887 (IX. 10), 1888 (X. 9/10). —

d. Ueber Theater und Drama.

Die Idealisirung des Theaters (VII. 5—12, VIII. 5, 6, 7/8, 10). Von *H. v. Wolzogen.* — „Nationaltheater“ und nationale Kunst (I. 7); Volkstheater und Kunsttheater (V. 2). Von *K. Fr. Glasenapp.* — Luxustheater und Volksschauspiel (IX. 2—4, 6, 10). Von *Hans Herrig.* — Das persische Theater (V. 1—7). Vom Grafen *Gobineau.* — Wiener Briefe über das Operntheater (I. 4, 7). Von *V. K. Schembera.* — Ueber die Tragödie (IV. 10). Von *F. Lemmermeyer.* — Zur Erinnerung an Kaiser Joseph II. (III. 11). Von *A. Horawitz.* —

Beiträge zur Kritik des modernen Kunstgeschmackes:

1. Feuerzauber (I. 2); 2. Drachenkampf (I. 7); 3. Walhall (I. 8). Von *H. v. Wolzogen.*

e. Ueber Theaterbau und bildende Kunst.

Ueber den Theaterbau (VIII. 1, 2). Von *Fr. Hofmann.* — Ueber die Beleuchtung der Bühne (VIII. 6). Von *R. de Egusquiza.* — Karl Friedrich Schinkel und der Theaterbau (X. 3). Von *H. v. Wolzogen.* — Unsere Nationaldenkmale (IX. 8—12, X. 11). Von *Constantin Frantz.* — Aufruf für ein Denkmal Heinrich's von Kleist (VII. 5). Aufruf für ein Denkmal Arthur Schopenhauer's (VII. 5, VII. 12, IX. 8/9, X. 5/6).

Beiträge zur Kritik des modernen Kunstgeschmackes:

4. Bühnenfestspielhaus (I. 5). Von *H. v. W.* —

Litteratur:

Utis, „der falsche Baurath“ (IX. 5) Von *B. Förster.* —

Beiträge zur Charakteristik der Zeit:

Ein Parlamentshaus für das deutsche Reich (V. 2). Von *August Reichensperger.* —

Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft:

Gabriel Max, „der Vivisektor“ (VII. 1). Von *H. v. W.* —

f. Ueber Kunst und Werke R. Wagner's.

Gedanken über die Bedeutung der künstlerischen Bestrebungen R. Wagner's (I. 9). Von *Don José de Letamendi.* — Die Kunstschriften R. Wagner's aus dem Jahre 1849 (II. 4, 6, 8, 12). Von *K. Fr. Glasenapp.* — R. Wagner als Begründer eines deutschen Nationalstyls (III. 4). Von *B. Förster.* — Ein negativer Satz in Wagner's Testament (VIII. 3/4). Von *Don José de Letamendi.* — Ein deutsches Nachwort (VIII. 3/4); „Im Grabe leb' ich durch des Heiland's Huld?" (VIII. 2). Von *H. v. Wolzogen.* — Zur kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung R. Wagner's (IX. 5). Von Dr. *Ed. Schläger.* — Berichtigung zum „Pasticcio" (VIII. 2). Von *K. Fr. Glasenapp.* — Aus R. Wagner's Nachlass (IX. 9). Von *H. v. W.* — Andeutungen über R. Wagner's Beziehungen zu Schopenhauer und zur Grundidee des Christenthums (I. 8); R. Wagner's „Der Ring des Nibelungen" (I. 11, 12). Von *O. Eiser.* — Kundry in R. Wagner's „Parsifal" (I. 4, 5); „Der Welt Erbe" (I. 9). Von *J. H. Löffler.* — Senta in ihrem Verhältniss zu Erik und zum Holländer" (V. 9—12). Von *F. Stade.* — König Marke (VIII. 5); Der „Lohengrin" im Verhältnisse zu den mittelalterlichen Kulturzuständen (IX. 7). Von *Wolfgang Golther.* — Tristan und Parsifal (IX. 2, 3, 4); Der „Tannhäuser" (X. 7). Von *H. v. Wolzogen.* — Das R. Wagner-Museum in Wien (X. 4). —

Litteratur:

„Die Musik und ihre Klassiker bei R. W." (I. 4). — L. Schemann, „R. W. in seinen künstlerischen Bestrebungen" (I. 5). — Oesterlein's Katalog einer Wagner-Bibliothek (VII. 1). Von *K. Fr. Glasenapp.* — „R. Wagner's Heldengestalten" von H. v. Wolzogen (IX. 11). — Bayreuther Weihnachtsgaben (X. 12). —

Beiträge zur Kritik des modernen Kunstgeschmackes:

5. Bühnenweihfestspiel (I. 10); 6. „Suche dir Gänser die Gans!" (I. 11). Von *H. v. Wolzogen.* —

Beiträge zur Charakteristik der Zeit:

Zuverlässigkeit der Presse [Siegfried-Idyll.] (I. 3). Von *H. v. W.* — Offenes Schreiben mehrer Wagnerianer an Herrn von Hülsen [Nibelungen-Aufführungen.] (V. 3). — Zur Kritik des „Parsifal" (IV. 4, 6, 7, 8, 9). Von *H. v. Wolzogen.* — Eine Aufführung der „Meistersinger" (VIII. 2). Von *A. Seidl.* — König Marke im Zeichen der Frage (X. 7). Von *N. Creutzburg.* — Bayreuther Mittheilungen: 2. Das Schwert im „Rheingold" (X. 9/10). Von *F. Mottl.* —

Parsifal-Nachklänge:

Ueber die dramatische Handlung im „Parsifal" (VI. 1—3). Von *J. H. Löffler.* — Bekenntnisse eines Neulings im Bühnenweihfestspiel (VI. 7—9). Von *W. Körber.* — Ein dunkles Wort (VIII. 1). Von *J. H. Löffler.*

g. Ueber die Kunst als Kulturelement.

Ueber die Begründung der Kunst durch die Religion (I. 3, 4, 10). Von *H. Porges.* — Kunst und Wissenschaft (IV. 1). Von *Fr. v. Hausegger.* — Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft (Allgem. Einl.: IV. 11). Von *L. Schemann.* — Die Musik der Zukunft und die Zukunft meines Vaterlandes (IX. 8/9). Von *Don José de Letamendi.* —

Litteratur:

W. A. Freund, „Blicke in's Kulturleben" (I. 7, 9). Von *H. v. Wolzogen.* — Henry Thode über Franz von Assisi (IX. 6). Von *H. v. Stein.* —

Beiträge zur Charakteristik der Zeit:

Die „Jetztzeit“ und das „Kunstwerk der Zukunft“ (III. 1). Von *Fr. Kirchner.* — „Aus der Zeit — für die Zeit“ (III. 7). Von *L. Schemann.* —

Parsifal-Nachklänge:

Ueber Bernh. Förster's gleichnamiges Buch (VI. 1—3). Von *H. v. Wolzogen.* — Das Volk und die Kunst R. Wagner's (VII. 8/9). Von *J. H. Löffler.*

h. Ueber geschichtliche Erscheinungen und Zustände.

Offener Brief an R. Wagner (I. 6). Von *Constantin Frantz.* — Aus unserer Zeit (Einleitung: III. 5; zur sozialen Frage: 6, 7; über den modernen Liberalismus: 11, 12). Von *H. v. Wolzogen.* — Zur Feier des 25. August 1880 [Wittelsbach-Feier.] (III. 8). — Zur Kaiser Josef-Feier (III. 11). Von *A. Horawitz.* — „La renaissance“ par le Comte de Gobineau (IV. 1). Besprochen von *H. v. Stein.* — Ein Urtheil über die jetzige Weltlage (IV. 5). Vom Grafen *Gobineau.* — Luther's Pessimismus und Optimismus (IV. 10). Von *Bruno Bauer.* — Luther und die Bauern (V. 4); Luther (VI. 10—12); Solon und Krösus, ein Dialog (VI. 1—3). Von *H. v. Stein.* — Die Märtyrer von Kostnitz (VI. 10—12). Von *Constantin Frantz.* — Die Ungleichheit der menschlichen Racen (V. 9—12, VI. 1—3). Von *H. v. Wolzogen.* — Alexander v. Humboldt (VII. 5). Von *Fr. Poske.* — Nationalismus und christliche Zivilisation (VIII. 3/4). Von *C. Frantz.* — Patriotische Randglossen eines Idealisten (VIII. 3/4). Von *H. v. W.* — Der weltgeschichtliche Gegensatz von Revolution und Regeneration (X. 1/2). Von *Ed Schläger.* — Das Gesetz des Nomadenthums (X. 4). Von *K. Fr. Glasenapp.* — Urgermanische Spuren (X. 8, 12). Von *H. v. Wolzogen.* —

Litteratur:

C. Frantz, „Steuerreform“ (V. 10); M. Duncker „Gesch. d. Alterthums“ (VI. 1—3); Die Staatskunst des Perikles (VIII. 1/2); Lagarde „Programm der konserv. Partei“ (VIII. 11); Deutsche Gemeinden im La Plata-Gebiete (VIII. 10). Von *Bernhard Förster.* — Gellion-Danglar, les Sémites (VII. 1—3). Von *Ad. Wahrmund.* — Wirth, „Bismarck, Wagner, Rodbertus“ (VII. 1); Masaryk „Der Selbstmord“ (VII. 3). Von *H. v. Stein.* — Hoffmann, „Das Plebiszit“ (VII. 4); Schläger, „Entstehung des Urchristenthums“ (VII. 4). Von *H. v. W.* —

Briefliche Mittheilungen:

Prof. Masaryk an C. Frantz (VII. 2). — Landrath J. Hoffmann an die Red. (VII. 8/9, 12). —

Beiträge zur Charakteristik der Zeit:

Vom „gebildeten“ Deutschen (I. 11). Von *O. Schlemm.* — Modernes Wissen (III. 12). Von *H. Herrig.* — Philosophie des Militarismus (VI. 2). Von *Constantin Frantz.* — Die Verstandeskultur der Gegenwart (VI. 1—3). Von *O. Zimmermann.* — Parlamentarische Heiterkeit und deutscher Ernst (VII. 8/9). Von *H. v. Wolzogen.* —

Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft:

Die Lutherfeier in Worms (VII. 1). Von *Ed. Reuss.* — Ein sächsischer Peabody (VII. 2). Von *Const. Frantz.*

i. Zur Regenerationsidee.

(Vegetarismus. — Vivisektion. — Kolonisation. — Erziehung.)

R. Wagner's Regenerationsidee (IV. 2, 4, 6). Von *R. Springer.* — Ein Chorgesang des Aeschylos (II. 12). Von *H. v. Stein.* — Pythagoras (VI. 4—6). Von *Ed. Baltzer.* — Der wissenschaftliche Unwerth der Vivisektionen (IV. 2). Von *R. Nagel.* — Die Thierschutzfrage im Lichte der vegetar. Weltanschauung (V. 1). Von *O. Rabe.* — Die Epidemien als Kulturkrankheiten (V. 5); Die Vivisektionsfrage vor dem preuss. Landtage (VI. 7 – 9); Italienische Kranken-Exile (VII. 10). Von *E. Grysanowski.* — Die Bewegung wider die Vivisektion (IX. 4). Von *Paul Förster.* — Die hygienische Reform (IX. 7). Von *A. Lill v. Lilienbach.* — Ein Deutschland der Zukunft (VI. 1—3); Zur Frage der nationalen Erziehung (VI. 4—6). Von *Bernhard Förster.* — Ueber gymnasiale Erziehung (VI. 4—6). Von *Oskar Schlemm.* — Der Hausrock, Gedanken über Geselligkeit (VIII. 1). Von *Ph. v. Hertefeld.* —

Litteratur:

R. Springer, „Enkarpa" (VII. 2). Von *H. v. Stein.* — Richet „le roi des animaux" und Estienne „les abus de la vivisection" (VII. 6). Von *A. Lill v. Lilienbach.* —

Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft:

Zum Andenken Friedrich Fröbel's (V. 4). Von *G. Wittmer.* — Friedrich Zöllner (V. 12). Von *B. Förster.* —

Beiträge zur Charakteristik der Zeit:

Insel Scharfenberg (IV. 4. Von *Leo Alfieri.* — Vivisektion im Reichstag (V. 1). Von *B. Förster.* — Die Härte des Luxus (V. 12). Von *M. Wellmer.* — Ferran und Pasteur (IX. 8./9). Von *H. v. W.* —

k. Philosophische Aufsätze.

Die Religion des Mitleidens (V. 8, VI. 4—6). Von *H. v. Wolzogen.* — Genie und Dämon (VIII. 2); Was wir unter Natur verstehen (VIII. 10). Von *Eugen Aragon.* — Schopenhauer-Scholien: 1. Idee. 2. Verneinung. 3. Wille (VIII. 5, 6, 7). 4. Pessimismus (X. 1/2). Von *H. v. Stein.* — Was ist Idealismus? (X. 1/2). Von *H. v. Wolzogen.* —

Litteratur:

Fr. v. Hausegger, „R. W. und Schopenhauer (I. 8). Von *E. v. Hagen.* — Renan, „Marc Aurèle" (V. 10); Nisikânta Chattopâdhyâyâ, „indische Essays" (VI. 1—3); Oldenberg, „Buddha" (VI. 1—3); Laban, „dialogische Belustigungen" (VII. 6); Deussen, „System der Vedânta" (VII. 5). Von *H. v. Stein.* — Sinett, „Esoteric Buddhism" (VII. 7). Von *A. Gebhardt.* — Deussen, „Elemente der Metaphysik" (IX. 3). Von *A. Seidl.*

l. Stimmen aus der Vergangenheit.

Goethe und Schiller (I. 3, 5, 11, 12; III. 2), ges. von *L. Schemann.* — Aus Schiller's „ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts" (II. 3), mit Einleitung von *K. Fr. Glasenapp.* — Beethoven und Bettina (II. 5), mitgetheilt von Dr. *Kretzer.* — Voltaire als Wagnerianer (II. 8). Von *E. vander Straeten.* —

Aus E. T. A. Hoffmann's Werken (II. 9, 11; IV. 9). Mit Besprechung von *M. Plüddemann*. — Thomas Carlyle (III. 3, 7), ges. von *H. v. W.* — Aus G. E. Lessing's „Beiträgen zur Kenntniss der deutschen Sprache" (III. 9). Von *H. v. Wolzogen*. — Luther (III. 10), ges. von *K. Fr. Glasenapp*. — Heinrich von Kleist (IV. 11). Ein Gedenkblatt von *H. v. Wolzogen*. — Aus „Rameau's Neffe" von Diderot (V. 2), mitgetheilt von *E. Ludwig*. — Jean Paul (V. 8). Mit Besprechung von *H. v. Stein*. — Rochlitz: „ein Frühlingstag" (V. 9), mitgetheilt von *K. Alberti*. — Das Jubiläum der deutschen Oper (V. 12). Von *L. Nohl*. — J. G. Herder (V. 12). Von *G. Wittmer*. — Alte und neue Aesthetiker (VI. 10—12). I. Von den Alten [Herder]; „Vergessene Opern" von Finanzminister a. D. Bitter (VII. 6). Von *H. v. Wolzogen*. — Nürnberg — nicht Hamburg — die Geburtsstätte der deutschen Oper (VI. 7—9). Von *C. Beyer*. — Ueber die Entstehung der Oper (VI. 7—9). Von *H. Sommer*. — Diderot (VIII. 6). Von *A. Borinski*. — Hermann Franck über Tannhäuser 1845 (VIII. 10). — Martin Luther über Musik (VIII. 10). — Friedrich der Grosse und die Musik (IX. 8/5); Eine Stimme in der „Gegenwart" (IX. 7). Von *H. v. W.* — Wagnerianer vor 40 Jahren (X. 1/2). Von *K. Fr. Glasenapp*. — Aus einem alten, wenig gelesenen Buche (X. 3). Von *A. Seidl*. — Aus nachgelassenen Papieren K. Fr. Schinkel's (X. 3). — Goethe und Schiller über das Nomadenthum und den semitischen Monotheismus (X. 4). — Arthur Schopenhauer über ein Goethe-Denkmal (X. 5/6). —

m. Gedenkworte.

Anton Pusinelli (I. 4); Nachruf für Karl Brandt (IV. 12); Friedrich Zöllner (V. 6); 13. Februar 1883 (VI. 1—3); Nachruf an Friedrich Franz II., Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin (VI. 4—6); Alexander Graf v. Schleinitz (VIII. 3/4); Nachruf an des Meisters ersten Künstler [Tichatscheck] (IX. 2); 13. Juni 1886 (IX. 6); Franz Liszt (IX. 8/9); Heinrich von Stein (X. 7). Von *H. v. W.* — Emil Scaria (X. 7). Von *Josef Schalk*.

Geschäftlicher Theil.

Mittheilungen und Anzeigen des Bayr. Patronatvereins, der Centralleitung des Allg. R. Wagner-Vereins, des Verwaltungsrathes der Bühnenfestspiele, der Stipendien-Verwaltung. — Referate über die Generalversammlungen. — Vereinsberichte. — Mitgliederlisten. — Satzungen. — Redaktionelle Anzeigen. —

Musikalische, architektonische, kartographische, bibliographische u. a. Beilagen.

Auf den Umschlägen:

1227 Litterarische Anzeigen (Nr. 1—45) von 424 Büchern und Broschüren, 668 Zeitungsblättern, 87 Programmen und Flugschriften, 37 Musikalien, 11 Werken bildender Kunst, mit 245 redaktionellen und kritischen Bemerkungen. —

Die Aufführungen der Werke auf deutschen Bühnen. —

Zur Beachtung der geehrten Mitglieder.

Mit der Bitte um einen aufmerksamen Rückblick über die gemeinsame Wagnerianische Arbeit von zehn Jahren an der Begründung, Ausgestaltung und Durchbildung der geistigen Genossenschaft von Bayreuth, empfiehlt den geehrten Mitgliedern des nach **Richard Wagner** sich nennenden Vereines, für welche unsere Zeitschrift als das vom Meister selbst geschaffene geistige Band und als das offizielle Organ ihrer Vereinigung vor Allen bestimmt ist,

ein rechtzeitiges Abonnement auf den nächsten

elften Jahrgang (1888)

die ergebenst unterzeichnete

Bayreuth, 1887/88. **Redaktion der „Bayreuther Blätter".**

Abonnementspreis für den laufenden Jahrgang:

Für Mitglieder des Allg. R. Wagner-Vereins ℳ 6 (halbj. ℳ 3).
„ Nicht-Mitglieder . . . . . ℳ 8 („ ℳ 4).

Abonnements-Bestellungen und Zahlungen nimmt an: die Redaktion in Bayreuth, die Centralleitung in München und jede Vertretung des Allg. R. Wagner-Vereines, — von Nicht-Mitgliedern auch die Musikalienhandlung von C. F. Leede in Leipzig.

Die Redaktion stellt auf Wunsch auch Mitgliedskarten aus. — Erneuerung des Abonnements bei einer Vertretung sollte zur Vermeidung von Störungen in der Zusendung von den betreffenden Abonnenten oder Vertretern immer sogleich bei der Redaktion angemeldet werden.

Preis aller bisher erschienenen zehn Jahrgänge zusammen		ℳ 40,—
„ mehrer Jahrgänge bei der selben Bestellung . .	je	„ 4,—
„ eines einzelnen früheren Jahrganges		„ 5,—
„ eines einzelnen Stückes früherer Jahrgänge . .		„ 0,50
„ eines Doppel-Stückes „ „ . .		„ 1,—
„ eines einzelnen Stückes des laufenden Jahrganges		„ 0,70
„ eines Doppel-Stückes „ „ „		„ 1,40

Bestellungen sind an die Redaktion in Bayreuth zu richten.

Geschäftlicher Theil.

Vereinsnachrichten.

Baden-Baden. 13. Okt. 1887. Grosses Wagner-Konzert, veranstaltet vom Kurcomité auf Anregung des R W.-Zweigvereins. Im Beisein Sr. Majestät des Kaisers: 1. Faust-Ouverture. 2. Walther's Preislied (Hr. Oberhauser von der Hofoper in Karlsruhe). 3. Siegfried-Idyll. 4. Vorspiel und Isolde's Liebestod (Frl. Mailhac von der Hofoper in Karlsruhe). 5. Vorspiel des Bühnenweihfestspieles. 6. Schlussscene des I. Aktes der „Walküre. (Frl. Mailhac, Hr. Oberhauser.) Dirigent: der Grossherzogl. Hofoperndirektor Hr. Felix Mottl. Die Einnahme war für den Pensionsfonds des Kurorchesters und die R. Wagner-Stiftung bestimmt; letztere empfing ℳ 420. — 18. Febr. Erinnerungsfeier des Zweigvereins. Prolog von Richard Pohl. 1. Faust-Ouverture auf 2 Kl. (Frl. Oswald und 3 Schülerinnen.) 2. Wolfram's Gesang. (Hr. Greger.) 3. Albumblatt für Cello. (Hr. Thieme.) 4. Monolog des Holländers. (Hr. Greger.) 5. Walkürenritt. (Frl. Oswald, Frl. Belzer.) 6. Charfreitagszauber für Violine. (Hr. Krasselt.) 7. Meistersinger-Paraphrase f. Kl. (Hr. Rübner.) 8. Wotan's Abschied. (Hr. Greger.) 9. Trauerklänge nach Siegfried's Tode. (Frl. Oswald und 3 Schülerinnen.)

Berlin. Wagner-Verein Berlin und Zweig-Verein Berlin-Potsdam. 12. Febr. Mit Allerhöchster Genehmigung und im Beisein Sr. Maj. des Kaisers und Königs im kgl. Opernhause: Gedächtnissfeier, unter Direktion des Hrn. Hofkapellmeisters Professor Karl Schröder und gütiger Mitwirkung der Hofopernsängerinnen Frau Lammert, Frl. Leisinger und Renard, der Hrn. Hofopernsänger Biberti, H. Ernst und Oberhauser, sowie der kgl. Kapelle und eines Chores von 200 Frauen und Männern. 1. Chor „Wach auf!“ — 2. Symphonie C-dur. — 3. Vorspiel und Schluss des Bühnenweifestspieles. — 4. Götterdämmerung III, 1. 2. — 5. Kaisermarsch mit Volksgesang. —

Döbeln i. S.: Ortsvertretung des A. R. W.-V.'s., Hr. Carl Giessel jr. 28. Januar. Musikalische Aufführung aus den Werken für Chöre und grosses Orchester, veranstaltet von der Ortsvertretung und ausgeführt von der Kapelle des 139. Inf.-Reg. aus Döbeln, der halben Kapelle des 104. Inf.-Reg. aus Chemnitz und Mitgliedern des Gewandhaus-Orchesters aus Leipzig unter gütiger Mitwirkung Döbelner und Rossweiner Gesangskräfte. Direktion: Herr Carl Giessel jr. Prolog von W. Sch., gesprochen von Frln. Krauss vom Stadttheater. — 1. Einzug der Gäste in die Wartburg. — 2. Elsa's Brautzug. — 3. Einzug der Götter in Walhall. — 4. Kaisermarsch. — 5. Vorspiel, Charfreitagszauber, Verwandlungsmusik und Gralsfeier aus dem Bühnenweihfestspiele. — In einer Stadt, welche die Werke nicht kennt, haben musikalische Aufführungen, wenn sie die Bekanntschaft wirklich zu vermitteln vermögen, eine Berechtigung; aber immer wird es schwierig sein, gerade dort dergleichen zu ermöglichen, und wenn es einmal gelang, so gereicht es dem kühnen Unternehmer zu desto grösserer Ehre. In diesem Falle erzielte das Wagniss mit einem vortrefflich zusammengesetzten Programm nicht nur künstlerischen, sondern auch materiellen Erfolg. Das ist also in jeder Hinsicht erwähnenswerth.

Falkenstein i. V. Zweigverein Plauen i. V. und Umgegend. 31. Januar. Konzert unter Mitwirkung der Hrn. Lange (Cello) und Hasse (Viol.), sowie des Stadtmusikchors von Plauen unter Leitung des Hrn. Musikdirektors O. Zöphel. — Die Herabkunft des Grales, Albumblatt, C-dur Symphonie; Liszt, 2. Ungar. Rhapsodie.

Haag i. N.-Oe. Ortsgruppe des A. R. W.-V.'s., Vertreter und Leiter Hr. Franz Schaumann. 26. Januar. 6. Musikaufführung: Schubert-Abend, 8 Kompositionen des Künstlers. — 18. Februar. 7. Musikaufführung: Gedächtniss-Feier. 1. Huldigungsmarsch für Klavier einger. von H. v. Bülow. — 2. Albumblatt für Violine und Klavier einger. v. A. Wilhelmj. — 3. „Träume“ u. „Schmerzen“. — 4. Beethoven, Adagio aus dem Streichquartett Nr. 1. — 5. Elsa's Nachtgruss. — 6. Beethoven, 2. Satz a. d. Eroica. — 7. Siegmund's Noth. — 8. Siegfried's Tod. —

Liegnitz. Technischer Verein. 4. Februar. Vortrag des Hrn. Gymnasiallehrers E. Meinck über die „Bühnenfestspiele zu Bayreuth“. —

Linz. Zweigverein. 15. Januar. 1. intern. Vortrags-Abend: 1. Einzug der Götter in Walhall für 2 Klaviere. — 2. Rosselli (1510) „Adoramus“, Anton Bruckner „Ave Maria“. — 3. „Träume“ u. „Schmerzen“ ges. v. Fr. Schmidt-Alizar. — Gem. Chöre von Komponisten des 16. Jahrh. (L. Senfl u. Lorenz Lemblin). — 5. Liszt, „die heilige Cäcilie“, Legende für Altsolo u. Chor mit Begleitung von 2 Klavieren, Harmonium u. Harfe. —

Münster i. W. Gesang-Verein des Hrn. Vertr. d. A. R W.-V.'s., Louis Roothaan. 30. Januar. III. Konzert: Tannhäuser-Ouverture. — Zum I. Male in Münster: Vorspiel und Isolde's Liebestod, ges. von der K. Sächs. Kammersängerin, Frl Therese Malten aus Dresden. —

Ratibor. Singakademie, unter Leitung unseres werthen Genossen Hrn. Martin Plüddemann. 16. Februar. Gedächtnissfeier, ausgeführt von den vereinigten Militärkapellen der Hrn. Kapellmeister Fellenberg und Kaska, verstärkt durch Künstler und Dilettanten des Ortes. I. 1. Einzug der Gäste in die Wartburg. — 2. Albumblatt, f. kl. Orchester inst. v. Reichert. — 3. Brautlied. — 4. Walther's Preislied (Hr. L. Reiners). — 5. Gedächtnissfeier für Chor, grosses Orchester und Harfe, Dichtung von Dahn, Kompostion v. M. Plüddemann (auf Verlangen wiederholt). — II. 6. Streichquartett op. 18 Nr. 4 v. Beethoven. — 7. Lieder. — 8. Drei altdeutsche Lieder von M. Plüddemann, für Chor u. kl. Orchester. — Wir wollen es nicht versäumen bei dieser Gelegenheit wiederholt auf die wirkungsvolle Chorkomposition der „Gedächtnissfeier" von M. Plüddemann unsere grösseren Vereine aufmerksam zu machen, welche es wagen dürfen sie durch die volle Orchester-Begleitung zu ganzer Wirkung zu bringen. Uebrigens beweisen die gelungenen Wagnisse auch in kleinen Orten wie Döbeln und Ratibor, dass der rechte Mann überall etwas zu Stande bringen kann. Unsere Vereinsvorstände thäten gut, zu solchem Zwecke die werthvolleren Hervorbringungen unserer Schule heranzuziehen, wozu obige „Feier" sicher gehört. —

Riga. Wagner-Verein, Studienabende. 18. Dez. 1887: Meistersinger von Nürnberg, II. Akt, 3. und 4. Scene. Hans Sachs — Prof. A. Bischoff, Eva — Frau Prof. Joh. Bischoff, Magdalene — Frau M. Lohse, Klavier — Hr. Kapellmeister O. Lohse. Reihenfolge: Einführung i. d. dramat. Zusammenhang; Scene; Einführung i. d. musikalisch themat. Zusammenhang; Wiederholung der Scene. Dann: Schlussansprache des Hans Sachs, vorgetr. durch Herrn Prof. Bischoff. — 20. Jan. 1888: Meistersinger III. Akt, Wahnmonolog und Scene. — Hans Sachs — Professor C. A. Bischoff, Walther — Hr. Josè Kellerer, Klavier — Hr. Kapellmeister O. Lohse. Reihenfolge w. o. — Gewerbeverein, 12. Dez. Vorlesung von „Ein Ende in Paris" durch Hrn. H. Westermann. — 23. Dez. 2. Febr. Historische Konzerte von Hrn. K Pohlig, zu Gunsten des „neuen Patronats". Wiederholung des 1. Konzerts am 28. Jan., zu dem gleichen Zweck. —

Wien. Ak. W.-V. 22. Dezember 1887. An seinem vierten „Musikabend" führte der Verein als Hauptnummer des Programms Sebastian Bach's Cantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" in der polyphonen Bearbeitung von Robert Franz auf, welche die Solisten (Frau Schmidt-Alizar aus Linz, Herren Erxleben und Gassner), besonders aber der Chor und sein neuer Dirigent, J. Schalk, zur vollsten Geltung brachten. Zur Eröffnung spielten die Herren Löwe und Schalk die „Faust"-Ouvertüre. Frau Schmidt-Alizar trug die Arie „Lascia ch'io pianga" aus Händels „Rinaldo" und zwei Lieder („Mignon" Schubert, „Schmerzen") vor. Ein wegen der Unpässlichkeit einer Sopranistin weggelassenes Terzett von Berlioz wurde durch Vorträge des Herrn Theodor Reichmann ersetzt. Zufällig als Gast im Saale anwesend, sang der Künstler mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit Beethoven's Lied „Ich liebe dich" und Schubert's „Am Meer". Noch spielten die Herren Powolny und Erben C. M. v. Weber's „Duo concertant" für Clarinette und Klavier.

29. Januar. Grosse Musik-Aufführung unter Leitung des K. K. Hofkapellmeisters Hrn. Hans Richter. Mitwirkende: Frau Amalie Friedrich-Materna, Fr. Louise Kaulich, Frl. Marie Lehmann, Frau Rosa Papier-Paumgartner, K. K. Hofopernsängerinnen, Herr Ferdinand Jaeger, das K. K. Hofopernorchester und ein Frauenchor der K. K. Oper: 1. C-dur Symphonie. — 2. Vorspiel und neue Einleitung zu „Tannhäuser". — 3. Vorspiel zur „Götterdämmerung" (die Nornen-Scene neu für Wien. Brünnhilde: Fr. Materna. Siegfried: Hr. Jaeger.) Der Verein erfreute sich in dieser Zeit noch öfter bei seinen Zusammenkünften der dankenswerthen Mitwirkung seines lieben Ehrenmitgliedes Hrn. Ferdinand Jaeger in manigfachen ausserordentlich schönen Lieder-Vorträgen und verdankte auch der hervorragenden Kunstleistung seines „Siegfried" auf der K. K. Hofopernbühne die nach $1^1/_2$ jähriger Pause wieder ermöglichte Aufführung der „Götterdämmerung".

Der I. (3.) interne Musik-Abend vom 18. Febr. brachte: 1. Liszt, Chor der Schnitter aus „Prometheus". — 2. Lieder: „Der Engel", „Wiegenlied" und Liszt, „wo weilt er?" „das Veilchen" (ges. v. Frl. Ellen Forster von der K. K. Oper). — 3. Liszt, „Sposalizio" und „Mephisto's Walzer" (Klavier: Hr. F. Löwe). — 4. Lieder: Beethoven, „Adelaide", Schumann, „Lotosblume", Franz „Genesung", als Zugabe: Schumann, „Hidalgo" (ges. von Hrn. Ferd. Jaeger). — 5. Bruckner, Kyrie a. d. F-moll Messe (Frl. Forster, Hr. Gassner, Vereinschor). — 6. Berlioz, Terzett aus „Beatrice und Benedikt" (Frl. Forster, Frau Ulrich-Linde, Frau A. Parger). — 7. Beethoven, Fantasie für Klavier, Soli, Chor und Orchester, op. 80. (Klavier: Hr. F. Löwe und R. Erben. Soli: Frl. Forster, Fr. Ulrich-Linde, Fr. Parger, Hr. Erxleben, Hr. Tlusti, Hr. Gassner). Dirigent: Hr. Josef Schalk. —

Zürich. Die Ortsvertretung, Hr. C. F. Ulrich, wendet sich in einem gedruckten Rundschreiben an die Mitglieder und Freunde zur Förderung der gemeinsamen Sache im Anschlusse an die Wiederaufnahme der „Walküre" auf der Züricher Bühne. —

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Aufforderung an die Bayreuther Deutschen.

Noch einmal ein Wort über Neu-Deutschland in Paraguay! Die Ursachen, weshalb solche Worte in der sog. grossen deutschen Welt — nicht so sehr verhallen als vielmehr — erstickt werden, sind uns Allen wohl kaum verkennbar. Die hämische Bezeichnung der Emin-Pascha-Presse: „antisemitische Gründung" sagt uns genug. Aber in der Bayreuther Gemeinde dürften sie am Allerwenigsten verhallen, nachdem sie hier einmal der Gefahr des Erstickwerdens glücklich entgangen sind. Sie fanden und finden bereits Anklang und Verständniss im Auslande; es liesse sich denken, dass in einer Stunde der Entscheidung fremdes Kapital sich die Saat sicherte, welche von deutscher Hand für deutsches Volk ausgestreut worden war. Ein einzelner deutscher Mann hat diese Saat ausgestreut, der mit seinem ganzen Wesen sich scheut, den „Glauben" an sein Volk so weit einzubüssen, dass er erst fremdem „Credit" den verderbten Erfolg seiner reinen, uneigennützigen Bestrebungen für wahres Deutschthum im Auslande verdanken sollte. — Dieser deutsche Mann, den wir als den Unsrigen kennen, würde er dann noch bereit sich finden lassen, das Werk dennoch durchzuführen, das seine eigenste Schöpfung war? Wir wünschen es, wenn es gilt zwischen zwei Uebeln zu wählen; aber wir hoffen, dass es zu solchen Uebeln nicht kommen werde, „im Vertrauen auf den deutschen Geist", der in unserer, der Bayreuther Gemeinde leben sollte, an den wir mit all unseren Worten und „Gründungen" uns wenden.

Die Unserigen wissen von allen Deutschen am Besten, wenn nicht einzig, was jenes „Neu-Deutschland in Paraguay" bedeutet. Sie haben den Gedanken und das Werk verfolgen können, seit „*Religion und Kunst*" vor nun bald einem Jahrzehnt verfasst ward. Es ist ein Theil Bayreuther Arbeit, und derjenige, welcher bis jetzt allein das ideale Werk mit den realsten Nöthen des sozialen Daseins unseres Volkes selbst zusammenfasste. Sollte diese Arbeit im Stiche gelassen werden, jetzt, da alle Bedingungen erfüllt sind, welche ihren blühenden Erfolg zu sichern vermögen, diess wäre wohl für den deutschen Geist überhaupt eine traurige Einbusse an seiner Ehre, welche darin beruht, dass er den Völkern voranleuchte in den Werken der wahren Menschlichkeit, in den Begründungen menschenwürdigen Daseins an Statt elender moderner Sozialnothstände eines irre gelaufenen Egoismus und Utilarismus; die allergrösseste Beschämung aber wäre es für die Wissenden, die Bayreuther, welche vor Allen berufen wären für dieses Werk ihres Geistes auch mit der That einzustehen. Es wird wahrhaftig nicht viel von ihnen verlangt, um diese Beschämung von sich abzuwenden und die hohe Freude einer guten, rettenden That zu geniessen! Ich füge nicht mehr hinzu, was sich dabei von selbst versteht: eine nähere Erörterung, wie damit auch die gründlichste Beschämung und Freudenverderbung für die Feinde unseres deutschen und Bayreuther Geistes verbunden sein würde, welche die Macht der Presse und des Geldes besitzen, um jene loslassen, diese fesseln zu können zum Verderben eines verhassten deutschen Werkes in einem wie immer entfernten, aber so ungemein hoffnungsreichen Erdwinkel! Wer draussen in der Welt es wagen will, für solch ein Werk zu wirken, der thut freilich am Besten zu schweigen von der grossen Gegnerschaft, von dem ewigen Kulturkampfe, der auch hierbei zu Grunde liegt. Er möge nur wirken für einen unter den vielen Versuchen überseeischer Kolonisation. Wir wissen, um was es sich handelt, und dass es weder „eine unter vielen", noch aber eine solche „Gründung" ist, welche mit dem tückisch gebrauchten Parteinamen „antisemitisch" erschöpfend bezeichnet und — beseitigt wäre! Es ist uns vor Allem das Werk eines der ernstesten Unsrigen, den wir nicht im Stiche lassen dürfen, nachdem wir ein Jahrzehnt lang ruhig

zugehört und zugesehen haben, wie das „Bayreuther Programm“, welches doch die lebendige Grundlage unserer Gemeinsamkeit auf den Namen des Meisters ist, sich auch in der Richtung auf „Neu-Deutschland“ hin allmählich aus Gedanken zu Worten, aus Worten zu Werken entwickelt hat.

Nun hören wir, dass die Existenz unseres Freundes dort drüben inmitten einer aufblühenden Kolonie bereits den realen Werth von mindestens 200 000 ℳ bedeute. Das ist kein „Profit“ nach modernem, spekulativem Sinn, sondern ist eine schlichte Thatsache, welche eine Zukunft im idealen Bayreuther Sinn bedeutet, für deutsche Arbeit und deutsches Leben, ausserhalb der Nöthen der Zivilisation, aber auf dem Grunde einer neuen, verjüngten, gesunden germanischen Kultur. Diesem Existenzwerthe gegenüber steht augenblicklich der geringe Bedarf von der Hälfte etwa für die nothwendigsten Beschaffungen zur Verwerthung der in der Kolonie schon vorhandenen Lebensbedingungen, wozu der Ankauf der Dampfer für den Flussverkehr, aber auch z. B. die Errichtung von Kirchen und Schulen gehört. Diese Summe, welche in Raten eingezahlt werden könnte, würde auf 10 Jahre mit 5% den Darleihern verzinst werden, und danach wieder ratenweise unter ev. Erhöhung des Prozentsatzes zurückbezahlt (amortisirt) werden können. Die *Existencia* des Empfängers haftet dafür. Es ist diess ja nicht eine Gründung zum Behagen Reicher, welche nur ihren Beutel zu öffnen brauchen, um über das Nothwendige hinaus auch für den Luxus ihrer Bequemlichkeit zu sorgen; sondern es ist eine Kolonie für den schlichten deutschen Mann, der durch seine Arbeit sich nach einiger Zeit ein gesichertes, friedliches Leben mit der Natur und Seinesgleichen schaffen will und kann. Was über die auf sein billiges Besitzthum beschränkten Mittel des Einzelnen hinaus für die Gesammtheit einer solchen Kolonie in ihren Anfängen beschafft werden muss, dazu müssen also dem Gründer und Leiter des Ganzen die Mittel zu Gebote stehen. Kann er diess aber nur erreichen, indem er sein eigenes, erworbenes und erarbeitetes Gut und Dasein opfert, was dann? — Nach Ueberwindung der kleinen augenblicklichen Schwierigkeit würde die Kolonie in erhöhter Blüthe fortbestehen, aber der Begründer wäre darüber um seinen Besitz gekommen. Alles um den Preis von ein paar tausend ℳ, die ihm im rechten Augenblick verweigert wurden, wo doch heute die Millionen flüssig sind, für Unternehmungen, welche — nicht den Bayreuther Stämpel tragen! —

Das aber ist es, was hinter jeder kleinen momentanen Schwierigkeit als die grosse Grundschwierigkeit sich birgt. Der Bayreuther Stämpel ist verhasst. Sollten wir, die wir den Hass verachten dürfen, uns auch alle Folgen gefallen lassen, die unsere Ehre nicht unangetastet lassen? Können wir, die wir doch wohl mehr sind als die 7000 zufälligen Mitglieder eines Vereins, jene kleine Hilfsleistung nicht mehr aufbringen? Ist das „Bayreuther Kapital“, abgesehen von den 4 ℳ realiter eingezahlter Jahresbeiträge, vielleicht nur eine Fiktion? Giebt es nur noch das Unbayreuther Kapital, welches für deutsche Gründungen nicht zu haben ist, und höchstens im Vorüberreisen ein Festspielbillet ersteht? Wir wollen diess nicht hoffen. Wer von den Unsrigen etwas dazu thun will, der gebe seine Unterschrift zu seiner Zusage an die Deutsche Ueberseebank in Berlin, die das weitere veranlassen würde. Zu Weihnachten sprach ich das letzte Wort in dieser Sache; zu Pfingsten an dem Feste des Geistes und des Zungenredens geht nun dieses andere in unsere Bayreuther Welt hinaus. Möge es in Wahrheit das „letzte“ gewesen sein, weil von nun an die Thaten an die Stelle der Worte treten wollen!

Am 22. Mai 1889.

Hans Paul Freiherr von Wolzogen.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Vereinsnachrichten.

Amsterdam. Wagner-Vereeniging. II. Aufführung. 27. April. Solisten: Frl. Pauline Mailhac aus Karlsruhe, Hr. Ernest Van Dyck aus Paris, Hr. Emile Blauwaert aus Brüssel. Vorspiel, Lohengrin's Ankunft, Gebet, Zweikampf und Schlussgesang aus „Lohengrin“, Wotan und die Walküren, Brünnhilde und Wotan, Wotan's Abschied und Feuerzauber aus der „Walküre“, Vorspiel und letzte Scene des I. Aktes aus „Tristan und Isolde“, Preislied und Chor, Hans Sachs' Schlusswort aus den „Meistersingern“. —

Antwerpen. Symphonie-Gesellschaft. 5. März. Wagner-Konzert unter der Leitung des Mr. Emile Giani, Vertreters des Allg. R. Wagner-Vereins, unter Mitwirkung der Mme. Antonia Mielke, des Mr. Henry Fontaine und des Mr. Anton Honigsheim: 1. Holländer-Ouvertüre, 2. Auftritt der Elisabeth, 3. Walther's Preislied, 4. Wotan's Abschied, 5. Einzug der Götter in Walhall, 6. Senta's Ballade, 7. Wolfram's Gesang an den Abendstern, 8. Siegmund's Lenzeslied, 9. Isolde's Liebestod, 10. Einleitung zum 3. Aufzug, Tanz der Lehrbuben, Zug der Meistersinger. —

Graz. Zweigverein. General-Versammlung 12. April. Rechenschaftsbericht für das Jahr 1887: 230 zahlende Mitglieder; wonach Graz die 6. Stelle der im Allg. Ver. vertretenen Städte einnimmt. Beigetreten sind im Jahre 1887: der Steyerm. Musikverein, der Grazer Männergesangverein, der Grazer akad. Gesangverein, der Gesangverein Typographia, der deutsche Turnverein beider Hochschulen. An den 6 Vereinsversammlungen fanden statt: 1 Weber-, 1 Mozart- und 1 Löwe-Feier, 2 Wagner-Abende, 1 Klavierabend (Hr. A. Reisenauer). Der Verein führte 400 fl. an die Kasse des Allg. R. W.-Vereins ab. — Nach dem geschäftlichen Theile der Generalversammlung wurde die durch Hrn. Dr. Kienzl einstudirte Nornen-Scene zur Wiederholung gebracht. —

Am Ostermontag: Wagner-Konzert in Pettau im südlichen Steiermark. Der dortige Musikverein feierte sein zehnjähriges Stiftungsfest, und der Leiter, Hr. Degen, der den Verein und dessen Schulen mit dürftigsten Mitteln erstaunlich entwickelt und namentlich die Schulen umgestaltet hat, so dass sie die Forderungen des Meisters, wie beispielsweise die Gründung des ganzen Mus. Unterrichtes auf den Gesang, zur Grundlage haben, beschloss diesen Festtag durch ein Konzert zu feiern, das in diesem Umfang auch in einer grösseren Stadt den grössten Schwierigkeiten begegnen wird. Es enthielt folgendes: 1) die Jugend-Symphonie, 2) Lohengrin-Vorspiel, 3) das Siegfried-Idyll, 4) Vorspiel „Parsifal“, 5) Vorspiel „Meistersinger“. Hierzu hatte Hr. Degen, da das Orchester im Städtchen sehr klein ist, die Musiker durch Gruppen aus Graz, Marburg, Cilli, ja aus Wien verstärkt, so dass er eine Kapelle von 60 Mann vereinigte, mit welchen er jedoch nur 2 General-Proben halten konnte, da sie gerade nur 24 Stunden von ihren Orten abwesend sein durften. Zu den Vorproben musste er in jede dieser Städte reisen, um die Gruppen mit ihrer Aufgabe vertraut zu machen. Der schöne Erfolg dieser Bemühungen zeigte, was wahre Liebe und Begeisterung zur Sache vermag. —

London. Der hiesige Zweigverein bewährt durch die Zunahme seiner Mitgliederzahl seine Lebensfähigkeit. Der freie Vortrag des Hrn. Julius Cyriax: „Go to Bayreuth!“ am 9 März wirkte ungemein anregend durch die Wärme des Enthusiasmus, die Wucht der Ueberzeugung, die Fülle von Kenntniss und die Frische des Humors, wozu noch das weihevolle Spiel des „Parsifal-Vorspiels“ am Klavier sich gesellte. —

Plauen i. V. Zweigverein. 23. März. Trauerklänge nach Siegfried's Tode, C-dur Symphonie, Komp. von Mozart, Weber u. A. Mitwirkende: Hr. K. Sächsischer Konzertmeister Grützmacher und Plauen'sches Stadtorchester u. L. des Hrn. O. Zöphel. — 9. April. Einleitung zum „Fliegenden Holländer“, „der Engel“, „Träume“, Kaisermarsch, Beethoven's Leonoren-Ouvertüre III und Kompositionen von Mozart, Schubert, Marschner u. A. Mitwirkende: Hr. Kammersänger Scheidemantel aus Dresden, Orchester w. o. —

(Spätere Mittheilungen aus Regensburg, Wels u. a. werden im nächsten Stücke berücksichtigt werden.)

Richard Wagner-Stipendienstiftung.

(Adresse für Spenden zum Fonds und für Gesuche um Stipendien: **Friedrich Schön, Worms**).

Die Stiftung ist nach dem Wunsche Richard Wagners begründet zur Erleichterung des Besuches der Bühnenfestspiele in Bayreuth für solche Freunde und Jünger der dort gepflegten Kunst, die aus eigenen Mitteln den Genuss des Besuches jener Festspiele sich nicht wohl verschaffen können.

Zu diesem Zwecke werden aus der Stiftung Mittel bewilligt als Entschädigung für die durch die Reise nach Bayreuth und den damit nothwendig verbundenen Aufenthalt erwachsenden Auslagen. Der Verwaltungsrath der Bayreuther Bühnenfestspiele stellt nach Möglichkeit eine der Natur der Sache nach beschränkte Anzahl von Freiplätzen zum Besuch der Festspiele dem Verwalter der Stiftung zur Verfügung; dieser gibt diese Freiplätze an die geeigneten Bewerber ab.

Derartige Reisestipendien und Freikarten sollen in der Regel nur solchen Personen bewilligt werden, die sich als Mitglieder des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins ausweisen.

Gesuche um Stipendien wolle man **bis spätestens 30. Juni d. J.** einreichen.

Jedes Gesuch um Gewährung eines Stipendiums muss eine genaue Angabe der einzelnen Aufführung enthalten, für welche das Stipendium erbeten wird.

Dem Gesuch ist beizufügen:

1) eine Bescheinigung der Vertretung des betr. Zweigvereins über die Mitgliedschaft des Gesuchstellers beim Allgemeinen Richard Wagner-Verein, bezw. bei Nichtmitgliedern die Erklärung des Gesuchstellers, dass er nicht Mitglied jenes Vereins sei;
2) eine Bescheinigung (der Vertretung des betr. Zweigvereins, oder eines Stipendienspenders (§ 3) oder eines sonstigen bewährten Freundes der Wagner'schen Kunst, oder der Ortsbehörde) darüber, dass der Gesuchsteller Anhänger der Wagner'schen Kunst und dass er nicht wohl in der Lage ist, aus eigenen Mitteln die Kosten des Besuchs der Festspiele zu bestreiten;
3) ein Vorschlag des Empfehlenden (Ziffer 2) über die, den Verhältnissen des Gesuchstellers entsprechende Höhe des zu gewährenden Stipendiums.

Gesuche, welche nach der obenbezeichneten Zeit einlaufen, können nur ganz ausnahmsweise berücksichtigt werden und stehen unter allen Umständen den rechtzeitig eingelaufenen Gesuchen nach.

Worms, 1. April 1888.

Der Verwaltungsrath
der Richard Wagner-Stipendienstiftung.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Unter dem allerhöchsten Protektorate Sr. königl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

Bühnenfestspiele Bayreuth 1889.

Neun Aufführungen des Bühnenweihfestspiels „Parsifal“
am 21., 25., 28. Juli, 1., 4., 8., 11., 15., 18. August.

Vier Aufführungen von „Tristan und Isolde“
am 22., 29. Juli, 5., 12. August.

Fünf Aufführungen von „Die Meistersinger von Nürnberg“
am 24., 31. Juli, 7., 14., 17. August.

Verzeichniss der Mitwirkenden.

(Namen in alphabetischer Reihenfolge.)

Dirigenten.

Hermann Levi, Generaldirektor der k. Hofcapelle, München.
Felix Mottl, grossh. bad. Hofoperndirektor, Carlsruhe.
Dr. Hans Richter, k. k. Hofcapellmeister, Wien.

Dirigenten der Chöre.

Julius Kniese, Musikdirektor, Breslau.
Heinr. Porges, k. Musikdirektor, München

Solorepetitoren und musikalische Assistenz auf der Bühne.

Armbruster, Carl, Capellmeister, London.
Gieseker, Otto, Capellmeister, Elberfeld.
Humperdink, Engelbert, Capellmeister, Mainz.
Merz, Oscar, München.
Röhr, Hugo, Capellmeister, Halle.
Schwartz, Heinrich, Professor, München.
Smolian, Arthur, Capellmeister, Wiesbaden.
Strauss, Richard, Musikdirektor, München.

Regie.

Fuchs, A., k. Kammersänger und Hofopernregisseur, München.

Inspicienten.

Braunschweig, Ernst, Inspicient, Berlin.
Gstettenbauer, Michael, Inspicient, Hamburg.

Technisches Personal

unter Leitung von
Kranich, F., grossh. Hoftheater-Maschinenmeister, Darmstadt.

Die Dekorationen zu Parsifal sind nach Entwürfen von Paul v. Joukowsky und den Professoren Gebr. Brückner, herzogl. Hofmalern in Coburg, von Gebr. Brückner ausgeführt; die zu Tristan und Isolde und den Meistersingern von Nürnberg sind entworfen und ausgeführt von den Herren Professoren Brückner in Coburg.

Die Costüme zu Parsifal sind ausgeführt nach Entwürfen des Herrn Paul v. Joukowsky; die zu Tristan und Isolde und den Meistersingern von Nürnberg sind entworfen und ausgeführt von dem Historienmaler Professor Hermann Flüggen in München.

Darstellendes Personal.

Parsifal.

Parsifal:
van Dyck, Ernst, Hofopernsänger, Wien.
Kundry:
Malten, Therese, Kammersängerin, Dresden.
Materna, Amalie, „ Wien.
Gurnemanz:
Blauwaert, Emil, Opernsänger, Brüssel.
Siehr, Gustav, Kammersänger, München.
Wiegand, Heinr., Opernsänger, Hamburg.
Amfortas:
Perron, Carl, Kammersänger, Leipzig.
Reichmann, Th., „ Wien.
Klingsor:
Fuchs, Anton, Kammersänger, München.
Lievermann, Hofopernsänger, „
Titurel:
Lievermann, Hofopernsänger, München.
Erster Knappe:
Kayser, Marie, Hofopernsängerin, Weimar.
Standthartner, H., Konzertsängerin, Wien.
Zweiter Knappe:
Franconi, Sylvia, Opernsängerin, Basel.
Dritter Knappe:
Dippel, A., Opernsänger, Bremen.
Hofmüller, Sebast., Hofopernsänger, Darmstadt.
Vierter Knappe:
Guggenbühler, W., Hofopernsänger, Carlsruhe.
Erster Ritter:
Grupp, A., Opernsänger, Breslau.

Zweiter Ritter:

Widey, Ferdinand,	Hofopernsänger,	Weimar.

Altsolo:

Neumeyer, Joh.,	Opernsängerin,	Offenbach.

Solo-Blumenmädchen:

Borchers, Johanna,	Hofopernsängerin,	München.
Dressler, Lilli,	Kammersängerin,	„
Fritzsch, Sophie,	Hofopernsängerin,	Carlsruhe.
Hedinger, Emilie,	„	Schwerin.
Kayser, Marie,	„	Weimar.
Standthartner, H.,	Konzertsängerin,	Wien.

Blumenmädchen.
Chor.

Bartels, Augusta v.,	Opernsängerin,	München.
Belce, Bertha,	„	Carlsruhe.
Eberle, Lidwina,	„	München.
Fickler, Magda,	„	„
Fiedler, Eugenie,	Konzertsängerin,	New-York.
Franconi, Sylvia,	Opernsängerin,	Basel.
Günther-Lüdtke, M.,	„	Berlin.
Hartwig, Henny,	Opernsängerin,	Weimar.
Heuser, Josephine,	„	München.
Hobbing, Justine,	„	Berlin.
Lang, Therese,	„	München.
Ludwig, Marie,	„	Carlsruhe.
Menz, Lily,	„	München.
Meyer, Frieda,	„	Carlsruhe.
Neumeyer, Johanna,	„	Düsseldorf.
Obermeyer, Mary,	„	München.
Reimund, Mila,	„	Berlin.
Rothe, Martha,	„	Posen.
Schanze, Johanna,	„	Carlsruhe.
Stolzenberg, Clara,	„	Freiburg i/B.
Thoma, Marie,	„	„
Tonazza, Marie v.,	„	Wien.
Vorndran, Anna,	„	München.
Wacker, Frida,	„	Stuttgart.

Sämmtliche Damen sind auch in den Meistersinger-Chören beschäftigt.

Tristan und Isolde.

Tristan:

Vogl, Heinrich,	Kammersänger,	München.

Isolde:

Sucher, Rosa,	Kammersängerin,	Berlin.

König Marke:

Betz, Franz,	Kammersänger,	Berlin.
Gura, Eugen,	„	München.

Kurwenal:

Betz, Franz,	Kammersänger,	Berlin.
Fuchs, Anton,	„	München.

Brangäne:

Staudigl, Gisela,	Hofopernsängerin,	Berlin.

Melot:

Grupp, A.,	Opernsänger,	Breslau.

Hirte:

Guggenbühler, W.,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.

Junger Seemann:

Dippel, A.,	Opernsänger,	Bremen.
Hofmüller, Seb.,	Hofopernsänger,	Darmstadt.

Steuermann:

Dr. Gerhartz, W.,	Hofopernsänger,	Dessau.

Die Meistersinger von Nürnberg.

Hans Sachs:

Betz, Franz,	Kammersänger,	Berlin.
Gura, Eugen,	„	München.
Reichmann, Theodor,	„	Wien.

Veit Pogner:

Wiegand, Heinr.,	Opernsänger,	Hamburg.

Sixtus Beckmesser:

Friedrichs, F.,	Opernsänger,	Bremen.

Fritz Kothner:

Wehrle, Ernst,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.

Walther von Stolzing:

Gudehus, Heinr.,	Kammersänger,	Dresden.

David:

Hofmüller, Seb.,	Hofopernsänger,	Darmstadt.

Eva:

Dressler, Lilli,	Kammersängerin,	München.

Magdalena:

Staudigl, Gisela,	Hofopernsängerin,	Berlin.

Kunz Vogelgesang:

Denninger, Franz,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.

Konrad Nachtigall:

Dr. Gerhartz, W.,	Hofopernsänger,	Dessau.

Balthasar Zorn:

Grupp, A.,	Opernsänger,	Breslau.

Ulrich Eisslinger:

Dippel A.,	Opernsänger,	Bremen.

Augustin Moser:

Guggenbühler, W.,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.

Hermann Ortel:

Gebrath, Eugen,	Opernsänger,	Mainz.

Hans Schwarz:

Hobbing, Heinr.,	Opernsänger,	München.

Hans Foltz:

Selzburg, Carl,	Opernsänger,	Regensburg.

Nachtwächter:

Ludwig, F.,	Opernsänger,	Carlsruhe.

Uebrige Parsifal- und Meistersinger-Chöre.

Damen.

Bauer, Maximil.,	Opernsängerin,	München.
Blum, Albertine,	„	Carlsruhe.
Bram, Caroline,	Capellsängerin,	München.
Dewitz, Augusta,	Opernsängerin,	Hannover.
Gartner, Wilh.,	„	Carlsruhe.
Gericke, Marie,	„	„
Grupp, Franziska,	„	Breslau.
Heinrich, A.,	„	Carlsruhe.
Jäger, Josephine,	„	„
Ketz, Elise,	„	Cöln.
Leszinsky, Emma,	„	Hannover.
Martin, Betty,	„	„
Martini, Bertha,	„	Leipzig.
Ritter, Else,	Konzertsängerin,	München.
Schumann, Herm.,	Opernsängerin,	Hamburg.
Souvent, Emma,	„	Hannover.
Zeis, Sophie,	„	Carlsruhe.

Herren (Tenöre).

Barth, Arthur,	Opernsänger,	Weimar.
Bauernfeind, Max,	„	München.
Böhme, Emanuel,	„	Hannover.
Bürgin, Carl,	Hofopernsänger,	Dresden.
Denninger, Franz,	Opernsänger,	Carlsruhe.
Derichs, Joseph,	„	„
Dippel, Andreas,	„	Bremen.
Füller, Friedrich,	„	Carlsruhe.
Grotjahn, A.,	„	Hannover.
Grupp, A.,	Opernsänger,	Breslau.
Guggenbühler, W.,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.
Güth, Jacob,	Opernsänger,	Hannover.
Hartig, Georg,	„	Darmstadt.
Häublein, Moritz,	„	Weimar.
Hauschild,	„	München.
Holtschneider, Wilh.,	„	Hannover.
Jarand, Eduard,		

Jüngling, Fr.,	Opernsänger,	Hannover.
Palm, F. W.,	Hoftheater-Mitglied,	Gotha.
Schoder, Wilhelm,	Opernsänger,	Weimar.
Schuler, Franz,	Hofopernsänger,	Gotha.
Schütz, Leopold,	Opernsänger,	Carlsruhe.
Stöbe, Julius,	„	„
Thoma, Wilhelm,	„	München.
Wachtel, A.,	„	Dessau.
Weber, Richard,	„	Hannover.
Weiss, Friedrich,	„	Carlsruhe.
Weiss, Jacob,	„	„

Bässe.

Blum, Ernst,	Opernsänger,	Carlsruhe.
Bösch, Rudolph,	„	„
Dengler, Wilhelm,	„	Troppau.
Dickgiesser, Wilh.,	„	Carlsruhe.
Dietrich, Reinhard,	„	„
Fischer, A. J.,	„	Darmstadt.
Fischer, Wilhelm	„	Weimar.
Gebrath, Eugen,	Opernsänger,	Elberfeld.
Dr. Gerhartz, W.,	Hofopernsänger,	Dessau.
Hagen, Eugen,	„	Carlsruhe.
Heinrich, Carl,	Opernsänger,	„
Hobbing, Heinr.,	„	München.
Hüpeden-Thieden, G.,	„	Breslau.
Karlhof,	Hofopernsänger,	Altenburg.
Knoll, Joseph,	Opernsänger,	Innsbruck.
Krähmer, Adalbert,	„	Düsseldorf.
Leszinsky, Otto,	„	Hannover.
Ludwig, F.,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.
Martin, Hermann,	Opernsänger,	Hannover.
Schertel, A.,	„	Troppau.
Selzburg, Carl,	„	Rostock.
Souvent, C.,	„	Hannover.
Ulbrich, August,	„	Cöln.
Unger, Johann,	„	Strassburg.
Wehrle, Georg,	„	Carlsruhe.
Wiedey, Ferd.,	„	Weimar.
Zöschinger, Albert,	„	Carlsruhe.

Orchester.

Violine.

Rosé, Arnold,	Concertmeister,	Wien.
Fleischhauer, Friedh.,	„	Meiningen.
Ahner, Bruno,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Cramer, Josef,	Professor,	Amsterdam.
Duras, Josef,	Hofmusikus,	Darmstadt.
Ederer, Karl,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Engelhardt, Emil,	Kammermusikus,	Hannover.
Grohmann, Max,	Mitglied d. k. k. Hofoper,	Wien.
Günther, Theobald,	Kammermusiker,	Berlin.
Hagel, Richard,	Musiklehrer,	Bamberg.
Hagemeister, Rich.,	Kammermusikus,	Berlin.
Hager, Carl,	„	Weimar.
Hubl, Otto,	Hofmusikus,	Carlsruhe.
Koch, Oscar,	Concertmeister,	Bremen.
Koert, Jan,	„	Rotterdam.
Koetscher, E.	Kammermusiker,	Weimar.
Lindenberg, Max,	„	Berlin.
Lohse, Carl Ernst,	„	Hannover.
Ludwig, Paul,	Hofmusikus,	Weimar.
Lüstner, Richard,	„	Meiningen.
Mahler, Heinrich,	„	„
Maszkowski, R.,	Musikdirektor,	Coblenz.
Mehr, Otto,	Hofmusiker,	Schwerin.
Miersch, Johannes,	Concertmeister,	Graz.
Pfeffer, Julius,	Kammermusiker,	Meiningen.
Pfitzner, Oscar,	Concertmeister,	Bremen.
Ramm, J.,	Hofmusiker,	Schwerin.
Rampelmann, W.,	Kammermusiker,	Berlin.
Rösel, A.,	Concertmeister,	Weimar.
Schiller, J.,	Kammermusiker,	Hannover.
Veit, Hermann,	Hofmusikus,	Carlsruhe.
Weiglin, Emil,	Kammervirtuos,	Neustrelitz.

Viola.

Abbas, Alfons,	Kammermusiker,	Meiningen.
Balling, Michael,	„	Schwerin.
Deike, H.,	„	Hannover.
Funk, August,	„	Meiningen.
Gehring, Max,	Hofmusikus,	Carlsruhe.
Glück, Josef,	Kammermusiker,	„
Hager, Adolf,	Hofmusiker,	Meiningen.
Hoitz, Ludwig,	„	Carlsruhe.
Krafft, Paul,	Kammermusiker,	Hannover.
Labler, Wladimir,	Capellmeister,	Olmütz.
Reimann, S.,	Hofmusikus,	Dessau.
Zürn, Wilhelm,	„	Carlsruhe.

Cello.

Ebert, Ludwig,	Concertmeister,	Wiesbaden.
Friedrichs, C.,	Kammermusiker,	Weimar.
Friedrichs jun.,	Hofmusiker,	„
Gock, Emil,	Kammervirtuos,	Gotha.
Grützmacher, F. jr.,	Hofmusiker,	Weimar.
Hochstein, Max,	„	Meiningen.
Kirchner, A.,	Kammermusiker,	Hannover.
Lang, Anton,	Kammervirtuos,	Schwerin.
Morand, Hans,	Hofmusikus,	Meiningen.
Richter, Richard,	„	Carlsruhe.
Schrempel, Max,	„	Schwerin.
Schübel, Heinrich,	„	Carlsruhe.

Contrabass.

Benesch, Georg,	Mitglied der k. k. Hofoper	Wien.
Bohnert, F.,	Kammermusiker,	Meiningen.
Eicke, Carl,	„	Hannover.
Gianicelli, Carl,	„	Budapest.
Grüschow, Vollr.,	„	Carlsruhe.
Láska, G.,	Kammervirtuos,	Schwerin.
Reiche, August,	Kammermusiker,	Hannover.
Weber, W.,	„	Weimar.

Flöte.

Abbas, Max,	Kammermusiker,	Meiningen.
Beck, August,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Saal, Wilhelm,	Kammermusiker,	Weimar.
Sabathil, Ferd.,	„	Schwerin.
Voigt, Otto,	„	Hannover.

Oboe.

Braun, Ferdinand,	Kammermusiker,	Carlsruhe.
Eichel, H.,	„	Hannover.
Kruyswyk, Peter,	Tonkünstler,	Amsterdam.
Reiche, Albert,	Kammermusiker,	Hannover.
Richter, Friedrich,	Hofmusiker,	Carlsruhe.

Clarinette.

Bolland, H.,	Kammermusiker,	Hannover.
Demnitz, Friedr.,	Kammermusikus,	Dresden.
Engel, Christian,	Kammermusiker,	Darmstadt.
Menz, Robert,	„	Hannover.
Mühlfeld, Richard,	Kammervirtuos,	Meiningen.

Fagott.

Schmidt, E. B.,	Kammermusiker,	Dresden.
Truckenbrodt, A.,	„	Meiningen.
Valerius, Wilhelm,	„	Berlin.
Wollgandt, A.,	„	Wiesbaden.

Contrafagott.

Fedisch, A.,	Kammermusiker,	Hannover.

Horn.		
Brost, Fritz,	Mitgl. des Stadttheater-Orchest.,	Hamburg.
Dechandt, Rich.,	Kammermusikus,	Meiningen.
Hartmann, Wilh.,	„	Cassel.
Herbig, Conrad,	Hofmusiker,	Hannover.
Ketz, Ernst,	Tonkünstler,	Cöln.
Knierer, Johann,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Leinhos, Gustav,	Kammermusiker,	Meiningen.
Schmidt, E.,	„	Weimar.
Tornauer, Rich.,	Tonstkünstler,	Berlin.
Trompete.		
Fricke, Adolf,	Kammermusiker,	Dresden.
Kretschmar, F.,	Kammermusiker,	Hannover.
Pfeifer, Carl,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Steinmetze, Gustav,	„	„
Posaune.		
Hönig, W.,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Reich, Franz,	„	„
Sempf, Richard,	„	„
Thomas, Ferd.,	Kammermusiker,	Meiningen.
Tuba.		
Teuchert, Emil,	Mitglied des Hoftheaters	Dresden.
Harfe.		
Frankenberger, C.,	Hofmusiker,	Weimar.
Posse, Wilhelm,	Kammermusiker,	Berlin.
Vitzthum, Heinr.,	„	Hannover.
Wiedemann, A.,	„	Darmstadt.
Pauke.		
Lutter, Hermann,	Kammermusiker,	Hannover.
Vater, Julius,	Hofmusiker,	Carlsruhe.

Ankündigung.

Zu den ersten Aufführungen von Richard Wagner's „Parsifal", „Tristan und Isolde" und „Die Meistersinger von Nürnberg" am 21. oder 25., 22. und 24. Juli im Festspielhause zu Bayreuth veranstaltet der gefertigte Verein wie in den Jahren 1884, 1886 und 1888 einen

Sonder-Zug,

welcher am **Samstag, den 20. Juli 1889,** Morgens 6 Uhr 20 Minuten, Wien (vom Westbahnhofe) verlässt, und mit Eilzugsgeschwindigkeit über Linz-Passau-Regensburg (ohne Umsteigen) nach Bayreuth verkehrt.

Ankunft in Bayreuth: 8 Uhr Abends.

Die Rückfahrt kann mit jedem beliebigen Personenzuge (gegen Lösung eines Ergänzungsbillets auch mit Schnellzug) und in der Strecke Kufstein-Wörgl-Salzburg mit jedem Schnellzuge (ohne Aufzahlung) stattfinden:

I. über Regensburg-Passau-Linz innerhalb . . . . . 14 Tagen.
Von Theilnehmern von Abgangsstationen Wien bis incl. Schärding aber auch auf folgenden Strecken:

II. über Nürnberg (oder Regensburg), München, Salzburg, Linz innerhalb 40 Tagen.

III. über Nürnberg (oder Regensburg), München, Kufstein, Wörgl, Zell am See, Bruck-Fusch, Lend-Gastein, St. Johann im Pongau, Bischofshofen, Golling, Salzburg, Linz innerhalb . . . . 40 Tagen.

Die ausserordentlich ermässigten Preise für diesen Zug betragen einschliesslich der 3 Billete zu den Aufführungen des „Parsifal", von „Tristan und Isolde" und „Die Meistersinger von Nürnberg" (am 21. oder 25., 22. und 24. Juli) für Mitglieder des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines:

I. Bei directer Rückfahrt:

	I. Classe	II. Classe	III. Classe
ab Wien (oder Purkersdorf)	fl. ö. W. 52.—	fl. 44.—	fl. 37.—
„ Linz	„ „ 43 —	„ 38.—	„ 33.—
„ Passau (oder Plattling)	Mark 62.—	„ 60.—	„ —.—
„ Regensburg (oder Schwandorf) . .	„ 62.—	„ 60.—	„ —.—

II. Bei Rückfahrt über Salzburg:

	I. Classe	II. Classe	III. Classe
ab Wien (oder Purkersdorf)	fl. ö. W. 57.—	fl. 48.—	fl. 40.—
„ Linz	„ „ 49. —	„ 42.—	„ 35.—

III. Bei Rückfahrt über Wörgl:

	I. Classe	II. Classe	III. Classe
ab Wien (oder Purkersdorf)	fl. ö. W. 61.—	fl. 51.—	fl. 42.—
„ Linz	„ „ 53.—	„ 45.—	„ 37.50

Für die blosse Fahrt betragen die Preise **je 23 fl.,** und bei Abnahme **nur zweier** oder **eines** Billetes, gleichgiltig, ob für die Aufführung des „Parsifal" (21. oder 25. Juli) „Tristan und Isolde" (22. Juli) oder „Die Meistersinger von Nürnberg" (24. Juli) **je 15 fl.** rücksichtlich **7 fl. 50 kr. weniger,** als dieselben vorstehend ziffernmässig angegeben erscheinen.

Nicht-Vereinsmitglieder können als Gäste an dem Festspielzuge zu den obigen bloss **um je 2 fl.** erhöhten Preisen theilnehmen und auf Wunsch für den mehrbezahlten Betrag von 2 fl. die Mitgliedschaft im Allgemeinen Richard Wagner-Vereine für das Jahr 1889 erlangen.

Anmeldungen der Theilnahme an dem Festzuge werden vom 27. Juni bis 19. Juli ds. Js. im Lokale des Wiener akademischen Wagner-Vereines: Wien, I., Musikvereins-Gebäude, Lothringerstrasse 11 durch einen Vereinsbevollmächtigten und zwar: an Wochentagen von 5 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends, an Sonn- und Feiertagen von 9 bis 12 Uhr Vormittags entgegengenommen und hierselbst auch Vormerkungen auf Wohnungen in Bayreuth angenommen.

Wiener akad. Wagner-Verein,
Zweigverein des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.
Wien, I., Musikvereinsgebäude.

Mittheilung

an

sämmtliche Zweigvereins-Vorstände und Ortsvertretungen

des

Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Die geehrten Vorstände der Zweigvereine und Herren Ortsvertreter des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins benachrichtigen wir hiermit ergebenst, dass am 15. d. Mts. in München die Uebergabe der Geschäfte Seitens der bisherigen Centralleitung an uns, die von der General-Versammlung vom 24. Juli d. Js. gewählte Centralleitung, stattgefunden hat.

Wir glauben in der Erfüllung der uns obliegenden Pflichten nicht besser beginnen zu können, als wenn wir auch an dieser Stelle nochmals den verehrten Mitgliedern der scheidenden Centralleitung Namens des gesammten Allgemeinen Vereins den herzlichsten, wärmsten Dank für den unverdrossenen Eifer und die Hingebung aussprechen, mit welcher dieselben fünf Jahre hindurch ihres Amtes gewaltet haben. Uns aber drängt es, in unserer ersten öffentlichen Kundgebung zuvörderst zu danken für das hohe Maass von Vertrauen, welches uns durch Uebertragung der Gesammtleitung unseres Vereins allseitig entgegengebracht worden ist. Dieses Vertrauen in vollstem Umfange zu rechtfertigen, gleich unseren Vorgängern unentwegt an der Erreichung des uns gesteckten Zieles zu arbeiten, „die Bayreuther Bühnenfestspiele zu fördern und für alle Zeiten erhalten zu helfen,“ wird die Richtschnur unseres Handelns sein! Die Anerkennung und thatkräftige Unterstützung Aller, welche durch Gleichartigkeit dieser Gesinnung mit uns zu gemeinsamer Arbeit verbunden sind, wird uns sicherlich nicht fehlen!

Die nach § 9 der Satzungen erforderliche Gliederung der Organe des Vereins ist in der Weise erfolgt, dass auf Grund des § 10 von der Centralleitung gewählt worden sind

zum Vorstand: Bürgermeister von Muncker zu Bayreuth,

zu dessen Stellvertreter: Rechtsanwalt Dr. Meyer zu Bayreuth,

gemäss § 13

zum I. Vorsitzenden der Centralleitung: Contreadmiral à la suite der Marine Graf Waldersee,

zum II. Vorsitzenden: Geheimer Regierungsrath Freiherr von Seckendorff,

zum I. Schriftführer: Major z. D. von Vignau,

zum II. Schriftführer: Regierungsreferendar von Puttkamer,

zum Kassirer: Geheimer Rechnungsrath Erdtmann.

Das Bureau der Centralleitung befindet sich in **Berlin N. W. Dorotheenstrasse 38/39.**

Wir ersuchen ergebenst, alle für die Centralleitung bestimmten Zuschriften und Eingaben dorthin, alle **Geldsendungen** aber unmittelbar an den **Kassirer, Geheimen Rechnungsrath Erdtmann, Berlin, N. W., unter den Linden 72/73** gelangen lassen zu wollen.

Um das Verzeichniss sämmtlicher Mitglieder von 1888 zusammenstellen zu können, ersuchen wir ergebenst, die Verzeichnisse der Mitglieder der Zweigvereine und Ortsvertretungen uns baldigst, spätestens bis zum 15. Dezember cr., gefälligst einsenden und darin die Herren Vorsteher bezw. Ortsvertreter kenntlich machen zu wollen.

Berlin, im Oktober 1888.

Die Centralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

Graf Waldersee,
I. Vorsitzender.

Freiherr von Seckendorff,
II. Vorsitzender.

von Vignau,
I. Schriftführer.

von Puttkamer,
II. Schriftführer.

Freiherr von Wolzogen,
Redakteur der Bayreuther Blätter.

Erdtmann,
Kassirer.

Sucher. Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg. von Chelius.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Geschäftlicher Theil.

Bericht

über die Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines

zu Bayreuth am 24. Juli 1888 Vormittags 9 Uhr.

Die Versammlung ward eröffnet vom Präsidenten des Vereins, Herrn Bürgermeister von Muncker in Bayreuth. Den Vorsitz übernahm, an Stelle des telegraphisch wegen Familien-Angelegenheiten entschuldigten I. Vorsitzenden der Centralleitung Herrn Dr. Wimmer, der II. Vorsitzende Herr Oskar Merz. Nach anregenden Worten des Herrn Dr. Boller-Wien ward unter lebhafter Zustimmung aller Anwesenden ein Huldigungs-Telegramm an Se. Maj. den deutschen Kaiser beschlossen. Die Präsenzliste ergab die Vertretung von 3417 Stimmen. Da der ausführliche Rechenschaftsbericht (Punkt I der Tagesordnung) wegen Abwesenheit des Herrn Dr. Wimmer nicht ertheilt werden konnte, stellte Herr Tappert-Berlin den Antrag auf Veröffentlichung in den B. Bl., welcher Antrag aber keine Majorität fand. Auf Wunsch der Versammlung berichtete sodann der Kassier Herr A. Schmid summarisch über die Einnahmen und Ausgaben der abgeschlossenen Rechnungsperiode. (Punkt III.) Zu Punkt IV lagen Anträge der Centralleitung und des Herrn Schön-Worms vor: 1) in § 7 zu setzen: „bis spätestens Ende Mai jedes Vereinsjahrs“ (anstatt: „in erster Hälfte“) und 2) „bis spätestens 1. April jedes Jahrs.“ Angenommen wird der Vermittlungsantrag Boller-Wien, wonach der Abrechnungstermin „in Festspieljahren bis spätestens Ende April des betr. Jahres“ anzusetzen ist. — Eine Veränderung der Prozentsätze der Ablieferungen aus den Netto-Einnahmen des Vereins (Punkt IV b) ward nach längerer Diskussion und Stellung mehrer Gegenanträge dem Antrag Boller gemäss mit 2621 Stimmen angenommen: 3% für die Festspielstiftung, 35% zum Ankauf von Freikarten, 20% für den Stipendienfonds, 10% Rest für die laufenden Ausgaben des Vereins. — Hiernach ward zunächst Punkt VII (laut Vorschlag der Centralleitung in München: Verlegung der Centralleitung nach Berlin) zur Berathung gezogen. Nach längerer Debatte, wobei allgemein die bisherige Geschäftsführung in München dankbar anerkannt ward, gab die Versammlung einstimmig dem eigenen Antrage der bisherigen Centralleitung betr. die Verlegung nach Berlin statt. Herr v. Puttkamer-Berlin, der die Bereitwilligkeit zur Annahme seitens Berlins vorher erklärt hatte, theilte demnächst die Liste der für die neue Centralleitung vorzuschlagenden Herren mit: Herr Hofkapellmeister Sucher, Freiherr von Wolzogen, Contre-Admiral Graf Waldersee, Geh. Reg.-Rath Freiher von Seckendorf, Lieutenant Fürst Hohenlohe-Langenburg, Lieutenant von Chelius, Geh. Kanzleirath Erdmann, von Vigneau, Referendar von Puttkamer. Dem Vorschlage wurde mit Akklamation zugestimmt. Herr Dr. Sternfeld-Berlin glaubte versichern zu können, dass nun auch der bisher dem Allgemeinen Richard Wagner-Vereine noch nicht angehörige Berliner „Wagnerverein“ diesem beitreten werde. — Zu Rechnungsrevisoren wurden ernannt: Herr Regierungs-Assessor Ressler-Bayreuth und Herr Hofmusikalienhändler A. Schmid-München (Ersatzmänner: Herr Oskar Merz-München und Herr Rechtsanwalt Meyer-Bayreuth). — Auf Antrag des Herrn Oskar Merz wird der Stipendien-Stiftung eine Erhöhung der Jahresbeiträge für 1887 und 1888 von 2538 auf 5000 ℳ für dieses Jahr einstimmig bewilligt. — Beschlossen ward noch, die zur Bildung eines Zweigvereins nöthige Mitgliederzahl von 20 auf 10 zu vermindern. — Ueber 7 Anträge des Zweig-Vereins Plauen i. V. ward zur Tagesordnung übergegangen mit Ausnahme des einer weiteren Berücksichtigung empfohlenen Punktes, betr. die Einführung deutscher Wörter anstatt der Fremdwörter in den Satzungen und Kundgebungen des Vereines. Die Sitzung ward um $^1/_2$2 Uhr geschlossen mit der Absendung eines Telegrammes an S. kgl. Hoh. den Prinz-Regenten von Bayern, als den Landesherrn der Stadt, in welcher die internationale Versammlung getagt hatte.

Vereinsnachrichten. (Nachtrag.)

Düsseldorf. Am 15. Juli fand im „Malkasten“ die erste Versammlung der Richard Wagner-Vereine von Rheinland und Westfalen statt. Von 18 Vereinen waren vertreten: Münster (1), Aachen (2), Barmen (3), Essen (1), Bonn (4), Gladbach (6), Köln (3), Mülheim a. d. R. (1), Viersen-Rheydt (4). Den Vorsitz führte Herr Prof. Dr. Willemsen. Besprochen wurde in längeren Reden und lebhaften Debatten die Verlegung der Centralleitung nach Berlin, die Behandlung der Werke auf den Opernbühnen, lokale Erfahrungen der Vertreter unserer Sache u. s. f. Hauptredner waren Herr Willemsen, Herr Prof. Dr. Rokinsky-Viersen, Herr Rothan-Münster und Herr Dingeldey. Herr Willemsen ward zum Vertreter der Vereine auf der Bayreuther Generalversammlung ernannt. Ein Telegramm ward an Se. Maj. den Kaiser, ein anderes nach Bayreuth abgesandt. Zum Schlusse spielte Herr Dingeldey aus den Werken (Tannhäuser, Walküre, Parsifal), der allgemeinen Begeisterung den schönsten künstlerischen Ausdruck gebend. So ward für ein einmüthiges Wirken im Rheinland der Grund gelegt.

An die geehrten Vereinsvorstände und Ortsvertreter!

Zur Erreichung möglichster Vollständigkeit unserer statistischen Mittheilungen im *„Bayreuther Taschenbuche“* (nächster Jahrgang 1890) möchten wir die gemeinschaftliche Hilfsthätigkeit unserer Vereinsorgane rechtzeitig aufbieten.

Wir bitten also hiermit jeden unserer werthen Vereinsvorstände und Ortsvertreter um die Anlegung eines Verzeichnisses aller ihnen erreichbaren oder zufällig vor Augen kommenden Aufsätze über unsere Sache in Zeitschriften und Zeitungen vom 1. Juli 1888 bis zur selben Zeit 1889 und um Einsendung des ausgefüllten Verzeichnisses zu Anfang des Juli n. J.

Ferner ersuchen wir die Vorstände und Vertreter derjenigen Orte, in welchen Werke des Meisters während jener Zeit zur Aufführung gelangen sollten, um ein Verzeichniss dieser Aufführungen, entweder wie bisher durch allmonatliche Mittheilungen auf Postkarten an die Redaktion (zu vorläufiger Anzeige in den B. Bl.), oder aber bequemer durch Ausfüllung des den betr. Freiexemplaren d. St. beiliegenden Schema's und dessen Einsendung gleichfalls zur oben genannten Zeit. —

Mit bestem Danke im Voraus:

Bayreuth, Oktober 1888.

hochachtungsvoll
die Redaktion der „Bayreuther Blätter.“

Das Bayreuther Taschenbuch für 1889

(Fünfter Jahrgang)

erscheint in diesen Tagen und ist zum Preise von ℳ 1.50 durch jede Vertretung oder direkt von der A. Schmid'schen Hofmusikalienhandlung in München, 37 Maximilianstrasse, zu beziehen. — Allen Vertretungen zu möglichster Verbreitung in den Mitgliederkreisen dringend anempfohlen! —

Inhalt:

Bildniss Sr. Maj. des deutschen Kaisers. —
Vorwort der Redaktion. —
I. Unseren Fürsten. Drei Gedichte. 27. Januar. — 9. März. — 25. August. —
II. *C. Fr. Glasenapp*, R. Wagner als Revolutionär. —
III. Zeittafel mit german. Namen, neuen Monatsversen und Sprüchen. —
IV. *H. v. Wolzogen*, Christliche Monatsheilige. —
V. Die Bayreuther Bühnenfestspiele (Verwaltungsrath, Stipendien-Stiftung, Mitwirkende). *C. Fr. Glasenapp*, die Festaufführungen 1888. —
VI. Der Allg. R. Wagner-Verein: (Präsidium, neue Zentralleitung, Zweigvereine und Ortsvertretungen, Veränderungen in den Satzungen, Formulare, Verzeichniss von Vorträgen, Inhalt der Bayr. Blätter 1888). —
VII. Bibliographie: (Bücherschau, Zeitungsschau, Musikalien). —
VIII. Die Aufführungen der Werke. —
IX. Neuere Xenien. —
X. Inhalt der früheren Jahrgänge. —
Inserate. (R. Wagner-Museum in Wien. — Bayreuther Fest-Blätter. — Bayreuther Blätter, XII. Jahrgang 1889 u. a. m.)

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Bühnenfestspiele Bayreuth 1888.

Neun Aufführungen des Bühnenweihfestspiels „Parsifal“

am 22., 25., 29. Juli, 1., 5., 8., 12., 15., 19. August.

Acht Aufführungen von „Die Meistersinger von Nürnberg“

am 23., 26., 30. Juli, 2., 6., 9., 13., 16. August.

Verzeichniss der Mitwirkenden.

Dirigenten.

Dr. Hans Richter, k. k. Hofcapellmeister, Wien.
Felix Mottl, grossh. bad. Hofoperndirektor, Carlsruhe.

Dirigent der Chöre.

Julius Kniese, Musikdirektor, Breslau.

Solorepetitoren und musikalische Assistenz auf der Bühne.

Porges, Heinrich, k. Musikdirektor, München.
Frank, Carl, Capellmeister, Rotterdam,
Armbruster, C., Capellmeister, London.
Humperdink, Capellmeister, Bonn.
Bopp, Chordirektor, Carlsruhe.
Merz, Oskar, München.
Singer, Musikdirektor, Heidelberg.
Schlosser, Max, München.
Steinmann, Alfred, Kammermusikus, Hannover.
Kienzl, Dr., Musikdirektor, Graz.

Regie.

Harlacher, grossherzogl. Hofopernregisseur, Carlsruhe.

Technisches Personal

unter Leitung von

Kranich, F., grossh. Hoftheater-Maschinenmeister, Darmstadt.
Meissner, A., grossh. Hoftheater-Beleuchtungsinspektor, Darmstadt.

Die Dekorationen zu Parsifal sind nach Entwürfen von Paul v. Joukowsky und den Professoren Gebr. Brückner, herzogl. Hofmalern in Coburg, von Gebr. Brückner ausgeführt; die zu den Meistersingern von Nürnberg sind entworfen und ausgeführt von den Herren Professoren Brückner in Coburg.

Die Costüme zu Parsifal sind ausgeführt nach Entwürfen des Herrn Paul v. Joukowsky; die zu den Meistersingern von Nürnberg sind entworfen und ausgeführt von dem Historienmaler Professor Hermann Flüggen in München.

Darstellendes Personal.

(Namen in alphabetischer Reihenfolge.)

Parsifal.

Parsifal:
Jäger, Ferdinand, Opernsänger, Stuttgart.
van Dyck, Ernst, Opernsänger, Antwerpen.

Kundry:
Malten, Therese, Kammersängerin, Dresden.
Materna, Amalie, „ Wien.
Sucher, Rosa, Opernsängerin, Hamburg.

Gurnemanz:
Gillmeister, C., Hofopernsänger, Hannover.
Wiegand, H., Opernsänger, Hamburg.

Amfortas:
Reichmann, Th., Kammersänger, Wien.
Scheidemantel, C., „ Dresden.

Klingsor:
Plank, Fritz, Hofopernsänger, Carlsruhe.
Scheidemantel, C., Kammersänger, Dresden.

Titurel:
Hobbing, Heinrich, Opernsänger, Augsburg.
Dr. Schneider, Osk., „ München.

Erster Knappe:
Kayser, Marie, Opernsängerin, München.

Zweiter Knappe:
Franconi, Sylvia, Opernsängerin, Basel.

Dritter Knappe:
Hofmüller, Seb., Hofopernsänger, Darmstadt.

Vierter Knappe:
Guggenbühler, W., Hofopernsänger, Carlsruhe.

Erster Ritter:
Grupp, A., Opernsänger, Rotterdam.

Zweiter Ritter:
Wiedey, Ferdinand, Hofopernsänger, Weimar.

Altsolo:
Staudigl, Gisela, Hofopernsängerin, Berlin.

Solo-Blumenmädchen:
Bettaque, Kathi, Opernsängerin, Bremen.
Dietrich, Marie, Hofopernsängerin, Stuttgart.
Fritzsch, Sophie, „ Carlsruhe.
Hedinger, Emilie, Opernsängerin, München.
Kayser, Marie, „ „
Rigl, Anna, Hofopernsängerin, Stuttgart.

Chor.

Belce, Bertha,	Opernsängerin.	Carlsruhe.
Dewitz, Auguste,	„	Hannover.
Eberle, Lidwina,	„	München.
F. M. v. Heldenfeld	„	Wien.
Fiedler, Eugenie,	Concertsängerin,	Newyork.
Franconi, Sylvia,	Opernsängerin,	Wien.
Frank, Else,	„	Rotterdam.
Günther-Lüdtke, M.,	„	Berlin.
Hartwig, Henny,	„	Weimar.
Hobbing, Justine,	„	Berlin.
Kienzl-Hocke, Lili,	„	Graz.
Lang, Therese,	„	München.
Meyer, Frieda,	„	Carlsruhe.
Neumeyer, Johanna,	„	Mainz.
Philipp, Hildegard,	Concertsängerin,	Berlin.
Raimund, Mila,	Opernsängerin,	„
Rothe, Martha,	„	„
Schanze, Johanna,	„	Carlsruhe.
Schwarz, Ina,	„	Magdeburg.
Tonazza, Marie v.,	„	Wien.
Vorndran, Anna	„	München.
Wacker, Freya,	„	Stuttgart.
Wahler-Willert, K.,	„	Erfurt.

Sämmtliche Damen sind auch in den Meistersinger-Chören beschäftigt.

Die Meistersinger von Nürnberg.

Hans Sachs:

Plank, Fritz,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.
Reichmann, Th.,	Kammersänger,	Wien.
Scheidemantel, C.,	„	Dresden.

Veit Pogner:

Gillmeister, C.,	Hofopernsänger,	Hannover
Wiegand, H.,	Opernsänger,	Hamburg.

Sixtus Beckmesser:

Friedrichs, F.,	Opernsänger,	Bremen.
Kürner, B.,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.

Fritz Kothner:

Hettstädt, Emil,	Opernsänger,	Halle.
Schneider, Dr., O.,	„	München.

Walther von Stolzing:

Gudehus, Heinr.,	Kammersänger,	Dresden

David:

Hedmondt, E.,	Opernsänger,	Leipzig.
Hofmüller, S.,	Hofopernsänger,	Darmstadt.

Eva:

Bettaque, Kathi,	Opernsängerin,	Bremen.
Malten, Therese,	Kammersängerin,	Dresden.
Sucher, Rosa,	Opernsängerin,	Hamburg.

Magdalene:

Staudigl, Gisela,	Hofopernsängerin,	Berlin.

Kunz Vogelgesang:

Prelinger, Otto,	Opernsänger,	Graz.

Konrad Nachtigall:

Dr. Gerhartz, W.,	Opernsänger,	Magdeburg.

Balthasar Zorn:

Grupp, A.,	Opernsänger,	Rotterdam.

Ulrich Eisslinger:

Demuth, J.,	Opernsänger,	Berlin.

Augustin Moser:

Guggenbühler, W.,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.

Hermann Ortel:

Gebrath, Eugen,	Opernsänger,	Mainz.

Hans Schwarz:

Halper, Max,	Opernsänger,	Freiburg.

Hans Foltz:

Selzburg, Carl,	Opernsänger,	Regensburg.

Nachtwächter:

Ludwig F.,	Opernsänger,	Carlsruhe.

Uebrige Parsifal- und Meistersinger-Chöre.

Damen.

Bauer, Maximil.,	Opernsängerin,	München.
Blum, Albertine,	„	Carlsruhe.
Braun, Caroline,	Capellsängerin,	München.
Gartner, Wilh.,	Opernsängerin,	Carlsruhe.
Gericke, Marie,	„	„
Grupp, Franziska,	„	Rotterdam.
Heinrich, A.,	„	Carlsruhe.
Jäger, Josephine,	„	„
Ketz, Elise,	„	Cöln.
Lezinsky, Emma,	„	Hannover.
Martin, Betty,	„	„
Martini, Bertha,	„	Erfurt.
Morgenstern, E.,	„	Bremen.
Poyet, Emmy,	Capellsängerin,	München.
Ritter, Else,	Concertsängerin,	„
Souvent, Emma,	Opernsängerin,	Hannover.
Zeiss, Sophie,	„	Carlsruhe.

Herren (Tenöre).

Barth, Arthur,	Opernsänger,	Weimar.
Böhme, Emanuel,	„	Hannover.
Bürgin, C.,	„	Dresden.
Demuth, J.,	„	Berlin.
Denninger, Franz,	„	Carlsruhe.
Derichs, Josef,	„	„
Füller, Friedrich,	„	„
Grotjahn, A.,	„	Hannover.
Grupp, A..	„	Rotterdam.
Guggenbühler, W.,	Hofopernsänger,	Carlsruhe.
Güth, Jakob,	Opernsänger,	Hannover.
Hartig, Georg,	Opernsänger,	Darmstadt.
Häublein, Moritz,	Opernsänger,	Weimar.
Holtschneider, W.,	„	Hannover.
Jarand, Eduard,	„	„
Jüngling, Fr.,	„	„
Palm, F. W.,	Hoftheater-Mitglied,	Coburg.
Prelinger, Otto,	Opernsänger,	Graz.
Schlosser, Anton,	Tonkünstler,	München.
Schoder, Wilhelm,	Opernsänger,	Weimar.
Schuler, Franz,	„	Berlin.
Schütz, Leopold,	„	Carlsruhe.
Seiling, Josef,	„	Regensburg.
Stöbe, Julius,	„	Carlsruhe.
Wachtel, A.,	„	Dessau.
Weber, Richard,	„	Hannover.
Weiss, Friedrich,	„	Carlsruhe.
Wickert, Carl, Jos.	„	Aachen.

Bässe.

Bösch, Rudolf,	Opernsänger	Carlsruhe.
Braunschweig,	Opernsänger und Operninspicient,	Berlin.
Fischer, A. J.,	Opernsänger,	Darmstadt.
Fischer, Wilhelm,	„	Weimar.
Gebrath, Eugen,	„	Mainz.
Dr. Gerhartz, W.,	„	Magdeburg.
Halper, Max,	„	Freiburg.
Hautmann, Anton,	„	München.
Heinrich, Carl,	„	Carlsruhe.
Hobbing, Heinrich,	„	Augsburg.
Hüpeden-Thieden, G.,	„	Basel.
Knoll, Josef,	„	Innsbruck,

Krämmer, Adalbert,	Opernsänger,	Crefeld.
Lezinsky, Otto,	„	Hannover.
Ludwig, F.,	„	Carlsruhe.
Martin, Hermann,	„	Hannover.
Dr. Schneider, Osk.,	„	München.
Selzburg, Carl,	„	Regensburg.
Singer, Otto,	Musikdirektor	Heidelberg.
Stolle, Friedrich,	Opernsänger,	Hannover.
Ulbrich, August,	„	Cöln.
Unger, Johann,	„	Strassburg.
Wiedey, Ferdinand,	„	Weimar.
Zöschinger, Albert,	„	Carlsruhe.

Orchester 1888.

Violine:

Halir, C.,	Concertmeister,	Weimar.
Fleischhauer, Friedh.	„	Meiningen.
Abbas, Alfons,	Kammermusiker,	„
Ahner Bruno,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Cramer, Josef,	Professor,	Amsterdam.
Duras, Josef,	Hofmusikus,	Darmstadt.
Eckhold, Richard,	Hof-Concert-meister,	Oldenburg.
Ederer, Carl,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Grohmann, Max,	Mitglied d. k. k. Hofoper,	Wien.
Günther,	Kammermusiker,	Berlin.
Hager, Carl,	„	Weimar.
Hassfurther, Paul,	Hofmusiker,	Meiningen.
Koch, Oskar,	Concertmeister,	Bremen.
Koert, Jean,	Concertmeister,	Rotterdam.
Koetscher,	Hofmusiker,	Weimar.
Lohse, Carl Ernst,	Kammermusiker,	Hannover.
Ludwig,	„	Weimar.
Lüstner, Richard,	Hofmusiker,	Meiningen.
Mahler, H.,	„	„
Mehr, C.,	„	Schwerin.
Metius, G.,	„	Carlsruhe.
Miersch, Johannes,	Tonkünstler,	München.
Pfeffer, Julius,	Hofmusiker,	Meiningen.
Pfitzner, Oskar,	Concertmeister,	Bremen.
Rösel, A.,	„	Weimar.
Schiller, J.,	Hofmusiker,	Hannover.
Schubert,	Kammermusiker,	Weimar.
Seitz, Fr.,	Concertmeister,	Dessau.
Spiess, Albert jun.,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Stegmann, Alfred,	Kammermusiker,	Dessau.
Weiglin, Emil,	Kammervirtuos,	Neustrelitz.
Zimmermann,	Hofmusiker,	Meiningen

Viola.

Balling,	Kammermusiker,	Schwerin.
Deike, H.,	„	Hannover.
Funk, August,	„	Meiningen.
Glück, Josef,	„	Carlsruhe.
Hager, Adolf,	Hofmusiker,	Meiningen,
Hoitz, Ludwig,	„	Carlsruhe.
Kaden, Richard,	„	Dresden.
Kerner, Stefan,	„	Budapest.
Krafft, Paul,	Kammermusiker,	Hannover.
Labler, Wladimir,	Capellmeister,	Olmütz.
Lüstner, Otto,	Concertmeister,	Breslau.
Ramm, J.,	Hofmusiker,	Schwerin.

Cello.

Friedrichs, C.,	Kammermusiker,	Weimar.
Grützmacher, L.,	Kammervirtuos,	„
Grützmacher, F. jr.,	Hofmusiker,	„
Halir, L.,	Tonkünstler,	„
Hochstein, Max,	Hofmusiker,	Meiningen
Kirchner, A.,	Kammermusiker,	Hannover.
Lang,	Kammervirtuos,	Schwerin.
Richter,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Schrempel, Max,	„	Schwerin.
Schübel, Heinrich,	„	Carlsruhe.
von der Straeten,	Prof. am Conserv.,	London.
Wendel, Robert.	Kammermusiker,	Meiningen.

Contrabass.

Benesch, Georg,	Mitglied der k. k. Hofoper	Wien.
Eike, Karl,	Kammermusiker,	Hannover.
Gianicelli, Karl,	„	Budapest.
Grell, Karl	Hofmusiker,	Meiningen.
Grüschow, Vollr.,	Kammermusiker,	Carlsruhe.
Láska, G.,	„	Schwerin.
Reiche, August,	„	Hannover.
Weber, W.,	„	Weimar.

Flöte.

Abbas, Max,	Kammermusiker,	Meiningen.
Beck, August,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Saal, Wilhelm,	Kammermusiker,	Weimar.
Sabathil, Ferd.,	„	Schwerin
Voigt, Otto,	„	Hannover.

Clarinette.

Bolland, H.,	Kammermusiker,	Hannover.
Engel, Christian,	„	Darmstadt.
Menz,	„	Hannover.
Mühlfeld, Richard,	Kammervirtuos,	Meiningen.
Sobek,	Kammermusikus,	Hannover.

Oboe und Altoboe.

Braun,	Kammermusiker,	Carlsruhe.
Eichel, H.,	„	Hannover.
Reiche, Albert,	„	„
Richter, Friedrich,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Wieprecht,	Kammervirtuos,	Berlin.

Fagott

Schmidt,	Kammermusiker,	Dresden.
Truckenbrodt, A.,	„	Meiningen.
Valerius, Wilh.,	„	Berlin.
Wollgandt,	„	Wiesbaden.

Contrafagott.

Fedisch,	Kammermusiker,	Hannover.

Horn.

Borst, Fritz,	Mitglied d. Stadt-theater-Orchest.,	Hamburg.
Hartmann, Wilh.,	Kammermusiker,	Kassel.
Herbig, Conrad,	Hofmusiker,	Hannover.
Ketz, E.,	Tonkünstler,	Köln.
Knierer, Joh.,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Leinhos, Gustav,	Kammermusiker,	Meiningen.
Schmidt, E.,	„	Weimar.

Trompete.

Fricke, Adolf,	Kammermusiker,	Dresden.
Marx,	„	Schwerin.
Pfeifer,	Hofmusiker,	Carlsruhe.
Steinmetze, Gust.,	„	„

Posaune.

Grunert, F.,	Kammermusiker,	Hannover.
Koschel, Paul,	„	„
Steinmann, Chr.,	„	„
Thomas, Ferd.,	„	Meiningen.

Tuba.

Wöbbeking,	Kammermusiker,	Hannover.

Harfe.

Frankenberger, C.,	Hofmusiker,	Weimar.
Posse,	Kammermusiker,	Berlin.
Vitzthum, Heinr.,	„	Hannover.
Wiedemann, A.,	„	Darmstadt.

Pauke.

Jäckel, W.,	Mitglied d. Stadt-theater-Orchest.	Hamburg.
Lutter, Hermann,	Kammermusiker,	Hannover.

Königlich bayerische Staats-Eisenbahnen.

Bekanntmachung.

Während der Wagner'schen Bühnenfestspiele zu Bayreuth sind neben den sämmtlichen regelmässigen Verbindungen von und nach Bayreuth noch nachverzeichnete Fahrgelegenheiten hergestellt:

I. Extrazug von Bayreuth nach Eger:

ab Bayreuth XI Uhr — Min. Nachts; an Eger XII Uhr 45 Min. Nachts.

II. Extrazug von Bayreuth nach Nürnberg:

ab Bayreuth XI Uhr — Min. Nachts; an Nürnberg C.-B. I Uhr 10 Min. Nachts.

III. Extrazug von Franzensbad nach Bayreuth:

ab Franzensbad XII Uhr 55 Min. Nachm.; an Bayreuth III Uhr 5 Min. Nachm.

Die Extrazüge I, II und III werden an den Aufführungstagen der Festspiele abgefertigt, verkehren also ab Bayreuth bezw. ab Franzensbad am 22., 23., 25., 26., 29. und 30. Juli, 1., 2., 5., 6., 8., 9, 12., 13., 15., 16. und 19. August.

Zu diesen Zügen, welche Eilzugsgeschwindigkeit besitzen, werden nur Schnellzugsbillete ausgegeben.

Extrazug I hält unterwegs an den Stationen Kirchenlaibach und Markt-Redwitz.

Extrazug II hält unterwegs an den Stationen Schnabelwaid, Pegnitz, Rupprechtsstegen, Hersbruck r. P. und Lauf r. P.

Extrazug III hält unterwegs an den Stationen Eger, Markt-Redwitz und Kirchenlaibach.

IV. Extrazüge von Bayreuth nach Neuenmarkt und zurück:

a) ab Bayreuth XI Uhr — Min. Nachts; in Neuenmarkt XI Uhr 45 Min. Nachts.

b) ab Neuenmarkt XII Uhr — Min Nachts; an Bayreuth XII Uhr 45 Min. Nachts.

Die Extrazüge IVa und IVb, zu welchen gewöhnliche Personenzugsbillette für alle Wagenklassen und nach allen Zwischenstationen ausgegeben werden, verkehren in der Zeit vom 21. bis 20. August **täglich.**

c) ab Bayreuth II Uhr — Min. Nachts; an Neuenmarkt II Uhr 40 Min. Nachts.

d) ab Neuenmarkt III Uhr — Min. Nachts; an Bayreuth III Uhr 40 Min. Nachts.

Die Extrazüge IVc und IVd halten an den Unterwegsstationen nicht an, verkehren nur an den unmittelbar auf die Aufführungen folgenden Tagen und können gegen Lösung gewöhnlicher Personenzugsbillete I. II. und III. Klasse benützt werden.

Durch die unter Ziffer IV aufgeführten Extrazüge werden direkte Anschlüsse an die Züge der Linie Hof—München nach und bezw. von Berlin, Leipzig, Dresden—Würzburg, Frankfurt a. M., Cöln—München etc. hergestellt.

Königl. Oberbahnamt.

(L. S.)

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Bayreuther Taschenbuch für 1889.

Fünfter Jahrgang des „Bayreuther Taschenkalenders.“

Anzeige.

Soeben erschien im Verlage von Ed. Bote & G. Bock in Berlin, Leipzigerstrasse 37, der von der Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins herausgegebene *„Bayreuther Taschenkalender“* für 1889, welcher für die **Mitglieder des Vereins** von der Zentralleitung in Berlin, Dorotheenstrasse 38/39, **im Uebrigen** durch den obengenannten Verleger sowie durch jede Buch- und Musikalienhandlung zu beziehen ist. Der Preis des Exemplars beträgt 1,80 ℳ.

Diese der Förderung der Bayreuther Idee gewidmete litterarische Gabe, welche nun zum fünften Male vor die Oeffentlichkeit tritt, wird den Lesern der „Bayreuther Blätter“ angelegentlichst empfohlen. Insbesondere mögen alle Diejenigen, denen es am Herzen liegt, das Interesse und Verständniss für des Meisters Kunst in immer weiteren Kreisen zu wecken, sich die Verbreitung des Kalenders angelegen sein lassen.

Die mit Richard Wagner's Sache so innig vertrauten Redakteure: die Herren Ferdinand Graf Sporck und Oskar Merz haben es auch diesmal verstanden, einen reichen und fesselnden Inhalt darzubieten. Dem einleitenden Vorworte folgen drei, „unsere Fürsten“ betitelte Gedichte, in denen die Beziehungen Kaiser Wilhelm II., sowie die des hochseligen Königs Ludwig II. und des hochseligen Kaisers Wilhelm I. zu Bayreuth in schwungvollen, tiefempfundenen Versen gefeiert werden. Es folgt Glasenapp's Aufsatz **„Richard Wagner als Revolutionär“**, eine mit eindringendem Geiste entworfene historische Studie. In dem Kalendarium sind jedem Monat sinnvoll ausgewählte Citate aus des Meisters Dichtungen und Prosaschriften beigegeben. In der nun folgenden **umfangreichen Studie Hans von Wolzogen's „Christliche Monatsheilige“** weiss der Verfasser auf der Grundlage sorgsamer wissenschaftlicher Forschung mit dichterischem Blicke eine Fülle neuer Beziehungen aufzuweisen. — Nach einem **„Rückblick“ auf die glänzend verlaufenen „Festspielaufführungen des Jahres 1888“** finden wir unter dem Gesammttitel: **„Der Allgemeine Richard Wagner-Verein“** das Präsidium, die neugewählten Mitglieder der Zentralleitung, die Statuten, sowie ein Verzeichniss sämmtlicher Zweigvereine und Ortsvertretungen. Die **Bibliographie** bietet wiederum ein reichhaltiges Verzeichniss aller über den Meister erschienenen Schriften und Aufsätze in in- und ausländischen Zeitschriften. Die **„Statistik der Aufführungen“** der Werke Richard Wagner's ist von allgemeinem Interesse. Die **„Neueren Xenien“** schliessen sich würdig an ihre Vorgänger im vorigen Jahrgange an. Den Kalender schmückt in diesem Jahre das vortreffliche **Bildniss Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II.**, welches aus dem rühmlichst bekannten Atelier des Hofphotographen F. Hanfstängl in München hervorgegangen ist.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.